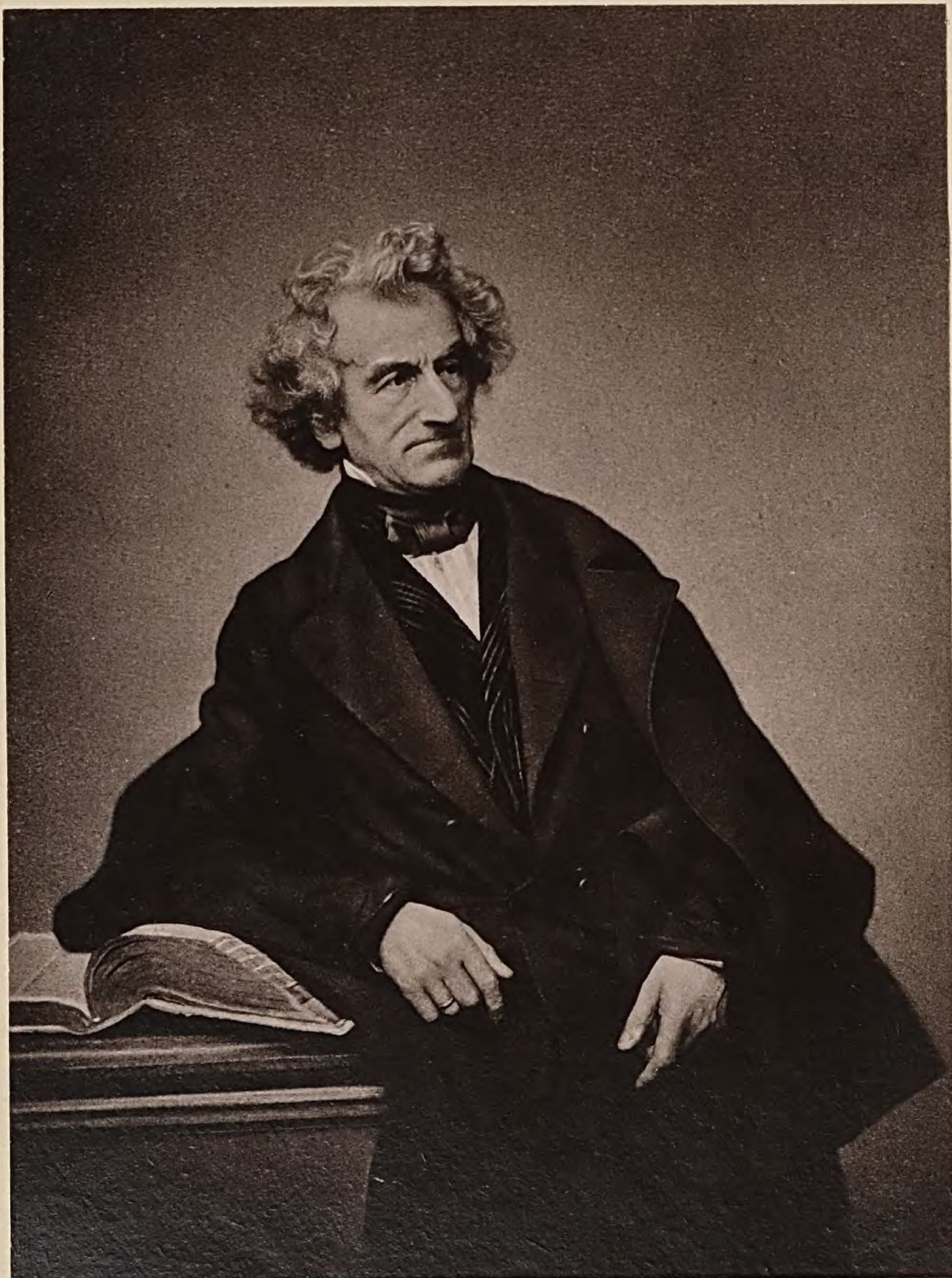


Verlagsanst. Bruckmann repr.

Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Erinnerungen

des

Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis,

gesammelt, ergänzt und herausgegeben

von

Emilie Ringseis.

Erster Band.

Mit einem Porträt
nach einer Photographie von Fr. Hanfstängl.

Regensburg & Amberg.
Druck und Verlag von J. Habbel.
1886.

Vorwort.

Die Herausgeberin dieser Erinnerungen hegte den dringenden Wunsch, das Säkularjahr der Geburt ihres Vaters nicht vorübergehen zu lassen, ohne sein Lebensbild in abgerundeter Gestalt in die Welt zu senden. Weil aber innere und äußere Schwierigkeiten dieses verhinderten, so entschloß sie sich vorläufig, in zwei Bänden gesammelt [1]) wenigstens dasjenige zu bieten, was in den Jahrgängen 1875 bis einschließlich 1880 der historisch-politischen Blätter zerstreut erschienen ist [2]) und bezüglich der Weise seiner Abfassung bei den damaligen Lesern sich folgendermaßen hat eingeführt:

---

1) Die besondere Ausdehnung des siebenten Kapitels, welches gerade in die Mitte des Ganzen fällt, machte die Theilung in zwei Bände von sehr ungleicher Größe unvermeidlich; der zweite Band wird daher bedeutend kleiner als der erste.

2) Bd. 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 85. Ein Nachtrag der Schreiberin, welcher nunmehr hinwegfällt, erschien in Bd. 87 und 88.

„Jugend-Erinnerungen [1])

des

königl. bayer. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Aufgezeichnet nach seinen mündlichen Erzählungen und Briefen.

Wie obiger Titel schon andeutet, sind die nachfolgenden Berichte, mit Ausnahme von eingeschalteten Briefstellen, durch Ringseis selbst weder niedergeschrieben, noch in die Feder diktirt worden, vielmehr wurden sie ihm abgelauscht, nacherzählt und dann bei der stark vorgeschrittenen Verdunklung seines Augenlichtes ihm durch wiederholtes Vorlesen unterbreitet. Mußte auch leider die Eigenart seines Styls hiebei mehr oder minder verloren gehen, so schien es dennoch gerechtfertigt, ja geboten, ihn selbstredend einzuführen. Andererseits ist es bei jenem durch die Noth auferlegten Verfahren nur allzu wahrscheinlich, daß trotz gewissenhaften Bemühens Irrthümer unvermerkt sich eingeschlichen haben. Insbesondere wolle man etwaige Schnitzer gegen Chrono- und Terminologie, Geo- und Ethnographie und was derlei wissenschaftliche Graphien und Logien mehr sind, nicht dem gelehrten Vorerzähler, sondern der ungelehrten Nachsagerin in die Schuhe schieben. — Manche Ergänzung ward ihr durch Bericht von Zeitgenossen, die freilich seither schon großentheils hinübergegangen sind; hat ja der Hochbetagte schon eine Menge seiner Schüler überlebt!

Einiges was sie gut finden wird auf eigene Faust, ohne Vorwissen von Ringseis und nur im Komplott mit dem Herrn Redakteur zu sagen, das soll erscheinen als

„Anmerkung der Schreiberin“.“

---

1) So hieß es anfänglich, da noch ungewiß war, ob man darüber hinausgelangen werde.

Sieben Kapitel waren in den Blättern erschienen, als des Greisen bis dahin wunderbar frisches Gedächtniß durch Krankheit eine plötzliche Schwächung erlitt, nach seinem eigenen Ausdrucke gleichsam streifig eingerissen wurde. Jedoch war vorher schon Vieles vom Weiteren ihm unterbreitet worden und da sich Fluth und Ebbe in seinem Erinnern zeigte, so gab es der guten Stunden genug, um auch das Uebrige ihm zu Kenntniß und Bestätigung vorzulegen. Nur beim dreizehnten Kapitel konnte dieß nicht mehr durchgängig geschehen; auch ist es fragmentarisch geblieben, was aber schon der vielfach in spätere Zeiten vorgreifende Inhalt mit sich brachte.

Verschiedenes hat R. selber noch ergänzt oder berichtigt; für Manches kamen der Schreiberin alte Briefe und Aufzeichnungen von seiner Hand nachträglich zu Statten; einiges Untergeordnete schöpfte sie aus Briefen und Tagbüchern ihrer Mutter und ähnlichen Erinnerungsquellen; wichtigere Lücken aber durfte sie sich nicht erlauben aus fremdem Born zu füllen, solang R. selbstredend eingeführt war.

Da die beiden Bände Alles bringen, worin Ringseis als Autobiograph erscheint, so bilden sie ein Ganzes, auch wenn kein dritter Band abschließend folgen sollte. Ist es der Schreiberin vergönnt, ihn nachzusenden, so wird es dann noch Zeit sein, über die Weise der Abfassung sich auszusprechen. Das aber möchte sie schon jetzt bezüglich ihres Antheils an den ersten zwei Bänden bemerken: Gleichwie nicht Geschichtschreiberin von Beruf, so ist sie

nicht Prosaistin durch Trieb oder Anlage; die Gründe, welche sie drängten, der vorliegenden Aufgabe sich dennoch zu unterziehen, leuchten so von selber ein, daß sie darin einen mächtigen Anspruch auf des Lesers Nachsicht zu besitzen glaubt; nochmal aber muß sie sich im Namen ihres Vaters dagegen verwahren, daß man, wie es geschehen ist, ihren Styl für den seinigen halte; die angeführten Stellen aus seinen Briefen sind übrigens genügend, um den Unterschied darzulegen.

München, 1885.

Emilie Ringseis.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

Kindheit und erste Jugend. 1785—1805.

1. Schwarzhofen und Walderbach.

Geburt und Heimath; Familie. Erste Erinnerungen; Religiöses; Nachbarschaft; Geschichtliches. Leben und Weben im Orte. — Erster Unterricht; Regensburg. Klosterschule in Walderbach; (eine naturgeschichtliche Erfahrung).

Ich kam zur Welt am 16. Mai 1785 in dem oberpfälzischen Marktflecken Schwarzhofen (kurzweg auch Schwarzhof genannt), Landgerichts Neunburg vorm Wald im damaligen Kurfürstenthum Bayern.

Der Ort ist anmuthig gelegen am Flüßchen Schwarzach, welches zwischen Schwarzenfels und Nabburg in die Naab einmündet und von dieser südwärts in die Donau geführt wird. Ein besonderer Schmuck des Marktes war die auf einem Granithügel thronende Klosterkirche der Dominikanerinen, die mit ihrer blechgedeckten Thurmkuppel, wenn man von Amberg oder Regensburg kam, schon von weitem entgegen glänzte. Etwas niedriger, doch immerhin auf der Anhöhe, lag das Kloster selber, durch einen geschlossenen Gang mit der Kirche verbunden.

Ehedem war Neunburg in Schwarzhofen eingepfarrt, welches letztere demnach der größere Ort sein mochte; man könnte dieß auch schließen aus dem Umstand, daß die

Grafen von Ortenburg es im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, bald nach Gründung des Dominikanerordens, erwählten zur Stiftung obigen Klosters. Obwohl der Ort bayerisch war, wurde die Pfarrei noch zu meiner Zeit durch die Dominikanerinen der Reichsstadt Regensburg vergeben.

In den Tagen, als Konradin von Hohenstaufen ins welsche Land abging, wählte seine Mutter Elisabeth, eine geborene bayerische Prinzessin, das Kloster in Schwarzhofen zu ihrem Aufenthalt. Bei der Nachricht von der Gefangennahme ihres Sohnes brach sie von dort nach Italien auf, um Schritte zu seiner Befreiung zu thun; bald aber ward die unglückliche Frau von der Kunde seines tragischen Todes ereilt und blieb von da in Tyrol, wo sie das Zisterzienser-Kloster Stams gegründet hat.

In der Gegend war viel vermöglicher Adel, wie die Grafen Reisach, Taufkirchen u. s. w., die Barone Karg von Winklarn und Altendorf, Sauer von Zangenstein, Weinbach, Murach, deren Schloß Murach einst den mächtigen Grafen von Ortenburg gehört hatte,[1]) Horneck von Dieterskirchen u. s. w. Die minder wohlhabenden unter ihnen verarmten aber unter dem nachmaligen König Max I. in Folge der neuen Besteuerung und wohl auch eigener schlechter Wirthschaft.

Charakteristisch für die Gegend waren die zahlreichen Eisenhämmer, sodann die Glasschleifen, deren Besitzer

---

[1]) Der letzte Murach, der in London ein lustiges Leben führte, als ihm die Kunde ward vom Tode seines höchst sparsamen Herrn Papa, eilte nach Hause, und sein Erstes war, sich in die Schatzkammer des Schlosses führen zu lassen; er klopfte an die Fässer voll Silber und Gold und rief — so erzählte man —: „Freuet euch, ihr Altväter, euer Erlöser ist gekommen!“ und er erlöste sie so gründlich, daß er buchstäblich verhungernd starb; sein Schloß fiel ihm über dem Kopf zusammen.

jedoch durch die Kontinentalsperre den Absatz ihrer Glastafeln nach Amerika einbüßten und ebenfalls verarmten.

Einen Reichthum und Schmuck der Gegend bildeten die vielen fischreichen Weiher, großentheils im Besitz der Adeligen und Klöster. Wenn der große Pfrentschweiher, der mehrere Stunden im Umfang hatte, abgelassen und ausgefischt wurde, strömten von allen Seiten, auch aus Schwarzhofen, Kauf- und Schaulustige herbei. Er gehörte zur Landgrafschaft Leuchtenberg und war eine Dämmung des Flüßchens Pfreimdt, (so viel als Brent, Brenta,) nach welchem das Hauptstädtchen Pfreimdt genannt war; auch die wunderschöne Lage des Schlosses Leuchtenberg war ein Anziehungspunkt. — Viele dieser Weiher wurden seit Aufhebung der Klöster und ihres großen Fischbedarfes trocken gelegt.

Der Name meiner Familie hieß ursprünglich Ringseisen, vielleicht ein Imperativ (Ring' 's Eisen), etwa für einen Schmied, wie deren so viele in der Gegend waren. Warum die Endsilbe, durch meinen Vater glaub' ich, ist abgeschnitten worden, das weiß ich nicht. Oefter wurde mir erzählt, daß man meinen Großvater, Urgroßvater u. s. w. die „Pamsen" genannt habe — vielleicht in Zusammenhang mit dem Umstand, daß die Bauern des im Landgerichte Nabburg gelegenen Dorfes Pamsendorf kraft alten Herkommens gewisse Abgaben für Schwarzhofen in meinem elterlichen Hause abliefern mußten, wie ich es selber miterlebt habe.[1])

---

[1]) Ministerial-Rath von Schönwerth, der mit Vorzug Urtheilberechtigte, gibt eine vornehmere Deutung: Ring 's Eisen, soviel als Schwing 's Eisen, könne auch einen Ritter anzeigen; die Pamsen oder Bambsen seien nichts Anderes als die bambini, Infanten, jüngeren Söhne eines Geschlechtes, — siehe „Giselher das Kind". Da haben wir's also, wir Ringseisen sind Ritterskinder.

Mein Vater Joh. Baptist Ringseis war der Wirth „Zum goldenen Stern“ und wurde, als er nur wenig über dreißig Jahre zählte, zum Kommandanten der Landwehr und später fast einstimmig zum ersten Bürgermeister erwählt; denn er war sehr beliebt und stand in rechtem Ansehen. Auch blieb ihm das alle drei Jahre neu zu besetzende Amt bis zu seinem Tod, der ihn freilich schon im 42. Jahr seines Lebens ereilte. Man erzählte sich von ihm kleine salomonische Richtersprüche. Sein oft betonter Wahlspruch war: Ehrlich währt am längsten.

Meine Mutter Katharina war die Tochter des Prokurators und Marktschreibers Artmann, welcher im siebenjährigen Krieg als bayerischer Husar gedient hatte. Durch seine Frau, meine Großmutter, eine Marktschreiberstochter aus Plattling in Niederbayern, denke ich „jesuitenverwandt“ zu sein; denn fünf Brüder ihres Großvaters, des Bürgermeisters Schwarz in Neunburg vorm Wald, bei dem sie erzogen wurde, befanden sich gleichzeitig im Orden, zum Theil auf Missionen; einer davon, den meine Mutter noch gekannt, erzählte öfter von den Leiden, die er unter Pombal in portugiesischem Gefängniß ausgestanden, wie er z. B. von Ratten und Ungeziefer fast aufgezehrt worden. Ich meine, es sei sogar ein anderer von den Brüdern, wo nicht zwei, im Kerker dort gestorben. — Eine nahe Verwandte der Großmutter hatte zu Hohenfels in der Oberpfalz, von fremden Soldaten verfolgt, sich ihrer Gewalt dadurch entzogen, daß sie sich aus einem Fenster des Schlosses in die Tiefe gestürzt und so den Tod gefunden. — Ich selber habe die Großmutter nicht gekannt — la plus belle fille de la ville, meinten von ihr die einquartierten Franzosen, und von den vielen französischen Sätzen, welche sie damals gehört, hat sie sich vorzüglich den einen gemerkt, — aber

ich weiß, daß sie eine erstaunliche Anhänglichkeit an das bayerische Kurfürstenhaus im Herzen trug und oft erzählte von der unsäglichen, allgemeinen Trauer bei dem im Jahr 1777 erfolgten Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph III., der zwar ein schwacher, in manchen Dingen irre geleiteter Regent war, aber wegen seiner persönlichen Herzensgüte aufs innigste vom Volke geliebt.[1]) Mit der Trauer um die Persönlichkeit war freilich die um den erlöschenden alten Zweig des Herrscherhauses verbunden, unter welchem Bayern eine so glorreiche Rolle gespielt hatte.

Mein Vater hatte vierhundert und meine Mutter einhundert Gulden zusammt einem auf zweihundert gewertheten Sommerkeller in die Ehe gebracht und mit jener Summe und einem kleinen, von Verwandten aufgenommenen Darlehen hatten sie eine halb in Trümmern liegende Gastwirthschaft gekauft, die sie durch Ordnung und Sparsamkeit wieder in Stand setzten. Es durfte damals zwar jeder Bürger des Marktes nicht nur seinen Hausbedarf an Bier im Gemeindehaus selber brauen, sondern auch für Gäste ausschenken; aber die Beherbergung von Fremden, die Veranstaltung von Fest- und Leichenschmäusen u. dgl. m. stand nur den Wirthen zu, deren drei im Ort waren. Anfänglich besaßen meine Eltern, denen ein fast völliger Neubau ihres Hauses oblag, kein Stück Vieh; allmälig machten steigender Bedarf und

[1]) Etwa siebzig bis achtzig Jahre später antwortete dem Pfarrer O. von J. ein Bauer auf die Frage nach seinem Alter: „Ich war halt ein Bub von sieben Jahren, wie der Landesvater gestorben ist.“ — „Ei,“ meinte der Pfarrer, „während Eueres Lebens sind wohl mehrere Landesväter nacheinander gekommen“ — (nach Max Joseph III. noch Kurfürst Karl Theodor, dann König Max Joseph I. und der damals regierende Ludwig I.). — „Nein,“ entgegnete der Bauer, „von einem Landesvater habe ich seither nie mehr gehört.“

Ertrag der Wirthschaft den Erwerb von Vieh und Feld sowohl nöthig als möglich; auch eine kleine Spezerei- und Schnittwaarenhandlung, mit welcher die Eltern meines Vaters ihm ins Haus nachgezogen waren, übernahm er nach deren Tod. Im Vergleich zur allgemeinen Kümmerlichkeit der Gegend wurde das Haus ein ansehnliches. „Wir haben's nicht erwirthschaftet," sagte die Mutter oft; „was wir an Geld in die Ehe gebracht haben, das ist reichlich an Unterstützung von Verwandten hinausgegangen; es muß Gottes Segen gewesen sein." Der Vater hatte eine durchaus großmüthige und gastliche Ader; das Zusammenhalten des Geldes traf darum vorzüglich die Mutter; wohlthätig gegen die Armen und gastlich z. B. gegen die in der Vakanz daheim weilenden Studenten des Ortes war aber auch sie. Man rühmte sie für ihre große Wahrhaftigkeit, die sie allerdings nicht hinderte, mit mancher Einnahme hinterm Berg zu halten, damit der Vater nicht zu freigebig damit verfahre, — außerdem war sie bekannt als tüchtige Hausfrau und ihr Gedächtniß trug ihr Beinamen ein wie die Chronik, das Register, das Mausoleum — letzteres, weil sie einem Gedenkbuch für Verstorbene glich. Sie zeigte sich bewandert in der bayerischen Geschichte, namentlich ihrer Gegend, und wenn man Näheres über Stammbäume, verwickelte Verwandtschaften z. B. wegen Stiftungsrechten, Ansprüchen auf Freiplätze u. dgl. wissen wollte, so gingen Pfarrer und Magistratspersonen zur Ringseisin. Alle Rechnungen machte sie im Kopfe, führte aber zugleich, ohne es gelernt zu haben, Buch über ihre ganze Wirthschaft, so wie sie zu den Geburtstagen ihrer Kinder die treffenden Konstellationen in ihr Gebetbuch eintrug. Ihr Lieblingsspruch war: „Brave Kinder — der Eltern größter Reichthum."

Bischof Sailer, der sie später kennen gelernt hat, schätzte sie sehr und kam, als er einst in Neunburg firmte, eigens wegen ihr nach Schwarzhofen; ebenso sprach Cornelius, der sie bei mir in München traf, von ihr mit herzlicher Achtung.

Von zehn Kindern meiner Eltern erwuchsen nur fünf. Unter diesen war ich der älteste; nach mir kam Sebastian, geboren 1787, unvermählt gestorben zu Regensburg als Opfer seines ärztlichen Berufes 1814; sodann Margaretha, die ihrem Manne Trautner die übernommene elterliche Wirthschaft zubrachte, aber nach wenigen Jahren der Ehe starb; Katharina, die mir in München bis zu meiner Verheirathung das Haus geführt hat und dann den Patrimonialgerichtshalter und Stadtschreiber Lehrnbecher in Rötz ehelichte; endlich Therese, die Gattin des Joseph Schiestl, Gymnasialprofessors in Amberg, später Straubing. Aus aller drei Schwestern Ehen gingen Kinder hervor.

Als ich in den ersten Stunden des Nepomukfestes, welches im Jahre 1785 auf Pfingstmontag traf, das Licht der Welt erblickt hatte, da hielt die Bürgerwehr, ihrem Kommandanten zu Ehren, eine abendliche musikalische Litanei vor dem Standbild des hl. Nepomuk auf der Schwarzachbrücke, und der frohe Vater bewirthete sie dafür im eigenen Haus, der ruhebedürftigen Wöchnerin nicht eben zur Freude. In unserer der Böhmengrenze benachbarten Gegend wie in ganz Bayern ist St. Nepomuk ein vielgefeierter Heiliger; es lag also nah, meinen Geburtstags-Heiligen mir auch zum Namenspatron zu geben. Das nennt man bei uns seinen Namen mit auf die Welt bringen.

Nach ihrer Genesung löste meine Mutter durch eine Wallfahrt nach Altötting ein Gelübde, zu dem sie in der

Zeit der Erwartung durch mancherlei Besorgniß sich gedrungen gefühlt hatte. Auch nach der Geburt machte ich mich durch meine Lebendigkeit bemerklich, und als ich auf etwas festeren Beinchen ging, selbst durch Rauflust. Nachdem ich einst ungehorsam gewesen, bedrohte mich meine Großmutter Ringseisen, mit einem so bösen Buben sei nichts zu machen, den müsse man in die weite Welt schicken. Wirklich traf sie sogleich Anstalt und packte allerhand Zeug in ein Schnupftuch zusammen, das sie mir auf den Rücken binden wollte; aber ich, vom Ernst der Sache völlig überzeugt, warf mich, um das Unglücksränzel abzuwehren, auf den Rücken und strampelte der Großmutter mit den kleinen Füßen ins Gesicht und wohin ich eben traf.

Diese Großmutter war eine herzhafte Frau. Als sie einst nächtlicher Weile bei der Leiche einer befreundeten Person Wache hielt, schien die Leiche sich in ihrem weißen Tuch auf einmal kerzengerade aufzurichten. Die Großmutter verlor den Kopf nicht, und was entdeckte sie? Ein Huhn war in die Kammer und unter das zudeckende Leichentuch gerathen und unter demselben emporgeflattert, wodurch die Täuschung entstand, als richte der Körper selber auf geisterhafte Weise sich auf.

Wiederum war ich unartig gewesen, da ward ich bedroht, man werde mich zu einem gewissen Bauern in Dienst geben, um seine sehr bösen und gefürchteten Truthühner zu hüten. So oft ich nun jenen Bauern ins Haus treten sah, ergriff ich die Flucht und ließ mich möglichst lang nicht mehr blicken.

Zu meinen ältesten Erinnerungen gehört es, daß ich die ächten schwarzen Blattern gehabt. Narben trug ich nicht davon; aber heut noch ist mir der eigensinnige Jammer gegenwärtig, womit ich aus keinem anderen Glas trinken wollte als jenem, auf welchem abgebildet ein

Jäger auf den Hirsch anlegte; von den Blattern im Augenblick geblendet, konnt' ich den Gegenstand meiner Bewunderung und Sehnsucht nicht sehen, aber ich beharrte dabei: „Schön Glaasl trinken!"

Einmal nahm mich die Mutter im Wagen über Land; vielleicht die erste Reise meines Lebens. Ich hatte eine kleine Trommel umhängen. In einem Dorf sagte die Mutter dem fahrenden Knecht, sie habe hier eine Besorgung abzumachen und wolle dann vorangehen, er solle nach der Fütterung des Pferdes mit dem Kleinen nachfahren. Der Knecht machte sich den Spaß, mir vorzuspiegeln, die Mutter sei auf und davon, wir Beide aber blieben nun hier an dem fremden Ort. In großem Schrecken hierüber stahl ich mich fort und marschirte mit meiner Trommel die Landstraße entlang und in die Welt hinein, die Mutter zu suchen. Nun war am Knecht die Reihe des Erschreckens. Schnell spannte er ein und fuhr nach der Seite, wo man mich kleinen Ausreißer wollte gesehen haben; zum Glück konnte jeder Begegnende Auskunft geben über den gewaltigen Trommler, der unaufhaltsam dahin wanderte, bis das eilende Fuhrwerk mich erreichte, bevor noch an die Mutter das Erschrecken gekommen war.

Sehr interessirte ich mich für ein früher verstorbenes Brüderlein, gleich dem späteren Sebastian genannt, von dem man mir erzählte, wie gescheidt es gewesen, wie es z. B. einst vom Großvater gehört, sie wollten miteinander in den Himmel steigen. „Aber wie denn, Großvater?" — „Nun, mit einer Leiter!" — „Aber wo lehnen wir dann die Leiter an?" — Da war denn der Großvater schon am Ende seines Lateins.

Kaffee war im ganzen Ort nicht üblich, selbst bei Pfarrer und Marktschreiber. Als einst ein Durchreisender

in unserer Gaststube solchen trank, begehrte ich darnach in kindischer Ungeduld und ließ mich durch der Mutter Vertrösten nicht beschwichtigen. Da bot mir schalkhaft der Fremde den ungezuckerten schwarzen Kaffee; ich setzte arglos an, aber obschon ich den Trank höchst widerwärtig fand, ließ ich in trotziger Beharrlichkeit nicht ab, bis ich die Schale geleert hatte.

Ich war zart von Gesundheit und es wurde öfter bezweifelt, ob man mich aufbringen werde. Doch muß auch Widerstandskraft in mir gewesen sein; denn einst, als ich schon etwas größer war, spielte ich auf dem Eis; es brach ein, ich gerieth darunter, stieß mit dem Schädel die Decke ober mir wieder durch, arbeitete mich heraus, fürchtete mich jedoch, zu Haus mein Abenteuer zu melden und trocknete stillschweigend am Ofen sitzend meine Kleider auf dem Leib, in Einem Zug die Festigkeit meines Schädels und für dießmal auch meiner Gesundheit beweisend. Auch Nachtwandler war ich mehrere Jahre lang, wennschon nicht auf halsbrecherischen Wegen.

Im Ganzen galt ich als ein ernsthaftes Kind, konnte aber dazwischen überschäumen von Lustigkeit und Muthwillen.

Den ersten Religionsunterricht von uns Kindern ließ sich die Mutter angelegen sein. Jeden Morgen nahm sie — weil wir im Alter sehr verschieden waren — je ein Kind einzeln vor und lehrte uns beten, das Vater unser mit Ave Maria, den „Glauben an Gott", Morgen-, Abend- und Tischgebet, den englischen Gruß mit seinen drei Vorsprüchen u. dgl. m. Die größeren Kinder mußten dann vorbeten. Auch besuchten wir täglich die heilige Messe.

Vor Allem wurde uns Gottes Allgegenwart und Wissen der heimlichsten Gedanken eingeprägt, wobei denn das stete „Hab' Gott vor Augen" großen Eindruck machte

— auch der liebe Schutzengel und die Heiligen als Zeugen unseres Thuns und Denkens uns dargestellt. Strenge Schamhaftigkeit ward mit dieser Grundlehre der Allgegenwart des Reinsten und Heiligsten zunächst in Verbindung gesetzt und ebenso eine vollkommene Wahrhaftigkeit. Der Vater rühmte von der Mutter, daß er sie nie auch nur auf der geringsten Unwahrheit betreten habe, und Beide äußerten oft: Wer lügt, der stiehlt. Letzteres nahmen wir uns um so tiefer zu Gemüth, als wir täglich, am Rathhaus vorübergehend, daselbst einen nur durch Gitter abgeschlossenen Raum wahrnahmen, in welchem in früherer Zeit man überführte Diebe und besonders Diebinen öffentlich ausgestellt hatte.

Wenn ich bei der Frohnleichnamsprozession oder beim Umzug am Tag des Rosenkranzfestes meinen stattlich gebauten Vater als Kommandirenden des Bürgermilitärs mit der schräg über die Schulter geschlungenen blauweißen Schärpe sah und dem glänzenden halbmondförmigen Brustschild darüber, wenn ich sah, wie er vom Balkon des Rathhauses herab dem Fahnenträger die Fahne reichte, dann an der Spitze seiner Truppe deren Bewegungen leitete und das Kommando zum Abfeuern der Geschütze gab, da schien er mir ein gewaltiger Mann und fast der nächste an unserem Herrgott. Aber ich selber war auch nichts ganz Geringes, denn ich war der Engel, welcher die Prozession eröffnete, und mein Anzug war unsäglich schön. Auf dem Kopf ragte mir auf blonder Lockenperrücke ein hohes Diadem empor, am Rücken flatterte ein steifer Mantel, darunter bauschte sich ein Reifrock um mich, die Füße steckten in farbigen Schuhen, in der Rechten hielt ich einen Stab, in der Linken einen Schild. Und in solchem Pomp durfte ich mehrere Jahre nacheinander dem Zug voranschreiten. — Zu diesen Umzügen waren

Gassen und Hauptplatz mit Bäumchen geziert und der Boden mit den großen Blättern der Nymphaea lutea bestreut. Mich freute und bewegte Alles bei diesen Gelegenheiten auf das innigste und ließ mir, wenngleich sich kindische Eitelkeiten dazwischen drängten, religiös rührende Eindrücke im Herzen zurück.

Als dann mein Vater auch noch Bürgermeister ward und unmittelbar nach erfolgter Wahl der aus Amberg gesandte Regierungskommissär in Uniform zu meiner, eben im Kindbett liegenden Mutter kam, um ihr Glück zu wünschen, da machte auch dieß mir einen gewaltigen Eindruck von der Bedeutung meiner Eltern.

Der Stiefvater meiner Mutter, Namens Riederer, war Marktschreiber und als solcher dem Magistrat verantwortlich. Obschon nicht rechtskundig, ging hiermit der Bürgermeister dem literaten Marktschreiber vor und wurde von diesem nicht wie die anderen Bürger mit Er, sondern mit Sie angeredet. Das hat den guten Riederer manche Mühe gekostet, dem vorgesetzten Stiefschwiegersohn gegenüber die Sätze so zu schrauben, daß er das Sie vermeiden konnte. Um so großväterlicher hat er sich später herzlich gefreut, wenn seine Stiefenkel mit Preisen beladen in die Ferien kamen.

Das Kloster der Dominikanerinen stand mit meinen Eltern in vielfachem Verkehr. Die strenge Klausur, die Eindrücke des Sprechzimmers, der von fern vernommene Chorgesang, wie er z. B. um Mitternacht und 4 Uhr Früh bei der Prozession der Nonnen vom nördlichen Flügel in den uns nächstgelegenen östlichen heranzog, dann durch den südlichen und westlichen sich wieder entfernte und endlich nach nochmaligem Aufleben sich in die Kirche verlor, machten ihr Recht auf Herz und Phantasie des Knaben geltend. Da die Nonnen in der Nähe nur hinter der

Brüstung des Sprechgitters mit tief hereinragendem Weihel oder in der Kirche hinter den Chorgittern sichtbar waren, so liefen öfter die Knaben und Mädchen des Ortes auf höher gelegene Punkte, über die 15 Fuß hohen Mauern nach einer im Garten arbeitenden oder wandelnden Nonne zu spähen. Ihre Hauptmahlzeit hielten sie um 10 Uhr Vormittags, den Abendimbiß um 5 Uhr. Sie erfreuten sich großer Achtung wegen guten Geistes und Wandels und man flüsterte sich besondere Züge der Heiligkeit dieser oder jener Klosterfrau zu.[1]) Weniger wollte man ein Paar jener Dominikanermönche loben, welche ihnen nacheinander als Beichtväter zugetheilt waren.

In dem ein Stündchen von Schwarzhofen entfernten Neunburg vorm Wald war ein Franziskanerkonvent, von wo die Patres und terminirenden Fratres öfter erschienen und gern gesehen waren. Dagegen wanderte man am Portiunkulatag und anderen Ordensfesten zu ihren Predigten nach Neunburg, oder nach dem Deixel- (auch Eixel-) Berg bei dem benachbarten Pfreimdt, wo ebenfalls Franziskaner waren, oder auch in das vier Stunden entfernte Schwandorf, wo die Kapuziner in großem Rufe der Strenge und Frömmigkeit lebten und sich als Prediger auszeichneten. Auch sah man Zisterzienser aus Walderbach und dem großen und prächtigen Waldsassen, dessen Unterthanen nicht Oberpfälzer, sondern Stiftler heißen wollten, Benediktiner aus Reichenbach und Ensdorf, Norbertiner aus Speinshart, Augustiner

---

[1]) Die Dominikanerin Frau Ludovika erzählte uns ihrerseits gar Manches von ihrer heiligmäßigen Mitschwester in Altenhohenau am Inn, der stigmatisirten Maria Columba Weigl, einer Branntweinerstochter aus München, geboren 1713, gestorben 1783 und verwandt mit der noch bestehenden Branntweiners-Familie Kratzer.

aus Schönthal[1]) u. s. w. In den meisten dieser Klöster lebten Söhne meines Ortes als Mönche, so in Waldsassen ein Ringseisen; ein reger Verkehr mit ihnen gab dem ganzen Leben ein eigenthümliches Gepräge.

Dreimal im Jahre zogen Prozessionen nach auswärts, eine nach dem Mariahilfberg bei Amberg, eine nach dem Kreuzberg bei Schwandorf, eine nach dem erwähnten Deixelberg, und waren lang im voraus und hinterdrein Gegenstand des Antheils, der Besprechung und Erzählung. Hunderte aber pilgerten wenigstens einmal im Leben zur Muttergottes von Altötting.

Von Adeligen der Umgegend sprachen viele in unserer Gaststube zu, einige davon verkehrten in freundschaftlich herzlicher Weise mit meinen Eltern. Einmal wurde die sehr schöne Frau von S. von einem bäuerischen Gast mit großem Wohlgefallen betrachtet; da sie seinen Blick auch ihre goldene Uhr streifen sah, fragte sie leutselig: „Gefällt Euch die Uhr?“ — „Ja,“ meinte der Bauer, „sie gefällt mir wohl, aber der Uhrkasten noch besser.“

Anderthalb Stunden von Schwarzhofen waren die sogenannten Arz-, d. i. Erzhäuser, ein Bergbau treibendes Dorf. In meinem elterlichen Haus kehrten die Bergleute öfters ein. Ihre Erscheinung, ihre Erzählungen und vielleicht noch mehr was Andere von ihnen aussagten, wunderbare Geschichten von den Geheimnissen der Erde und dem seltsamen Leben Derer, die hineinzudringen berufen sind, eröffneten für meine Phantasie eine Welt, in die ich mich träumend vertiefen konnte. Daß ich auch sonst mit Sagen und Geschichten gefüttert worden, ver-

---

[1]) Aus Schönthal kam z. B. Pater Marcellin Sturm, bekannt als Dichter etwas zu derber, aber sehr witziger Volkslieder, die er meisterhaft vortrug.

steht sich in der sagenreichen Oberpfalz von selbst. Obwohl ich mich der Einzelheiten nicht erinnere, weiß ich doch, daß außer jenen aus ältester Zeit des Germanenthums stammenden Märchen, die mehr oder minder allen deutschen Stämmen gemeinsam sind, ferner den christlichen Legenden, noch viel erzählt wurde von den Gräueln der Hussiten und der Schweden, aber auch noch von den Schrecken des Erbfolgekrieges, insbesondere durch Trenck und seine Schaaren. Geschichtlich hervorgethan hat sich die Pfarrei Schwarzhofen im Jahre 1704, indem aus ihr unter Herrn v. Altenhammer bei Zangenstein das erste Fähnlein zum Kampf auszog für Kurfürst Max Emmanuel gegen die Oesterreicher, und die Erinnerung davon lebte noch bei uns fort. Dagegen war in späterer Zeit mir sehr merkwürdig, daß die Epoche der Reformation wenig oder kein Gedenken schien hinterlassen zu haben. Es kamen aus Württemberg, z. B. aus Eningen, oft wandernde Krämer mit Seidenbändern und kehrten bei meinen Eltern ein. Als ein solcher daselbst erkrankte, im Hause sorgfältig gepflegt und nach eingetretenem Hinscheiden, obwohl Protestant, auf dem Kirchhof begraben wurde, liefen warme Dankbriefe aus seiner Heimath ein, und der Sohn des Gestorbenen, der das Geschäft fortsetzte, wiederholte mündlich den Dank auf das herzlichste. Bei diesen Gelegenheiten erfuhren wir denn auch einiges Wenige vom Lutherthum; wir wußten, daß diese Leute von der katholischen Kirche getrennt seien und den Papst nicht anerkennen und daß wir solches für sie zu bedauern haben. Später aber, als ich beim Studium der Geschichte erfuhr, wie nach dem schändlichen Grundsatz cujus regio ejus religio die Oberpfalz elfmal, sage elfmal gewaltsam zum Konfessionswechsel war gezwungen worden, bis unter Herzog (Kurfürst) Max I. die katholische Religion in ihre

alten Rechte wieder eingesetzt wurde und nun bleibend die Oberhand behielt, da fiel mir auf, daß in meiner Heimath das Andenken an jene Zeit ganz ausgetilgt schien, da sonst das Volk doch alle wichtigen Erinnerungen, die schweren besonders, zum mindesten in der Sage fortpflanzt. Schämte sich's, einmal nicht katholisch, durch Zwang oder Abfall bald lutherisch, bald reformirt gewesen zu sein? Hatte es in unserer Gegend den Wechsel nur so äußerlich durchgemacht, daß ihm nach beseitigtem Druck das Wiederkatholischwerden ganz selbstverständlich war? Es ist dieß gänzliche Vergessenhaben um so auffallender, als es doch heutzutage noch protestantische Oberpfälzer gibt, z. B. im Sulzbachischen.[1]) Ob in den übrigen Gegenden der Oberpfalz die Erinnerung sich auch so verwischt hat, ist mir unbekannt.[2])

Jene Württemberger wunderten sich, in der Fensternische unseres Wirthszimmers eine uralte katholische, mit sehr vielen Holzschnitten geschmückte Großfoliobibel aufliegen zu sehen, in welcher nicht nur wir Kinder, sondern auch die Gäste vielmal sich umsahen. Diese Bibel war das Entzücken von uns Kindern; zu Zweien schleppten wir an dem riesigen Band, ihn uns bequem zurecht zu legen und seine Bilder zu betrachten, durch welche sich uns die biblische Geschichte schon einprägte, ehe wir sie noch im Zusammenhang kannten.

---

[1]) Daselbst lebten und leben aber auch sehr viele Juden.

[2]) Ein Sachkundiger bemerkt hierzu: „Allerdings scheint das Volk sich des Konfessionswechsels nicht zu erinnern. Gemischte Orte sind Sulzbach, Vohenstrauß, Weiden, Floß. Dort leben die Konfessionen friedlich neben einander; die Lutheraner sind häufig erpichter auf Weihwasser und geweihte Dinge als die Katholiken; wären nicht die Pastoren, das Volk würde mit Leichtigkeit katholisch."

Noch ein anderer Band, betitelt „Ostermärlein," machte mir großen Eindruck mit seinen zwar bilderlosen, aber mir höchst anziehenden Erzählungen.

Aus Böhmen kamen häufig Hopfenhändler; von Zeit zu Zeit legten sie in ihre Hopfensäcke als angebliche Verehrung Zinngeschirr aus ihrer Heimath. Da der Hopfen nach dem Gewichte ging und sehr theuer war, blieb die Aufmerksamkeit eine zweifelhafte; im Ganzen waren es gute und ordentliche Leute, Deutschböhmen; von den czechischen galt in meiner Heimath das Sprichwort: Kommt der Böhm' in's Land, zittert der Nagel an der Wand. — Von weither zogen Böhmen auch bei uns durch zur Firmung nach Regensburg, wohin sie in's Bisthum gehörten.

Wenn größere Kinder ausgingen und kleinere wollten mit, so wiesen jene sie ab mit der Rede: „Nichts da, wir gehen nach Amsterdam." Das galt als die größte Entfernung und das Bedeutendste, woran zu denken war, vermuthlich weil in der Gegend Handel nach Holland getrieben wurde. Aber auch die Rede war im Schwang, wenn Jemand eiligen Schrittes ging: „Er geht durch wie ein Holländer"; woher das rührte, ob von einer Schlacht, wo sie nicht Stand gehalten, das weiß ich nicht.[1])

Mit Briefen und Sendungen war man dazumal vorzüglich auf Boten und Bötinen angewiesen. Einmal die Woche ging eine Bötin nach Amberg, ungefähr ebenso oft nach Regensburg, allmonatlich ein Bote nach München. Ein großer Theil ihres Geschäftes gehörte dem Verkehr der Studentlein und Studenten mit den Ihrigen; da

[1]) v. Schönwerth sagt: „Nach Amsterdam" erwidere, wer nicht mittheilen wolle, wohin er gehe. Um Jemand fortzuschaffen, sagt man: „Geh' nach Krakau, hast nicht weit in's Polen!" Beim Abschied: „Gute Nacht, Schnepf, morgen geh'n wir in's Tyrol."

gingen Lebensmittel, Wäsche und Kleidungsstücke, Geld und Briefe hin und her; dabei hörte man Neuigkeiten in Hülle und Fülle; die Briefe und mündlichen Berichte waren wichtiger als die „Augsburger Ordinari Postzeitung". Der Postwagen, der nur auf der großen Landstraße ging und nur alle drei Wochen, diente mehr zur Beförderung der Reisenden.

Zwei- bis viermal im Jahr etwa wanderte der Wienerbote von Schwarzhofen mit dem Schubkarren bis Regensburg, von wo er auf der Donau nach Wien hinabfuhr, und wenn er zurückgekehrt war, sprach er wienerisch. Der Verkehr zwischen Oberpfalz und Oesterreich bis Ungarn war ein sehr lebendiger; Viele wanderten dahin aus, besonders Bäcker und Metzger, jene mehr nach Wien, diese mehr nach Ungarn; die Rückgebliebenen wie die Fortgezogenen sandten sich Botschaft und Habseligkeiten zu; so gab es immer Beziehungen. Ein Schwarzhofer soll österreichischer Feldmarschall geworden sein; vielleicht, da der Name in unserer Gegend vorkommt, Druckmüller, der Zeitgenosse des Johann von Werth? Ein Anderer, Namens Kalmünzer, hatte es in Wien zum Hofrath gebracht und daselbst zu Gunsten seiner in der Heimath gebliebenen Verwandten zwei Freiplätze gestiftet im gräflich Löwenburgischen Konvikt mit adeliger Erziehung, wo die Austretenden Anspruch hatten auf Offizierstellen im Heer oder Stipendien an der Universität. Die den Namen Kalmünzer trugen, hatten in besagter Stiftung den Vorrang; da mußte denn meine Mutter öfter die Streitfragen ob der Verwandtschaftsgrade mit abhaspeln helfen. Oft sah ich die kleinen Knirpse, wenn sie in die Vakanz kamen, mit dem Degen an der Seite herumsteigen. Aber manchmal hielten es die Studentlein vor Heimweh nicht aus in Wien und kehrten aus der vornehmen Anstalt zum

heimathlichen Handwerk zurück, wogegen Andere sich schwangen, wie unser Vetter, der stattliche Pater Ulrich Heiß, welcher der thatsächliche Regent des herrlichen Zisterzienserstiftes Waldsassen geworden.[1])

Da ich von kleinauf über den Büchern hockte, stand es auch bald fest, daß ich studiren solle und ich erhielt außer dem deutschen Schulunterricht auch bei Pfarrer und Kaplan Unterweisung in den Anfangsgründen des Latein; daneben lernte ich beim Schulmeister singen und

[1]) Bei den Vortheilen, welche den Zöglingen dieses Instituts zu einer weltlichen Laufbahn geboten waren, wunderten sich die Weltlichgesinnten über seinen Eintritt in den Orden. Nach der Klosteraufhebung zog er sich nach Schwarzhofen zurück, wo er durch den Ernst und das Bedeutsame seiner äußeren und inneren Persönlichkeit uns Ehrerbietung und durch seine lebendigen Erzählungen großen Antheil abgewann. Manchmal sprach er von der Zeit, wo das reiche Stift demjenigen Zweig der Zweybrückenschen Herzogsfamilie sich gefällig erwiesen, dessen Haupt dann aus französischen Diensten auf den Kurfürstenthron gelangte, aber im Jahre 1799 vor den Franzosen flüchtend, längere Zeit gastliche Aufnahme im Stift genoß, wie denn P. Ulrich noch von jeder der Prinzessinen eigenhändige Arbeiten besaß, die sie ihm als dem quasi Regierenden des Hauses zum Andenken geschenkt. Als der Sturm der Aufhebung heranrückte, glaubte das Stift, auf jenes Vorangegangene einige Hoffnung für die Zukunft gründen zu dürfen, aber hier konnten die Minister und ihre Einbläser und Helfer am wenigsten eine Ausnahme dulden, — war das Stift doch allzu reich! — So hervorleuchtend durch Gelehrsamkeit, wie etwa Ensdorf, Altaich und andere, ist meines Wissens Waldsassen nicht gewesen. — A. d. Schreib.: R. spricht in Briefen vom Jahre 1803 oder 1804 dem hochw. Vetter begeisterte Verehrung aus: dessen Name schwelle ihm immer die Brust im freudigen Gefühle, daß P. Ulrich der wärmste Theilnehmer aller Geschicke der Familie sei, ein Spiegel, an dem R. sein eigenes Betragen prüfe u. s. w. — (Siehe auch Beilagen zum 2. Kapitel.)

beim „Thurner" (Thürmer) ein wenig die Geige handhaben.

Als ungefähr achtjähriger Knabe wurde ich um der besseren Schulen willen zu einem Verwandten nach Regensburg gebracht. Da lernte ich zuerst und sogleich am bittersten die Qualen des Heimweh's kennen, von denen kein Mensch einen Begriff hat, der sie nicht selbst erdulden mußte. Daß ich auch heftig Hunger litt, trug nicht zur Besänftigung jenes unsäglich schmerzhaften Zustandes bei. — Uebrigens habe ich trotz einer im Ganzen heiteren Gemüthsart mein Lebelang hie und da an akuten Melancholien gelitten, die oft nur ein paar Stunden dauerten, aber so heftig waren, daß es mir schien, als müßte ich daran sterben, wenn sie länger anhielten.

Mit etwa neun Jahren kam ich in die Klosterschule der Zisterzienser zu Walderbach, wo ich in Gesellschaft von etwa zehn bis zwölf Schülern zwei Jahre verweilt habe. Der Vater brachte mich hin, wir gingen theilweis oder ganz zu Fuß, ich mochte zugleich erschöpft und erregt sein, und als ich dem P. Eugen Pausch vorgestellt wurde, fiel ich ohnmächtig um. Seither bin ich in meinem Leben ungezählte Male ohnmächtig geworden, zum großen Schrecken meiner Umgebung und doch meist ohne Bedeutung, oft in Folge leicht zu hebender physischer Störungen, und so ganz ohne üble Nachwehen, daß Leute, die mich für einen Sterbenden gehalten, ihren Augen kaum trauten, wenn sie ein paar Stunden darauf oder spätestens am nächsten Morgen mich lustig springen sahen.

In den ersten Wochen mußte ich, weil die Plätze im Kloster besetzt waren, im Wirthshaus essen; da stiftete mein Vater denn mich ein, und für 4 kr. (also nicht 12 Pf. heutigen Geldes) erhielt ich Suppe mit Ei oder

mit Knödelchen oder Würstchen, dann reichlich Rindfleisch mit Gemüse und endlich Braten oder Mehlspeise.

In Walderbach ging es mir, wenngleich das Heimweh mich nicht völlig verschonte, im Ganzen recht gut, und obwohl Unglauben und Lockerung der Disziplin schon an mancher Stelle in das Kloster einzudringen begonnen hatten, empfing ich doch schöne und würdige Eindrücke. Unter diesen blieb mir besonders in Erinnerung, wie herrlich es war, wenn an großen Feiertagen am frühen Morgen oder schon um Mitternacht, während wir Zöglinge zu Bette lagen, eine schöne und mächtige Glocke vom Thurm herüber tönte, dann von einer zweiten, noch schöneren und mächtigeren, abgelöst wurde, diese wieder von einer anderen und so fort, bis schließlich alle fünf zusammenklangen und dann unmittelbar nach ihrem Verstummen die prächtige Orgel einfiel mit dem Chorgesang der Mönche. Jener Glocken größte aber wurde bei der Klosteraufhebung, weil sie nicht rasch und bequem genug vom Thurm hinunter wollte, in die Tiefe geworfen und zersprang. „Was braucht das Nest solch eine Glocke!" hieß es.

Die Gegenstände des Unterrichts waren biblische und Naturgeschichte, Latein, Griechisch, Arithmetik, Geographie und Musik. In allem diesem unterrichtete uns ein tüchtiger Lehrer und ausgezeichneter Musiker, der obenbesagte Pater Eugen Pausch, früher Gymnasiallehrer in Burghausen. Hier betrieb ich denn außer der Geige noch das Klavierspiel.

Zweimal in der Woche an den Vakanznachmittagen führte Pater Eugen Pausch uns Knaben spazieren, immer in neue Gegenden, in benachbarte Bauernhäuser, wo wir mit Milch bewirthet wurden, oder in das Benediktinerkloster Reichenbach, auf nahem Berg erbaut, während Walderbach am Flüßchen Regen in der Tiefe lag, wie

es bei den Zisterzienserklöstern der Fall zu sein pflegt. Dort ward eingekehrt beim Klosterrichter und seiner Frau, deren zwei Söhne unsere Mitschüler waren. Anderemale ging's in die Wälder; da schlugen wir auf den Waldwiesen Ball und Raketen, sprangen umher und hielten Wettrennen, oder wir sammelten Ameiseneier für die Amseln, die unser Lehrer im Schulzimmer hielt. Auch trug derselbe an diesen Vakanztagen nach der Heimkehr angenehme Lesungen vor, so aus Campe's Robinson und des nämlichen Verfassers Entdeckung von Amerika oder aus Salzmann's Kinderschriften. Jeden Samstag Nachmittag hingegen hielt er einen religiösen Vortrag, der uns meist innig rührte, wie wir überhaupt diesen unseren Lehrer außerordentlich liebten und ehrten.

Einst traf P. Eugen mich lesend in einem Buch des ziemlich laszziven Dichters Meißner, welches der Bruder eines Schülers hatte liegen lassen, und nahm es mir weg mit den Worten: „Das ist Gift. In einer Apotheke muß zuweilen auch Gift sein, aber es tödtet beim unrichtigen Gebrauch.“

An hohen Festen, z. B. auf Bernhardi oder zur Kirchweih, machten wir Schüler mit dem Lehrer im großen Festsaal Musik vor den aus der ganzen Umgegend geladenen Honoratioren. Oefter erschien in Walderbach der Erzdechant von Cham, Baron Frauenberg, nachmals Erzbischof von Bamberg und nahm Schüler mit sich, mit denen man zufrieden war, und so durfte einst auch ich auf einer sogenannten Wurst, die er selber kutschirte, hinter ihm sitzend nach Cham fahren und einige Zeit sein Gast sein.

Einst zerschlug ich beim Spiel eine als unbrauchbar ausgesonderte Kelheimerplatte. Wie entsetzte ich mich, als ich mitten im Stein in einer Höhlung eine lebende Kröten-

familie fand! Man könnte der unverlässigen Beobachtung eines Kindes mißtrauen. Später aber hat mir Thorwaldsen erzählt, daß ihm das nämliche mit einem Block Marmor begegnet sei.[1]) Solche Erfahrungen, worüber Viele ein fremdes Zeugniß verwerfen, bis ihnen selber die Nase darauf stößt, bekräftigten mich in der Folge in dem Grundsatz: Zuerst muß gefragt und untersucht werden: „Was ist wahr? Was glaubhaft bezeugte Thatsache?" um hienach den Kreis der Möglichkeiten für unsere Anschauung zu erweitern; nicht aber umgekehrt: „Was ist möglich? Was unseren Anschauungen gemäß?" um hienach engherzig die Thatsachen zuzulassen oder zu leugnen. Im vorigen Jahrhundert weigerte sich bekanntlich die französische Akademie, die Wirklichkeit der Meteorsteine anzuerkennen, bis ein solcher ihrem berühmten Mitgliede Lavoisier beinah den Schädel eingeschlagen; nun ließ sie die schon oft bezeugte, bis dahin aber von ihr immer abgewiesene Thatsache gnädigst zu.

In späteren Jahren brachte ich öfter einen Theil der Vakanz in Walderbach zu. Damals durfte überhaupt jeder Student auf Vorweis seines Schulzeugnisses drei Tage in jedem Kloster frei leben, solche mit guten Noten viel länger, ja auf unbestimmte Zeit, ehemalige Schüler des betreffenden Klosters denn um so mehr.

---

[1]) Neue Bestätigung gibt im „Deutschen Hausschatz" Nr. 38 d. Jahrg. 1875 (Regensburg, Pustet) folgende Stelle aus dem Aufsatz „Eine Trojafahrt" von Aug. Schels: „Bis auf den Urboden grub Schliemann und fand ihn in einer Tiefe von 15 und 16 Meter. In einer Tiefe von 16 Meter fand er lebende große Kröten, die nach Wegräumung ihres Gefängnißschuttes ganz lustig sich empfahlen. Es sind 31 Jahrhunderte, seit Troja zerstört worden ist, und so alt mögen diese Kröten sein; es ist nicht denkbar, daß sie von außen hinein gekommen. Das wären also noch lebende Zeitgenossen der Herren Paris und Menelaos und der schönen Frau Helena."

2. Im Studienseminar zu Amberg.

Zustände des Seminars; Zeiteinflüsse; kleine Erlebnisse. Tod des Vaters; der Bruder. Ferien-Erinnerungen; Geselligkeit; Freunde. Anekdoten. Provinzielle Vorurtheile. Ein Kirchhofbesuch. Der Stiefvater und sein Ahn; der Hußaus. Auf dem Lyzeum; Philosophie. Lehrer; Anekdoten. Uebermüdung und Erholung; (ärztlicher Rath); ehrenvolle Aufträge.

Im Jahr 1797 trat ich in das Studienseminar in Amberg, von welchem aus ich das Gymnasium und von 1702 auf 1704 das Lyzeum besuchte. Vorstand des Seminars war der als Schriftsteller über das Jus canonicum damals in der ganzen katholischen Welt berühmte Pater Maurus Schenkl, Benediktiner aus dem Kloster Priefling bei Regensburg.

In den Seminarien herrschte nicht mehr die väterlich strenge und liebevolle Aufsicht, Wachsamkeit und Fürsorge wie zur Zeit der Jesuiten. Bei der raschen Aufhebung dieses Ordens waren plötzlich, und darum ungenügend vorbereitet, Benediktiner, in einigen Fällen Zisterzienser an der Jesuiten Stelle getreten. Zu Präfekten, d. i. Aufsehern, waren Studenten der höheren Kurse erwählt, und diese, zum Theil aus armen Hütten stammend und früh in die Welt geworfen, ermangelten für sich selbst und für die ihnen anvertraute Jugend der nöthigen Reinlichkeits- und Anstandsbegriffe, und ebenso der traditionellen Einsicht, wie man die jungen Leute in leiblicher Beziehung zu halten und zu überwachen habe. Wo die Eltern der Schüler nicht Aufsicht führten oder führen konnten, vernachlässigten letztere häufig ihren Anzug, ihre Betten u. s. w. in arger Weise. Ich erinnere mich an Züge von mangelhafter Hausordnung, deren Unsauberkeit verbietet, sie wiederzugeben. Das Seminar, in einen Prozeß verwickelt, war überdieß in seinen Mitteln beschränkt, bis es später jenen Streit gewann; mir in

starkem Wachsthum begriffenen Knaben wollte die Kost nicht klecken, da z. B. zwischen Morgensuppe und Mittag uns nichts verabreicht wurde; mit der den Kindern eigenthümlichen Schüchternheit getraute ich mir nicht in den Briefen nach Haus zu klagen; erst in der Vakanz entdeckte die Mutter den Nothstand und sorgte von da an durch Zuschüsse von Brod, Fleisch und kleinen Taschengeldern; auch fiel später ein Bene für mich ab, als ich meinem Vorstand P. Maurus bei der heiligen Messe ministriren durfte und dafür Antheil an seinem Morgen-Kaffee erhielt. Zu Ehren der Brown'schen Stärkungslehre jedoch, welche damals bei den Aerzten vorherrschte, bekamen wir zu Mittag und zu Abend je ein Quart Bier und es wurde nicht gern gesehen, wenn wir es nicht tranken. Ausnahme mußte man freilich gelten lassen, z. B. für mich, der ich Jahre lang fast täglich aus der Nase blutete.

Aber nicht nur in Sachen des leiblichen Gedeihens, auch bezüglich der sittlichen Erziehung fehlte die unermüdet fleißige Aufsicht der Jesuiten. Zwar bestanden einzelne jesuitische Traditionen in der Anstalt fort, aber den Nachfolgern dieser Väter mangelte die Praxis. So z. B. lasen die Schüler Bücher nach Belieben. Als ich noch in der Rhetorik stund, erwähnt' ich einst vor meinem Professor, einem Benediktiner aus Andechs, ein Buch, mit dem ich eben beschäftigt war. „So? Liest Er das? Wer hat Ihm denn das erlaubt?" (Bis zum Beginn des ersten philosophischen Kurses wurden die Schüler mit „Er" angeredet, von da an mit „Sie" und dem Titel „Herr".) Der unzufriedene Professor war der richtigen Ansicht, daß die Lesungen der jungen Leute sollten beaufsichtigt sein; aber da war Niemand, der es that; ich antwortete darum auch ganz verwundert: „Hätt' ich denn Jemand fragen

sollen?" Derartiges geschah nach verschiedenen Seiten; man nahm an, daß dieß und jenes sich von selbst verstehe, aber die Organisation fehlte, kraft deren Jeder gewußt hätte, was ihm anzuordnen und durchzuführen oblag. Selber sittenrein, bemerkte ich doch, wie andere Schüler auf Irrwegen gingen, ohne daß die Vorstände es ahnten.

Wenn man die Jesuiten als Erzieher schwer entbehrte, so hatte nicht minder der wissenschaftliche Unterricht durch ihre so plötzliche Zersprengung Schaden gelitten. Nicht umsonst war in beiden Rücksichten ihr Ruf in ganz Bayern und Oberpfalz ein so großer. Ihre berühmte, durch lange Tradition sehr vervollkommnete Lehrmethode war in der That eine vorzügliche, und wie viele hochgelehrte, gefeierte Männer auch die übrigen Orden hervorgebracht, und wie trefflich viele von deren Klosterschulen sich für den eigenen Bedarf oder den geistlichen Stand überhaupt erwiesen hatten, so gab es doch außer den Konvikten der Jesuiten wenige zum Jugendunterricht der Laienwelt geeignete Anstalten. Nachdem die Gesellschaft Jesu einmal aufgehoben war, wollte man auch ihre Lehrbücher nicht mehr benützen, sondern verfaßte zum Theil neue, weniger tüchtige, oder man entlehnte dergleichen — selbst an Anstalten, die von Mönchen geleitet waren — aus dem protestantischen Norden. In Regensburg hatte sich noch ein Kollegium von Exjesuiten erhalten; Zöglinge, welche daselbst nur niedrige Plätze errungen, wurden nicht selten auf anderen Gymnasien die Ersten.

Die ungläubige Richtung, schon in den Tagen des Kurfürsten Max Joseph III., durch einflußreiche Männer begünstigt, dann unter Karl Theodor von obenher zwar unterdrückt, aber unterm Druck gewachsen, kam beim Regierungsantritt Max Joseph IV. (nachmals König

Max I.) zur entschiedenen Herrschaft. Allmälig ersetzte man auch jene Mönche, welche in den Lehrämtern an die Stelle der Jesuiten getreten waren, durch Weltgeistliche, dann diese nach und nach durch Laien. Ich erinnere mich wohl, welch' einen verwunderlichen, unheimlichen Eindruck uns die ersten beweibten Lehrer machten und wie die Ehrfurcht sich beeinträchtigt fühlte. Man trug zugleich Sorge, daß Laien wie Priester soviel möglich unter den Genossen des eigenen Lagers der Ungläubigen gewählt wurden. Die erwähnte Heranziehung von Lehrbüchern protestantischer und zwar womöglich ungläubig protestantischer Verfasser zum Gebrauch der Gymnasien und Lyzeen wurde mehr und mehr betrieben; inwiefern aber Bücher von Namenskatholiken zur Geltung kamen, waren es solche, die sich mit Kant'schem Subjektivismus oder Voltaire'schem Unglauben und Religionshaß durchtränkt und durchsättigt hatten. Denn der ungläubige Katholik hat sich stets vor dem ungläubigen Protestanten durch größeren Haß der Kirche hervorgethan.

Ich war noch Knabe, als ich daheim einen Bauernsohn der Umgegend, der unter Weiler zu München studirte, eine Frevelrede wider die Gottheit Christi ausstoßen hörte. Noch erinnere ich mich, wie vor Entsetzen das Blut mir ordentlich erstarrte, ich aber meinem Abscheu in Worten Luft gemacht und Andere das Gleiche thaten. Und nun, wenn wir jungen Leute auf den Gängen des Seminars auf- und abgingen, unsere Lektionen durchzunehmen, so hörten wir mehr denn einmal aufgeklärte Reden neuer Professoren, denen Maurus Schenkl und andere Mönche eifrig opponirten — Exmönche, mußte man bald sagen, denn die Klosteraufhebung ließ nicht lange auf sich warten.[1])

---

[1]) Anm. d. Schreib. In einem Briefe von Kaplan Weinberger in Schwarzhofen 1804 an Sebastian Ringseis in Amberg

Charakteristisch für das tiefgehässige und zugleich patzige Verfahren der Aufklärer ist folgendes Geschichtchen: Gleich so vielen Gotteshäusern hatte man auch in Amberg die Franziskanerkirche in ein Theater umgewandelt und hiermit den ordentlichen Theil der Bevölkerung so sehr empört, daß derselbe — obschon das katholische bayerische Volk Vorliebe hegt für die dramatische Kunst — niemals hinein gehen wollte, um so mehr als auch die gegebenen Stücke so Klerus wie Religion verhöhnten. Der Gewaltige, welcher die Sache zu Stand gebracht, war ein Regierungsrath Y. Auf den Vorhang hatte er die Geschmacklosigkeit, den Spruch zu setzen: Nil hominibus arduum, und als ein junger Mensch, der in seinem Haus Instruktionen gab, ihn fragte, was der Spruch denn an jener Stelle bedeuten solle, erwiderte er: „Das soll bedeuten: Der Y hat's durchgesetzt."

Es konnte nicht fehlen, daß in die jungen Gemüther der Seminaristen Keime des Unglaubens an das bisher Empfangene, an die alte katholische Ueberlieferung, an Zahlloses was damit zusammenhängt, leise Wurzel faßte, wenn gleich die Regierenden noch immer theilweise Bedenken trugen, den christkatholischen Sinn der bayerischen Bevölkerung durch allerseits unumwundene Darlegung der neuen Lehren vollends zu empören. Auch ich blieb jenen Einflüssen nicht ganz entzogen, wurde mir jedoch für's erste dessen nicht bewußt.

---

finden wir: „Noch eins! Die Geistlichkeit benachbarter Gegend flüstert sich stille, ich weiß nicht recht, was! von einer öffentlichen Rede des Amberger Schulrektors über das sogenannte Cölibat in's Ohr. Wie man sagt, soll er dasselbe ein Abenteuer und unter anderen die vorzüglichste Ursache genannt haben, warum wir heute so wenig fähige Kandidaten zum Priesterthum haben. Ist das auch wahr? — Was sagen Sie dazu? Mögen Sie mir nicht das Nähere berichten? Hat denn auch Titl. Herr Prof. Schenkl in der nächsten Lektion über jenen Satz als ein unzeitiges Geschwätz gemurrt?"

Hiermit bin ich aber weit voraus geeilt und kehre noch einmal zu den ersten Zeiten meines Aufenthalts im Seminar zurück.

Ich machte schon im ersten Jahr guten Fortgang, ja gemäß demselben wären mir sämmtliche zehn Preise zugefallen, hätte man nicht im letzten Augenblick den Modus gewechselt und pro praemio eine eigene Prüfung angestellt; in dieser wurde ich überflügelt und mußte mich mit fünfen begnügen. Im Verlauf der in Amberg zugebrachten acht Jahre belief sich die Zahl meiner Preise auf dreißig. In jedes Buch waren Verslein eingeschrieben, die den Namen Spieße führten. Wenn ich mich erinnere, welch ein Sporn des Fleißes uns diese Preise gewesen, sowohl um der Auszeichnung als um der schönen Lesebücher willen, so vermag ich die Abschaffung solcher Belohnungen, wie sie in neuerer Zeit geschehen ist, nicht zu billigen.

In's Seminar wurden nur musikalische Schüler aufgenommen, und als in der Stadt auf Anregung und unter Leitung eines Regierungsrathes Thoma „die Schöpfung" von Haydn aufgeführt wurde, da wirkten wir mit. An und für sich war mir das eine große Freude, nur bekümmerten mich die vielen Nachmittage, die von den Proben verschlungen wurden, da ich doch wie alle Jahre meine richtige Anzahl Preise erringen wollte. Aber die einzelnen Nummern haben sich mir unauslöschlich eingeprägt und verfehlten, wenn ich in späteren Jahren sie hörte, niemals, mich auf das Innigste zu rühren. Zu jener Zeit war bei mir die Geige abgelöst worden durch die Viola, später bearbeitete ich in der Kirche das Violon; auf der Universität hingegen setzte ich, um dem Studium keine Zeit zu rauben, alle Musik mit Ausnahme studentischen Gesanges beiseite, deßgleichen alles Kartenspiel,

obschon ich letzteres in Amberg leidenschaftlich gern getrieben.

Unter unseren Mitschülern befand sich ein Schwabe, der die üblichen Stammes-Neckereien zu erdulden hatte, wobei ohne Zweifel auch der sogenannte Schwabenkäfer eine Rolle spielte, da rief er, sich wehrend, einst trotzig aus: „Wenn man einen Bayern zertritt, so thut's einen Schnalzer und daraus erst wird ein Pfalzer."

Im Jahr 1799 sah ich den kleinen Kurprinzen Ludwig, der mit Eltern und Geschwistern auf der Flucht vor den Franzosen sich befand. Da ließ ich es mir nicht träumen, in wie nahe Beziehung ich dereinst zu ihm treten sollte.

Zwei Jahre hatte ich in Amberg zugebracht, als ein Bote aus Schwarzhofen bei mir erschien, mich an das Bett meines todkranken Vaters zu holen. Ich war unsäglich bestürzt, und da wir den Weg zu Fuß zurücklegten, befiel mich in meiner Erschöpfung eine so tödtliche Traurigkeit, daß ich glaubte, sie müsse mir das Herz abdrücken. Nachdem ich den Vater, der mitten im Delirium mit rührender Freude mich erkannte, und die übrige Familie gesehen, ging ich in die Kirche, meinen Jammer vor Gott auszuschütten und um Hilfe zu Ihm zu rufen. Da fühlte ich mich im Innersten getröstet, kehrte heim und sagte voll Zuversicht zur Mutter, der Vater werde gewiß nicht sterben. In der nämlichen Nacht aber starb er noch. Doch siehe, jenes Uebermaß von Traurigkeit kehrte nicht wieder, ich hatte die Kraft erhalten, zu ertragen, was mir vorher unerträglich geschienen.

Mein kleinerer Bruder Sebastian hatte meine Stelle in Walderbach eingenommen. Als er um jene Zeit einst in fröhlichem Spiel begriffen war, da befiel ihn plötzlich beim Schall einer Glocke die bestimmte Ahnung

von des Vaters Krankheit und er fing bitterlich zu weinen und zu klagen an. Darauf kam auch ihm der Bote, der ihn zum sterbenden Vater rief. Aber sie mußten unterwegs übernachten und um 4 Uhr Morgens seufzte der Kleine auf: „O Gott, jetzt stirbt er!" — und er behielt Recht.

Sebastian hatte in Walderbach den gehegten Erwartungen nicht entsprochen und schien unbegabt, so daß nach des Vaters Tod die Mutter daran dachte, ihn nach Haus zu nehmen. Doch sieh, mit diesem Ereigniß ging eine Umwandlung mit ihm vor. Er lernte von da an vortrefflich und entwickelte die schönsten Anlagen. Bald folgte er mir nach Amberg, wo wir Beide in unseren Klassen je unter 50—60 Schülern Jahr für Jahr dem Fortgange nach die ersten Plätze behaupteten. Als Aelterer mußte ich Schülern der niederen Klassen Instruktionen geben; da von diesen Sebastian und noch Einer (ein junger Reber) die Ersten geworden, da that ich mir was zu gut darauf.[1]) Der materielle Lohn war nicht glänzend; für zwei Stunden täglich, nicht gerechnet die Lösung der in der Zwischenzeit sich erhebenden Zweifel unserer Schüler über diesen oder jenen Fall, erhielten wir von der Anstalt am Ende des Schuljahres 6 fl. Anders stund es in Neuburg

[1]) Anm. d. Schr. Ohne Verdruß ging's bei den Instruktionen freilich nicht ab. Die Schwester Kathrin erzählte: Als einst die Mutter nach Amberg kam, bei ihren Buben nachzusehen, merkte sie, daß es zwischen ihnen nicht ganz richtig sei. Sie fragte, was es gegeben, und aufgeregt, mit zornigen Thränen klagte ihr Sebastian, daß Nepomuk ihn strenger halte als die Anderen und ihn ungerechterweise habe auf den Boden knieen lassen. Zerknirscht reichte der gute Nepomuk, dem nichts weher that, als wenn er Jemanden wehe gethan, ihm die Hand zur Versöhnung, aber es kostete Ueberredung von Seiten der Mutter, bis Sebastian seinen Verdruß verwinden konnte und dem Bruder wieder gut wurde. Trotz solcher Zwischenfälle liebten sich die Beiden zärtlich.

a. d. D., wo nicht nur diese Honorarien besser waren, sondern fleißige und ausgezeichnete Schüler auch noch Vakanzgelder erhielten.

Als ich einmal mit Sebastian auf Ostern nach Haus wanderte, schritten wir auf einem schmalen Fußsteig zwischen Aeckern und Wiesen hin; da schien das ganze Feld vor unseren Augen lebendig zu sein; wir sahen und hörten ringsum die Rollsteine sich bewegen und ebenso bewegte sich das junge Gras, dessen Sprossen ohne Zweifel es war, was eben die Steine hob. Das Nämliche ist mir in der steinigen Oberpfalz noch mehrmals vorgekommen. Also ist es doch wahr und nicht blos Ausdruck für Uebergescheidtheit, daß man das Gras könne wachsen hören und sehen?

Ein anderes Mal lagerten wir mit einem Kameraden todmüde und sehr hungrig auf einem Feld. Ich hab' es öfter erlebt, daß, wenn's mir äußerlich recht schlecht ging, ich in übermüthige Lustbarkeit gerieth, und so begann ich, Schnurren zu erzählen und Späße zu machen, über die meine Gesellen und ich in lautes Gelächter ausbrachen. Da war plötzlich uns allen Dreien die Müdigkeit wie weggeblasen, so daß wir aufbrechen und ein paar Stunden weiter marschirend ein Wirthshaus erreichen konnten. Offenbar hatte das Lachen die Nerven umgestimmt und wirklich einen Theil der Kraft wiederhergestellt. An diese Erfahrung mußt' ich lebhaft denken bei der Erzählung von Joh. Clericus (Prof. Magnus Jocham), wie ein Bauernbüblein todmüde vom Jahrmarkt wollte heimgetragen sein, als aber sein Vater einen Stecken, an dem er in der Eile einen angeblichen Pferdekopf zurechtgeschnitzelt, ihm zwischen die Beine gab, nun tapfer und voll Lustbarkeit im Vollgefühl des Reitens nicht nur heim, sondern auf dem Heimweg noch vielfach hin und her galoppirte.

In den Ferien blieb ich der leidenschaftlich eifrige Student, der Bücherverschlinger, der, wie Schwester Kathrin sagt, im Winkel der gemeinsamen Stube sitzend, während Andere kneipten, über seiner Leserei Hören und Sehen vergaß und in seiner Versunkenheit sich vergeblich anrufen ließ. Kurzweil gab es aber auch und wenn der genial aufgeweckte Hartmann, Stiefneffe meines Vaters,[1]) der überall hingerufen wurde, wo Studenten Komödie spielten, bei uns theatralische Vorstellungen einrichtete, — wenn's noth that, auch die Stücke dazu schrieb und die Theilnehmer einschulte, — dann gaben wir tapfer und con amore komische wie pathetische Rollen. Ein dramatischer Dialog, den ich in der Schule verfaßt, erntete auf den Brettern beifälliges Gelächter. — Großen Eindruck machte es mir, wenn ein Vetter, etwas älter als ich und mehr in unserem als im Hause seines Stiefvaters weilend, auf der Schwegelpfeife blies, ich konnt' es schier nicht hören ohne Thränen, solch ein Wehklagen lag mir darin und wieder solch ein Aufjauchzen und Jubeln. Seine Mutter, eine Schwester der meinigen, war eine stille, wehmüthige Frau, und als sie diesen ihren einzigen Sohn erwachsen verloren hatte, da löste sie gleichsam sich allmälig in Thränen auf, bis sie ihm nachgestorben war.

Unser Haus war häufig der Versammlungsort für die Studentlein. War Einer für einen Tag bestimmt zu Tisch gebeten, so erschien als herkömmliches Traktament ein Spanferkel (oder eine Gans) und Schmalzgebackenes (meist Aepfelküchel). Gewöhnlich wohnte auch der Eine und Andere bei uns und die Mutter hielt gern Aermere darunter frei, wie z. B. die vier studirenden Söhne eines ganz unbemittelten Hirten des Ortes bei uns die Vakanz

[1]) Ein Mitglied der Familie, der Franziskaner P. Hartmannus Hartmann, soll Beichtvater eines Papstes gewesen sein.

genossen. Aber wir sahen auch darauf, daß unsere Freunde aus Amberg geladen würden; zu den innigeren derselben gehörte Joh. Bapt. Weigl, der, drei Jahre älter als ich, bis zur Klosteraufhebung Benediktiner-Noviz in Priefling gewesen, dann in Amberg mich instruirte und später sich einen Namen gemacht hat als Theolog und Geschichtsforscher (z. B. über das richtige Geburtsjahr des Herrn, über den echten Verfasser der „Nachfolge Christi" u. s. w.), auch als Arithmetiker und Urheber eines geschätzten Lehrbuches der Mathematik. Er starb in höherem Alter als Domkapitular in Regensburg.[1])

Von meinen Spaziergängen brachte ich heim, was mir unterwegs an Gestein Anziehendes vorgekommen war, und bekanntlich bietet die Oberpfalz viel des Merkwürdigen. Ich will hier gleich einschalten, daß ich später einmal auf einem Straßenhaufen zwischen Kürn und Nittenau ein Stück Granit gefunden, das völlig dem durch seinen fleischfarbenen Feldspath ausgezeichneten egyptischen glich. Die Mutter war oft bitterbös über meine Sammelsucht, denn ich zerriß dabei nicht nur alle Taschen, sondern auch die schwer angefüllten Sacktücher. Wie viele Freude hat es mir später gemacht, wenn ich bei Knaben den gleichen wißbegierigen Trieb bemerkte, und ich nährte ihn gern durch das Verschenken kleiner Sammlungen. Franz von Kobell[2]) hat mir öfter

---

[1]) Anm. der Schreib. Auch eine Ausgabe der „Nachfolge Christi" in sieben Sprachen ist Weigl's Werk. Sein Eifer für Erlernung von Sprachen kündet sich schon in französischen und italienischen Jugendbriefen an, die er mit R. gewechselt.

[2]) Anm. d. Schr. Kobell war selbst schon ein ältlicher Herr geworden, als Ringseis, um seine eigenen mineralogischen Kenntnisse aufzufrischen, zur Zeit seines zweiten Rektorats ein Semester hindurch Kobell's Kollegium besuchte. Dieser hatte große Freude darüber und seine Töchter erzählten uns, daß er öfter mit

versichert, der erste mächtigere Anstoß zu seiner Berufswahl sei ihm durch eine solche Schankung von mir gekommen.

Ein Kamerad von uns hatte sich zum Instruktor eines Knaben der Nachbarschaft erboten. In meiner Eltern Haus nahmen sie Abschied von des Knaben Mutter, um nach Amberg zu wandern. Sie war eine sehr arme Frau; aber bevor die Beiden aufbrachen, sagte sie: „Da habt's en Zwölfer: trinkt's a Glaasl Wein und wenn's müd' seids, so laßts enk fahren von Schwarzenfels bis Amberg, ich kann die Schmarberei net leiden" (das Schmutzigsein, Geizen). Und vom Standpunkt der guten Frau war das gar nicht so lächerlich. Denn wenn auf St. Johann des Evangelisten Tag die Leute den Johanniswein genossen, so pflegte das den Mann einen Kreuzer zu kosten, und wenn er bei einem Fuhrmann aufsitzen wollte, gab er ihm allenfalls zwei, Summa Summarum betrug das für zwei Menschen 6 kr., sie aber gab ihnen ganze 12, denn sie konnte ja „die Schmarberei nicht leiden!"

Von der Armuth und Genügsamkeit der Leute dieser Gegenden zu jenen Kriegszeiten hat man schwer einen Begriff. Noch lang nachher, als ich in Amt und Brod war, kam eine Schwarzhoferin zu mir und bat um einen Kosttag für ihren studirenden Sohn. „Sie geben," sagte sie, „der N. ihrem Sohn auch einen Kosttag, und die ist doch reich." — „So?" fragte ich; es hätte mich doch gewurmt, einen Vermöglichen zu unterstützen. — „Ja, die hat Geld," fuhr sie fort; „ich hab' es erst vor Kurzem gesehen, wie sie aus dem Sack eine ganze Handvoll herausgelangt hat, es waren gewiß zwei Gulden!"

Uebrigens hegte man zur Zeit, da noch wenig Verkehr zwischen den Provinzen war, in Altbayern häufig

humoristischer Eile vom Kaffee aufgestanden: „Jetzt muß ich weiter machen, mein alter Student kommt mir sonst zuvor."

von den Oberpfälzern die Vorstellung, sie seien geradezu lauter Hungerleider, ähnlich wie zu Hogarth's Zeit viele Engländer sich jeden Franzosen wie ein Geripp vorstellten. „Geh' Er nur getrost," sagte der Abt von Metten zu Prof. Rixner, als dieser die Abtei verließ, um die Professur in Amberg anzutreten; „sollte Er Hunger leiden müssen, so schreib' Er's hieher; dann schicken wir Ihm Schinken und Mehl!" Rixner hat es oft seinen Ambergern erzählt. — Als in den Neunzigerjahren die Franzosen jenseits der Donau stunden, war altbayerischer Landsturm gegen sie aufgeboten und marschirte durch Amberg. Die Männer kamen in ihren leinenen Kitteln, und als sie bei ihrem Aufzug darob verspottet wurden, hörte ich es mit an, wie sie zur Antwort aus den Reihen heraus ihren Gastwirthen zuschrieen: „Ihr Hungerleider, ihr Erdäpfelfresser!" Die Kartoffeln wurden damals in Bayern südlich der Donau noch wenig gegessen.

Aber auch ernstlicher Stammeshaß entzweite zum Theil die Bruderstämme. Selbst in Klöstern, namentlich wo der christliche Sinn überhaupt in Abnahme gerathen, machte jener thörichte Haß sich geltend. Als kleiner Knabe noch durfte ich mit meinem Vater im Kloster St. Emmeran zu Regensburg der Primiz unseres Vetters, des frommen und tüchtigen Emmeran Salomon beiwohnen (wobei es meinen Vater freute, daß ein seltener Thaler, den er beim Opfergang dargebracht, vom Herrn Abt in die Münzsammlung des Stiftes aufgenommen wurde). Bei Tisch erregte ich durch rasche Antworten die Theilnahme meines Nachbarn, eines altbayerischen Konventualen. (Regensburg, als freie Reichsstadt zwischen den beiden Provinzen gelegen, hatte gemischte Bevölkerung; in St. Emmeran herrschten die Altbayern vor, und Salomon hatte seine Aufnahme nur seinem hervorragenden Fleiß und Talent

sowie zufälligen Umständen zu verdanken.) Mein Nachbar fragte mich, woher ich sei, und vernehmend, daß ich ein Oberpfälzer, sprach er, der Priester, zu mir, dem Kind: „Weiß Er, was Hamilkar seinem Sohne Hannibal für einen Schwur abgenommen?“ Er meinte den Schwur, niemals vom Haß gegen die Römer zu lassen. „Nun denn, den nämlichen Schwur hab' ich gegenüber den Oberpfälzern gethan.“ Und nachdem er diese erhabene Albernheit von sich gegeben, redete er kein weiteres Wort mit mir. Salomon, dem ich dieß verwundert erzählte, bat mich darüber zu schweigen.

Auch Professor Albert Bauer, ein sonst christlicher Mann, bekannte, daß er, aus St. Emmeran kommend, ähnliche Gesinnungen mitgebracht und sich ihrer in Amberg schämen gelernt. Er gewann diese Stadt herzlich lieb, obwohl auch sie schon im ersten Regierungsjahr des Kurfürsten Max Joseph so große Veränderungen erlitt. In einem neu errichteten Kasino frug man ihn, den gläubigen und sittenreinen Priester, ob er sich bereits ein Liebchen zugelegt; jetzt dürfe er sich eines solchen nicht mehr schämen.

St. Emmeran war übrigens noch damals eine Pflanzstätte der Gelehrsamkeit; es lieferte zugleich mit Niederaltaich die Professoren fast für alle bayerischen Gymnasien, Lyzeen u. s. w., so daß scherzweise die Rede ging: In Altaich und St. Emmeran wachsen die Professoren auf dem Mist.

Sollte sich jener Stammeshaß zum Theil etwa aus den Zeiten des elfmaligen Konfessionswechsels der Oberpfalz herschreiben?

Ich war noch Gymnasiast, als ich einst, zur Ferienzeit in der Heimath weilend, am Abend mit Freunden im Haus einer Verwandten zusammen saß, die ebenfalls eine

Wirthschaft ausübte. Die Rede fiel auf schaurige, geheimnißvolle Dinge. Nun war ich bereits „aufgeklärt“ worden, es gebe „keine Gespenster“, und ich betheuerte wahrheitsgemäß, ich glaubte nicht daran und fürchtete sie darum nicht. Das sei leicht gesagt, hieß es; wenn's gelte, werde ich es schon wohlfeiler geben. „Soll ich euch etwas vom Kirchhof holen?“ rief ich; es ward angenommen. Ich lief hin, überstieg die sonst hohe Mauer an einer zerfallenen Stelle und dachte aus dem Beinhaus einen Schädel zu holen. Es waren aber auf kurfürstlichen Befehl die Beinhäuser — ohne Zweifel auch als aufklärungswidrig — geleert worden und darum kein Schädel vorhanden. So ergriff ich denn ein umgestürztes, am unteren Ende abgefaultes Kreuz, um es mitzunehmen. In diesem Augenblick rasselte es die ganze lange und hohe Mauer entlang, als ob etwa mit Stangen in die Hohlziegel gestoßen und diese heruntergeworfen würden. „Ihr erschreckt mich nicht,“ rief ich furchtlos, nicht zweifelnd, daß meine Gesellen mir nachgeschlichen, nahm den Rückweg über die verfallene Stelle, lief zu jenem Haus, trat in die Stube, wo ich Alle versammelt fand, und legte das Kreuz, an dem noch Erde hing, auf den Tisch. Einige wurden bleich, aber ich sagte: „Es ist euch nicht gelungen, mich zu erschrecken, ihr Nachschleicher!“ — „Wie so?“ — „O verstellt euch nicht, ihr macht mir nichts weis!“ . . . Als nun Alle, auch Hildebrand, der gesetzte Chirurg des Ortes, mir versicherten, daß Keiner die Stube verlassen, da ergriff auch mich ein Schauer. Zwar hatte ich bloß im Leichtsinn, um meine Unerschrockenheit zu zeigen, und ohne frevelhafte Absicht es gethan — war ich doch im Vorüberkommen an meines Vaters Grab ganz arglos seiner eingedenk gewesen — aber die Sache erschien mir auf einmal in einem anderen Licht. Die Wirthin

erklärte, das Kreuz nicht unter ihrem Dach zu dulden, ich solle es zurückschaffen, woher ich es genommen; dazu fühlte ich für heute keine Lust mehr und mußte es mit mir nach Haus nehmen, von wo es am nächsten Tag an seinen Ort zurückgebracht wurde. Von nun an hätt' ich nichts Aehnliches mehr thun mögen.

Seit meines Vaters Tod waren drei Jahre vergangen, als meine mit der Wirthschaft belastete Mutter sich zur Wiederverheirathung entschloß. Ihr zweiter Mann war Michael Zenger, ein Abkömmling der einst berühmten, dann aber verarmten Ritter-Familie dieses Namens. Sein Vater, Pächter eines der ehemaligen Familiengüter, war noch im Besitz des Adelsbriefes gewesen, hatte ihn aber einst in der Trunkenheit ins Feuer geworfen. Der bekannteste unter den Ahnherren des Geschlechts war jener Ritter Hans von Zenger, welcher unter dem Pfalzgrafen Johann und dessen Sohn Christoph[1]) im Jahr 1433 vorzüglich dazu beitrug, die Hussiten aus dem Land zu treiben. Dieselben machten sich besonders furchtbar durch ihre Wagenburgen, indem sie sämmtliche mitziehende Wägen geordnet mit einer mächtigen Kette umspannten und dadurch sich in unbezwingbar scheinender Festung verschanzten. Hans von Zenger, Besitzer von zehn bis fünfzehn Schlössern zwischen der Donau und der sächsischen Grenze, bot nun die zahlreichen Schmiede seiner Heimath und der ganzen Gegend mit ihren schweren Hämmern auf und hieß sie, als man bei Hiltesried auf die Hussiten stieß, mit vereinter Kraft die Kette zertrümmern. Es gelang; Schrecken ergriff die bis jetzt Unbezwungenen, die sich wirklich mochten für unbezwing-

[1]) Dieß ist jener Herzog Christoph, welcher dann (von 1439 bis zu seinem Tod 1448) König der vereinten drei skandinavischen Reiche gewesen.

bar gehalten haben, und sie flohen, um nie wiederzukehren. Hatte man vorher den sogenannten „Hußaus" darum geläutet, daß Jeder knieend — dem Reiter war geboten, hiezu vom Roß zu steigen — um Abwendung der Geißel bitte, so ließ man ihn nunmehr zum Andenken an die Befreiung erklingen, und das geschah noch bis zum Regierungsantritt des Kurfürsten (nachmals Königs) Max ein- oder mehrmal die Woche nach dem Abendläuten, (in Amberg geschieht es, wie ich höre, noch jetzt, 1874, allnächtlich um 11 Uhr).

Das Stammschloß der Zenger, Zangenstein, dessen Mauern fünf, an manchen Stellen sieben Schuh dick gewesen sein sollen, wurde zu Anfang des Jahrhunderts von seinem Besitzer, einem Baron Sauer, zur häßlichen Ruine abgetragen.

Meine Mutter und der Stiefvater erwarben im Jahr 1803 das neben ihrer Wirthschaft gelegene Gebäude des aufgehobenen Frauenklosters. Eingedenk aber des volksthümlichen Spruches „Klostergut — thut nicht gut, — geht zuletzt in 'n Fingerhut" — bewog ich sie später, es wieder zu klösterlichen Zwecken um sehr billigen Preis abzulassen.[1])

Nachdem ich fünf Jahre lang das Gymnasium, nämlich die drei sog. Grammatiken und die erste und zweite Rhetorik besucht hatte, ging ich zwei Jahre hindurch auf das Lyzeum. Von hier schrieb ich an P. Ulrich Heiß:

„Ich bin nun Philosoph, wollte sagen, heiße einer. Vielleicht sind Hochw. begierig, von meinen Fortschritten in dieser epochemachenden Wissenschaft zu hören? Ich habe mir Mühe gegeben, Alles einzusehen, was bisher vorgetragen worden, und glaube das Meiste in der That einzusehen; nur hat mein schwaches, unbewaffnetes Auge noch nicht emporschauen können bis zu der transcendentalen Staffel, von der das (? Fichte'sche)

[1]) Näheres soll kommen beim Jahr 1834.

Ich auf unsere anderen schlechteren Ichs verächtlich niederblickt und von seinem Sternhimmel herab mit Blitzen, in der Esse des Herrn Sch . . d geschmiedet, Alles zu Boden donnert, was sich nicht transcendental schreibt. Ohngeachtet meines Fleißes in der Philosophie hab' ich doch schon das Unglück gehabt, meinem Herrn Professor Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, das vielleicht Ursach' sein dürfte, daß ich dieß Jahr nicht mehr der Erste werde, sed quod ad rem? Ich höre Sie fragen, auf welche Weise? . . . So mein Vortrag mit meinem Verstehen nicht im engsten Verständnisse steht: so läßt sich die Sache leicht erklären, und eine zu lebhafte Einbildungskraft hat mir auch da, wie schon öfter, einen schlimmen Streich gespielt. Doch tröstet mich das und muß mich trösten, daß ich die Sache verstund, und daß ich nicht deßwegen Philosophie studire, um einen guten Platz im (? Katalog) zu bekommen, sondern um ein besserer Mensch zu werden, und dieß letztere Streben hat die Logik so ziemlich in mir erweckt. Besonders fühle ich der angewandten Logik wohlthätigen Einfluß auf das Herz und die menschliche Gesellschaft. Die Philosophie hat meinem Streben, das ehe nach Osten zielte, einen Stoß nach Ost-Süd gegeben, sie hat meinem Handeln mehr Charakter und Festigkeit mitgetheilt. Doch umarme ich noch mit dem nämlichen Feuer die Schwester der Philosophie die holde Dichtkunst; ich sehe das magische Band, das Beide verbindet, und bin entzückt" u. s. w.

Der nachmalige Oberbergrath Voit, damals Vorstand der Gewehrfabrik, gab aus freiem Antrieb verschiedenen Lyzealschülern, unter denen ich mich befand, Vorträge über Botanik und führte uns hinaus in die Wiesen und Wälder, um Pflanzen zu sammeln und einzulegen — Ausflüge, deren ich noch heut mit inniger Liebe gedenke.

Prof. Graf, mein Lehrer in der Mineralogie, erzählte mir folgende Episode seines Lebens. Verwickelt in den Illuminaten-Orden hatte er unter Karl Theodor Bayern verlassen müssen und begab sich von Wien aus mit Empfehlungsschreiben versehen nach St. Petersburg. Insbesondere war er an einen deutschen Wirth Namens

Diamant[1]) gewiesen. Die Reise legte er mit einem Kurier zurück, welcher Tag und Nacht weiterfuhr. Graf hatte die Eigenthümlichkeit, im Fahren schlechterdings nicht schlafen zu können und so brachte er zehn Tage und zehn Nächte schlaflos zu. Endlich in Petersburg angelangt und am Gasthof des Herrn Diamant abgesetzt, fand er das Haus, weil es eben Nachtzeit war, verschlossen und setzte sich mit seinem Reisesack auf einen Eckstein, wo er von Müdigkeit übermannt sogleich einschlummerte. Die sehr frühe Sonne eines nordischen Sommertages stach ihm bald in's Gesicht, und hievon erwachend sah er, daß ihm sein Reisesack war gestohlen worden, in welchem nicht nur sein Hab' und Gut, sondern auch seine Empfehlungsschreiben sich befanden. Unterdessen öffnete sich das Gasthaus und er stellte sich dem Besitzer vor, erzählte seinen Verlust und bat nur um Unterkunft wegen seines dringenden Bedürfnisses nach Schlaf und Ruhe. Da er über Herrn Diamants Verwandte zutreffenden Bericht zu geben wußte und auch sonst nichts Mißtrauen Weckendes an sich hatte, wies ihm der Wirth ein Zimmer an. Nun durfte er endlich sich dem Schlafe hingeben und trotz seiner Bestürzung schlief er sogleich ein. Als er erwachte, war er nicht wenig erstaunt, sich in einem mit Menschen dicht angefüllten Zimmer zu sehen, und da er sich in seinen Gedanken nicht zurechtfinden konnte, frug man ihn, ob er wohl nicht wisse, daß er drei Tage und Nächte ununterbrochen geschlafen habe, ohne daß die vom Wirth wegen seines Nichtöffnens angeordnete Einsprengung der Thüre und die darauf folgenden Versuche, ihn wachzurufen, etwas gefruchtet hätten. Das Gerücht von dem Sieben-

---

[1]) Man bemerkt der Schreiberin, es werde „Smaragd" heißen sollen, dieß sei noch heut der Name eines Petersburger Gasthofbesitzers.

schläfer hatte sich in der Nachbarschaft, ja der ganzen Stadt verbreitet, und so strömten die Menschen herbei, ihn zu sehen. Dieses Erlebniß wurde ihm günstig, denn ein sehr reicher, russischer Edelmann, Graf Stroganoff, der davon vernommen, ließ ihn zu sich bescheiden und frug ihn über Heimath, Beschäftigung und Schicksal aus. Vernehmend, daß Graf als „Illuminé“ vertrieben worden, begrüßte er ihn als Bruder, indem er die nichts weniger als glaubensseligen bayerischen Illuminaten verwechselte mit der von Martinez Pascualis herrührenden philosophisch-mystischen Sekte jenes Namens, und da der Edelmann auch erfuhr, Graf sei Mineraloge, so stellte er ihn bei seiner kostbaren Mineraliensammlung an, wo besonders herrliche sibirische Stücke waren. Als Graf einst hinwarf, es würde sehr nützlich sein, die englischen Sammlungen zu studiren, ließ ihn sein Gönner auf seine Kosten nach England reisen. Wie tief aber hiebei der wissenschaftliche Eifer ging, erhellt daraus, daß der vornehme Herr eines schönen Tages die ganze prächtige Sammlung für ein Gespann seltener schöner Pferde hingab.

Graf, der wieder Erlaubniß erhalten hatte, nach Bayern zurückzukehren, wurde mir in der Folge gram ob meiner religiösen Richtung. Einigermaßen versöhnte ich ihn wieder, indem ich aus alter Dankbarkeit ihm von meinen Reisen in Italien und Sizilien schöne Stücke mitbrachte, Riesencölestine, wie sie damals bei uns kaum je gesehen wurden.[1])

[1]) Graf's Schwiegervater, ein bekannter Sammler und Händler aus Wien, zog an allen europäischen Höfen herum, einen köstlichen Saphir feilzubieten, aber nirgends wollte man ihm zu der geforderten Summe auch noch den Adels-Titel verleihen, um den es ihm zu thun war. Endlich zeigte sich der König Friedrich August III. von Sachsen, ein Kenner und Liebhaber der Naturwissenschaften, geneigt, auf seine Bedingungen einzugehen, und nun schien es dem Mann an der Zeit, eine Mittheilung zu

An die Stelle von P. Maurus Schenkl als Regens des Seminars war im Lauf der Jahre mein einstiger Walderbacher Lehrer P. Eugen Pausch getreten. Einmal geschah es mir, denselben durch eine heftige Erwiderung zu verletzen. Nach Vollendung meiner Universitätsjahre, vor dem Abgang nach Berlin, hab' ich es ihm schriftlich abgebeten; dann erhielt ich fälschlich Nachricht von seinem Tode. Um so rührender war es mir, als 1832 der Todtgeglaubte schriftlich bei mir anpochte, um mir seine Herzensfreude und seinen Stolz über die Laufbahn seines ehemaligen „Lieblingsschülers" auszudrücken, und mit treuester Theilnahme verfolgte er seine paar übrigen Jahre meine öffentlichen und häuslichen Erlebnisse.[1])

Am Schluß der sieben Jahre meines Aufenthaltes im Seminar sah ich mich durch eingetretenes Kränkeln genöthigt, vor dem Antritt der Universitätsstudien mir ein Jahr der Erholung zu gönnen. Eine große Abspannung der geistigen und leiblichen Kräfte schrieb ich

machen, die er sich als höchsten Trumpf für zuletzt aufgespart hatte. „Wissen Ew. Maj., woher dieser Saphir stammt? Aus dem Schatze des Königs Ludwig XVI." — „Was?" rief der König aus; „er würde mich also unaufhörlich an meinen unglücklichen Vetter erinnern? Nun möchte ich den Stein nicht mehr haben, selbst wenn Sie mir ihn schenkten!" — So mußte der Besitzer seine Wanderungen von Neuem anheben; in Holland gerieth er einst in Geldverlegenheit und sah sich gezwungen, den kostbaren Saphir um einen Spott wegzugeben.

1) Anm. d. Schreib. Aus des Lehrers liebenswürdigen und liebevollen Briefen geht auch die Treue des Schülers hervor, der nicht ermangelte, durch kleine Aufmerksamkeiten, z. B. Sendungen sizilianischen Weines, seine alte Dankbarkeit kundzugeben. „Euer Gnaden," schreibt P. Eugen, „verstehen Sich vortrefflich darauf, einen alten Mann zu ehren und zu erfreuen." Insbesondere aber rühmt sich der Greis der „schönen Briefe", welche die Gattin des einstigen Schülers ihm zukommen läßt.

vorzüglich dem Umstande zu, daß ich vor meinem Examen innerhalb zweier Stunden einmal 40 Seiten auswendig gelernt. Ich behielt sie im Gedächtniß; aber darnach trat völlige Ermattung und Stumpfheit meiner Fähigkeiten ein und dauerte ein paar Monate.[1]) Daher brachte ich den Winter in der Heimath zu, vor Allem bedacht auf geistige Ruhe und körperliche Kräftigung. Stundenlang befliß ich mich des Schlittschuhlaufens, einer dort ungewöhnlichen Uebung, die darum stets Zuschauer um mich versammelte. Oder ich wetteiferte mit Anderen im Eisschießen, ja suchte selbst durch Holzhacken und Sägen Brust- und Armmuskeln zu stärken. Den wesentlichsten Dienst aber habe ich, dem zwei Schwestern an Hektik gestorben sind, meiner ehedem nicht starken Brust und Lunge durch die Ausdauer erwiesen, womit ich von früh an täglich zu wiederholten Malen eine kleine Uebung tiefen und langsamen Einathmens vollzog. Von der guten Wirkung hat unter Anderem die Ausgiebigkeit meines Stimmorgans Zeugniß abgelegt. Unzähligemal in meinem Leben habe ich auch Anderen den Rath hiezu ertheilt und wo er befolgt wurde, auch meist mit Glück. Der kräftigere Athem befördert zugleich den kräftigeren Blutumlauf. Besonders sollten Menschen, die bei sitzender Lebensart in gekrümmter Stellung zu wenig Luft in die Lungen einführen, wodurch dann Stockungen entstehen, Knoten sich bilden u. s. w., jener Uebung sich auf's Regelmäßigste befleißen.

Im Sommer ging ich nach Amberg, wo mein Lehrer Graf mich durch den Auftrag auszeichnete, die von München dorthin gekommene Mineraliensammlung des berühmten verstorbenen Dr. Bader, Leibarztes der Herzogin von Neuburg, unter seiner, des Professors Leitung zu ordnen.

---

[1]) Sieh Beilage 1 zum 1. Kapitel.

Bald darauf erhielt ich auf seine Verwendung auch von der Regierung der Oberpfalz den Auftrag, die aus dem ganzen Land eingeschickten Gebirgsarten unter des Lehrers Egide ordnend zu beschreiben. Die 25 fl., die ich dafür bekam, erfreuten mich nicht wenig.

Auch sonst konnte ich mich wieder geistig beschäftigen, wenngleich mit Maß und Vorsicht.[1]) Ich wiederholte fleißig das bisher Erlernte und trieb nunmehr selbstständig mit großem Eifer und besonderer Vorliebe Philosophie.

In der Reihenfolge meiner Studien mußte ich eigenem Instinkte folgen, da fremde Anleitung dazu mir fehlte.

3. Rückblick auf einige Folgen der Klosteraufhebung in Bayern.

Ruinen, wirkliche und beabsichtigte. Verschleuderungen (auch der Bibliotheken). Urtheile. Der Vorwand für Alles und die wirkliche Sachlage. (Münchener Burgkapelle.)

Ehe ich von dieser Lebensperiode Abschied nehme, will ich dessen gedenken, wie sehr sich zu jener Zeit unter meinen zwar noch jungen, aber doch schon beobachtenden Augen Bayern verändert hatte, selbst in seinem äußeren Anblick. Ueberall sah man entvölkerte, verwüstete oder zertrümmerte Klöster, Kirchen und Kapellen. Fast nirgends hatte man gründlich aufzuräumen vermocht, denn die Behörden wurden nicht fertig und das Volk hütete sich Hand anzulegen, und so standen diese noch nicht übergrünten Ruinen traurig und reizlos da, dem frommen Volk ein steter Schmerz und ein Bild dessen, was man mit dem Lande in geistiger Beziehung theils angebahnt, theils wirklich vorgenommen hatte.

---

[1]) Sieh Beilage 2 zum 1. Kapitel.

In Schwarzhofen selber besaßen wir ein Beispiel. In ehemaliger Zeit hatte ein noch heute vorhandener, gedeckter Gang die Dominikanerinen aus ihrem Kloster zum Gottesdienst in ein vergittertes Oratorium der Pfarrkirche geführt; später gelang ihnen, die Eingangs dieses Kapitels erwähnte stattlich gewölbte Kirche zu bauen, den weithin sichtbaren Schmuck des Ortes. Als die Aufhebung hereinbrach, die Nonnen vertrieben wurden und man ihre schöne Kirche niederreißen wollte, da bat die Pfarrgemeinde, das festgebaute Gotteshaus anstatt der bisherigen, weit unansehnlicheren, nicht gewölbten, sondern blos an der flachen Decke getäfelten Pfarrkirche fortan als solche benützen zu dürfen. Abschlägiger Bescheid. Zweite Anfrage, ob man die Klosterkirche und ihre prächtige Sakristei denn nicht wenigstens als Magazin für Vorräthe in diesen Kriegszeiten benützen dürfe. Abgeschlagen. „Einreißen!“ Sie wurde versteigert mit ausdrücklicher Bedingung des Zerstörens. Der Käufer zahlte 300 fl. für Kirche sammt Sakristei und brauchte fünf Jahre, sie einzureißen. Kaum war dieß geschehen, so kam man zur Erkenntniß, daß die bisherigen Schulräume nicht mehr genügten, und nun führte man an derselben Stelle, wo so eben die prächtige Sakristei war dem Boden gleich gemacht worden, ein unschönes, finsteres Schulgebäude auf, das, so sagt man mir, trotz Scharwerk auf 10,000 fl. zu stehen kam. Verwundert fragten die Leute: Ja warum hat man denn nicht die herrlichen Mauern und Räume der Sakristei dazu benützt?

Ich erinnere hier an die von Regierungswegen gebotene und wirklich vollbrachte Zerstörung der Kirche bei dem uralt ehrwürdigen Kloster Wessobrunn; ich erinnere daran, daß der erste Käufer des Schlosses Tegernsee den herrlichen Prälaturbau abtragen ließ, um aus den Quadern, dem Eisen, der Kupferbedachung dieses

einen Theiles allein so viel zu lösen, als er für das Ganze gegeben. Ebenso sollte die für das bayerische Regentenhaus so denkwürdige prächtige Klosterkirche von Fürstenfeld wegen angeblicher Baufälligkeit und wirklicher Schwierigkeit des Einreißens mit Kanonen niedergeschossen werden und entging diesem Schicksal nur durch Verzug. War ja doch für den Dom zu Freising, dieses geschichtliche, religiöse und bauliche Kleinod, der Untergang eingeleitet, indem er als baufällig geschlossen und einem Metzger, der 500 fl. geboten, zum Kauf zugesagt wurde. Da verlangte ein französischer General, den Dom zu einem Napoleonsfest zu benützen und setzte den Gegenvorstellungen ob himmelschreiender Gefahr des Einsturzes seinen festen Willen entgegen; der Dom ward geöffnet und ertönte von rauschender Musik, auf dem Domplatz nebenan donnerten die Kanonen und er wollte immer noch nicht einstürzen. Jetzt erst konnte von Wohlgesinnten auf seine Rettung gedrungen werden; Kronprinz Ludwig ward aufmerksam gemacht, er forschte nach an Ort und Stelle, und die Restauration begann. Den im nämlichen Halbjahr erfolgten Tod der zwei Hauptbetheiligten an jenem Sündenhandel, des Metzgers und des Rentamtmannes, schrieb das Volk einer That des göttlichen Strafgerichtes zu. Auch die Stiftskirche von Berchtesgaden rettete der Kronprinz. — Bei den Akten des Ministeriums muß noch heute der Antrag eines damaligen Referenten liegen, es möge der Landshuter Martinsthurm — der höchste in Bayern und einer der höchsten überhaupt — abgetragen werden, vermuthlich wegen seines anmaßend aristokratischen Emporragens über die anderen Gebäude. Der Kronprinz soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: Diese Leute ruhen nicht, bis Alles so flach ist, wie ihre Schädel. Auch an der Hoffnung, die Frauen-

kirche zu München dem Erdboden gleichzumachen, weideten sich bereits manche Gewaltige.

Weitaus die meisten Kirchen- und Klostergüter wurden elend verschleudert. Gleichwie man im bösen Gewissen, Volksunruhen befürchtend, die Aufhebung mit Einem Streich vollzogen hatte, so geschah die Losschlagung der meisten Gebäulichkeiten und theilweise der Bodengüter im ganzen Kurfürstenthum am nämlichen Tag, sei es, daß man abermals vor Unruhen sich scheute, sei es, daß man recht absichtlich einen Zulauf von Kauflustigen vermeiden wollte, um die Erwerbung desto mühloser in bestimmte Hände zu spielen. Bei Verkauf der beweglichen Kirchenschätze war der Unterschleif ein heilloser. Begreiflich! Treue Hände scheuten die Berührung der sakrilegisch ihrem heiligen Zweck entwendeten Gegenstände. So bekannte mir ein Schullehrer, wie er, für den Herrn Regierungskommissär das Protokoll führend, zwei Nächte habe aufbleiben müssen, um in dessen Auftrag sämmtliche Zahlen zu fälschen. Das Schulmeisterlein hatte nicht den Muth, Widerstand zu leisten oder den Gestrengen höheren Ortes, d. h. den Teufel bei seiner Großmutter zu verklagen.

Mit welcher Mischung von fanatischem Haß, von gewaltthätiger Habgier und plumper Zerstörungswuth die heiligen Geräthe aus kostbaren Stoffen behandelt wurden, darüber erfuhr man Haarsträubendes. An einer mit Kelchen, Reliquiarien u. s. w. hochangefüllten Kiste — in Scheyern — wollte der Deckel nicht mehr zugehen; da sprang der Bedienstete darauf, daß die Edelsteine und Perlen lossprengten und auf dem Boden herumkollerten. Der Beispiele wären zahllose zu nennen; aber es liegt dieß nicht in meiner Absicht, ich wollte nur gelegentlich davon berichten, was mir unterkam. Näher liegt mir das vandalische Verfahren mit den Klosterbibliotheken.

Allerdings bekamen die Staats- und andere Anstalts-sammlungen, was man zu behalten für gut befand, und noch heut bilden jene Reste einen Hauptwerth dieser Anstalten. Allein die geretteten Bände waren doch ein verschwindend kleiner Bruchtheil gegen das Verschleuderte. Ganze Bibliotheken wurden um wenige Gulden und nach dem Gewicht an die Käshändler und Krämer verkauft, von wo hie und da ein Kenner das Eine und Andere wieder rettete. Hunderttausende von Bänden wurden um Spottgelder nach Rußland und Amerika geschleppt, aber mindestens ebenso viele gingen zu Grund. Die theologischen Werke bot man nach der Größe feil, einen Folianten um zwölf, einen Quartanten um sechs, einen Oktavband um drei, zwei, ja Einen Kreuzer.

Und in der That weiß man, daß die Finanzen des bayerischen Staates durch jenen Raub so wenig gedeihen wollten als heutzutage das Königreich Italien in ähnlichem Fall. Freilich sagte Socher, der ungläubige Priester, als er später zur Zeit des Landtages nicht begreifen konnte, warum selbst Protestanten die Maßregel der Klosteraufhebung für eine der Staatswirthschaft nachtheilige erklärten: „Wenn auch den Finanzen Schaden daraus erwachsen sein sollte, so ist es doch gut, daß diese Nester des Aberglaubens ausgehoben worden sind.“ Aber wenn gleich der Haß des Christenthums, insbesondere der katholischen Kirche, der Hauptfaktor jenes Schrittes war, so hatte doch sicherlich die staatliche Habsucht auch ihren Antheil daran und sah sich zu ihrer gerechten Strafe durch die persönliche Habsucht und Untreue der Mittelsmänner um den Gewinn geprellt.[1] Selbst wo ein solcher

[1] Hiebei will ich jedoch anmerken, daß, als ich den Kronprinzen Ludwig im Winter 1823/24 nach Sizilien begleitete, mir Er-

Besitz länger in Staatshänden blieb, da wollte er nicht gedeihen und Frucht bringen.[1])

minister Graf v. Montgelas durch einen höheren Beamten schreiben ließ, damit ich es dem hohen Herrn mittheile, er (Montgelas) sei gegen die Maßregel der Klosteraufhebung gewesen, der Prinz könne dieß aus dem Munde seines königlichen Vaters, Max I., bestätigen hören; die Schuld sei an Zendtner gelegen. Sieh Bezügliches auch in Görres' „Freundesbriefen", herausgegeben von Franz Binder (1874) III. 319. Bekanntlich soll der Prinz vor Kummer und Verdruß über das Vorgehen im Staate krank geworden sein und der König ihm zulieb den Ministerwechsel vorgenommen haben. (Sieh übrigens auch 13. Kapitel dieser Erinnerungen.)

[1]) Ich selber habe als Ministerialrath eine dießbezügliche Erfahrung gemacht. Mit dem alten Benediktbeuren war auch die dazugehörige, von den Mönchen hochgehaltene Adelheidsquelle von Heilbrunn bei Bichl in den Besitz des Militäretats übergegangen. Ich hatte einst im Krankenhaus mit dem Wasser jener Jodquelle innerhalb 14 Tagen eine Person von ihrem großen Kropf befreit und die Kur hatte den eben aus Augsburg anwesenden Medizinalrath Wetzler sehr überrascht. Bald darauf kam zu diesem ein Münchener Bürger und befrug ihn, ob es räthlich sei, die Adelheidsquelle zu kaufen. „Greifen Sie zu!" rieth sowohl Wetzler als der mit dem Bürger bekannte Anton Spring, der nachmalige Lütticher Professor, und der Kauf ward abgeschlossen um die lächerliche Summe von 900 fl., ohne daß vorher die Militärbehörde der medizinischen auch nur eine Anzeige von ihrer Absicht des Verkaufs gemacht hätte. Als ich Kunde davon erhielt, ging ich zum Minister des Innern, dem Fürsten Wallerstein, und äußerte mein Bedauern, daß die Regierung sich diesen Vortheil nicht vorbehalten habe. „Fragen Sie nach, ob der Käufer nicht zum Wiederverkaufe geneigt sei," war sein Bescheid. Sogleich ließ ich durch einen mir bekannten verlässigen Juden beim neuen Besitzer anfragen. „Ja," war die Antwort, „um 100,000 fl., denn als ein solches Kapital rentirt die Quelle." Auf diese Summe ging das Ministerium nicht ein. Das war in den dreißiger Jahren; wie mag die Rente seither gestiegen sein!

Der Galgenhumor war wohl berechtigt, mit welchem man jene Wirthschaft einem Todtenamte verglich: Bavariae regimen est Missa de Requiem, — sine Gloria, sine Credo, longum Offertorium, nulla Benedictio. Und die Namen der Gewalthaber Stein, Hartmann, Zendtner, Schwerin faßte man zusammen in den Spruch: Steinharte Männer lasten zentnerschwer in Bayern.

Wenn wir nun fragen, warum, oder, da wir den eigentlichen Grund wohl nur im Haß des Christenthums suchen dürfen, unter welchem Vorwand jene Barbarei der Klosteraufhebung geübt wurde, so hören wir, daß die in Bayern so kläglich zurückgebliebene Wissenschaft, der vernachlässigte Volksunterricht solche Opfer geheischt hätten. Und diese zum mindesten schiefe Behauptung wird ohne weiteres gläubig hingenommen und ohne Untersuchung welches die wirklichen Gründe gewesen, wegen deren etwa Bayern jenen Vorwurf theilweis verdiente.

In Wirklichkeit waren die Schulen des katholischen Deutschland lange Zeit denen des protestantischen mit Ausnahme weniger Sparten weit voran. Noch gab es keinen allgemeinen Schulzwang, aber die Mittel zum Lernen waren nicht nur in den Klöstern selber gegeben; ihr Einfluß auf das ganze Leben ließ auch viel tüchtigere Schulmeister zu als z. B. in Preußen, wo zu diesem Amt fast nur ausgediente Soldaten gewählt wurden. Vom Religionsunterricht zu schweigen, waren jene wenigen Gegenstände, welche damals ein vernünftiger Volks-Schulunterricht begriff, sehr ordentlich vertreten, trotzdem die höhere, den nächstoberen Schulen zukommende Pflege der seit dem dreißigjährigen Krieg so verwilderten deutschen Sprache im katholischen Süden gegen den protestantischen Norden zurückblieb.

Man hat aus dieser geringeren Pflege der deutschen Sprache allerhand nichtige, ja lächerliche Folgerungen gezogen. Einige schienen ohne weiteres anzunehmen, daß der Katholizismus uns unfähig gemacht habe, die Feinheiten der deutschen Sprache zu fühlen, zu begreifen und zu entwickeln. Diese Abgeschmacktheit verdient keine Entgegnung. Andere aber sehen darin wenigstens ein Zeichen jenes unvaterländischen Sinnes, den man heutzutag als ultramontanen bezeichnet. Nun sollte man denken, der Katholizismus hätte dann zunächst die Romanen, also die Italiener, Spanier, Franzosen veranlassen müssen, zu Gunsten des ihnen leicht erlernbaren Lateins ihre eigenen Idiome zu vernachlässigen. All' diese Völker bildeten aber neben der Kenntniß der Kirchen- und Gelehrtensprache ihre vaterländische Zunge zu hoher Feinheit aus. In Deutschland hatte allerdings die konfessionelle Spaltung die Katholiken dazu gezwungen, aus der lateinischen Sprache eine Nothwehr, ein Vollwerk gegen die Ueberfluthung mit protestantischen Schriften zu machen, indem schon Luther durch deutsche Schriften das Volk zu gewinnen suchte, und wenn auch das Lateinische auf beiden Seiten noch lang die Gemeinsprache der Gelehrten blieb, so fiel doch durch Losreißung von der allgemeinen Kirche für die Protestanten ein wichtiges Interesse an jener Gemeinsprache hinweg; die Pflege des Deutschen wurde also rascher gefördert als sie sonst, so gut wie das Entsprechende bei anderen katholischen Völkern geschah, sich von selber entwickelt hätte; also auf der einen Seite Hemmung, auf der anderen Förderung, aber nicht in Folge der Konfessionen an sich, sondern in Folge der Trennung. Indessen, da nun einmal diese konfessionelle Spaltung die beiden Hälften der Nation einander entfremdet hatte, so muß jener vorwiegende Gebrauch des Lateins bei der einen Hälfte

gerade in sprachlich-vaterländischer Beziehung als ein Vortheil für das Ganze betrachtet werden; denn ohne denselben hätte sicherlich diese Eine, südliche Hälfte ihre eigenen Idiome selbstständig und ohne Rücksicht auf die kirchlich losgespaltene Hälfte ausgebildet, wie es aus anderen Gründen die Flamländer und Holländer gethan, und es wäre hiemit auch dieses fast letzte Band der Deutschheit auseinandergefallen.

Uebrigens sah es auch im Norden lang genug barbarisch aus und als dann die Pflege der Schriftsprache wieder anhub, hielt man gar Manches für Fortschritt, was vielfach ein Rückschritt war. Am liebsten hätte man über alle Dialekte den Stab gebrochen, eine Thorheit, welche eine spätere Zeit selbst wieder gerichtet hat.

Wie aber, wendet man ein — war die Sache so beschaffen, wie du sagst, wie kömmt es, daß gerade im nördlichen Deutschland die Philologie, die Pflege und Kenntniß der alten Sprachen, einen viel früheren und höheren Aufschwung nahm als im südlichen?

Ich erwidere: Jedermann weiß, daß es vorzüglich die Klöster gewesen, welche nach den rasenden Stürmen der Völkerwanderung die wenigen übriggebliebenen Schätze der antiken Literaturen im Abendland sammelten, hegten und retteten. Man weiß auch oder sollte doch wissen, daß das Latein als Kirchensprache ein zweites Entwicklungsleben empfing und im Mund der mehr oder minder germanisch durchtränkten Völker seines kirchlichen Gebietes zwar mancherlei Barbarismen aufnahm, aber auch vermöge der neuen christlichen Begriffswelt eine neue tiefsinnige und reiche Terminologie entfaltete und in dieser neuen Entwicklung eine Blüthe erreichte, die zwar nicht eine Pflege des altklassischen Lateins im Sinne der heutigen Philologen heißen konnte, an Bedeutsamkeit aber

einer solchen sicher nichts nachgab. — Als nach der Einnahme von Konstantinopel durch die Türken griechische Gelehrte das Abendland überflutheten und ein plötzlich aufloderndes und nicht wieder verflackerndes Interesse an den alten Sprachen in ihrer ursprünglichen Gestalt erweckten, da waren es zunächst Italiener, welche die Epoche der Renaissance mächtig einleiteten, und von dort pflanzte sich die Pflege des Klassizismus fort zu den übrigen Occidentalen. Unter den Pflegern der humanistischen Wissenschaften fanden sich mindestens ebenso viele eifrige Söhne der Kirche als heimliche oder offene Widersacher derselben. Als sodann in der Reformation die deutschen Protestanten sich von dem Latein als allgemeiner Kirchensprache losgesagt, blieb dasselbe doch den Gelehrten als klassisches Idiom von Wichtigkeit, und je entschiedener sie ihre Aufmerksamkeit vom mittelalterlichen Latein abwandten, je ausschließlicher vermochten sie das antike zu pflegen, was naturwüchsig auch die Pflege des Griechischen nach sich zog. Ueberall aber, im protestantischen Norden Deutschlands wie in dessen katholischem Süden und den romanischen Ländern, begnügten sich häufig die Philologen nicht mit der Kenntnißnahme und Aneignung des Guten, Schönen und Wahren der antiken Welt; auch deren Unglauben und sittliche Verkommenheit sogen sie mit ein, und es wäre hiemit dem katholischen Deutschland nur Glück zu wünschen gewesen, wenn es dabei verblieben wäre, die Kenntniß jener gefährlichen Schätze nur ganz allmählig und mit heiliger Vorsicht in sich aufzunehmen. Leider blieb ihm dieß nur bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vergönnt. Ich hege die Ueberzeugung: hätte man uns nur zwei gelehrte Orden gelassen, die Jesuiten und die Benediktiner, so hätten wir sowohl in philologischer Beziehung wie in Pflege der

deutschen Sprache stetig fortschreitend, den Norden allmählig auch hierin erreicht, wo nicht überflügelt, wie es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in vielleicht allen übrigen Fächern der Fall war. Insofern die philologischen Studien einen Hauptbestandtheil der Gymnasialstudien bildeten, konnten sich die nordischen Gymnasien eines Vorzugs rühmen. Die übrigen Gymnasialfächer jedoch, Rhetorik und Arithmetik waren bei uns vortrefflich gepflegt.

Was nun die eigentlichen Fachwissenschaften betrifft, so gesteht der Göttinger Professor Meiners in seiner „Geschichte der hohen Schulen" unumwunden ein, daß bis zur Gründung der ungewöhnlich reich dotirten Universität Göttingen alle Fakultätswissenschaften besser an den katholischen Universitäten gepflegt, die Universitäten im deutschen Süden überhaupt in besserem Zustand waren als im Norden. Solang unsere Lyzeen — in Norddeutschland wurden die Lyzealgegenstände meist an den Universitäten studirt — von den Jesuiten geleitet wurden, waren sie vortrefflich. Sie umfaßten Philosophie (Logik und Metaphysik), höhere Mathematik und höhere Naturwissenschaften. Unsere norddeutschen protestantischen Brüder rühmen sich die moderne Philosophie eingeleitet zu haben und vergessen dabei, daß der katholische Franzose Cartesius ihnen vorhergegangen und daß Leibniz, obwohl Protestant, vielfach katholische Anschauungen hatte. Abgesehen ferner, daß uns auch in der Philosophie gar Manches als Rückschritt gilt, was sie als Fortschritt preisen, zugegeben andrerseits, daß sie neben schweren Irrthümern mancherlei Großes in derselben zu Tage gefördert, erstreckt sich mein Vergleich hier nur auf die Zeit bis zur Aufhebung der Klöster, insbesondere schon der Jesuiten. Ich wollte nur die entsetzliche

Schädigung hervorheben, welche das Verschwinden erst dieser, dann jener für uns Bayern gewesen ist.

Indem nämlich so plötzlich unsere Schulen jener trefflichen Lenker und Lehrer beraubt wurden, sanken sie mit begreiflicher Schnelligkeit von der innegehabten Höhe herunter, und nun kam rasch der Augenblick, um in die Lärmtrompete zu stoßen über die intellektuelle Vernachlässigung dieses armen katholischen Volkes, welchem nicht anders aufzuhelfen sei als durch zahlreiche Berufungen aus dem Norden. Breit strömte nun durch die aufgethanen Schleusen eine vorwiegend protestantische Bildung herein und zwar hauptsächlich in rationalistischer Entwickelung des Einen protestantischen Grunddogmas der „freien Forschung".

Wahrlich, der Urfeind der katholischen Kirche, weil ihres göttlichen Stifters, hat wohl gewußt, warum er so grimmig die Klöster befehdete.

Wir freuen uns des wahrhaft Guten, was durch unsere getrennten Brüder, nicht in Kraft ihres Irrthums, aber trotz desselben, geleistet wurde und wird; aber es ist uns Pflicht zu zeigen, wie gerade das in wissenschaftlicher Beziehung unser Heil war, was man als Ursache unseres angeblichen Verfalles ausschreit, und wie ein wirklicher Verfall erst eintrat, als man uns jenes Heil zu rauben anfing.

Es ist nicht meine Absicht, hier auf die religiöse und kirchenpolitische Seite der Klösteraufhebung einzugehen. Selbst in wissenschaftlicher Beziehung will ich hier, weil es allzu weitläufig wäre, nicht des Näheren erörtern, wie viel die Mönche durch eigene unmittelbare Thätigkeit geleistet haben. Wären doch Bände zu füllen mit den bloßen Namen derer, welche durch gediegene Arbeit die Wissenschaft gefördert. Es kommen aber noch

andere Seiten in Betracht, deren hohe Wichtigkeit für die Wissenschaft einleuchten muß, z. B. die materielle Unterstützung, die sie der geistigen Produktion angedeihen ließen. Niebuhr äußerte — vielleicht öffentlich, jedenfalls mir gegenüber mündlich — daß für die Durchführung langwieriger und kostspieliger literarischer Unternehmungen der Verlust der Klöster ein völlig unersetzlicher sei.[1]) Solch ein Konvent war so zu sagen eine unsterbliche Person; an einer Klosterbibliothek besaß ein wissenschaftliches Werk den getreuesten Abnehmer. Mochte auch der Vorstand wechseln, Ehrensache blieb es, ein tüchtiges Werk, dessen erste Bände man genommen hatte, nicht im Stich zu lassen. Erwägt man, wie viele ausgezeichnete Klosterbibliotheken es gab, so begreift man die Bedeutung dieses Umstandes. Heutzutage wird manches schöne Werk aus Mangel an Abnehmern von vornherein nicht begonnen oder bleibt in der Hälfte stecken, weil die ersten Abnehmer oder deren Erben der fortgesetzten Ausgabe überdrüssig oder zu derselben unfähig werden.

Eine weitere wichtige Seite war die Unterstützung der Lernenden. Thiersch hat es hervorgehoben, daß unter den ausgezeichneten Gelehrten des protestantischen Deutschland sehr viele Pastorssöhne seien, und in der That ist deren Zahl eine auffallend große. Leicht begreiflich! Der Pastorssohn erhält im elterlichen Haus nicht nur den ersten Unterricht, sondern überhaupt eine Richtung auf geistige Interessen. Welch große Zahl aber würde sich erst ergeben, wenn wir die Namen ausgezeichneter Schüler von mönchischen Lehrern wollten sammeln! Der Pastor konnte und kann bei bestem Willen und im besten Fall neben seinen Söhnen noch den einen

---

[1]) Vergl. übrigens Kap. 7.

und anderen fremden Knaben unterrichten, vielleicht bei guter Einnahme oder eigenem Vermögen den seinem Bauern- oder Handwerksverdienst Enthobenen auch leiblich unterstützen. Die Klöster aber zogen viele fähige Köpfe unter den Bedürftigen heran und vermochten zugleich für Geist und Körper zu sorgen. Kleinere Abteien hatten die Vorbereitungs-, größere die höheren Schulen. Solche Klöster, welche nicht selber Schulen und Lehrer lieferten, wie z. B. Franziskaner-Konvente, wetteiferten mit den vermöglichen Stiften wenigstens darin, daß sie Studenten in den Ferien aufnahmen, ihnen also manche Freude und schöne Erinnerung bereitend.

Innerhalb 25 bis 30 Jahren, etwa von 1790 bis 1815—20, zähle ich in der Erinnerung 24, sage vierundzwanzig Studenten und Studentlein (einschließlich vom Lateinschüler bis zum Hörer der Hochschule), welche alle aus Schwarzhofen gebürtig waren; die wieder vom Studium Abgesprungenen nicht gerechnet. Und wie arm war doch in jenen Kriegszeiten der Ort! Seither ist er im langen Frieden aufgeblüht und dennoch war in den 15 Jahren Studienzeit meines von dort gebürtigen Großneffen, von 1855 bis 1870, er nur Einer von fünf Studirenden! Das Studium liegt ihnen ferner, als da sie so viele, ihrem eigenen Ort, ihrer eigenen Verwandtschaft entsproßte „Herren" um sich sahen, und zudem bleiben für Viele die Kosten unerschwingbar.

Denn nicht nur fehlt den Schülern die materielle Unterstützung von Seite der Klöster für ihren Lebensbedarf, sondern die Kosten der Lehrstunden haben sich unglaublich erhöht und bei dieser Vertheuerung spielt abermals die Aufhebung der Klöster eine bedeutende Rolle. Ich meine nicht nur die allgemeinen sozial-politischen Folgen jener Maßregel, die Mehrung des Proletariats,

der Theuerung überhaupt u. s. w., woran der Student auch sein gut Theil zu tragen hat, ich meine die unmittelbare Steigerung der Lehrkosten durch den Abgang mönchischer Lehrkräfte in den Gymnasien, Lyzeen und Universitäten. Wenngleich der Ausschluß weltlicher Professoren unmöglich und thöricht wäre und gewiß von mir im eigenen Interesse am wenigsten gewünscht werden könnte, so gereicht es doch einer Anstalt zu großem Nutzen, wenn sie auch geistliche Cölibatäre zur Wahl und Verfügung hat. Schon die mönchische Bedürfniß- und Anspruchslosigkeit macht es möglich, sowohl aus ihren Reihen wie aus der Laienwelt Professoren in größerer Anzahl zu berufen. In Amberg hatte jeder der geistlichen Professoren Eine Stube, gewöhnlich mit Einem Fenster, und nur die beiden Rektoren (der Schule und des Seminars) besaßen je Wohn- und Schlafzimmer. Der Gehalt eines Professors betrug 400 fl. Heutzutage wäre schon die Besoldung der Lehrkräfte, da fast lauter Familienväter die Lehrämter innehaben, im Stand, eine mäßig dotirte Anstalt bankrott zu machen. Aber das freiwillige Cölibat und die freiwillige Armuth, welche allein das Proletariat und die verrottete Finanzwirthschaft unserer Tage erfolgreich zu bekämpfen vermöchten, werden heute wie damals von den kurzsichtigen Staatslenkern gewaltthätig ihrer Pflanz- und Pflegestätten beraubt. Bei den steten Erschütterungen, welche die Klöster und Orden erleiden müssen und bei der künstlichen Heranzügelung einer antiascetischen Jugend können Jene denn freilich nicht mehr in ihrem Schooße die nöthigen Kräfte sammeln und ausbilden.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß das Zusammenwohnen der Lehrer unter Einem Dach auch eine große Förderung des Zusammenwirkens bot, um so mehr als

sie zugleich einen großen Theil der Zöglinge in nächster Nähe behielten.

Ich bin weit entfernt, die Mißbräuche in Klöstern zu leugnen. Stets hat es von neuem der Reformen bedurft und stets auch hat es Reformatoren gegeben; so mochte denn auch das klösterliche Schulwesen mancher Auffrischung benöthigt sein. Aber man hat das Kind mit dem Bad ausgeschüttet, und der Staat hat es gethan ohne Recht, ohne Schonung, ohne Sinn und Verstand.

Bei der hervorragenden persönlichen Güte und wohlwollenden Gesinnung König Max I. (damals Kurfürst) dürfen wir wohl annehmen, daß er nicht nur über Bedeutung und Tragweite jener Maßregeln, sondern auch über die Härte, womit man sie ausgeführt, und den Umfang, den man ihnen gegeben hat, im Dunkeln gelassen wurde. Nicht Alles, was selbst amtlich „Im Namen des Königs" geschieht, fällt dem Fürsten selber ganz oder auch nur vorwiegend zur Verantwortung zu.[1]) Hat doch Max I. seinen vortrefflichen Willen bei der Abschließung des Konkordates und der Tegernseer Erklärung kundgegeben! Wie schwer es den Fürsten schon im vorigen Jahrhundert, geschweige später, gewesen, den listig gespannten Netzen der Maurer und Illuminaten zu entgehen, das hat sich nicht nur an des Königs Vorfahren Max

---

[1]) Darüber, wie die Höheren oft durch die Niedrigen überlistet werden, erzählt man Folgendes: Minister Graf Montgelas sei eines Tages in der Burggasse an jener Stelle vorüber gegangen, wo sich noch kurz vorher eine schöne gothische Kirche — ich glaube, sie hieß die Burgkapelle — erhob; sie war verschwunden. „Welcher Esel hat das gethan?" fuhr der Minister los, erhielt aber die Antwort: „Excellenz haben ja selbst zu genehmigen geruht." Er hatte, so scheint es, den ungelesenen, vielleicht unterschobenen Befehl unterzeichnet.

Joseph III. und dessen Vater Karl Albert gezeigt, die sich von Ickstatt beeinflussen ließen, sondern, wie man jetzt genau berichtet ist, auch an der in vieler Beziehung so weisen und in ihren Absichten so fromm katholischen Kaiserin Maria Theresia. Die Völker müssen es als Gottes Zulassung betrachten, daß auch wohlmeinende Fürsten hinter's Licht geführt werden, und haben den Trost, daß Gott auch aus Schuld und Irrthum uns Heil bereiten könne.

Zweites Kapitel.

Landshut. 1805—1812.

1. Berufswahl. Lehrer und Freunde. Studentenleben.

Berufswahl; nach Landshut; der Bruder; Dauer der Studien. Was man mit der Hochschule gewollt. Der erste Freundeskreis; Philosophie und die nächsten Folgen. Verschiedene Lehrer. Nochmal die Freunde, nähere und fernere; studentisches Leben. Typhus und Folgen.

Meine Berufswahl hatte ich getroffen; zum Arzte wollte ich mich ausbilden, und die Neigung hiezu empfand ich mit solcher Bestimmtheit, daß ich der Mutter, die sich bekümmern mochte, ob meine Gesundheit dem anstrengenden Studium und den Beschwerden dieses Berufes gewachsen sei, im ersten Halbjahr der Hochschule tröstend schreiben konnte, ich sei viel gesünder als daheim, krank aber würde ich sein, wenn ich einen andren Stand, z. B. Juristerei, erkoren hätte:

„Die Last von Geschäften macht mich nicht krank. Ich habe zwar ebensoviel zu studiren wie in Amberg, aber nicht mit der halben Anstrengung, theils weil die dort gehörten Gegenstände Vorbereitung für die hiesigen waren, theils weil man hier nicht so mechanisch zu lernen hat wie dort . . . Der Professor der Anatomie, der meinen Fleiß bemerkte, gab mir seine Zufriedenheit schon zweimal zu erkennen. Und es soll mir überhaupt nicht fehlen, die Aufmerksamkeit der Professoren auf mich zu ziehen."

Sebastian aber sandte mir aus Amberg ein Gedicht, „die Pest in Malaga," in Form, Gedanken und Bildern höchst unreif, aber lebhaft und glühend, mit welchem er keinen geringeren Ehrgeiz hatte, als deklamatorisch aufzutreten; an dessen Schluß vertröstet er, — wovon nur die Einwohner von Malaga wenig Trost werden empfangen haben, — die leidende Menschheit auf die Zukunft des angehenden Arztes, meiner Wenigkeit:

„ . . . . . . Ausdauernd, unverzagt
Spannt er sich an den Wagen der sterblichen Mühseligkeiten
Wie ein junges, feuriges Roß" u. s. w.

Im Herbste 1805 war es, daß ich die Universität Landshut bezog, um sie erst 1812 wieder zu verlassen. Da sich noch ein Besuch auswärtiger Hochschulen im Betrage von etwa sechs Semestern anschloß, so habe ich, die beiden Lyzeumskurse und das darauf folgende keineswegs müßige Erholungsjahr miteingerechnet, dem höheren Studium allein 12½ bis 13 Jahre gewidmet. — Mein Bruder Sebastian, welcher ebenfalls den ärztlichen Stand erkoren, folgte mir 1806 zur Alma Mater und verließ sie zugleich mit mir. Und daß wir so lange dort verweilten, geschah, unter Zustimmung meiner Mutter, aus freiem Trieb nach gründlicher praktischer und gelehrter Ausbildung, aus Lust und Liebe zur Wissenschaft.[1]) —

Bekanntlich war die Versetzung der Universität von Ingolstadt nach Landshut vor Allem deßwegen geschehen, um die einst so hochberühmte katholische Anstalt, die immer noch einen Stattler, einen Schrank, einen Sailer u. s. w. besaß, nach den Zwecken der „Aufklärung" „zeitgemäß"

[1]) Anm. der Schreib. „Wenn wir zwar länger studiren müssen als Andere," schreibt Nepomuk 1809 der Mutter, „so ist auch das, was wir erlernen, höher und schwerer und mehr werth als das andere."

umzugestalten. Zwar sorgte die Vorsehung, daß die Machthaber sich einige Male stark vergriffen, indem sie Männer zu Lehrern erkoren, die keineswegs den gehegten Wünschen entsprachen; ja ich kann sagen, daß gerade die von auswärts nach Landshut Berufenen, sowohl Katholiken wie Protestanten, theils positiv christlich waren, theils sich doch in bescheidenen Grenzen der Billigkeit hielten. Dennoch gelang es nur allzu sehr, die Atmosphäre für junge Geister höchst bedenklich zu machen; denn, mochten jene Berufenen noch so ehrenhaft, noch so billig sich benehmen, unter ihnen wie unter den einheimischen Professoren gab es eben doch katholische und protestantische Subjektivisten aller Abschattungen; dazu gesellten sich aus Bayerns alten und neuen Provinzen die Nachfolger unserer Illuminaten zusammt jakobinischen Anhängern der französischen Revolution.

Eine kleine Zahl zum Theil hochbegabter Freunde, von denen der Eine und Andere schon in Amberg sich an mich geschlossen, fand sich mit mir zusammen, und das Leben und Weben mit diesen kann ich als meine erste Landshuter-Epoche bezeichnen, da in Folge meines langen Verweilens an der Hochschule sich später mein und Sebastians Freundeskreis völlig erneuert hat. Jene Genossen gehörten verschiedenen Berufszweigen an; was uns einigte, das war großentheils das gemeinsame Interesse an den höchsten Fragen der Wissenschaft: neben unseren Fachstudien philosophirten wir sozusagen Tag und Nacht. Unter den obwaltenden Umständen war es aber begreiflich, daß wir — so ziemlich gemeinsam — uns hineinphilosophirten in den Unglauben der Zeit. Es bot eben die herrschende Philosophie auch in ihren gediegensten Erscheinungen, jene Philosophie, die in Descartes zwar noch gläubig, aber schon subjektivistisch und mechanistisch

geworden war und in den ebenfalls gläubigen Leibniz und Wolff einerseits, im ungläubigen Spinoza andererseits, sodann in Kant, Fichte, Schelling (in seiner ersten Periode) sich ausgewachsen hatte — ich sage, sie bot, auch wo sie ihn bieten wollte, durchaus keinen genügenden Halt gegen den völlig seichten Unglauben der Enzyklopädisten, der im bayerischen Illuminatismus eine besondere Abzweigung gebildet. Allerdings vermag eine tiefer und objektiv begründete Philosophie zur Ueberzeugung von der Existenz eines persönlichen Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele und von der nothwendigen künftigen Trennung von Guten und Bösen zu führen, aber ohne Offenbarung führt sie nicht weiter; und selbst diese tiefere objektive Begründung mangelte vielfach. Wir aber, wennschon uns die Ungeheuerlichkeiten des Illuminatismus fern blieben, glaubten Alles erphilosophiren zu können und hatten nicht Zeit daran zu denken, daß auch die vollendetste Philosophie nicht für's praktische Leben die geoffenbarte Religion zu ersetzen vermag, selbst wenn wir diese nur als Lehre betrachten und von ihren Gnadenmitteln absehen; denn nicht nur kommen der gemeine Mann, sehr viele Gebildete, die weitaus größte Zahl der Frauen niemals zum Philosophiren im eigentlichen höheren Sinn und müßten somit, wenn die Philosophie die Zucht der Religion ersetzen sollte, auf fremde, menschliche Autorität hin das leisten und lassen, was uns schon auf göttliche zu leisten und zu lassen oft schwer genug fällt — auch der zum wirklichen Philosophiren Berufene gelangt nicht wohl vor dem 18. Jahre dazu; soll er in Ermanglung einer religiös begründeten Erziehung nicht eher in Zucht kommen als bis die philosophische Selbsteinsicht ihn dazu ladet? Dann wird mit der ausgebliebenen Zucht auch die Philosophie ausbleiben,

denn richtig denken lernt kein zuchtlos Verwilderter; nur auf dem Boden eines richtig geübten Willens gedeiht auch richtige Uebung der Einsicht.

Meinem ein Jahr nach mir eintretenden Bruder blieb unsere philosophische Verirrung erspart, um so mehr, als unsere kleine Schaar in nicht allzu langer Frist und ebenso gemeinschaftlich wie in den Irrthum hinein, sich auch mit rüstigem Forschen und Trachten aus demselben wieder heraus, von der Verdunkelung wieder an's Licht arbeitete; nur der Eine oder Andere blieb mehr oder minder zurück. Haupthebel zu diesem zweiten Umschwung waren mit Gottes Gnade eine ächte, nicht ruhende Liebe zur Wahrheit, ein entschiedener historischer Sinn, der allerdings erst nach und nach zu gefestigten Anschauungen kam, beides unterstützt von den Eindrücken der Kindheit und poetischem Gefühl für die Erhabenheit der Kirche; mächtig aber wirkte auch der Verkehr mit christlich Gesinnten, theils persönlich, theils in ihren Werken, darunter einige der erlauchtesten Geister jener Zeit. Vor Allem seien hier genannt: Sailer's kirchliche Vorträge, seine Schriften (namentlich seine Religionslehre) und der Umgang mit ihm und mit Zimmer; Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu" und unsere eigenen Betrachtungen über dieses so bedeutenden, milden und herzgewinnenden Mannes Rücktritt zum Katholizismus;[1]) ferner die an Glanz und Wirkung dem Blitze vergleichbaren Abhandlungen Franz Baader's, des Ersten,

---

[1]) An dieses Ereigniß knüpft sich mir eine komische Erinnerung; ein stark aufgeklärter katholischer Pfarrer äußerte, da von Stolberg's Uebertritt die Rede war, sich zu mir mit den billigen Worten: „Ja, die katholische Kirch' is net aus, is net aus!"..(soviel als: Ist nicht so übel, nicht zu verachten.)

welcher die Philosophie wieder auf Bahnen der Objektivität lenkte und christianisirte; G. H. Schubert's Schriften, vorzüglich die über „die Nachtseite der Natur", sodann Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, überhaupt die Romantiker, von denen zwar ein Theil noch sehr im Unklaren schwamm, mancher aber doch schon das Ufer gewonnen hatte, wie z. B. der zum Katholizismus übergetretene Friedrich Schlegel. Als Uebergangswege dienten wohl auch die mündlichen philosophischen Vorträge von Ast, sowie die geschichtlichen von Breyer, beide Protestanten, beide zwar das Christenthum noch unklar, aber von der romantischen Seite doch mit Wärme erfassend, so daß wenn Breyer mit einer Art ritterlicher Begeisterung auf die Jungfrau Maria zu sprechen kam, selbst Bürger der Stadt seine Vorträge besuchten.[1]) Später kam abermals Schelling an die Reihe; nun aber war er schon — und zwar unverkennbar, wie auch sein Freund Steffens bezeugte, durch Baader'schen Einfluß — in seine zweite, mehr christliche Epoche getreten; in dieser ist er der vorzügliche Neubegründer einer subjekt-objektiven Philosophie geworden, wenn schon dem positiven Katholiken nicht immer zur vollständigen Befriedigung;[2]) besonders beschäftigte uns unter seinen neuen Werken die

---

[1]) An dieser Stelle will ich erwähnen, daß Philipp v. Walther, über dessen Anschauungen in Sachen der Religion ich im Uebrigen nichts Näheres zu entdecken vermochte, mir später in einer Sitzung des Obermedizinal-Ausschusses erzählte, er habe als Doktorand in Landshut noch die unbefleckte Empfängniß zu vertheidigen gelobt. — „Und ich habe das Gelübde gehalten," fügte er mit Nachdruck bei.

[2]) So genügt er nicht in der Auffassung der Mythologie, in der Lehre von den guten und bösen Engeln und vom Abfall der letzteren, sodann in der Lehre von der Kirche, besonders von den Sakramenten u. s. w.

Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit. Auch Jacobi's Schrift über die Offenbarung göttlicher Dinge studirten wir; bei ihm freilich fanden wir nichts, was uns die Rückkehr zum Christenthum erleichterte.

Zwar machten sich obige Einflüsse nur allmählig in einer länger ausgedehnten Zeitfrist geltend, aber noch war das zweite Jahr meines Landshuterlebens nicht verflossen, als ich im Neubesitz meines alten Glaubens mich wieder glücklich fühlte. Wohl trat noch einmal, als ich die Universität schon verlassen hatte, der Subjektivimus in anderer Gestalt an mich heran und drohte über mich Meister zu werden; aber vielleicht halfen beide Irrungen mit Gottes Gnade mich nur fester im kirchlichen Glauben einzuwurzeln. Besonders habe ich dem Himmel zu danken, daß er in beiden Epochen mich vor sittlicher Verirrung gnädig behütet hat.

Sailer, „der in Allen und Allem das vorhandene Goldkorn herausfindende, Liebe und Milde athmende" Geistesmann eröffnete mir sehr bald persönlichen Verkehr und gleich zahllosen Jünglingen und Männern stund ich unter jenem Zauber der Liebe und des Geistes, welchen der außerordentliche Mann so reichlich übte.[1]) Ich hörte, wie erwähnt, seine Religionslehre und die sonntäglichen Vorträge in der Universitätskirche, besuchte ihn auch häufig vor seinem Abendessen, in welcher Zeit er Freunde gern empfing. Seine zwei Wohngemächer standen gegen einander offen; im Einen spielten gewöhnlich ein Paar seiner Kollegen Schach (wobei ich wohl Professor Zimmer sich

---

[1]) Anm. der Schreib. Nur die erste Begegnung war eine sehr peinliche gewesen. Sieh Beilage 1a zum 2. Kapitel. — In der Charakterisirung der Professoren haben wir nachträglich Stellen aus R.'s Rede zum Andenken an Phil. v. Walther mitbenützt (zwischen Anführungszeichen).

selber schelten hörte: „Aber Zimmer, dießmal warst du wieder ein rechter Esel!") — im zweiten unterhielt sich Sailer mit anderen Professoren oder sonstigen Besuchern und so auch mit uns Studirenden, die wir ungescheut ihm unsere Fragen und Anliegen vortragen durften.

Sailer gehörte jedenfalls zu jenen Berufenen, in welchen die Berufer sich gründlich geirrt hatten. Man wußte, daß er von einzelnen Exjesuiten war befehdet worden, und schloß hieraus, sowie aus seiner Milde gegen Andersgläubige, wohl auch aus einigen seiner Anschauungen auf antirömische Gesinnung. Ich bin nicht gewillt zu leugnen, daß der hochverehrte Mann in manchem Stücke geirrt und zu weit gehende Konzessionen, anfangs an eine zu seichte, etwas später an eine einseitig spiritualistische Auffassung der Religion gemacht hat; bewußt unkirchliche und antirömische Gesinnung aber konnt' ich niemals bei ihm entdecken, auch in einer Zeit, in der mir die Entdeckung nicht Anstoß, sondern Befriedigung geboten hätte. Davon später; hier nur ein kleines Landshuter-Erlebniß. Bekanntlich weilte Sailer selbst als Noviz bei den Jesuiten, als die Gesellschaft aufgehoben wurde. Nun erzählt man von ihm die Aeußerung, in der Gründung des Ordens habe viel Göttliches mitgewirkt, in der Entwicklung viel Menschliches, in der Aufhebung viel Teuflisches. Letzteres findet er offenbar bei den Gegnern. Durch Mißverständniß oder böswillig wurde im Mund von Nacherzählenden obiger dritter Satz dahin verändert, als hätte Sailer zur Zeit der Aufhebung im Orden selber jenes Teuflische gefunden. Welche Wiedergabe die richtige sei, schließe man aus Folgendem: Nach dem Tod des letzten Markgrafen von Bayreuth war dessen adeliger Stallmeister Janson von der Stockh (ein Katholik) mit seiner Familie nach Kemnath in der Ober-

pfalz gezogen, und hier befreundeten sie sich mit dem als Pfarrer daselbst wirkenden, hochgelehrten, vielberühmten und ehrwürdigen Exjesuiten Benedikt Stattler; so gelangte ein Sohn der Familie in den Besitz eines interessanten Schriftstückes von des verehrten Mannes Hand, schenkte mir dasselbe und ich brachte es eines Tags zu Sailer. Das vergilbte Blatt erblickend, rief er lebhaft: „Das ist ja die Handschrift meines alten Lehrers, des Professors Benedikt Stattler!“ Und nachdem er so für die Aechtheit der Schrift Zeugniß abgelegt hatte, las er das Dokument — leider habe ich es seither verlegt oder verloren, der wesentliche Inhalt aber war dieser:

„Ich erkläre im Angesichte Gottes, vor dessen Richterstuhl ich in nicht langer Zeit zu treten erwarte (und ich bitte den Priester, der mir auf meinem Todbette beistehen wird,[1]) diese meine Erklärung zu veröffentlichen —), daß ich viele Jahre im Orden der Gesellschaft Jesu zugebracht und verschiedene Aemter darin bekleidet habe, daß ich zwar bei den Mitgliedern menschliche Gebrechen und Unvollkommenheiten getroffen, aber keine der schweren Beschuldigungen begründet gefunden, die man gegen den Gesammtorden erhebt, und ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie die große Lücke, welche die Aufhebung desselben in's Erziehungs-, Unterrichts- und besonders Missionswesen gerissen hat, genügend soll ausgefüllt werden.“ Als Sailer dieß durchgelesen, fügte er bei: „Ja, das unterschreibe ich aus vollster eigener Ueberzeugung; hätte ich von vorne anzufangen und der Orden bestünde noch, ich wüßte von keiner Wahl und würde auf's Neue Jesuit.“

Mit Sailer zugleich war sein Freund Zimmer als Professor der Dogmatik berufen worden und erwies sich von eben so christlicher Gesinnung. Mochte man auch

[1]) Stattler hat übrigens noch lange Zeit gelebt.

seinen Versuch, Schellings Philosophie (besonders die Lehre vom Abfall der Ideen von Gott) auf das katholische Lehrgebäude anzuwenden, nicht eben glücklich nennen, so mußte die gute Meinung doch erkannt werden. Schelling hat ihm den Versuch hoch angerechnet.

Von den Vorbereitungsfächern zur Arzneikunde[1]) hörte ich die geliebte Mineralogie; die schon auf dem Lyzeum mein bevorzugtes Fach gewesen war, sowie die Chemie, bei dem noch jungen Professor Joh. Nep. Fuchs. Die Oryktognosie durch Chemie begründend, ließ er schon damals vermöge der Gewissenhaftigkeit in der Forschung, der Genialität in den Anschauungen seine künftige Bedeutung ahnen. Für den Unkundigen bemerke ich, daß Fuchs der Erfinder des Wasserglases, des hydraulischen Kalks und noch vieler wichtigen Dinge geworden. — Bei zwei anderen Professoren, die sich früh einen großen Namen gemacht, dem gelehrten Tiedemann und dem geistvollen „in jugendlicher Kraft und Schönheit blühenden" Philipp von Walther, hörte und übte ich, — bei Jenem Zoologie und Anatomie, bei Diesem Physiologie, später Chirurgie; 3½ Jahre hindurch besuchte ich seine chirurgische und augenärztliche Klinik und nahm bei ihm dreimal ein Privatissimum im Operiren an Leichnamen. — Botanik gab uns Franz von Paula Schrank, von Vielen „Altvater Schrank" genannt, der allmählig alle Fächer der Philosophie und Naturwissenschaft vorgetragen, und von welchem Oken aussagte, daß Keiner der zur Zeit

---

[1]) Anm. der Schreib Nicht nur fast alle medizinischen, sondern auch die Kollegien über die im Text erwähnten naturwissenschaftlichen Fächer hat R. wiederholt und zum Theil drei Jahre hindurch besucht und aus fast allen die Note eines ausgezeichneten, aus mehreren eines vorzüglich ausgezeichneten Fortganges erhalten.

Lebenden es ihm gleichgethan an Menge von erfolgreichen Entdeckungen, wie denn auch Martius nur mit der größten Verehrung von ihm zu sprechen pflegte.[1])

Von dem genialen Andreas Röschlaub „mit seinem Atome spaltenden dialektischen Scharfsinn" konnte ich schon sehr bald in einem Briefe sagen:

„Alles, was ich bisher von Röschlaub gehört habe, muß ich als wahr erkennen. Nicht etwa glaube ich Vieles auf sein Ansehn, sondern ich finde es gerade so in mir, wie Er es gesagt hat und sagt, so daß freilich in Zukunft Alles, was er sagen wird, mir, wenn ich es auch nicht gleich einsehen sollte, ungemein wichtig sein wird; so viel Achtung habe ich vor seinem Scharfsinn und seiner ruhigen Beobachtung." —

Zu eben der Zeit, als ich anfing, allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie bei Röschlaub zu hören, ergänzte derselbe seine frühere Erregungstheorie, in welcher nur der subjektive Faktor in den Krankheiten berücksichtigt war, mit der hippokratischen Lehre, gemäß welcher im Erkrankten ein zur spezifisch und individuell eigenthümlichen Natur des Organismus Nichtgehöriges, ihm oft bis zur höchsten Feindseligkeit Fremdartiges in den Organismus mithineinregiert. Mein Bruder und ich waren die Ersten, welche diese Lehre von Röschlaub über die allgemeine Natur der Krankheit sich aneigneten; schon meine Prüfungs-Abhandlung, zu welcher er die Vorrede geschrieben, sowie die unter seinem Präsidium von uns vertheidigte Centuria positionum bei unserer Promotion haben davon Zeugniß abgelegt und in meinem späteren „System der Medizin" ist in pathologischer Beziehung besonders auf diese, mit schärfster Dialektik durchdachte Lehre Röschlaub's von

---

[1]) Obwohl Schrank noch in Ingolstadt gelehrt hat, gehört auch er zu den Todtgeschwiegenen Döllinger's in dessen von mir bekämpften Rektoratsrede.

der allgemeinen Natur der Krankheit Rücksicht genommen.[1]) Der persönliche Charakter dieses meines hoch-

[1]) Die Entwicklung, welche ich in meinem System dieser pathologischen Lehre gegeben habe, ist folgende: Die Krankheit ist nicht, wie Sydenham an manchen Stellen gesagt hat, selber ein Ding oder Wesen (ein Ens, ein ὄν), das man nach Art naturhistorischer Gegenstände klassifiziren kann; sie ist dieß ebensowenig wie wir einen Kampf, eine Schwangerschaft, eine Besessenheit als ein Wesen bezeichnen würden; sie ist auch nicht, wie Einige meinten, bloße einseitige Wirkung eines schädigenden Dinges; sie ist auch nicht, wie Sydenham an anderen Stellen zu verstehen gibt und wie Schönlein sagt, das bloße Heilbestreben des Organismus gegen Schädlichkeiten und auch nicht nach der Ansicht Browns eine bloße Steigerung oder Minderung der Lebenskraft; sondern sie ist die auf Grundlage des vorhergängigen Gesundheitscharakters (der Gesundheitsbreite) stattfindende diagonale Wirkung oder Erscheinung zweier sich befehdenden selbstthätigen, hiemit auch zweier durch einander leidenden Faktoren, nämlich der Lebenskraft einerseits d. i. der menschlichen Seele nach ihrer physischen Seite, oder mit anderen Worten des Eigenlebens eines Organismus, und andererseits eines diesem Organismus und seinem Eigenleben Fremdartigen, ihn Kränkenden; sie ist somit ein Vorgang, der aus vier Vorgängen besteht, zwei aktiven und zwei passiven. Im Beginn der Krankheit und im schlimmen Verlauf ist die Lebenskraft der schwächer wirkende, mehr gekränkte Theil, in der Heilung dagegen erleidet das fremde Schädigende bei geminderter Wirkungskraft nunmehr die Kränkung, Besiegung und Austreibung durch die obhandgewinnende Lebenskraft. — Mir eigen, jedoch zu Röschlaub ebenfalls nicht gegnerisch, sondern ergänzend gestellt, ist die Lehre über die Unterscheidung der Gesundheitscharaktere (Gesundheitsbreite, constitutio sanitatis communis et stationaria), auf denen die Charaktere der Krankheiten (constitutio morbis communis et stationaria) vorzugsweise beruhen und durch welche das ärztliche Handeln mitbedingt wird. Und noch heute halte ich meine Erklärung für die allein der Praxis genügende, die allein richtige.

verehrten Lehrers war jener der unbestechlichen Recht-schaffenheit, Wahrheit und Treue; in religiöser Beziehung hatte er früher der aufklärenden Zeitrichtung gehuldigt, dann aber dem kirchlichen Glauben sich zugewendet, ohne der Philosophie den Rücken zu kehren. Er war befreundet mit Sailer, Zimmer, Savigny u. s. w., bekanntlich auch mit Schelling, mit dem er jedoch eine Zeitlang in Spannung gewesen. Mir und meinem Bruder zeigte er sich sehr gütig gesinnt und nachdem ich mehrere Jahre seine Vorlesungen gehört und seiner Klinik beigewohnt, genoß ich schließlich den Vorzug, gegen drei Jahre sein Assistent im städtischen Krankenhaus zu sein.

Zu meinen Lehrern gehörten noch Schmidtmüller, der Geburtshelfer und Bertele, der Chirurg.

Von jenem obenerwähnten Kreis von befreundeten Genossen war meinem Herzen der Theuerste nach dem Bruder der geniale und sinnige Joseph Löw, der zugleich als tief empfindender Musiker, sowohl Flöten- und Guitarrespieler wie mit wundervoller Stimme begabter Sänger, unsere Zusammenkünfte verschönte. Noch gedenkt mir einer herrlichen Nacht, die wir Freunde in jugendlicher Schwärmerei unter schönen Gesängen auf einem lieblichen Dorfkirchhof in Landshut's Umgebung durchwachten.[1]) Mit seiner Inauguraldissertation gewann Löw in der Folge den Preis; eine andere Abhandlung, welche er bei seiner Promotion vortrug, „Ueber die sympathetische Wirkung der Dinge" widmete er

[1]) Spätere Anmerk. der Schreib. Reber schreibt 1807 an Sebastian: „In heller Mondnacht auf Gräbern Flöte, Guitarre spielen, philosophiren, Dichter deklamiren — — echt akademisch, Herr Bruder! Doch . . . Geister zitiren? . . ." Sollten die jungen Leute in der konfusen Schwärmerei damaliger Romantik auch Solches versucht haben? Ernstlich läßt es sich bei ihrer religiösen Richtung nicht annehmen.

„seinen liebsten Freunden" mit Worten, die ich hier anführe, weil sie die zwar jugendlich überschwängliche, aber treu begeisterte und reine Gesinnung des Kreises andeuten:

„Meine Freunde! Von der Liebe der Dinge möchte ich reden, wie es mir vergönnt ist, von einem Strahle jener ewigen Urliebe, die verborgen im Innern der Welt geheimnißvoll und heilig waltet. Wem könnte ich wohl mit mehr Vertrauen, mit mehr Liebe diese kleine Gabe weihen, als Euch, Ihr alle mir fernen und nahen Freunde! die vor allen mir Liebe gegeben, und die auch liebend und schonend dieß Wenige empfangen und pflegen werden. So nehmet denn meine Brüder! was ich in meiner Seele als das Reinste gefunden, du mein Ringseis mit dem Geiste voll Stärke und göttlichen Muthes, und du frommer Bruder Sebastian, freundlicher Loe — und guter Venino! Aman, du mit dem ächtbayerischen Herzen, edler Rottmaner, Schafberger und Schiestl, jüngst mir verbunden, und du mein lieber Teng, Jüngling voll Reinheit und ernster Milde, mir gegeben in den Tagen der Trauer wie ein junger Baum, an dem ich mich aufrichtete in neuem freudigem Muthe. Nehmet denn mit Liebe, was ich Euch reiche in Demuth, als Denkmal unserer Jugend, auf daß es Zeugniß gebe, wie ich in Euch das Vaterland, die heilige Jugend unseres edelen Volkes, die Welt, und mit Euch Gott liebe! Seid mir herzlich gegrüßt, meine Brüder und Freunde! Landshut im Herbst 1808. Joseph Löw."

Die Abhandlung selber machte ungemeines Aufsehen und erntete so Lob als Widerspruch. Selbst in der Bürgerschaft von Landshut erregte sie Theilnahme, so daß er durch Mitglieder derselben zum Druck aufgefordert wurde. Noch im Jahr 1818 fragte mich in Neapel der Däne Schönberg, einer der gesuchtesten dortigen Aerzte, ob ich der Ringseis sei, welchen Löw in jener Vorrede genannt habe. — Zu meinem tiefen, nie vergessenen Schmerz starb Löw schon 1809 an einem heftigen Typhus. Ohne Zweifel ist er mit gemeint, wenn Bettine Brentano in

den Briefen eines Kindes an Göthe schreibt (München, September 1809): „Auch in Landshut, wo Savigny sind, führt der Tod seinen Karren triumphirend durch alle Straßen, und besonders hat er mehrere junge Leute, ausgezeichnet an Herz und Geist, die sich der Krankenpflege annahmen, hinweggerafft, es waren treue Hausfreunde von Savigny." [1])

Vier der Begabtesten unseres Kreises sind noch als junge Männer hinübergegangen: nebst Löw mein Bruder Sebastian (beide als Opfer ihres Berufes), dann Schafberger der Philolog, sowie Rottmanner, der vielseitig ausgebildete Gutsbesitzer und Rechtsbeflissene, Dichter und Philosoph, dessen Schrift über Jacobi große Beachtung gefunden. Etwas später folgte der nach Schubert's Bezeichnung „geistig sehr empfängliche Auditor Venino, ein Mensch von vielleicht zu reizbar weichem Gemüth"; noch später, aber immerhin in der Kraft ihrer Jahre, der Physiker Aman, Teng, der als Stadtgerichtsassessor zu München der Bürgerschaft so wesentliche Dienste geleistet hatte, daß sie ihn zu ihrem „litteraten Bürgermeister" erwählte, Loe, der Obermedizinalrath und königliche Leibarzt, und endlich mein Schwager, der treffliche Schulmann Schiestl. Sie Alle, die Freunde meiner Jugend, hab' ich um Vieles überlebt, den Erstgeschiedenen nun um mehr als 65, die letzten um 30 bis 35 Jahre!

Durch Aman wurde Graf Armansperg, der nachmalige Minister bei uns eingeführt; unsere Richtung bemerkend, nahm er vielfach christliche Redensarten in den Mund, mochte wohl auch wirklich von der damaligen christianisirenden Richtung ergriffen sein, aber es ging nicht tief und er flößte uns nie rechtes Vertrauen ein,

---

[1]) Sieh Beilage 1c zum 2. Kapitel.

wogegen später König Ludwig I. durch Armansperg's Phrasen sich täuschen ließ.

Dagegen stimmte ganz mit uns überein und befreundete sich uns innig Dr. Janson von der Stockh, der zwar schon als promovirter Arzt in München lebte, aber häufig nach Landshut kam, um mit uns zu verkehren. Am angeführten Ort schreibt Bettine Brentano an Göthe: „Rundum in der Gegend ist der Typhus ausgebrochen, durchmarschirende Truppen haben ihn mitgebracht, ganze Familien sterben auf dem Lande, einer einzigen Nachteinquartierung nach; es raffte schon die meisten Lazarethärzte weg, gestern habe ich einen jungen Mediziner, der sich freundlich an mich attachirt hatte, verabschiedet, er heißt Janson, er ging nach Augsburg in's Lazareth, um dort einen alten Lehrer, der Frau und Kinder hat, abzulösen, dazu gehört auch großartiger Muth." Sohn des obenerwähnten adeligen Stallmeisters des letzten Markgrafen von Bayreuth,[1]) war Janson selber brillanter Reiter; vor Allem aber setzte seine originelle blitzende Genialität, die von großer Gutmüthigkeit begleitet war, die Menschen in Erstaunen, und als in Schleißheim eine staatliche Veterinärschule sollte errichtet werden, trug man ihm die Direktorsstelle an; aber er liebte die Ungebundenheit und lehnte ab. Seine Lebhaftigkeit streifte häufig an's Komische. Als in späteren Jahren meine Frau einst allein zu Tische saß — ich war nicht zu Haus — da blieb ihr ein Knochensplitterchen von einer Wildente im Halse stecken; sie wußte, daß Janson in meinem Schreibzimmer beschäftigt sei, ging hinüber und fragte ihn, was sie thun solle. Voll Eifers sprang er auf und ungewiß, in welchem

1) Er hat mir öfter erzählt, daß sein Vater gleich vielen Anderen beim Brand des Ansbacher Schlosses die weiße Frau in den Flammen weilend gesehen.

der 15 Fächer meines Kastenaufsatzes er ein chirurgisches Zängelchen finden könne, schlug er mit der Einen Hand je Eine Schublade zu, während er mit der anderen schon eine neue aufriß, jede dieser Bewegungen mit einem bestürzt eilfertigen „Saperment=Saperment, Saperment=Saperment" begleitend, bis meine Frau in Lachen ausbrach und das Splitterchen von selber sich löste. — Hie und da leider von vorübergehendem Wahnsinn befallen, hat Janson kein hohes Alter erreicht.

Ein minder naher, doch kameradschaftlich freundlicher Kreis war uns die — noch nicht zum Korps ausgebildete — Gesellschaft unserer oberpfälzischen Landsleute. Mit Einem derselben, Freund Appel aus Schwarzhofen, bestieg ich einst den gothischen Martinsthurm; unterhalb der Spitze laufen um den Thurmkörper offene Schwibbögen und der schmale Grund, auf den sie, ihn überwölbend, sich stützen, ist wie ein Acker gefurcht und abschüssig nach außen. Hier lief zu meinem Entsetzen der Schwindelfreie schnell wie eine Katze herum. Ein ähnliches Bravourstück hat einem meiner Schüler und Assistenten, dem Dr. Zuccarini das Leben gekostet. Er kam nach Griechenland, und in Nauplia den Rand des jäh abhängenden Felsens entlanglaufend, stürzte er in's Meer und verschwand spurlos.

Es dürfte nicht leicht sein, in unserer heutigen so ganz verschiedenen Zeit sich eine Vorstellung zu machen von der überschäumenden, in gewissem Sinn unbändigen Begeisterung, in der wir lebten und schwebten. Unbändig nenne ich sie, inwiefern wir bis zu einem gewissen Grad in's Blaue hineinschwärmten und in ungefüger Willenskraft gleichsam mit Händen und Füßen um uns schlugen zu Ehren eines Ideals, dessen Inhalt und Bedingungen wir uns noch nicht völlig klar zu machen vermochten und das

eben nur alles Gute, Reine und Hohe umfassen sollte. Das feste Mark kirchlicher Gesinnung, das damals in so Vielen zerronnen war, hatte, ohne daß wir es wußten, auch nach Ueberwindung jener Krise des Unglaubens, sich in uns noch nicht entschieden hergestellt, doch ahnten wir die Größe der Kirche und schwärmten dafür, ohne sie noch deutlich zu kennen; da zudem die Meisten von uns sich willig binden ließen von der Strenge ihrer Sittengesetze, so hatte dasjenige, was von Phantasterei bei unserer Begeisterung mit unterlief, wenig Bedenkliches, mindestens für diejenigen unter uns, die es so ganz ernst mit dem Studium nahmen. Daß indessen solch ein Schwelgen in Begeisterung für ein noch nicht klar gefaßtes Ideal seine Gefahren hat, kann ich nicht verkennen. Alles Berauschende will mit Maß genossen sein. Gleichwie nicht bloß der Romanwelt, sondern auch der an sich so harmlosen Welt der Volksmärchen Mancher zum Opfer gefallen ist, der sich hineinverträumt und verdämmert hat, so ist gegenüber den bestgemeinten Idealen der unklare Träumer, der nicht seinen ganzen sittlichen Ernst daran setzt, das Wahre scharf zu erfassen und das Gute streng zu üben, in der Gefahr, bloß das Schöne genießen zu wollen und wär' es auch nur durch ein Versinken und Ertrinken der Fantasie auf Kosten der Pflicht. Ich hab' es in der Nähe beobachtet, wie junge Männer durch unaufhörliches Träumen und Schwärmen unfähig zu ernster Geistesarbeit geworden, oder in Unklarheit der Ideale sich umsomehr gefielen, als ihr sittlicher Wandel hinter jedem klaren Ideale zurückblieb.

Es ist nicht wunderbar, daß der jugendliche Thatendrang, der mit unserer Begeisterung in Wechselwirkung stund, vielfach mit der übrigen Welt, die theilweise ganz andere Gesinnungen hegte, in Widerspruch gerieth, obgleich wir uns nichts Ungesetzliches zu Schulden kommen

ließen. Wenn die Polizei, nachdem wir zu später Stunde Schiller's Reiterlied in Landshut's Gassen gesungen, die nächtliche Ruhe der schlafbedürftigen Einwohnerschaft in Schutz nahm, so war dieß nicht mehr als billig. Aber ich wurde auch mehrmals zum Rektor Krüll berufen, um von unsern Thaten, wo nicht Missethaten, Rechenschaft abzulegen; einmal eröffnete er mir, der Herr Kurator der Universität, v. Zendtner (nachmals Minister) habe mit Mißfallen vernommen, daß sich unter meinem Vorsitz eine geheime Gesellschaft gebildet, welche, an Schnurr- und Knebelbart erkenntlich, nächtlicher Weile die bürgerliche Ruhe mit Absingung — horribile dictu — von abergläubischen Liedern vergewaltige. Denn wir hatten uns vermessen, außer jenem Reiterlied auch das O sanctissima auf der Straße anzustimmen. Die beiden Brüder Ringseis seien Stipendiaten und müßten die geheimnißvolle Verbindung sammt Schnurr- und Knebelbart aufgeben bei Verlust ihrer Stipendien. Ich fragte, wie denn der Bart ein Abzeichen sein könne, da weder mein Bruder noch sonst all' unsere Genossen, wohl aber Andere, die man sicher nicht zu uns zählen werde, diese Zier im Gesichte trügen, unsere Verbindung sei keine geheime, unsere Grundsätze nur die allgemein christlichen und es könne doch kein Unrecht sein, geistliche Lieder zu singen. Man sei an mir einmal den Bart gewöhnt, stutzen aber wolle ich ihn. Ueber diesen Antrag wurde der Rektor zwar bitterböse, doch ließ man die Sache fallen.

Von einer Wallfahrt nach Altötting, welche ich im Oktober 1808 mit Sebastian und etlichen Freunden „bei etwas stürmischem Wetter, dennoch wohlgemuthet und mit guten Vorsätzen im Herzen" angetreten, erzählt mir mein eigner Brief, wie wir am andren Tag, „an einem Morgen voll Sonnenscheins und voll hüpfender Freude in der

Brust" gewandert, wie die nah und klar mit ihren Schneehäuptern vor uns auftauchenden Salzburgergebirge mir eine noch selten im Leben in solchem Grad erfahrne Empfindung der Hoheit und Andacht geweckt, — als schöne Vorbereitung zu jenen Andachts-Schauern, womit des Gnadenkirchleins heiliges Dunkel mich durchdrang. Daß wir in Altötting die heiligen Sakramente empfingen, verstund sich von selbst.

Ungefähr im Semester 1808/9 wollte unser Kreis eine allgemeine Zeitschrift, die „Jugendblätter" gründen, mit der Richtung, die herrschende Seichtigkeit und Gottentfremdung zu befehden, Religion und Vaterland zu vertheidigen, jedoch unter Ausschluß alles Politischen. Die von Löw verfaßte Ankündigung war bereits erschienen, als die Theilnehmer, großentheils Stipendiaten, von München her bedroht wurden, sie sollten innehalten, sonst werde man ihnen die Stipendien entziehen. Sebastian aber schreibt darüber nach Hause:

„Uebrigens freuen wir uns mit Ihnen, daß aus unsern Blättern nichts wirklich wurde; wir sind Alle sehr froh; die Ankündigung, die stark genug ist, haben die bösen Leute doch lesen müssen. Wäre das Blatt gedruckt worden, so hätten wir uns entsetzlich abarbeiten müssen."

Auch darüber freut er sich, daß uns die Sache ganze 6 fl. eingetragen habe, indem, so scheint es, der eine und andere Gönner das schon bezahlte Abonnement von 2 fl. nicht mehr in Rückerstattung angenommen.

Die „deutsche" Richtung, welche in meiner zweiten Landshuter Epoche sich noch lebendiger ausbildete, war doch auch in der ersten schon durch die meisten der früher genannten, Einfluß übenden Männer in uns Jünglingen gehegt und gepflegt worden. In Napoleons Höhezeit begeisterte mich wie meine Gefährten Cevallo's Bericht

über die spanischen Ereignisse und da mag ich (unbesonnen genug) bei irgend einer Gelegenheit dem Eroberer ein Pereat gebracht haben; jedoch ist es sicherlich unrichtig und nur als Zeugniß für meine Gesinnung bezeichnend, was später bei Anlaß meiner Rektoratsrede i. J. 1833 Fürst Wallerstein dem König Ludwig erzählte und was in der Folge auch in den hist. pol. Blättern wiedererwähnt worden, ich hätte obiges Pereat als Präses eines allgemeinen Studentenfestes ausgebracht; das wäre ja unmöglich geheim geblieben, hätte vielmehr die ernstesten Folgen herbeiführen müssen.[1])

---

[1]) Es mag hier am Platze sein, an eine verwandte bedeutungsvollere Thatsache zu erinnern, die schon Bettine Brentano als Augenzeugin und später Sepp in seinem „Ludwig Augustus“ unter Benützung meiner mündlichen Erzählung berichtet hat: wie nämlich Kronprinz Ludwig bei einem kleinen Abendfest im Haus des österreichischen Gesandten Grafen Stadion dem Imperator ein so kräftiges Pereat brachte, daß beim Aufstoßen des Glases auf den Tisch ein Splitterchen aus dem gläsernen Sockel sprang. Dieses Glas gab er zum Andenken der anwesenden Bettine, die es später mir geschenkt hat. Fünfzig Jahre verflossen, der nachher so unheilvolle österreichisch-italienische Krieg von 1859 hatte eben begonnen — da feierte die hiesige Akademie d. W. ihr hundertjähriges Bestehen. Ich lud mehrere einheimische und fremde Mitglieder zu einem fröhlichen Abend ein und that meinem alten (nicht mehr regierenden) königlichen Herrn Meldung davon, da auch Gäste aus dem seit seiner Studienzeit ihm sehr werth gebliebenen Göttingen, darunter Rudolf Wagner, sich einfinden wollten. Der hohe Herr erschien. Nach einer kleinen Festvorstellung mit Anspielungen auf jene Pereatscene, wie auf die verhängnißvolle politische Gegenwart, verlangte der König das bewußte Glas zu sehen und rief: „Was ich damals gethan, will ich heute wieder thun,“ — dann aber sich besinnend —: „Nein doch, ich bin um fünfzig Jahre älter geworden, ich will es lieber unterlassen, aber die Gesinnung ist die gleiche geblieben.“ Und so trank er, nicht sprechend, aber das Seinige denkend.

Im Uebrigen kümmerte ich mich damals wenig um Politik und war darum höchlich befremdet, mich als den Verfasser einer Schrift „Napoleon und seine Gegner“ bezeichnen zu hören, welche noch dazu für den Imperator kämpfte. — Diesen selber sah ich 1806 in Landshut einfahren und gleich den begleitenden Generalen verwundert an der Höhe des schlanken Thurmes hinaufblicken.[1])

Mehrere Jahre übte ich mich täglich im Voltigiren, ebenso im Fechten, sowohl Hauen als Stoßen, und habe auch später vier Jahre lang auf meinen Reisen beständig Hau- und Stoßrapiere zur Uebung mit mir geführt. Dem Bekanntsein meiner Schlagfertigkeit schreibe ich es mit zu, daß mir seltsamerweise nie eine Herausforderung zum Duell geworden, welche ich meinen Grundsätzen gemäß hätte ablehnen müssen und wirklich abgelehnt hätte, obschon ich die Inkonsequenz beging, einem Freund einst als Sekundant beizustehen. Meine Fechtübungen hatten noch die besondere Folge, mich in München in Berührung mit Oberpostrath Baron Pfetten zu bringen, dessen Freundschaft mir sehr werth geworden und überdieß durch meine Einführung in das ihm verschwägerte v. Kobell'sche Haus entscheidenden Einfluß auf mein Schicksal im öffentlichen wie im Privatleben ausgeübt hat.

Zum Reiten kam ich unentgeltlich auf possirliche Weise. Der königl. Oberbereiter in Landshut fühlte sich in seiner kleinen Zehe schwer gequält durch eine jener Hautverhärtungen, deren Entfernung damals den Badern oblag, heutzutage aber die Kunst eigener Spezialisten in Anspruch nimmt. Ich schnitt ihm ein Stückchen dickes

---

[1]) Vor einigen Jahren ist dieser Thurm ausgebessert worden, und die Landshuter erzählen sich mit Befriedigung, der durchreisende Generalfeldmarschall Graf Moltke habe das zu diesem Behuf von einem einheimischen Meister gezimmerte Gerüst eine Musterarbeit genannt.

Hirschleder zurecht, bestrich es mit Heftpflaster, bohrte in der Mitte ein Loch hinein und hieß den Mann es so auflegen, daß der schmerzende Gegenstand in der Höhlung sich befand und durch die erhabene Umgebung vor Druck geschützt blieb. Der Treffliche fand sich hievon so erleichtert und gerührt, daß er seiner Bewunderung für meine sinnreiche Anordnung und seiner Dankbarkeit Ausdruck verlieh durch dringende Einladung, die Reitschule zu besuchen, wohin sonst nur Vermöglichere, besonders Adelige zu kommen pflegten. Hier wie anderwärts behandelte er mich, wiewohl ich nicht selten ungelenker war als die Mitanwesenden, mit ausgesuchtem Respekt, während er sonst seine Schüler, auch die vornehmen, nicht nur dutzte — „Du, Graf, leg dich weiter vor; Du Baron, halt dich weiter zurück!" — sondern ihnen mit so gediegenen Derbheiten aufwartete, daß ich die Wiedergabe der lustigen Einzelheiten füglich nicht der Feder meiner Schreiberin zumuthen kann; sobald aber die Herren vom Pferd gestiegen waren, widmete er ihrem Rang die gebührende Ehrerbietung.

Es ist begreiflich, daß ich in der ungewöhnlich langen Zeit meines Verweilens an der Hochschule zu wirklichen Zwecken des Studiums schon durch mein Alter zu einem gewissen Ansehen unter den Studenten gelangte; bei allgemeinen Festlichkeiten, Kommersen, Schlittenfahrten und dergl. wurde ich öfter zum Präses gewählt, obschon oder vielleicht weil keinem Korps als Mitglied angehörend, vielleicht auch mit zu Ehren meiner Stentorstimme in Gesang und Rede, wegen der ich sonst im Leben oft genug hören mußte: „Nicht so laut, Ringseis, wir sind nicht taub!" [1])

---

1) Anmerk. der Schreib. Natürlich gründete besagtes Ansehen vor Allem in jenen Eigenschaften, die Ringseis schon früh die

Als im J. 1809 der Tyroleraufstand Bayern bedrohte und auch die Studentenschaft zu des Vaterlandes Schutz sich waffnen wollte — wenngleich manch ehrliches Herz mit der bayerischen Art von Wirthschaft in Tyrol nicht einverstanden war — da wählte sie mich zu ihrem Hauptmann. Wir wurden eingeübt unter Leitung eines ehemaligen bayerischen Offiziers, Namens Verdris, der als Fabrikant in Landshut lebte, doch kamen wir nicht zum Kampf. Graf August Seinsheim pflegte mich,

---

warme Hochachtung, theilweise die herzliche Liebe auch der Professoren eingetragen: Neben hervorragenden Geistesanlagen und wissenschaftlicher Tiefe jene Unbeugsamkeit des Charakters in Bekenntniß und Uebung seiner religiösen und sittlichen Grundsätze, jene Furchtlosigkeit, welche selbst den Spott, diese sonst von der Jugend gefürchtetste Waffe, mit einer Art von lustig verachtendem Uebermuth nicht nur hinzunehmen, sondern oft aufzusuchen schien; dann die goldene Rechtschaffenheit und zugleich Gutmüthigkeit seines Herzens, bei so hohem Ernst der Gesinnung und feurig lodernder Begeisterung seine kindliche Harmlosigkeit im Umgang, seine unerschöpflich gute Laune, sein sprudelnder Witz von großem Zug und jene liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die noch jetzt in seinem 90. Jahr, wenn auch minder häufig hervortretend, die Freude seiner Freunde geblieben. Um seine so durchaus originelle Persönlichkeit mit ihren damaligen unleugbaren Ueberschwänglichkeiten und Unklarheiten bildete sich schon in Landshut ein kleiner Mythenkreis; man fabelte von ganz besonderen Schlingen, die seiner angeblich stoischen, in Wahrheit auf christlicher Gesinnung und Uebung beruhenden Sittenstrenge gelegt worden, von abenteuerlichen Proben, die sie bestanden. Solche, die sein Wesen nicht begriffen, machten sich, besonders wenn seine Gesinnung ihnen zuwider war, über ihn lustig; sein Lebelang haben dergleichen Leute, die äußere Erscheinung auf gut Glück nach ihrer Weisheit deutend, Anekdoten und Urtheile über ihn und angebliche Worte von ihm in Umlauf gebracht, die zu seinem wirklichen Wesen paßten wie die Faust auf's Auge. — Bezüglich seines Präsidiums bei einem Kommers sieh Beilage 1d zum 2. Kap.

da wir beide schon hoch in Jahren stunden, noch seinen alten Hauptmann zu nennen.

Ich schalte hier ein, wozu ich bisher keinen Raum gefunden, daß ich im Frühjahr 1806 meinen Vetter Hartmann pflegte, der von russischen Gefangenen den Typhus ererbt hatte. So ward ich angesteckt und brachte den Keim der Krankheit in den Osterferien in die Heimath mit, wo sie mit Heftigkeit zum Ausbruche kam. In der Genesung wuchsen mir statt der bisherigen lichten und schlichten Haare — schwarze geringelte, wie solche Aenderungen sich öfter in Folge von Krankheiten einstellen. Schon vorher hatte sich auf dem Wirbel eine runde Platte gebildet, nicht unähnlich einer großen Tonsur, die sich seither aber nicht mehr erweitert hat; sie schien ein Erbstück von meinem Vater, welchem nicht selten Kinder zuliefen, dem vermeinten geistlichen Herren die Hand zu küssen.

Nachtrag der Schreiberin. Das „Faulfieber", wie es genannt wurde, führte im nächsten Semester ein verspätetes Eintreffen auf der Hochschule herbei, dieses aber Anstände in Auszahlung des Stipendiums. R. mußte abermal eine Eingabe machen, um das Unverschuldete jener Säumniß darzulegen und dann zu folgern:

„Wenn ich daher diese a. h. Entschließung nur für die „Folge von dem halten kann, daß das kgl. Departement von „der wahren Ursache meiner späten Ankunft nicht unterrichtet „war; wenn mich der große, durch meine Krankheit verursachte „Zeit- und Geldverlust schon unglücklich genug machte; wenn ich „ein Stipendium nie für etwas anderes hielt als für eine ge„liehene Sache, die ich dem Vaterland zehnmal verzinsen soll; „wenn ich endlich Kraft und feurigen Willen genug zu besitzen „glaube, sie auch wirklich zehnmal zu verzinsen: so wage ich es „Ew. Majestät a. u. gehorsamst zu bitten, daß das hiesige „Ephorat zur Nachbezahlung der noch ausständigen Raten a. gn. „angewiesen werden möchte." —

„Dein Bruder ist diese Stunde in Schwarzhofen angekommen," meldet im Herbst 1806 Nepomuk dem noch in Amberg weilenden

Sebastian in einem vierzeiligen Brief, in dessen launiger Kürze wir meinen, die Genesungs- und Ferienstimmung wohlig prickeln zu fühlen. Und die gute Mutter, die wohl Ursache hatte, ihrer Söhne sich zu freuen, fügt die kurzen Worte hinzu: „Ich bin von Vergnügen voll. Deine Mutter.“

2. Haus Savigny-Brentano.

Vaterländischgesinnte Gedichte; Folgen. Clemens Brentano, Savigny; neuer Freundeskreis in Bettine Brentano's Schilderung; allerhand Interessen. Savigny's Abgang; Reise nach Salzburg.

Ein besonderer Vorfall brachte mich einem Universitätslehrer nah, dessen Fach mir ferner lag, nämlich dem Juristen v. Savigny.

Die schaarenhafte Berufung von Auswärtigen zu den verschiedensten bayerischen Staats- und Lehrämtern zog, ich wiederhol' es gern, zum Theil wahrhafte Größen der Wissenschaft und des Charakters herbei, wie der eben Genannte dieß in hervorragendem Sinne war. Aber wenn auch speziell die Landshuter Verhältnisse sich besser gestaltet hatten, als unter den Umständen zu fürchten gewesen, so blieb dennoch im Ganzen und Großen die Absicht, Bayern zu entchristlichen, vor Allem zu dekatholisiren, völlig unverkennbar und mußte zusammt der unsäglichen Anmaßung, womit von vielen In- und Auswärtigen dieß unser engeres Vaterland, sein Volk, seine Geschichte, seine Gesinnung mißhandelt wurden, die Gemüther tief empören. Dazu kam die verhaßte napoleonische Tyrannei, die in innigster Wechselwirkung stund mit dem bureaukratisch-liberalen Fanatismus. Der Ingrimm, der in mir auch kochte, machte sich Luft in etlichen Gedichten, welche, ungelenk von Gestalt, jugendlich unausgegohren von Gedanken und fast ungeberdig vor brausender Ueber-

schwänglichkeit, hervorsprudelnd aus einem wahren Krater von Begeisterung, in religiösem und patriotischem Selbstgefühl, auch nicht ohne persönliches Kraftbewußtsein die ganze schlechte Welt mit ihrem übelbegründeten Hochmuth und ihrem Wühlen in der Materie herausforderten, wie ich mich ausdrückte, „auf den röthlichen Sand.“[1]) Ich dachte dabei an keine Veröffentlichung, aber Aman, dem ich die Gedichte mitgetheilt hatte, sandte sie — wohl mit anderen Produkten unseres Kreises — nach Heidelberg an die von Arnim und Brentano herausgegebene Einsiedlerzeitung. Die beiden gewiegten Dichter, sowie Joseph Görres, mögen gelächelt haben über den ungefügen germanischen Riesen= und Reckenzorn, aber sie fühlten das Wahrhafte und Berechtigte der Empfindung und Gesinnung heraus und ließen mit einer poetischen Einführung durch Achim von Arnim, in der es unter Anderem heißt: „Jugend hat ein heißes Blut,“ die Gedichte zu meiner höchsten Ueberraschung wirklich erscheinen.

Viele Einzelheiten jenes für mich damals sehr bedeutenden Vorfalls habe ich vergessen; nun wurde mir jüngst aus dem Jos. v. Görres'schen Nachlaß ein Brief[2]) freundlich mitgetheilt, den, wie es scheint, unser ganzer Kreis an den gefeierten Mann abgesendet; wie mein Name zu oberst unterzeichnet steht, so ist auch die Handschrift die meinige; ebensowenig kann ich mich vom Styl wegleugnen und will ihn daher auf meine Rechnung setzen. Muß ich jetzt auch über jugendliche Ungeheuerlichkeiten und Phantastereien darin lächeln und ist insofern des Briefes Mittheilung eine Art Buße für den Autor —

---

[1]) Sieh Beilage 2a zu diesem Kap.

[2]) Er ist seither in Görres' Gesammelten Briefen erschienen (Bd. II Freundesbriefe).

je nun, wir hatten eben nach unserer Art eine Sturm- und Drangperiode, wie die meist aufklärerische Literatur nach der ihrigen, und trotz Unreife durfte in sittlicher Lauterkeit und in der Bereitschaft, für unsere wenn auch nicht klar abgerundete Ueberzeugung selbst das Leben einzusetzen, unsere Begeisterung es getrost aufnehmen mit der häufig nicht minder unreifen des übrigen jungen Deutschland. Mich verwunderte damals gar nicht, was heute mich wundern könnte, daß nämlich meine zum Theil viel besonneneren Freunde den stürmischen, überspannten Brief mit unterzeichneten; sie waren eben doch im Strudel mit drin. Hier folgt der Inhalt:

Wohlgeborner Herr Professor!
Verehrungswürdigster Meister!

Mit Jubiliren, Jauchzen und Hüteschwingen haben wir am 18. August das 33. Blatt der Einsiedlerzeitung gelesen. Ein schöneres, höheres, glänzenderes Schicksal dieser Gedichte wagten wir nie zu erwarten. Wie einem Schifflein, das, nur wirthliche Inseln auf dem Meere suchend, durch einen glücklichen Sturm in's gelobte Land verschlagen wird, also auch ward es unsern Gedichten. Gerührt, erstaunt . . . (unleserlich, weil vergilbt und zerrissen) Paradiese landen. Hochmächtig hat uns die Brust erhoben, und im tief innersten Grund der Seel' erschüttert die Auszeichnung, unter solchen Männern zu stehen, und eine Flamme und einen Enthusiasmus in uns entzündet, der nicht verglimmen wird in Ewigkeit!

Was wir Ihnen sandten, waren die allerersten Säuglinge unserer Muse; was künftig der trunkenen Brust entquillt, soll höheres, reineres, untadelicheres Leben hauchen, auf daß wir werth seien der Umgebung der hohen Heldengestalten, in deren Kreise, würdigster Meister, Sie uns aufgeführt haben.

Den herrlichen Rundgesang des edlen Ludwig Achim von Arnim haben wir mit Begeisterung, nicht gelesen, sondern gesungen, gejubelt, verschlungen, in Geist und Leben verwandelt. In Musik haben wir ihn gesetzt und bei jeder unserer Zusammenkünfte muß er gesungen und gejubelt werden:

Eine Ernte ist getreten
Von dem Feinde in den Koth,
Eh' ihn uns're Schwerdter mähten.
Doch wir wuchsen auch in Noth,
Eine Saat ist aufgestiegen,
Drachenzähne setzt die Brut,
Mag es brechen, will's nicht biegen,
Jugend hat ein heißes Blut.

Wir sind der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß uns der Herr des Himmels zu ganz besonderen Zwecken verbunden habe. Auf eine merkwürdige Weise fanden wir uns, ohne daß wir uns suchten, und seit unserer Bekanntschaft sind wir uns unzertrennlich und ewig, für Tod und Leben einander verbrüdert. Unsere Zusammenkünfte sind ernst, oft schrecklich;[1]) Geisternähe spüren wir, und Geisterlispeln glauben wir zu vernehmen; und oft haben wir im Sturm der glühend heißesten Begeisterung alle Geister des Himmels angerufen, uns zu erscheinen und unsern brennenden Wünschen Labung und Aufklärung zu geben. Wir haben eine unendliche Sehnsucht nach Erlösung.

Die Zeichen der Zeit sind außerordentlich; Erdbeben, Pestilenz und allgemeinen Religionskrieg erwarten wir, und wir brennen durch und durch für das Höchste, für Religion und Vaterland zu kämpfen und zu siegen, oder im Kampfe zu sterben. Heldenthaten möchten wir thun, werth, von Dichtern besungen zu werden; denn schändlich arm, nackt und bloß ist diese Zeit an Thaten, welche Dichter erschaffen möchten. Aber dringendere Noth, deutlichere Zeichen und Aufforderungen vom Himmel erwarten wir. — Entschlossen (waren wir) vorhin, wenn sich in unserm Deutschland nicht neues Leben entzünden würde, nach Amerika zu wandern, wo die (Flamme?) der Religion und des jungen Lebens mächtig emporlodert. Nur Gegenstände, um Gotteswillen, Gegenstände her, an denen unser Muth würdig sich üben kann!!!

Jos. Löw wird in wenig Tagen sein ärztliches Weihungsfest feiern, und ein neues und kühnes Wort dabei sprechen!

---

[1]) Worin die Schrecklichkeit bestanden, ist unersichtlich; vermuthlich in unserer Phantasie.

Da unsere Buchhandlungen die Einſ. Zeit. über Leipzig erhalten, ſo iſt erſt das 32. Blatt in denſelben angekommen. Wir haben das 33. Blatt von München bekommen, dieß iſt aber in 3 Tagen durch ſoviele Hände gegangen, daß es ausſieht, wie eine aus dem Felde zurückgekommene Siegesfahne, und viermal von oben bis unten durch und durch geriſſen iſt.

Da K. Aman vielleicht dieſe Ferien nicht mehr hier ſein wird: ſo bitten wir Sie, verehrungswürdigſter Lehrer und Meiſter, die Gedichte mit folgender Adreſſe zu ſchicken: „An Nepomuk Ringseis, der Medizin Kandidaten in Landshut; Ablage beim Hutmacher in der Herrengaſſe.“ Wir bleiben ewig mit der tiefſten Achtung und Verehrung Ihnen ergeben:

Nep. Ringseis, Seb. Ringseis, Karl v. Rottmaner, Joſ. Löw, K. Aman, K. Loe, F. Schafberger, J. Schieſtl, J. Venino. J. v. Teng.

Landshut, den 22. Auguſt 1808.

Die Gedichte verurſachten ihres Inhaltes wegen einen Höllenſpektakel. Von allen Seiten erhielt ich Zuſchriften, theils zuſtimmende (vorzüglich aus Bayern), theils bekämpfende (ſo bis aus Hamburg). Aber ſie ſollten weitere Folgen für mich haben.

Es mag um's Ende von 1808 geweſen ſein, als ein Mann von charakteriſtiſch ausgeprägten ſchönen Zügen, mit geiſtreichem ſtechendem Blick, zu mir ins Zimmer trat mit den Worten: „Ich bin Clemens Brentano.“ Er war mit ſeiner zweiten Frau nach Landshut gekommen, um am ſelben Ort mit Schweſter und Schwager Savigny zu leben. Im Verlauf des Geſpräches äußerte er: „Ich habe mich bei Walther, Tiedemann, Röſchlaub nach euch erkundigt, was ihr für Kerle ſeid und habe gehört, daß ihr tapfer drauf los ſtudirt und überhaupt etwas taugt; wär't ihr berufsloſe Schwärmer, ſo hätt' ich euch nicht aufgeſucht; denn das Elend der Berufsloſigkeit kenne ich aus eigener Erfahrung.“

Er führte mich ein bei dem edlen, milden und geistvollen Karl v. Savigny, „einer höchst adeligen Erscheinung, strahlend schon damals in der Krone jugendlichen Ruhmes." Vom ersten Augenblick an haben er und seine Gemahlin mich mit herzlichster und dauernder Liebe und Güte behandelt. Von hier an datirt eine zweite reiche Epoche meines Landshuter Lebens; denn während mit Ausnahme Sebastians die alten Genossen, Einer um den Andern, die Universität verließen, und der Theuerste von ihnen, Joseph Löw, mir bald nach dem hier geschilderten Zeitpunkt durch den Tod entrissen wurde, gestaltete sich mir im Hause v. Savigny ein neuer Freundeskreis, meist Juristen, aber durch Gesinnung mir verwandt. Wenn ich einige der jungen Männer, mit denen ich, vorzüglich an den Abenden, bei dem gefeierten Lehrer zusammentraf, des Näheren bezeichne, so flicht sich mir unwillkürlich Bettine Brentano's meisterhafte Charakteristik aus den „Briefen eines Kindes an Göthe" mit ein. Nachdem sie von mir geredet,[1]) fährt sie fort: „Der zweite,

---

[1]) Anmerk. der Schreib. Was der Bescheidenheit des Selbstbiographen widerstreben mag, die Vorführung seines mit offenkundigem Wohlwollen gezeichneten eigenen Porträts, das erscheint der Schreiberin als eine gebotene Ergänzung dieser Berichte; ist das Bild doch so wohlgetroffen, daß diese paar kühnen und sicheren Pinselstriche allein genügen könnten, Bettinen's Genialität zu dokumentiren. Sie sagt (wo von Savigny's Abreise nach Berlin, zunächst Wien, die Rede ist): „Mehrere der geliebtesten Schüler Savigny's begleiteten uns bis Salzburg, der erste und älteste, Nepomuk Ringseis, ein treuer Hausfreund" — Hausfreund, ja; Schüler, nein — „hat ein Gesicht wie aus Stahl gegossen, alte Ritterphysiognomie, kleiner, scharfer Mund, schwarzer Schnauzbart, Augen, aus denen die Funken fahren, in seiner Brust hämmerts wie in einer Schmiede, will vor Begeisterung zerspringen, und da er ein feuriger Christ ist, so möchte er den

ein Herr von Schenk, hat weit mehr feine Bildung, hat Schauspieler kennen lernen, deklamirt öffentlich, war verliebt ganz glühend, oder ist es noch, mußte seine Gefühle in Poesie ausströmen, lauter Sonette, lacht sich selbst aus über seine Galanterie, blonder Lockenkopf, etwas starke Nase, angenehm kindlich, äußerst ausgezeichnet im Studiren." Wir werden ihm wieder begegnen als Minister unter Ludwig I. — „Der dritte, der Italiener" (Welschtyroler) „Salvotti, schön im weiten grünen Mantel, der die edelsten Falten um seine feste Gestalt wirft, unstörbare Ruhe in den Bewegungen, glühende Regsamkeit im Ausdruck, läßt sich kein gescheut Wort mit ihm sprechen, so tief ist er in Gelehrsamkeit versunken." — Einer der ausgezeichnetsten Juristen, hat er seinem Lehrer Savigny große Ehre gemacht, und in Grundsätzen wie persönlich ihm treueste Anhänglichkeit bewahrt. Nachdem er in österreichischem Dienst als Untersuchungsrichter im Prozeß gegen

---

Jupiter aus der Rumpelkammer der alten Gottheiten vorkriegen, um ihn zu taufen und zu bekehren." — Wenn hier in der äußeren Personalbeschreibung etwas vermißt werden kann, so ist es die Erwähnung der unvergleichlich ausdrucksvollen und schönen Stirn mit den in den reichen Lockenkranz sich tief einbuchtenden Schläfen, ein wahres Prachtexemplar eines Denker- und Gelehrtenkopfes. Im Uebrigen ward Ringseis öfter für einen Südländer gehalten, in Rom für einen Spanier. „Wir nehmen keine Juden auf," wies man dagegen auf einer Fußwanderung in der Oberpfalz ihn und den blonden Sebastian im Wirthshaus des Marktes Kalmünz ab, ohne Zweifel wegen Nepomuks großer gebogener Nase, die gleichwohl nichts gemein hatte mit der Hakenform in Israel, und wegen seines schwarzen Ringelhaares. Anton Spring, der bekannte Physiolog und Anatom aber, der sich viel mit den Kennzeichen des Germanenschädels im Unterschied von dem der früheren Bewohner Deutschlands abgegeben hat, erklärte auf unser Befragen Ringseis' Kopfbildung für ächt germanisch.

die Carbonari sich hervorgethan, freilich dabei, ohne sein Verschulden und durch bloße Pflichterfüllung, den vorzüglichen Haß der Verschwörer sich zugezogen, ward er zum Reichsrath ernannt. — Treffend sagt Bettine sodann von Karl Freiherrn v. Gumppenberg, dem nachmaligen Präsidenten unseres obersten Gerichtshofes: „Kindesnatur, edlen Herzens, bis zur Schüchternheit still, um so mehr überrascht die Offenherzigkeit, wenn er erst Zutrauen gefaßt hat, wobei ihm denn unendlich wohl wird, nicht schön, hat ungemein liebe Augen, ein unzertrennlicher Freund des fünften, Freyberg, zwanzig Jahre alt, große männliche Gestalt, als ob er schon älter sei, ein Gesicht wie eine römische Gemme, geheimnißvolle Natur, verborgner Stolz, Liebe und Wohlwollen gegen alle, nicht vertraulich, verträgt die härtesten Anstrengungen, schläft wenig, guckt Nachts zum Fenster hinaus nach den Sternen, übt eine magische Gewalt über die Freunde, obschon er sie weder durch Witz, noch durch entschiedenen Willen zu behaupten geneigt ist; aber alle haben ein unerschütterliches Zutrauen zu ihm, was der Freyberg will das muß geschehen." Letzteres galt besonders von den aus der Pagerie ihm nahstehenden Genossen. Max Prokop von Freyberg ward bekanntlich bayerischer Staatsrath, Vorstand des Archivs, Präsident der Akademie der Wissenschaften und errang einen ehrenvollen Namen in der vaterländischen Geschichtsforschung. In der Folge brachte er mich mit seinem Bruder Wilhelm zusammen, dessen romantische, mit Hindernissen kämpfende Liebe zu seiner nachmaligen Gattin, der ausgezeichneten und liebenswürdigen Malerin Elektrine Stunz den Antheil seiner Freunde lebendig erregte. (Cornelius hat diese Künstlerin hoch über Angelika Kaufmann gestellt.) Schließlich nennt Bettine den jungen Maler Ludwig Grimm aus Kassel, Bruder der beiden Sprach-

forscher, „so lustig und naiv, daß man mit ihm bald zum Kind in der Wiege wird, das um nichts lacht . . .“[1])

An diese reihten sich die zwei trefflichen Brüder Dipauli aus dem deutschen Südtyrol (jedoch friaulischer Abkunft), mit der Zeit zu hohen Aemtern im Kaiserstaat gelangt; Graf Sarntheim; Ebner, nachmals Hofrath, noch jetzt in hohem Alter zu Innsbruck lebend; (für die Tyroler, als unter bayerischer Herrschaft stehend, war Landshut damals Landes-Universität;) sodann der frühverstorbene Kleinmeier, Graf August Seinsheim und Andere mehr. Auch die beiden Fürsten Wallerstein, den nachmaligen Minister und seinen Bruder traf ich sowohl bei Savigny als in allgemeinen Studentengesellschaften, wo ich mehr als einmal ihr Präses gewesen.

Die Bedeutsamsten des neuen Kreises blieben mir freilich die Geschwister Clemens und Bettine. Letztere weilte eine Zeitlang in München, kehrte aber bald zur Schwester zurück und blieb bis zum gemeinschaftlichen Aufbruch. Es hat mich nie ein zarteres Gefühl an sie gefesselt; wohl aber beseelte mich bald staunende Bewunderung für ihre sprudelnde unvergleichliche Genialität, ihren tiefsinnigen Witz, für den sicheren Anstand, womit sie die geniale Freiheit ihrer Bewegung zu begleiten wußte, so daß ohne Zweifel ihr Niemand unehrerbietig zu begegnen wagte, und warme Freundschaft erregte mir die wohlwollende Güte sowie die Rechtschaffenheit ihres Wesens, welcher die vielleicht zu kühnen, manchmal etwas zu schalkhaften poetischen Licenzen und dichterisch aus-

---

[1]) Anm. der Schreib. „Warum ich Dir diese alle so deutlich beschreibe?“ erläutert Bettine — „weil Keiner unter ihnen ist, der nicht durch Reinheit und Wahrheit im allgemeinen Leben hervorleuchten würde, und weil sie Dir als Grundlagen zu schönen Charaktern in Deiner Welt dienen können“ . . .

schmückenden Arabesken und Humoresken in ihren Schriften keinen Abbruch thaten. (Auch von mir hat sie nach Laune ein bischen gefabelt in ihren Briefen, ich hätte einen Intermaxillarknochen präparirt, um zu zeigen, wie sehr Göthe Recht hatte.)

Mit Clemens war ich, obschon bedeutend jünger als er, doch bald befreundet. Was den ungewöhnlichen Mann, gegen dessen Witz selbst Göthe sich nicht immer zu helfen wußte, Manchem verleidete, die Rücksichtslosigkeit in diesem oft sehr boshaften Witz, das prallte schadlos an mir ab; auch mochte er, da er mich lieb gewann, weniger versucht sein, die böse Zunge an mir zu üben. Er ging bald nach unserer ersten Begegnung zwischen München und Landshut ab und zu in Angelegenheit der Scheidung seiner bekanntlich sehr mißglückten zweiten Ehe. —

Um auch von dem Mittelpunkt des Kreises, von Savigny selber, ein Wörtlein zu sagen, so will ich nur hier bestätigen, was schon Andere von ihm gerühmt haben, daß sein ganzes Wesen und Walten unter den Kollegen etwas freundlich Ausgleichendes, ölartig Beschwichtigendes hatte, und dieß nicht in diplomatisch berechneter Weise, sondern aus der Fülle eines liebreich edlen Gemüthes. Wie unbefangen wußte er, der Nichtbayer und reformirte Protestant, die einheimischen, die katholischen Größen zu würdigen! Mit welcher Rührung und Ehrfurcht sprach er mir, nicht nur in Landshut, sondern noch Jahre darauf in Berlin, von den ausgezeichneten Priestern, deren Wirken und Persönlichkeit ihm vor's Auge getreten! „Was waren das," sprach er, „für treffliche, geistvolle und gelehrte, für gute, schlichte und liebenswürdige Männer!" So die seit der Klosteraufhebung in die Welt gestoßenen Benediktinermönche Mall der Theolog, oder Maurus Magold der treffliche Mathematiker; so der berühmte Däzl, dessen

Handbuch lange Zeit den Forstleuten das gewesen, was dem katholischen Schulkind sein „Canisi“, dem Lateinschüler sein „Bröder“; wie erbaute es Savigny, der standeshalber den amtlichen Gottesdiensten beiwohnte, wenn er diesen scharfsinnigen Geist und ehrwürdigen Greis so kindlich fromm seinen Rosenkranz beten sah! Hätte Schrank nicht so ausschließlich der Natur gelebt und sich auf seinen botanischen Garten zurückgezogen, so hätte Savigny auch an ihm solch eine geistig hohe Kindesseele gefunden, Anderer nicht zu gedenken, die Landshut schon vor seiner Ankunft verloren hatte. Und nun vollends der von ihm so hochgeschätzte Sailer!

Merkwürdigerweise scheint Savigny zur Zeit gar nicht gewußt zu haben, daß Däzl und Schrank Exjesuiten und Sailer wenigstens Jesuitennoviz gewesen; denn als er (Savigny) im Jahr 14 auf 15 in Berlin von den Jesuiten zu mir sprechend äußerte, es möchten sich immerhin treffliche Männer darunter befunden haben, aber die Grundsätze des Ordens schienen doch schlimme gewesen zu sein, und ich erwiderte, gerade umgekehrt, es möchten wohl einzelne Jesuiten sich üble Grundsätze oder doch üble Praxis angeeignet haben, aber der Geist des Ordens müsse ein vortrefflicher gewesen sein; wie hätten sonst ein Balde, ein Bourdaloue, ein Boscowich und so viele geistreiche und heilige Männer ihr Leben, ein Schrank, ein Däzl, ein Sailer doch Jahre ihres Lebens im Orden zubringen können, ohne das Ueble zu merken, wie hätten sie so begeistert an ihm hangen, wie hätten sie Andere zum Eintritt laden können? .. da war er hochverwundert darüber, daß unter seinen werthesten Freunden und Kollegen sich Jesuiten befunden; ich erzählte ihm sodann, was ich weiter oben von Stattler's Zeugniß über den Orden und von Sailers Bestätigung dieses Zeugnisses berichtet habe

und sein Erstaunen hierüber bemerkend, fügte ich bei: „Man spricht so viel von der Klugheit der Jesuiten und sie mögen in der That im besten Sinne die vom Heiland empfohlene Klugheit der Schlangen in Gewinnung und Leitung der Seelen entwickelt haben; wenn ich aber nach meiner Erfahrung rede, so habe ich gerade unter den Exjesuiten Menschen gefunden, welche, ganz versunken in Andacht und Wissenschaft, der Welt gegenüber vermöge ihrer Sitten=Einfalt die lieblich arglose Unbefangenheit eines unschuldigen Kindes sich bewahrt hatten.“[1]) — Doch kehren wir von unserer Abschweifung zurück.

Es lag in Savigny's ganzer Persönlichkeit, im Adel seines Wesens, daß er kein Gefallen fand an der Gehässigkeit Einiger unter den bayerischen Ungläubigen, vollends wenn auch Sittenverderbniß an ihnen zum Vorschein kam; ebenso wenig konnte ihm die Abgeschmacktheit munden, welche besonders den glaubenslosen Priestern vermöge ihrer Zwitterstellung rettungslos anklebte; Frieden aber hielt er mit Allen. Für seine eigene Person hing er, obschon beeinflußt von der dogmatischen Unbestimmtheit der Zeit, doch mit Gemüthswärme und Innigkeit fest am Christenthum; deßgleichen seine katholische Frau. Die jungen Bayern und Tyroler waren gläubige Katholiken, Schenk sogar Konvertit, doch trat damals noch das religiöse

[1]) Solche Kindlichkeit des Gemüths bei hoher Geistesbildung findet sich überhaupt nicht selten bei Ordensleuten. So verband der Exbenediktiner von Priefling Joh. Ev. Kaindl, von dem das bekannte Werk „Die teutsche Sprache aus ihren Wurzen“ herrührt, jene sonst nur allzu gern sich meidenden Eigenschaften. Er lebte bei seinem ehemaligen Prälaten Kornmann, dem Verfasser der „Sibylle der Zeit“, und genoß niemals Fleisch, nie Wein noch Bier, und die rosigen Wangen des achtzigjährigen Greises stimmten trefflich zu seiner kindlichen Unbefangenheit.

Element wenig hervor. Bettine Brentano hatte leider schon das positive Christenthum eingebüßt und in Clemens bildeten die natürliche Anlage zu tiefsinnig poetischer Auffassung und scharfsinniger Durchdringung der metaphysischen Dinge noch ein kurioses Durcheinander mit den eingesogenen Irrthümern der Epoche; auch waren seine Antecedentien nach katholischem Maßstab nichts weniger als korrekt; hatte er doch in erster Ehe eine geschiedene Frau geheirathet! So kamen denn bei Savigny religiöse Fragen nur gelegentlich auf's Tapet, gaben aber freilich, wenn es geschah, sehr reichlichen Anlaß, die vorliegenden Gegensätze zu entfalten. Die philosophischen Fragen, die ein Lebenselement meines früheren Kreises gebildet hatten, traten ebenfalls hier mehr in den Hintergrund; um so eifriger beschäftigten wir uns, wie es der mehr geselligen Heiterkeit jener abendlichen Zusammenkünfte entsprach, mit schöner Literatur. Um jene Zeit erschienen Göthe's „Wahlverwandtschaften"; ich hatte das Buch noch nicht gelesen, als ich schon das lebhafteste Für und Wider verhandeln hörte. Jacobi schrieb aus München mit sittlicher Empörung an Savigny, daß er nicht begreife, wie Göthe einen solchen Roman habe an's Licht setzen können. Savigny und Frau stellten sich mit Milde, Bettine Brentano mit Lebhaftigkeit auf Göthe's Seite: er habe ja nur objektiv geschildert, nicht gebilligt. Als ich später das Buch kennen lernte, konnte ich mich nicht so unbedingt dieser Vertheidigung anschließen. Mag Göthe immerhin das geschilderte Verhältniß mißbilligen, wie er in den Gesprächen mit Eckermann (so glaub' ich) es gethan hat, offenbar steht er doch rathlos vor der Macht der künstlerisch von ihm empfundenen Leidenschaft und jene kühle Warnung nimmt sich aus wie das einem delirirenden Fieberkranken höflich gebotene Glas Wasser.

Göthe kannte eben nicht aus lebendig gläubiger Anschauung, aus eigener innerster Erfahrung die wahre und einzige Hülfe, die übernatürliche Gnade mit ihren sakramentalen Heilmitteln.

Auch die bildende Kunst war Gegenstand der Theilnahme. Freyberg, Gumppenberg, Schenk gingen in München im Hause des Direktor v. Langer aus und ein und trieben mit Vorliebe das Studium der Kunstgeschichte. Ihr Beispiel nährte die schon in mir erregte Lust, und wenn ich nach München kam, was in meinen letzten Universitätsjahren öfter geschah, so besuchte ich fleißig, ja täglich, die Galerien der Hauptstadt, gelegentlich des nahen Schlosses zu Schleißheim; durch Freund Gumppenberg ermuntert, pflog ich, um einen allgemeinen Ueberblick über die Meisterwerke der Malerei wenigstens in der Nachbildung zu gewinnen, besonders das Studium der Kupferstiche, ja ich darf sagen, daß ich in diesem Zweig mir damals einige Kenntniß erwarb.

Obschon unter uns ein näheres Eingehen auf die Fragen der Politik nicht an der Tagesordnung war, so lastete doch die allgemeine Weltlage, insbesondere aber die des deutschen, des bayerischen Vaterlandes uns auf dem Herzen. Durch die Einflüsse der Romantik, durch das Wirken von Görres und seinen Genossen, durch die Reaktion der Gemüther gegen den napoleonischen Druck regte und stärkte sich das deutsche Selbstgefühl; der Rückblick auf eine glorreiche Vergangenheit, wie ihn die neuerwachende Erforschung des Mittelalters eröffnete, hob den Muth und die Zuversicht auf bessere Zeiten; daß wir, wie bei jeder Reaktion zu fürchten steht, manchmal in's andere Extrem, in überschäumende Deutschthümelei verfielen, kann ich mir nicht verhehlen; aber sie unterschied sich von der heutigen nationalen Selbstüberschätzung da-

durch, daß wir unseren Ehrgeiz auf die wahrhaft höchsten Güter richteten und unseren Stolz auf den wirklichen oder vermeinten Vorzug unseres Volkes in diesen wahrhaft höchsten Gütern des Lebens gründeten.

Leider währte Savigny's Wirken an der Landshuter Universität nur kurze Zeit. Er hatte sich durch die, allerdings schon von ihm angebahnte, historische Behandlung der Rechtskunde rasch einen großen Namen gemacht, aus Berlin erging an ihn der Ruf, in einen größeren Wirkungskreis als Lehrer zu treten, und er entschloß sich diesem Ruf zu folgen. Gelegentlich seines Scheidens im Mai 1810 zeichnet Bettine in ihren Briefen an Göthe ein Stück Landshuterthum anmuthig und frisch aus dem Leben:

„Die Studenten packen eben Savigny's Bibliothek ein, man klebt Nummern und Zettel an die Bücher, legt sie in Ordnung in Kisten, läßt sie an einem Flaschenzug durch's Fenster hinab, wo sie unten von den Studenten mit einem lauten Halt empfangen werden, alles ist Lust und Leben, obschon man sehr betrübt ist, den geliebten Lehrer zu verlieren; Savigny mag so gelehrt sein wie er will, so übertrifft seine kindliche Freundesnatur dennoch seine glänzendsten Eigenschaften, alle Studenten umschwärmen ihn, es ist keiner, der nicht die Ueberzeugung hätte, auch außer dem großen Lehrer noch seinen Wohlthäter zu verlieren; so haben auch die meisten Professoren hn lieb, besonders die Theologen. Sailer, gewiß sein bester Freund. Man sieht sich hier täglich und zwar mehr wie einmal, Abends begleitet der Wirth vom Hause leichtlich seine Gäste mit angezündetem Wachsstock einen jeden bis zu seiner Hausthür, gar oft hab' ich die Runde mitgemacht; heute war ich noch mit Sailer auf dem Berg, auf dem die Trausnitz steht . . . Sailer . . . war mir der liebste von allen. Im harten Winter gingen wir oft über die Schneedecke der Wiesen und Ackerfläche und stiegen miteinander über die Hecken von einem Zaun zum andern, und alles was ich ihm mittheilte, daran nahm er gern Theil, und manche Gedanken, die aus Gesprächen mit ihm hervorgingen, die hab' ich aufgeschrieben . . . für dich . . . Zur Besinnung kann ich während dem

Schreiben nicht kommen, der Studentenschwarm verläßt das Haus nicht mehr, seitdem Savigny's Abreise in wenig Tagen bestimmt ist; eben sind sie vorbeigezogen an meiner Thür mit Wein und einem großen Schinken, den sie beim Packen verzehren, ich schenkte ihnen meine kleine Bibliothek, die sie eben auch einpacken wollten, da haben sie mir ein Vivat gebracht . . . ja die Jugend kann sich aus allem einen Genuß machen. Die allgemeine Consternation über Savigny's Abreise hat sich bald in ein Jubelfest verwandelt; denn man hat beschlossen, zu Pferd und zu Wagen uns durch das Salzburgische zu begleiten, wer sich kein Pferd verschaffen kann, der geht zu Fuß voraus; nun freuen sich alle gar sehr auf den Genuß dieser letzten Tage beim aufgehenden Frühling durch eine herrliche Gegend mit ihrem geliebten Lehrer zu reisen" . . .

Später schreibt sie von Wien aus:

„Landshut war mir ein gedeihlicher Aufenthalt, in jeder Hinsicht muß ich's preisen. Heimathlich die Stadt, freundlich die Natur, zuthunlich die Menschen, und die Sitten harmlos und biegsam . . ." und nochmal: „Ach liebes Landshut mit deinen geweißten Giebeldächern und dem geplackten Kirchthurm, mit deinem Springbrunnen, aus dessen verrosteten Röhren nur sparsam das Wasser lief, um den die Studenten bei nächtlicher Weile Sprünge machten und sanft mit Flöte und Guitarre accompagnirten und dann aus fernen Straßen singend ihr Gutenacht ertönen ließen . . . Ach ich werde nicht wiederkommen in das liebe Landshut, wo wir uns freuten, wenn's schneite und Nachts der Wind recht gestürmt hatte, so gut als wenn die Sonne herrlich schien, wo wir alle einander so gut waren, wo die Studenten Konzerte gaben und in der Kirche höllisch musizirten, und es gar nicht übel nahmen, wenn man ihnen davon lief."

Von dem Abschied selbst berichtet sie:

„Kurz nach Ostern reisten wir ab, die ganze Universität war in und vor dem Hause versammelt, viele hatten sich zu Wagen und zu Pferde eingefunden, man wollte nicht so von dem herrlichen Freund und Lehrer scheiden, es ward Wein ausgetheilt, unter währendem Vivatrufen zog man zum Thor

hinaus, die Reiter begleiteten das Fuhrwerk; auf einem Berg, wo der Frühling eben die Augen aufthat, nahmen die Professoren und ernsten Personen einen feierlichen Abschied, die anderen fuhren noch eine Station weiter, unterwegs trafen wir alle Viertelstunde auf Partien, die dahin vorausgegangen waren, um Savigny zum letztenmal zu sehen; ich sah schon eine Weile vorher die Gewitterwolken sich zusammenziehen, im Posthause drehte sich einer um den anderen nach dem Fenster, um die Thränen zu verbergen. Ein junger Schwabe, Nußbaumer, die personifizirte Volksromanze, war weit vorausgelaufen, um dem Wagen noch einmal zu begegnen, ich werde das nie vergessen, wie er im Felde stand und sein kleines Schnupftüchelchen im Winde wehen ließ, und die Thränen ihn hinderten aufzusehen wie der Wagen an ihm vorbeirollte; die Schwaben hab' ich lieb."

(Hier irrt Bettine; Nußbaumer, die „personifizirte Volksromanze", war nicht Schwabe, sondern Tyroler.)

Wir oben von Bettine angeführten Sechs aber, wir zogen noch weiter mit den Scheidenden; vier Tage widmeten wir der Fahrt bis Salzburg, die sich heutzutag in vier Stunden vollenden läßt. In Altötting ergriff die wundersame und doch trauliche Heiligkeit der Gnadenstätte uns Alle, Jeden freilich nach seiner Anschauungsweise. Und dann ging's weiter in die herrliche Alpenstadt, wo wir ebenfalls vier Tage benützten zu Ausflügen in der einzig schönen Umgegend, nach dem sagenreichen Fürstenbrunn, der schon als stattlicher Bach aus dem Gestein des Untersberges tritt, nach dem heiteren Hellbrunn, in dessen Felsentheater wir deklamirten, nach dem waldreizenden Aign, wo Morgens um 9 Uhr ein Förster uns schier auf die Minute, nämlich für $^3/_4$ auf 2 Uhr Nachmittags ein Gewitter richtig prophezeite, dann auf den weitausblickenden Gaisberg, nach den staunenerregenden „Oefen" (einer seltsamen engen Klamm, welche die

Salzach durchbraust), zu geschweigen der baulichen und landschaftlichen Merkwürdigkeiten der Stadt selber, z. B. des Felsenthors, jener unter Fürsterzbischof Sigmund durch den Berg gebrochenen Durchfahrt, zu welcher die Quadern mit so kluger Berechnung herausgehauen worden, daß bei Abgleichung von Kosten und Einnahme sich ein Kronenthaler Gewinn ergab. Den Eindruck dieser unvergleichlichen Alpenwelt würdig zu schildern, führe ich noch ein letztes Mal die Worte der Freundin an:

„Wie kann ich Dir nun von diesem Reichthum erzählen, der sich am anderen Tag vor uns ausbreitete? — wo sich der Vorhang allmählig vor Gottes Herrlichkeit theilt, und man sich nur verwundert, daß alles so einfach ist in seiner Größe. Nicht einen, aber hundert Berge sieht man von der Wurzel bis zum Haupt ganz frei, von keinem Gegenstand bedeckt, es jauchzt und triumphirt ewig da oben, die Gewitter schweben wie Raubvögel zwischen den Klüften, verdunkeln einen Augenblick mit ihren breiten Fittigen die Sonne, das geht so schnell und doch so ernst, es war auch alles begeistert. In den kühnsten Sprüngen, von den Bergen herab bis zu den See'n ließ sich der Uebermuth aus, tausend Gaukeleien wurden in's Steingerüst gerufen, so verlebten wir, wie die Priesterschaft der Ceres, bei Brod, Milch und Honig ein paar schöne Tage; zu ihrem Andenken wurde zuletzt noch ein Granatschmuck von mir auseinander gebrochen, jeder nahm sich einen Stein und den Namen eines Berges, den man von hier aus sehen konnte" (Untersberg, hohe Göhl u. s. w.), „und nennen sich die Ritter vom Granatorden, gestiftet auf dem Watzmann bei Salzburg." —

Wie erst hätte meine Begeisterung sich gesteigert, wenn ich gewußt hätte, daß aus Salzburg dereinst meine Braut mir kommen sollte!

Nach erfolgtem Abschied[1]) kehrten wir sechs Begleiter um und wanderten in noch immer begeisterter Stimmung

---

[1]) Je einen Brief R.'s an Savigny und an Bettine Brentano sieh Beilage 1, k, l z. 2. Kap.

über das schöne Reichenhall, die Soolenleitung entlang, welche durch das wunderbar einfache und doch so kraftvolle Druckwerk des genialen Reichenbach bewerkstelligt wird, nach Inzell und dem Chiemsee, von dessen Fraueninsel aus die Einen sich nach München, wir Anderen uns wieder nach Landshut wandten. Aber auch Jene kehrten zur Hochschule zurück und wir trafen uns häufig bei Sailer und an anderem Ort.

All das Schöne hatte mein böses kleines Gedicht „Herausforderung" mir eingetragen. Und dennoch hatte ich schon im Februar 1810 an P. Ulrich Heiß über dasselbe geschrieben: „In meiner jetzigen Stimmung hätt' ich es freilich nicht mehr verfaßt." Anlaß zu dieser Aeußerung gab mir ein kurz vorher erschienener Aufsatz der Jenaer Literatur-Zeitung, worin mir unter Anschuldigung unredlicher Gesinnung zur Last gelegt wurde, ich hätte den unseligen Kampf der Süd- gegen die Norddeutschen neuerdings eröffnet. Aehnliches in andern Blättern, ja in Einem wurde sogar ein fremder Aufsatz fälschlich unter meinem Namen eingerückt. „Gegen Alles dieses," so schrieb ich dem Pater, „habe ich nun eine Vertheidigung in der Literaturzeitung einrücken lassen, die aber noch nicht erschienen ist." [1])

---

[1]) Anm. der Schreib. Ob sie überhaupt erschien und noch zu finden wäre, ist uns nicht bekannt. Wie es aber mit jenem „Neuerdings-Eröffnen des unseligen Kampfes der Süd- gegen die Norddeutschen" beschaffen war, — von einem umgekehrten Kampfe Dieser gegen Jene scheint der unschuldige Jenaer überhaupt nichts geahnt zu haben, — darüber sieh Vorbemerkung in Beilage 2 a zu diesem Kapitel. Außerdem über R.'s Gesinnung Beilage 1 f.

3. Bis zur Promotion.

R. wird Assistent. Anekdoten. Baierhammer, Haid, Wittmann. Ferien; ein Herzensfall; Geselliges; ärztliche Thätigkeit, allerhand Patienten. Kriegserlebnisse. Ausflug nach München. Gebirgswanderung; Spitalbesuch u. s. w. Sebastian wird Assistent. Aufgeklärte Professoren. Promotion.

Im Sommersemester 1809 wird es gewesen sein, daß ich als Röschlaub's Assistent das alte städtische Krankenhaus zwischen den Brücken bezog. (Die Dinge sind etwas lange her; man wird darum einige Unsicherheiten im Datum begreifen.) Bald erhielt ich auch Beschäftigung auf dem Hofberg, wo im Schloß Trausnitz für den Augenblick ein Militärspital eingerichtet worden; denn nach der Schlacht von Neumarkt kamen Hunderte von Verwundeten, besonders der besiegten Oesterreicher, nach Landshut und ich half unter Philipp v. Walther täglich sie verbinden und versorgen.[1]) Im Vorwort seiner

[1]) Ein österreichischer Soldat schrie, als ich ihn verband: „Sie thaun mer wäih!" Verwundert fragte ich, ob er denn Oberpfälzer sei. „Nein, aus der Gegend von Linz." Dann als ich in späterer Zeit eines Sonntags in Linz auf dem großen Platze ging und die Bauern nach dem Gottesdienst in ihren langen schweren Mänteln umherstunden, glaubte ich plötzlich hinter mir Landsleute zu vernehmen, drehte mich rasch um und frug, woher sie seien. Mißtrauisch, ob ich sie zum Besten habe, sahen sie mich an, bis Einer erwiderte: „Wo werden wir her sein! Aus den Dörfern über der Donau." Es scheint oberpfälzischer Dialekt sich durch einen Strich von Oesterreich bis nach Steiermark zu ziehen, denn auch in Graz hörte ich derlei Anklänge. Umgekehrt läuft durch die Oberpfalz, nämlich von Tiefenbach an der böhmischen Grenze bis an die Donau (in der Gegend der Walhalla) ein langer, an mancher Stelle nur stundbreiter Strich — sein charakteristischer Ort ist Rötz zwischen Waldmünchen und Neunburg vor'm Wald — da sprechen die Leute einen besonderen Dialekt; derselbe hat das Auffallende, daß er in den Diphthongen

1810 erschienenen Abhandlungen aus dem Gebiet der praktischen Medizin, besonders der Chirurgie und Augenheilkunde erwähnt er mich unter jenen „sehr unterrichteten und vielversprechenden" Schülern, welche die Materialien zu mehreren seiner Krankengeschichten gesammelt haben.[1])

Der bloß wissenschaftlich Gebildete kann sich häufig keine Vorstellung machen von dem, was den oft minder unterrichteten, oft auch minder geistreichen Praktiker leitet und treibt, um für das je vorliegende Bedürfniß die Abhülfe zu finden. Tiedemann, der eine Abhandlung über die Varietäten der Arterien am Oberarm geschrieben hatte, examinirte einen Studirenden über diesen Punkt. Der Kandidat nannte nur die Hauptabweichungen und auf die Bemerkung, dieß seien noch nicht alle, meinte er, auf die eine oder andere werde es eben nicht ankommen. Ueberrascht rief der Professor: „Wie? Wenn Sie einen Arm abzunehmen haben, soll es nicht darauf ankommen, wo die Arterien laufen?" „Je nun," erwiderte der Student, „wo's blutet, unterbind' ich."[2]) — An einer anderen Hochschule versuchte ein berühmter Anatom jezuweilen auch an Lebenden zu operiren, that es aber so

---

den zweiten Vokal auswirft, wie umgekehrt der alemannische den ersten. Wenn der Schweizer zu einem Spielmann sagen würde: „Da hast in Krüzer, pfiff mir ins, daß's sust und brust!" (Da hast einen Kreuzer, pfeif mir eins, daß es saust und braust!) so sagt der Rötzer: „Da hast en Krezer, pfef mer ens, daß's sast und brast!"

1) Anm. der Schreib. Ueber die vorgeschriebene Krankengeschichte, welche R. verfaßt hat, äußerte v. Walther: „So müssen Krankengeschichten geschrieben werden."

2) A. d. Schr. Heutige Chirurgen lächeln — Angesichts der Fortschritte ihrer Kunst — über diese Anekdote; zu R.'s Zeit hatte sie ihre volle Berechtigung.

ängstlich und ungeschickt, daß den beiwohnenden Studenten und Aerzten schwül und weh wurde. Es fehlte ihm bei aller Kenntniß die Feldherrngabe des kaltblütig entschlossenen Ueberschauens, Voraussehens und Eingreifens, die Geistesgewandtheit, auch im überraschenden Fall das Richtige zu wählen, die in geringerem oder höherem Grad jeder ausübende Arzt besitzen muß.

Um mich zu üben, besorgte ich im Krankenhaus häufig selber die nöthigen Aderlässe, Blutegel, Schröpfköpfe, kleine Verbände u. dergl. m. „Wenn ich nur wüßte, warum der Hausmeister und seine Frau, sonst so gutmüthig, mich immer nur mit düstern und kalten Blicken bedenken!" So dachte ich öfter. Es kamen aber ihm solche kleine chirurgische Dienstleistungen zu und für jede hatte er eine Remuneration an der Spitalkasse zu beanspruchen. Hätt' ich's geahnt, so hätt' er das Geld erheben und die Arbeit mir lassen können.

Im Sommer 1810, bald nach meiner Salzburger Reise, zogen wir um, mit Mann und Maus, in das neue Spital an der Stadtmauer. Von meinem Zimmer daselbst genoß ich eine sehr schöne Aussicht, besonders entzückte mich zur Blüthezeit ein ganz mit Rosen überdeckter Hügel. Innerhalb sah es nicht völlig so lebenslustig aus, denn ein Beingeripp, das ich zu ärztlichen Zwecken erworben, war mein unverhüllter Stubengenoß. Als einst Minister Montgelas, die Anstalt besuchend, um der schönen Aussicht willen, in mein Zimmer geführt wurde, prallte er entsetzt zurück und verzichtete auf den Genuß, um nicht am Knochenmann vorüber zu müssen. In einer Mondnacht aber gerieth ich selber, so gewöhnt ich den Kameraden war, in einen Traumzustand oder eine Fieberphantasie, worin es mir schien, das Gerippe komme auf mich zu

und ringe mit mir auf's gewaltigste.[1]) — Hier traf mich einst der Polizeidirektor bei Fechtübungen mit Kameraden und geberdete sich, als hätte er uns auf Ungesetzlichkeit ertappt. Die einfache Frage: „Ich werde mich doch auf meinem Zimmer im Fechten üben dürfen?" brachte ihn freilich sogleich zum Schweigen.

Meine Kost mußte ich selber bestreiten; nun erhielten für 18 kr. mein Bruder und ich aus dem Wirthshaus soviel zu Mittag, daß wir für den Abend übrig behielten und ein armer Student noch mitgefüttert wurde.[2])

---

[1]) Anm. der Schreib. Später, als R. in München wohnte, stellte er eines schönen Tages das Skelett an's Fenster, um es zu sonnen, ohne daran zu denken, was die Nachbarn dazu sagen würden. Sogleich kam Botschaft, man möge doch „den Tod" wegschaffen, ein gegenüberwohnender alter Herr sei an ihm schier selber zu Tod erschrocken.

[2]) A. d. Schr. Trotz der Wohlfeilheit fühlt sich Nepomuk 1807 veranlaßt, mißmuthig zu schreiben: „Theuerste Aeltern! Es wird mich freuen, wenn Sie vergnügt sind. Aber ich bin es gar nicht. Denn wir leiden den äußersten Geldmangel, — den äußersten Geldmangel schon im allerersten Anfange des Halbjahrs . . . Wenn auch von unserem Erbe nicht viel oder nichts übrig bleibt, was liegt daran? Die Kenntnisse, die wir uns durch unser Geld erwerben, werden uns auch wieder Geld verschaffen" . . . Dann zählt er seine Schulden auf und klagt: „Wenn ich schon zu Anfang nicht zahlen kann, was für Kredit bringt dies? Und Sebastian brachte nur 14 fl. Erstaunlich!" — („Hören Sie," setzt Sebastian hinzu, „was er für einen Laut hat?" —) Ueberhaupt ist dem, der ihn später gekannt hat, auch in diesen Jugendbriefen der kräftig-kurze Ausdruck seiner Unzufriedenheit ergötzlich, so wenn er eine aufgestellte Preisfrage so nichtswürdig und für ihn unbedeutend findet, daß er nicht weiß, ob er an solch elendes Zeug soviel kostbare Zeit vergeuden soll, oder nur halb im Scherz einen geringschätzigen Seitenblick auf einen neuen Rock wirft, der, bevor er ihn am Leibe gehabt, vom bloßen Anschauen ihm reißen will.

Um jene Zeit befreundete ich mich mit dem genialen Baierhammer, der mit divinatorischem Geist die Fehler der Staatswirthschaft und deren üble Folgen gekennzeichnet hat. Er verkehrte viel mit Däzl; Adam Müller, den er in Einigem bekämpfte, scheute seine feine Satyre, bald aber befreundeten sie sich, und Baierhammers einzelne Abhandlungen erschienen in Müller's Zeitschrift. Dieser hat es in Wien mir selber ausgesprochen, wie hoch er den jungen Staatswirthschafter halte. Im Drang der theuren Jahre 1816 und 17 und ihrer Nachwehen beschäftigte sich B. mit großem Eifer mit der praktischen Anwendung einer von schwedischen Gelehrten ausgehenden Entdeckung, indem er Backproben aus isländischem Moos und verschiedenen Alpenflechten bereitete. Seine Schriften hierüber wurden in's Schwedische übersetzt und trugen ihm den Wasa-Orden ein. Das große Anliegen seines allzu kurzen Lebens war und blieb aber die anzustrebende Abkehr der Regierenden von der Bodenlosigkeit des modernen „schuldenmachenden Geldfangs", von der Thorheit, durch unbedingte Handelsfreiheit das Land, den Landmann zum Verbrauch unnützer Dinge zu verführen und durch solche künstlich geweckte Bedürfnisse den Verbrauch der Produkte des Ackerbaus, der inländischen Produkte überhaupt zu erschweren. Er war es, der mich zuerst aufmerksam machte, was das für eine Staats- und Finanzwirthschaft sei, bei welcher der Segen Gottes, eine reiche Ernte und niedere Getreidepreise zum Ruin werden. Außer sich war er über den Plan der bayerischen Regierung, einen mächtigen Theil ihres Waldgrundes zu veräußern und wollte durch Herstellung von Karikaturen das Ungeheuerliche der Maßregel bildlich zum Verständniß bringen. Bei meinem nachmaligen Auftreten im bayerischen Landtag waren es die bei Adam Müller und Freund Baier-

hammer zuerst eingesogenen, dann freilich durch eigne Beobachtung und Forschung entwickelten Grundsätze, welche mich im heftigen Kampf wider den modernen sich so nennenden Liberalismus geleitet haben.[1]) — Zart gestaltet, von beinah ätherischer Feine, gewann Baierhammer das Herz zweier schwärmerischer Edelfräulein, Beide Hofdamen (an verschiedenen Höfen), Beide aus dem Norden, Beide protestantisch; einander befreundet, faßten sie den romantischen Gedanken, in ideal ausgedachter Ehe sich als ein Paar neue Gräfinen v. Gleichen in seinen Besitz zu theilen. Ihm aber dürfte, als gläubigem Katholiken, selbst wenn er Beruf zu einem Grafen von Gleichen verspürt hätte, die Erlangung der kuriosen Dispens, besonders ohne vorhergängige Kreuzfahrt und Gefangenschaft bei den Ungläubigen, zu schwierig erschienen sein. Er hat es nicht einmal zum einschichtigen Ehemann gebracht; brustkrank starb er leider in den besten Jahren auf dem seinem Vater gehörigen Hochschloß zu Pähl bei Weilheim.

Einen anderen Freund, den Gott zu längerem, ja ungewöhnlich langem Leben erhielt, hatte ich um's Jahr Acht herum erworben in dem vortrefflichen und originellen Kaplan von Achdorf bei Landshut, dem besonders in

---

[1]) Anm. der Schreib. Aus B.'s späteren Briefen geht hervor, wie R. sich unermüdlich gefällig erwiesen, ihn und seine Sache zu fördern durch Fürspruch, Besorgungen, Geldvorschüsse; B. weiß aber auch die warme Herzens- und rege Geistestheilnahme des Freundes zu schätzen; R. hat schließlich aufgehört, ihm „der liebste Freund" zu sein, er wird ihm „der einzige, denn," schreibt er Ende 1808: „Sie sind der Einzige geworden, bei dem ich Verständniß suche und Theilnahme für die Gegenstände meiner Forschung und Erkenntniß;" und am Schluß des nämlichen Briefes spricht er Wunsch und Hoffnung aus, einen Besuch in München zu machen, — „um das himmlische Geschenk Ihres kräftigen und männlichen Gemüthes zu fühlen."

München und als gediegener theologischer Schriftsteller auch auswärts wohlbekannten Dr. Herenäus Haid. Ich erkor ihn zu meinem Beichtvater und mit kurzen Unterbrechungen durch Abwesenheit ist er, da wir beide nachher in München unseren ständigen Aufenthalt gefunden, es bis zu seinem Tod zu Anfang 1873 geblieben. Auch Cornelius pflegte hierselbst bei Haid zum Bußsakrament zu gehen. Und da nach meiner Heirath im Jahre 1822 auch meine Frau in die Zahl seiner Beichtkinder trat, so konnte es geschehen, daß wir am Vorabend unserer goldenen Hochzeit mit dem fast neunzigjährigen Freund auch ein goldenes, meinerseits noch weiterreichendes Beichtjubiläum feierten. Haid's Originalitäten sind öfter belächelt worden, aber sein Andenken steht nicht nur bei mir, sondern bei Vielen im Segen, besonders bei Priestern, deren geistliche Bildung und Förderung ihm innigste Herzensangelegenheit gewesen. In seinen letzten Jahren erblindete er allmählig; bei so hohem Alter fühlte er keine Lust, sich den Unsicherheiten einer Operation und den Anstrengungen einer Nachkur zu unterwerfen; als daher ein Augenarzt ihm auf der Straße thatenlustig entgegentrat: „Aber Herr geistlicher Rath, das wäre ein schöner Staar" (ihn zu stechen nämlich!), da fuhr Haid, der in der Lebendigkeit auch Fremde zu dutzen pflegte, frisch heraus: „Weißt was? Wenn er so schön ist, so behalt' ich ihn selber!" Die Last des „schönen" Besitzes und die allgemeine Beschwerde des Alters fühlte er freilich. „Weißt, unser Herrgott macht's Einem zuletzt schon so, daß man gern weitergeht." Aber in herzlicher Ergebung sich mit Gottes Willen vereinend, benützte er die unfreiwillige Muße zu anhaltendem Gebet, wobei die Freunde nicht zu kurz kamen. „Heut' bet' ich für dich noch eigens ein Psalterl," pflegte er zum Dank zu versprechen, wenn zur Zeit, da er uns noch

besuchte, eine meiner Töchter dem hochaufgerichteten, aber durch das Erblinden hülflosen Mann in den Oberrock half; „ihr kriegt zwar alle Tage von mir einen Rosenkranz, der Muckerl und ihr, aber du heut' noch ein Psalterl obendrein. Es ist nur, damit ihr's wißt; ich glaub' nicht, daß ihr viele Freunde haben werdet, die das alle Tag' für euch thun.“ Und da er so treulich im Leben unser gedacht, so hoffen wir, daß er unser nun auch gedenke im Jenseits.

Weil es nicht gleichgültig sein kann, mit einem muthmaßlichen Heiligen, wenn auch nur wenig, verkehrt zu haben, so schalte ich hier ein, daß ich einigemal, von Landshut nach Regensburg gekommen, in und außer dem Beichtstuhl mit dem nachmaligen Bischof Michael Wittmann in Berührung trat. Die merkwürdige Gestalt mit dem nach Innen versenkten Blick des Gebetes, mit der zusammengefaßten Haltung und Geberde, mit dem ehrfurchtweckenden Ausdruck von Demuth und Selbstentäußerung ist aus Bildern bekannt. Unter den vielen Zügen der Heiligkeit dieses außerordentlichen Mannes hat keiner mir solchen Eindruck gemacht, wie daß er während der Erstürmung des von den Oestreichern besetzten Regensburg durch die Franzosen und Bayern im J. 1809, um seine priesterliche Hülfe den Verwundeten und Sterbenden, Freund wie Feind, zu weihen, in Ruhe mit seinen übrigen Habseligkeiten das vollendete Manuskript zu einem bändereichen Werk, woran er Jahre lang gearbeitet hatte, verbrennen ließ; niemals hat man aus seinem Mund einen Laut der Klage hierüber, niemals überhaupt eine Erwähnung der Sache vernommen; nur als Jemand hohes Bedauern über solch unersetzlichen Verlust aussprach, erwiderte er einfach: „Die Schriften werden's halt nicht anders verdient haben.“

Zu Ostern und im Herbst, also jährlich zweimal, kehrten wir Brüder von Landshut in die Heimath und nach Schluß der Ferien von da zur Hochschule zurück. Auf diesen je viermaligen Fußwanderungen übernachteten wir regelmäßig in Neufahrn, einem Ort zwischen Landshut und Regensburg,[1]) und hier lernte ich schon in den ersten Osterferien das Wirthstöchterlein kennen und ward von dessen Sanftmuth, unschuldigem Wesen und großer Schönheit, namentlich den milden blauen Augen sehr gerührt und eingenommen.[2]) Meine Liebe lag recht harmlos unverholen zu Tag, aber dem Mädchen ausdrücklich davon zu sprechen, war ich bei der völligen Unsicherheit meiner Zukunft zu gewissenhaft. So konnten die Bande nicht sehr fest werden, die Neigung ebbte und fluthete, erlosch wohl auch vor Ende der Studentenzeit, um so mehr als die etwa siebenmal vier Besuche während meines Landshuter Aufenthalts sich schließlich zu keiner großen Zahl von Tagen summirten; doch lag in der Verzichtleistung, welche von Anbeginn diese meine jugendliche Liebe begleiten mußte, ein sanfter Schmerz. Als längst jene Gefühle durch andere Freuden, Betrübnisse und Wünsche verdrängt worden, blieb das Bild des lieben Mädchens mir noch verknüpft mit der deutlichen Erinnerung, ja fast dem leisen Nachgefühl jener entsagenden

---

1) Anmerk. der Schreib. „Du glaubst, mein Schwesterchen," schreibt Nepomuk einmal an Kathrin, „wir seien „„burschenmäßig"" auf einem Heuwagen nach Neufahrn gefahren — in 7 Stunden. Nein, meine Liebste, in 6 Stunden sind wir diesen Weg **gegangen.** Das war noch viel **burschenmäßiger.** Fahren kann den Weg jeder Narr in 6 Stunden oder gar in 7."

2) Augen von entschiedenem Blau müssen in meiner Heimath selten sein; denn ich erinnere mich, daß ich als Kind ein Lied auf blaue Augen nicht anders zu deuten wußte, als daß von blau geschlagenen die Rede sei.

Wehmuth. — Uebrigens sehe ich aus einem Brief Sebastians an eine unserer Schwestern, daß auch ihm das liebliche Kind sehr an's Herz gewachsen war. Der heiterste Augenblick für unserer Beiden Liebe war vielleicht, als unsere Gesellschaft einst mit dem Mädchen und seinem Bruder, einem Juristen, auf deren Heimkehr vom Landshuter Markt zusammentraf; die Neufahrner hatten ihren Wagen vorausgeschickt, wir schlossen uns aneinander und wanderten gemeinsam. Da kamen wir an eine Stelle, wo die Isar breit ausgetreten war. Die Meisten hatten tüchtige Stiefel an, nur nicht das Mädchen, und so erboten wir uns, Sebastian und ich, vielleicht weil der Bruder nicht kräftig war, sie hinüberzutragen, was in der Noth angenommen werden mußte. Da war ich seelenvergnügt, als ich die liebe Last wohl fünfzig Schritte weit auf den Armen trug. Ich habe das kleine, mir damals so wichtige Ereigniß später mehr als einmal Frau und Töchtern erzählt. Sebastian aber schreibt in obigem Brief: „... und weil über den Gangsteig die Isar lief, die eben groß, so konnte sie nicht anders; sie mußte sich von uns über's Wasser tragen lassen, erst von mir, dann von Nepomuk. O wie sie sich sträubte, wie schamroth sie war, ich kann's dir nicht beschreiben, wie jungfräulich schön sie war. Ich habe sie nun wieder viel lieber und ich denke immer an sie."[1])

Nach dem Schluß der Universitätsjahre sah ich das Mädchen, das später Frau Schullehrerin geworden, nicht

---

[1]) 1807 schreibt Sebastian: „Dienstag bin ich nach Neufahrn gekommen. Mittwoch kam ich schon zu Nepomuk. Und nun müßte die Mutter zufrieden sein. Aber damit sie sieht, daß ich aufrichtig bin, so will ich es denn gestehen, daß nicht ich zu Nepomuk, sondern er zu mir kam. Wie ich von Neufahrn gehen wollte, hob er seinen Sturmhut zur Thür herein."

wieder; nur dessen Mutter, von welcher es die Sanftmuth ererbt hatte, besuchte mich in München.[1])

Sebastian war sehr wohlgebildet von Gestalt und Angesicht, dabei trotz einzelner Aufwallungen leidenschaftlicher Heftigkeit doch zart und anmuthig im Umgang, besonders auch für die Schwestern voll Aufmerksamkeit und sie rühmten von ihm, er müßte der beste Ehemann werden. Von mir dagegen meinte Kathrin, ich würde wohl gar nicht heirathen, ich wäre ja im Stand, vor Lesen und Studiren zu vergessen, daß ich eine Frau genommen. Darin irrte sie freilich gewaltig; aber das muß ich der Wahrheit getreu bekennen, daß auch meine Frau oftmals sich geäußert hat, von den Böseſten sei ich zwar keiner, vielmehr gern bereit, einen Wunsch zu erfüllen, ein Opfer zu bringen, wenn man mir die Nase darauf stoße, aber darauf stoßen müsse man sie mir, besonders in Sachen kleiner Rücksichten und Aufmerksamkeiten, von selber falle mir nicht leicht dergleichen ein.[2]) Sei dem wie immer, jedenfalls brachten wir Brüder Leben in die Heimath. Ganz Schwarzhofen wimmelte ja in den Ferien von Studenten, geladenen und eingebornen, und da nicht minder als ehedem unser Haus ein Versammlungsort war, wo erzählt, verhandelt, disputirt, gesungen, gegessen und getrunken wurde, kurz, ein fröhlich akademisches Treiben

---

[1]) Spätere Anm. der Schreib. In R.'s 92. Jahre spielte in schwerer Krankheit des Greisen das Wirthstöchterlein ein paar Tage lang eine Rolle in seinen Gedanken und Reden; plötzlich wußte er wieder ihren Namen und andere langvergessene Umstände.

[2]) Anm. d. Schr. Ueber Versäumnisse in derlei Dingen konnte R. jedoch rechten Reumuth empfinden und auch in seinen Briefen an Eltern und Schwestern wird er gelegentlich ganz melancholisch und nachdenklich, wenn ihm ein Licht aufgeht, er könne durch eine verschuldete oder unverschuldete Unterlassung Jemanden gekränkt haben.

sich entfaltete, so erblühte auch meinen Schwestern vielerlei Anregung und sammelten sich Erinnerungen für's Leben.[1]) Noch jüngst mahnte mich Kathrin an die Einzelnheiten, z. B. wie ich in den Burschenliedern meine Soli hinter dem Bretterverschlag der Gaststube hervorgedonnert, aber auch wie viele Gläser ich mit der rücksichtslosen Kraft meines An- und Dreinstoßens zu Schanden gerichtet. Wir Brüder hielten hoch auf Gastfreundschaft; wenn wir aus Landshut Kameraden an die Unserigen empfahlen, dann gab's in den Briefen immer dringende Mahnung, sie ja nicht als gewöhnliche Wirthsgäste, sondern als Gastfreunde zu halten. Kamen vollends Professoren, wie schon der Vater einst Eugen Pausch geladen hatte und nun Sailer und Röschlaub uns die Ehre gaben, dann ging es hoch her. Röschlaub brachte mehrere Vakanzen bei uns zu.

Gelegentlich ärgerten und entrüsteten wir uns über das paschamäßige Benehmen eines Landrichters, wie es die damalige bayerische liberalisirende, d. h. aufgeklärte Bureaukratie mit Verletzung aller früheren Rechte und Freiheiten zu üben begonnen. Nicht nur schmeckte es uns Universitätsstudenten nicht, selber einen herrschgebietenden Ton erdulden zu sollen, wenn wir mit solch einem Großmogul in gesellschaftliche Berührung kamen; wir hatten

---

[1]) Anm. der Schreib. In ihren Briefen an die Schwestern lassen es die Brüder nicht fehlen an Ermahnungen zu allem Guten, an der Erinnerung, wie glücklich sei, wer im Elternhaus weilen dürfe, — besonders Sebastian betont die Wehmuth des Draußenstehens, fern der Mutter, der Familie, — sie freuen sich, wenn die Schwestern Gefallen finden an schönen Büchern, z. B. von Tieck, Sebastian will eigens sparen, um ihnen neue zu schaffen. Dazwischen Neckereien; sieh Beilage 1 g und i zum 2. Kapitel. — Außerdem sieh Briefe von Sebastian an Mutter oder Eltern: Beilage 1 b, e, h.

auch allen Grund, ernstlich zu knirschen, wenn wir vernahmen, daß ordentliche Bürgersmänner wegen unbedeutender Versehen von diesen Polizeihelden zur Prügelstrafe verdonnert wurden. Dann das allgemeine Fahnden auf Aberglauben, und was summirte man Alles unter diesem Namen! Altherkömmliche Volksbücher wie die harmlosen „Vier Haimonskinder“ wurden den Krämern ohne weiteres weggenommen und was dergleichen erleuchtete Heldenthaten mehr waren. Schon blühte eben jene Staatsomnipotenz, die in alle Töpfchen zu gucken sich berufen glaubt, bis sie an einem für sie zu heißen Topf sich die Nase wird verbrannt haben. Einer jener Pascha's, der uns Anlaß zum Aerger gegeben, kam später sehr herunter und in die Lage, mich de- und wehmüthig, um nicht zu sagen kriechend, um meine Protektion anzuflehen.

Bald aber gab es für mich hier ernste Beschäftigung; denn allmählig trat ich selbstständig auf in meinem Beruf. Drei bis vier Jahre hatte ich Medizin studirt, als die Leute meiner Heimath sammt Umgegend sich in den Vakanzen an mich wendeten um ärztliche, namentlich chirurgische Hülfe. Der Gerichtsarzt in Neunburg vor'm Wald genoß kein Vertrauen; weit und breit, vielleicht in der ganzen Oberpfalz — Amberg jedenfalls nicht ausgenommen — war kein wissenschaftlich gebildeter Chirurg zu finden; München lag den Meisten zu entfernt und so blieben nur die gewöhnlichen Landbader übrig; diesen konnte der zwar unpromovirte Student, der aber schon länger innere Medizin und Chirurgie lernte und praktizirte als mancher Doktor und dem als Assistenten im Krankenhaus stets die erste Ordination oblag, es reichlich aufnehmen. Daß ich zur Praxis unbefugt sei, davon hatte ich keine Ahnung, denn im Staats- und bürgerlichen Wesen

war ich noch völlig unwissend und harmlos. Der Medizinalrath in Amberg ließ mir eine mündliche Warnung zukommen, aber ich hielt solches für bloße Chicane und antwortete nicht gar manierlich, fuhr auch fort nach Kräften zu verordnen und zu operiren. Wie? meinte ich, Leute, denen Niemand half, die zum Theil vergeblich ärztlichen Beistand angesprochen, sollte ich hülflos schmachten lassen, da ich doch zu helfen vermochte und überdieß für meine Leistungen niemals Geld nahm, höchstens in einigen wenigen Fällen, wenn es von der Dankbarkeit mir aufgedrängt wurde? Solche Zumuthung empörte mich, und so unbefangen war ich im Gefühl meines vermeinten Rechtes, daß ich später in München den Obermedizinalräthen von Häberl und Jacobi selber die Zeugnisse vorwies, die mir von Patienten und Anderen ob meiner unbefugten Kuren waren ausgestellt worden, ja sie meinen Eingaben um Stipendien beilegte; und mit großer Verwunderung vernahm ich Jacobi's Bemerkung: „Da hätten Sie können wegen Pfuscherei bestraft werden." — Als ich mit der Zeit selber Vorstand des Obermedizinalraths geworden, da gereichte mir's öfter zur stillen Beschämung, wenn ich für ähnliche Missethaten mußte Rügen, unter Umständen sogar Strafen beantragen.

Wie's nun einmal stund, bleibt mir nur zu berichten, daß die Kundschaft mir nicht ausging. Meine ersten Waffenthaten waren eine Staarniederdrückung an der Landrichterswittwe von W. und ein Steinschnitt an einem Bergarbeiter von Bodenwöhr, welche beide Operationen vergeblich waren von Aerzten versucht worden. Ich hatte solche gesehen und an Leichen geübt. Zum Steinschnitt mußte ich mir die Instrumente nothdürftig vom Schlosser des Orts fertigen lassen; während der Operation brach an der Zange der eine Löffel ab, was den assistirenden

sehr geschickten Bader Hildebrand so entsetzte, daß er ohnmächtig niedersank; zum Glück hatte der Stein schon einen genügenden Ruck erhalten, so daß ich ihn ergreifen und herausziehen konnte. — Auch an komischen Zwischenfällen mangelte es nicht. Trotz des strengen Gebotes, ruhig zu sein und nicht zu reden, rief ein vom Staar operirter Patient in großer Aufregung: „Herr Doktor, ich seh' Ihre Nas!" . . . Das war freilich ein schwer zu übersehender, weil ansehnlich großer Gegenstand, doch unter den Umständen blieb der Aufschrei erfreulich.

Walther pflegte seine chirurgischen Patienten zu ermahnen, sie möchten bei der Operation nach Bedürfniß schreien, weil er die gegentheilige Anspannung des Willens nicht für heilsam erachtete. Nach seinem Beispiel hieß ich eine Bauernfrau, der ich die Brust abnahm, sich keinen Zwang anthun; umsomehr fiel mir auf, daß sie sich nicht Einen Schmerzenslaut gestattete.

Das Gelingen obiger ersten zwei schwierigen Fälle und einer bald darauf folgenden Amputation machte bedeutendes Aufsehen. Die Patienten strömten mir zu; oft stunden fünf, sechs Wagen vor meiner Eltern Haus, sei es um mich zu holen, sei es um Kranke zur Berathung, vorzüglich zu Operationen zu bringen. Bis aus Böhmen berief man mich, deßgleichen zu einem Staarblinden nach Nürnberg, wohin ich aber, als einer bedeutenderen Stadt, mich doch nicht wagen wollte. Eine Zeitlang war ich für die Umgegend die Merkwürdigkeit des Tages und so begründet schien der Behörde mein Ruf, daß sie Anstand nahm auf amtlichem Weg zu rügen. Auch nach Landshut kamen Leute aus meiner Heimath die zwei bis drei Tagreisen weit zu Fuß, bei mir sich ärztlichen Rath zu erholen und nie sagte Röschlaub mir ein Wörtchen von Unbefugtheit; ja da er mich in die Vakanz begleitete, sah

er das Treiben mit an und hatte wahrscheinlich selber seine Freude an meiner und bald auch Sebastians Unternehmungslust und Schlagfertigkeit. Das überwachende strenge Staats- und Polizeiregiment, besonders unter Montgelas, wollte noch Niemandem zu Fleisch und Blut werden; gleich dem Publikum mochte Röschlaub denken, was Einer könne, das müsse er auch üben dürfen, wenigstens solange der Staat noch nicht genügende Vorsorge getroffen, und da letzteres in ärztlicher, namentlich chirurgischer Beziehung nicht der Fall war, so hätte man ein amtliches Einschreiten wider mich geradezu grausam gegen die Hülfesuchenden nennen dürfen.

Aehnliches Aufsehen machte mehrere Jahre später in seinem Kreis ein aus unserem Gerichtsbezirk gebürtiger junger Arzt, Dr. Druckmüller, dessen Mutter einst mit einem großen Pack Leinwand zu der meinigen gekommen war, ihr denselben zu verehren; dafür möge die Erfahrene ihr an die Hand gehen, damit ihr Bube zum Studiren komme. Der junge Mann wurde in Landshut Professor Reisinger's Assistent und später Physikus zu Buchloe im bayerischen Antheil von Schwaben, wo er, obwohl noch jung gestorben, bei größtem Zulauf bis vom Niederrheine her, zwischen drei- und vierhundert Stein-, ebenso viele Staar- und ich weiß nicht wie viele andere Operationen vollzogen hat. Operirte ich gut, aber nicht schön, Sebastian gut und schöner als ich, so verband Druckmüller mit größter Sicherheit auffallende Eleganz des Verfahrens. Ph. v. Walther's seltsam apodiktischer Ausspruch in seinen Aphorismen, an der Isar gedeihe die Chirurgie nicht, wird durch Druckmüller und Nußbaum glänzend widerlegt. — Ich selbst habe später noch lang die Chirurgie betrieben, auch ursprünglich mein Augenmerk auf eine chirurgische Professur gerichtet, bis schließlich doch die Liebe

zur inneren Medizin die Oberhand gewann. Aber Freund und Kollega Fuchs hat viele Jahre hindurch die chirurgischen Fälle im hiesigen (Münchener) Strafarbeitshaus, wo er Arzt war, mir anvertraut, und als ich Walther's Kollege am Spital geworden, übergab derselbe, wenn er (z. B. mit der Königin) verreiste, immer mir seine chirurgische Klinik, bis ich wegen Zeitmangels sie nicht mehr übernehmen konnte. Daß ich aus Heidelberg einen Ruf zum Professor der Chirurgie erhalten habe, wird seinerzeit erwähnt werden.

Einmal kam ein Mädchen, das klagte mir über Schwerhörigkeit, Störungen der ganzen Gesundheit, Krämpfe. Da das Ohrenübel sie vorzüglich belästigte, untersuchte ich das leidende Ohr, zog mit einem Zängelchen schleimiges Zeug heraus, sah, daß dieß nicht die eigentliche Ursache sein könne und merkte auch bald etwas Festes im Gehörgang. Mit einem Schräubchen, wie's die Uhrmacher gebrauchen, bohrte ich den festen Gegenstand an und brachte endlich mit Anstrengung einen durch die Feuchtigkeit stark aufgequollenen Kirschkern zum Vorschein. Ein ungeheures Brausen und Sausen im Gehör war die erste Folge der Befreiung von der kleinen Ursache großer Leiden; bald erhielt das Mädchen nicht nur sein völliges Gehör zurück, sondern auch die übrige Gesundheit stellte sich her, alle üblen Anfälle blieben aus. Das Mädchen erinnerte sich nachträglich wohl, daß ihr einst vor Jahren etwas in's Ohr geschnellt war, hatte aber nicht daran gedacht, diesem scheinbar so unbedeutenden Vorkommniß alle die schweren Folgen zuzuschreiben.

Ein andermal wurde ich in der Nähe meines Geburtsortes zu einem Hirten gerufen, bei dem Alles am Typhus erkrankt war, leichter und schwerer. Ich fand sowohl an dem Hirten selber wie an seiner Frau und den Kindern etwas Ausgezeichnetes in der Erscheinung, das

von Seinesgleichen abstach, und erzählte davon dem Bader Hildebrand. „Das glaub' ich gern," sagte dieser, „er ist auch ein geborner Baron E . . ." Und nun berichtete Hildebrand, was ihm der Hirt erzählt hatte. Als kleiner Bube hörte derselbe auf dem Mariahilfberg bei Amberg, wohin er mit seinem Vater, einem Stabsoffizier, gegangen war, zum erstenmal die Hirtenpfeife. Auf dem malerischen Wallfahrtsberg mit Waldhintergrund, in dessen Nähe die „Hohlewies" unter den Tritten der Drüberschreitenden schallt, übte jener Ton auf den Knaben einen unsäglichen Zauber, (den er spät nachher noch rührend beschrieb,) so daß er ganz davon erfüllt wurde. Da machte er sich heimlich auf, und lief dahin, wo er den lockenden Ton vernommen, verdingte sich als Hirtenbub und kam nach und nach bis in die Gegend von Neunburg. Seine Eltern forschten ihm vergeblich nach, ein Fall, den wir bei der heutigen ausgebildeten Polizei uns kaum mehr denken können, und erst, als der junge Mensch erwachsen war und sich mit der Tochter seines Dienstherrn verehelicht hatte, suchte er eines Tages die Eltern heim. Sie begriffen, daß es nun zu spät wäre, ihn dem selbstgewählten Lebenskreise zu entziehen, beschenkten und entließen ihn. Aber die angeborne und in der Kindheit schon anerzogene Feinheit hatte er sich so sehr zu bewahren gewußt, daß ich sie sogar auf Weib und Kinder übertragen fand.

Dagegen besuchte ich einst einen Handwerker meines Orts, der nach freundlicher Begrüßung mir als medizinische Erfahrung mittheilte: „Schauen S', Herr Nepomuk, ich und alle meine Leut, wir haben schon seit dreißig Jahren die Krätz' und sind dabei frisch wie die Hecht' im Wasser. Gelt'n S', Herr Nepomuk, das is g'sund, daß d'Sauerei 'rauskommt!" Und daß die Sauerei so gründlich, so unaufhörlich herauskam, darüber konnte er sich gar nicht

genugsam freuen. Durch seine Handwerkswaare, zum Theil Anzugsgegenstände, wird sie wohl auch in Andere hineingekommen sein.

Von den Kriegsereignissen wurde meine nächste Heimath durch mehrmalige große Einquartierung berührt. Nach den Schlachten von Neumarkt und Eckmühl 1809 kamen Sachsen, gleich uns mit dem siegenden Napoleon verbündet, an die Donau. Es waren Züge von etwa je zehntausend Mann. Ein solcher Zug ging über Amberg nach Regensburg, zwei oder drei über Nabburg (Schwarzhofen), Neunburg, Cham nach Deggendorf. Ein Regiment jenes ersten Korps erfuhr in Amberg ein seltsames Abenteuer. Die Mannschaft wollte durchaus in Privathäusern liegen; weil aber Typhusfälle bei ihr vorgekommen waren, wies ihnen der Magistrat die Kasernen an. Die Soldaten, auf dem Marktplatz aufgestellt, wurden ungeberdig und plötzlich fiel aus ihren Reihen ein Schuß. Da sprangen in heller Entrüstung die versammelten Bürger in die Häuser, ergriffen, was ihnen von Waffen, Stöcken, Hausgeräth u. dergl. zur Hand kam, warfen sich auf die noch in Reih und Glied stehenden Soldaten, überwältigten sie und so wurde das ganze Regiment nach Regensburg geliefert. (Aehnlich rasch hatten in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die Stadtkemnather und Ebnater eine Abtheilung des feindlichen, unter Jourdan stehenden französischen Korps, dem sie entgegen gezogen waren, entwaffnet und gefangen genommen. Die That wäre ihnen übel bekommen, hätte nicht zu ihrem Glück Erzherzog Karl gleich darauf zwischen Schwarzenfeld und Amberg Jourdan geschlagen.)

Von den Korps, die bei uns durchzogen, schien Eines, oder doch sein Führer, gänzlich desorientirt zu sein. Während er das rechte (östliche) Schwarzachufer,

also gegen Böhmen zu, von Wachen entblößt hielt, wurden solche auf dem westlichen, gegen das Innere von Bayern hin aufgestellt und sogar ein paar Joche der Brücke abgebrochen, da doch Schwarzhofen östlich vom Flüßchen liegt. Ich machte Offiziere des Korps aufmerksam auf die Verkehrtheit und sie jammerten: „Ja, bei uns geht Alles kopflos!“ Ein bald darauf folgendes, ebenfalls sächsisches Korps war von B e r n a d o t t e befehligt. Mit den übrigen Neugierigen des Ortes sah ich zu, wie er am Morgen auf dem Platz des Marktfleckens zu Pferd stieg und umgeben von seinen Offizieren an das östliche Schwarzachufer ritt; wir folgten mit hinaus. Ich mochte ihm auffallen als Einer, der Auskunft geben könnte, und er rief mich herbei und fragte mich um die Oertlichkeiten und warum zwei Joche der Brücke fehlten. Ich antwortete, daß auch ich den Sinn der Anordnung nicht begriffen.

Im ganzen Ort, aber besonders in meiner Eltern Haus, ging es bei diesen Anlässen natürlich so zu, daß Niemand wußte, wo der Kopf ihm stund. Hunderte gab es bei uns im Haus und von den Tausenden der auf freiem Feld Gelagerten hatten wir viele Hunderte draußen zu verköstigen. Vieles war interessant zu sehen, Vieles auch unerfreulich. So befand sich in einem der Züge ein berittener Kadett von etwa 16 Jahren, vielleicht der verzogene Sohn eines höhern Offiziers; dieser Bube hieb mit flacher Klinge jeden quartiermachenden oder anderen Bürger, an dem er vorbeiritt, über den Rücken. Abends klagte ich in der Wirthsstube meiner Eltern, wo eine große Zahl von Offizieren einquartirt waren, daß man solches von befreundeten deutschen Truppen zu erleiden habe. Entschuldigend sagten Einige: „Vielleicht ist er Zeuge gewesen der Rohheiten, deren sich bayerische Soldaten bei uns in Sachsen, also ebenfalls in befreundetem

Lande schuldig gemacht haben.“ Ich war durch solche Wahrnehmungen tiefbetrübt, wenn schon ich mir sagen mußte, es befinde sich ja selbstverständlich bei jeder Truppe, also auch bei den unserigen, Pöbel hohen und niederen Standes. — Mein Zimmer war von Offizieren in Beschlag genommen, und sieh', mein neues, erst um 25 fl. erworbenes chirurgisches Verbandzeug, das ich arglos darin liegen gelassen, sowie meine Landkarten verschwanden spurlos; ob Jemand von den Herren sie mitgehen geheißen oder Einer von den Dienern, weiß ich nicht.

Solche Erinnerungen schwebten mir oft vor, wenn in jüngster Zeit bei uns ein sinnlos nationalstolzes Rühmen der Deutschen und Herabsetzen der Franzosen gepflogen wurde. Wohl weiß ich, wie in eben jener Rücksicht des unerlaubten Plünderns die Franzosen an uns gesündigt haben. Klagte doch mir selber der Wirth von Nittenau (4 Stunden von Schwarzhofen), daß sein Silberzeug durch den Marschall Davoust, der bei ihm in Quartier gelegen, sei mitgenommen worden, also ebenfalls Raub im alliirten Land. Aber wo bleibt das Christenthum, wenn wir entweder nur die Sünden der Anderen sehen und nicht die eigenen, oder wenn wir uns auf jene berufen, um diese zu entschuldigen? —

Als einmal, ich denke entweder 1806 oder im Befreiungskrieg, auch russische Einquartierung viele Wochen bei uns lag, befand sich unter den Offizieren ein Muhamedaner, ein gebildeter Mann, der sich besonders nach Italien freute, denn von den Italienern, als den Abkömmlingen der alten Römer, hegte er hohe Meinung.

Bald nach der Schlacht von Eckmühl zwischen Landshut und Regensburg 1809 kam ich in ein dem Kampfplatz nahegelegenes Dorf; da saßen die Bauern im Wirthshaus, waren aber vom Durchlebten ganz verwirrt und keiner

von ihnen wußte den Wochentag, den wir hatten, anzugeben.

In Stadtamhof bei Regensburg ging ich einst am Exerzierplatz vorüber; da hörte ich einen kommandirenden Vizegefreiten in oberpfälzischer Mundart einem Rekruten, dem er offenbar wohlwollte, seinem Landsmann vielleicht, mit gedämpfter Stimme sagen: „Sepp, thau 'n Fauß ein!" Es stand nämlich der Eine Fuß etwas über die Front hervor. Aber Sepp steckte kerzengerad und bockssteif in seiner Montur und sah und hörte nicht vor Beklommenheit. „Sepp, 'n Fauß thau ein," wiederholte der Vizegefreite etwas lauter. Aber Sepp bog und rührte sich nicht. Da lief dem Vizegefreiten die Galle über und er rief: „Sepp, wennd'st 'n Fauß net einthaust, so nimm ih dir 's Gwiehr und schlag dih auffi auf's Knä-i, daß 's blaut't as wä-i!" (Sepp, thu den Fuß ein! Sepp, den Fuß thu ein! Sepp, wenn du den Fuß nicht einthust, so nehm' ich dir das Gewehr und schlag dich hinauf auf's Knie, daß es blutet als wie!)

Als 1810 die Vermählung des Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Hildburghausen gefeiert wurde, reiste ich dazu nach München, das ich nur von einem im J. 1804 gemachten flüchtigen Besuch her kannte. Dießmal wohnte ich bei Freund Janson. Vor dem bis in den Hof hinein geschmückten Palast des Baron Eichthal war am Abend der Illumination eine Wache aufgestellt, um das neugierige Volk in Schranken zu halten; als ich neben dem Posten stund, frug ihn schüchtern ein niedliches Gebirgsmädchen, ob man da hineindürfe. „Was willst du drin' sehen?" meinte der Soldat; „ich weiß dir was viel Schöners." „Ja, wo denn?" fragte sie treuherzig. „Daheim in dei'm Spiegerl," lautete die artige Gegenrede. — Am selben Abend hörte ich einen anderen

Soldaten, der einen betrunken taumelnden Kameraden führte, zu diesem sagen: „Schämst du dich nicht, an einem solchen Tag dich zu betrinken!"

Im Kometenjahr 11 machte ich mit Janson von München aus eine Wanderung über den Würmsee in's Gebirg. In Pähl, wo wir Freund Baierhammer's Eltern auf ihrem Hochschloß getroffen, und ich die Gegend mit den vielen Ortschaften im Grünen, mit dem prächtigen Alpenhintergrund und dem Seitenblick auf den Ammersee sehr reizend fand, wär' ich im Wirthshaus beinah mit geraubtem Gute durchgebrannt, indem ich nach Tisch mechanisch mit einem vermeinten Schnupftuch in die Tasche fuhr, aber auch nach Gewohnheit es zur Hälfte heraushängen ließ; da wir nach der Zeche frugen, schmunzelte der Wirth: „Das Essen kostet so und so viel, wenn Sie aber das Serviett' mitnehmen, noch einen halben Gulden drüber." Vom Peißenberg mit seiner herrlichen Doppelaussicht auf die nahen bayerischen, tyrolischen und Allgäuer-Alpen im Süden, auf die endlose Ebene im Norden, kamen wir auf schwer findbaren Fußsteigen, das schöne Kloster Rottenbuch vorbei, nach Kloster Ettal, deß ernste Gegend mich großartig schauerlich anmuthete, die Kirche, eine der schönsten, die ich bis dahin gesehen, „durch Kaiser Ludwig den Bayern", wie ich für Nichtbayern bemerke, „in ungemein edlem Styl erbaut, — Decken- und Altargemälde von einem trefflichen Maler" (Knoller aus Tyrol), Altar im italienischen Styl mit schönen Marmor-Säulen. Was aber uns am Besten gefiel, war jenes bekannte nur schuh-hohe weiße Marmorbild der hl. Jungfrau in zurückgelehnt sitzender Stellung, auf dem linken Knie das stehende Kindchen haltend, welches mit zarter Hand der Mutter Wange liebkost, — nie noch meinte ich an einem Madonnenbild so holde Demuth, Einfalt und Frömmigkeit

gefunden zu haben. Versichert doch auch die Sage, Kaiser Ludwig habe das Bild, ein Geschenk des Papstes,[1]) so hoch gehalten, daß er es eigenhändig auf seinem Pferd aus Italien nach Deutschland gebracht.

Von Ettal aus gingen wir eine halbe Stunde lang jene den Ammergauer Pilgern wohlbekannte Bergstraße steil, „fast senkrecht" hinab — so wollt' es mich bedünken — in das noch höher umschlossene, aber fruchtbar freundliche Thal von Oberau. Nächtliche Wanderung wechselte mit köstlichen Morgengängen, durch engen Gebirgspaß mit schönen Ansichten, vorüber an einsamer Alphütte auf lachender Bergeswiese, immer weiter zum dunkel-prächtigen Walchensee im hoch ihn überragenden Bergeskessel, — „der tiefste See in Bayern, 4mal so tief" — also machte ich den Meinigen es anschaulich — „als der Landshuter-, 12—16mal als der Schwarzhoferthurm hoch ist, an manchen Stellen noch unergründet." Weiter nach Tölz und mit dem Freitagsfloß auf der Isar nach München. Aufgefallen war mir vom Würmsee aufwärts bis Tölz die Größe des Menschenschlags, in zweiter Reihe jene fast rührende Wohlfeilheit, welche so lang unser Gebirg in staunenswerther Weise ausgezeichnet hat. „Und wäre nicht," so schrieb ich, „der hastige Janson, der trotz meiner Ermahnung zu sehr im Gehen sich angestrengt hatte, ziemlich bedeutend unwohl geworden, so hätten wir mit noch weniger ausgereicht."

Die Gebirgswelt übte auch diesmal auf mich einen unsäglichen Zauber; ich gewann sie begeistert lieb wie eine Heimath, aber eine Heimath, die man nur jeweilig besucht und die darum ihren idealen Schimmer nicht verliert.

Den darauffolgenden Winter 11 auf 12 brachte ich wieder bei Freund Janson in München zu, um das all-

[1]) Der Gegenpapst Nikolaus V.(?)

gemeine Krankenhaus unter Haberl, besonders aber das Militärspital unter Harz zu besuchen, beides ausgezeichnete Diagnostiker und Aerzte, mit Recht eines bedeutenden Rufes genießend. — In Angelegenheit von Reisestipendien mußte ich bei verschiedenen höheren Beamten meine Aufwartung machen. Die hoffärtig gesuchte Vornehmheit von Mehreren derselben, ihre durchscheinende Verachtung nicht nur jeder ernsteren Gesinnung, sondern auch aller höheren Wissenschaft an und für sich, flößten mir einen gründlichen Abscheu, wie auch Savigny solchen hegte, gegen jene Art von Bureauwesen ein, das, ohne alle wahren Grundsätze, nach Oben kriecht, nach Unten mit voller Tyrannenlaune drückt.

Sehr werthvoll war mir die Bekanntschaft des edlen, mit Regens Wittmann befreundeten Priesters Sambuga, welchen auf Wunsch mütterlichen Testaments Kronprinz Ludwig als Erzieher erhalten hatte. Vermochte der vortreffliche Mann auch nicht alle irrthümlichen Anschauungen im Geiste seines fürstlichen Zöglings fern zu halten, so danken wir doch ohne Zweifel ihm die Grundlage von Frömmigkeit und kirchlicher Gesinnung, welche derselbe sein Lebelang sich zu wahren gewußt hat.

Im Frühjahr 1812 kehrte ich nach Landshut zurück, wo Sebastian in der Assistentenstelle mein Nachfolger geworden, und machte mein Examen mit gutem Erfolg. Eines eigenthümlichen Umstandes will ich hiebei noch gedenken. Ich habe es schon angedeutet: positiv feindselig gegen Christenthum und christlich Gesinnte verhielten sich von Professoren vor Allem, ja fast einzig, die vom Glauben abgefallenen Katholiken der alt- und neubayerischen Provinzen. Einer derselben, Mediziner, gab mir ein Pröbchen davon zu kosten. Er war meinem Bruder, seinem fleißigen Zuhörer, Anfangs sehr freundlich gewesen; als jedoch

Sebastians und meine religiöse Gesinnung offen an den Tag getreten, da ward er uns Beiden spinnefeind. Was stellte er mir nun bei der Prüfung für eine schriftliche Aufgabe? Die Pathologie und Therapie des gelben Fiebers. Bekanntlich ist dasselbe niemals in das Innere von Europa gedrungen; wo also lag für einen jungen Arzt in Landshut Anlaß, Pflicht und Gelegenheit vor, die Einzelnheiten dieser Krankheit und ihrer Behandlung in jener Ausführlichkeit kennen zu lernen, wie sie einer schriftlichen Prüfungsaufgabe zukommt? Als aber in der mündlichen Prüfung ich die Frage nach den anatomischen und physiologischen Unterschieden des Menschenauges von den Augen der vier höheren Thierklassen zur Zufriedenheit löste, da äußerte jener übelwollende Professor gegen Verschiedene, Tiedemann müsse mir die Aufgabe vorher verrathen haben, es sei ja unmöglich, daß ein junger Mann, der nicht sein Spezialfach daraus gemacht, solche Detailkenntniß besitze. Mir konnte das feindselig gemeinte Zeugniß nur schmeichelhaft sein, und Tiedemann, der mich kannte, hatte wohl gewußt, daß er jene Zumuthung ohne Böswilligkeit mir stellen konnte.

Es gab außer diesem Einen noch mehrere bitterböse Gesellen, die Alles haßten, was nur in entfernter Beziehung zum Katholizismus stund; mit ihrer Gehässigkeit erwarben sie auch Wenige der Akatholiken zu Freunden. Daß insbesondere die glaubenslosen Priester meist an unheilbarer Abgeschmacktheit litten, habe ich schon früher erwähnt. Ueber Einen derselben, der es nicht leiden konnte, wenn ein Anderer das gleiche Kolleg las wie er, hat Ast sich lustig gemacht in einer Schrift, ungefähr des Titels: „Etwas Salz und Pfeffer für den Landshuter Salat.“ Der philosophische Träger dieses küchen-

pflanzlichen Namens galt als sehr eitel; wollte man doch in einem Aufsatz, worin von dem „milden und liebenswürdigen Salat“ die Rede war, seinen eigenen Styl erkannt haben; und zwei Studenten aus Welschtyrol schwindelten ihm einen Brief des Paduaner-Literators Cesarotti vor, worin dieser angeblich erklärte, unter allen Philosophen sagte ihm keiner zu wie Salat; als C. gestorben war, brachte die Augsburger Allg. Zeitung in einem Nachruf Kunde von diesem Lob, die beiden Schälke aber erzählten am Abend vor ihrer Abreise von Landshut am offenen Wirthstisch und in des Geprellten eigener Gegenwart den — allerdings unerlaubten — Streich, den sie ihm gespielt. — Fingerlos, der als Rektor des Priesterseminars (!) in einer Abhandlung die Frage, wozu Geistliche seien, dahin löste, sie sollten die gebildeten Rathgeber der Gemeinde in Sachen der Oekonomie u. s. w. sein, genoß so weniger Sympathie, daß er in Folge davon fast nie die Einsamkeit seiner Wohnung verließ. Socher endlich, dessen geflügeltes Wort über „die ausgehobenen Nester des Aberglaubens“ ich schon im vorigen Kapitel erwähnt habe, fand weder bei Kollegen noch Studenten Anklang und ließ sich nach Kurzem auf eine sog. organisirte Pfarrei versetzen. (O beglückte Pfarrkinder!) Einst traf er gesellig mit dem bekannten Schriftsteller Pfarrer Bucher, dem Inhaber einer großen Oekonomiepfarre zusammen und erging sich des Langen und Breiten über die Grundsätze der Landwirthschaft. Ihm aufmerksam zuhörend, stützte sich Bucher auf die Lehne eines vorn übergeneigten Stuhles und schaukelte in dieser Stellung gleichmäßig mit dem Oberkörper während der ganzen langen Abhandlung hin und her. Als Socher endlich innehielt, sagte Bucher: „Herr Kollega haben ohne Zweifel eine große Oekonomie?“ — „Nichts, gar nichts,

keinen Bifang," rief Socher sehr befriedigt über seine aus reiner Intuition geschöpfte Weisheit und auf dieses ließ Bucher nichts hören als ein Alles begreifendes, Alles lösendes, langgedehntes „D'rum!" —

Bucher war leider selbst ein ganz seichter Aufklärer, wie aus seinen Schriften und Dichtungen verletzend genug hervorgeht. Aber unläugbar besaß er großen Witz und poetisches Talent. „Wie ist es möglich, daß solch ein Mann mir so lang verborgen bleiben konnte!" rief Göthe, als Clemens Brentano ihm Bucher's Sündfluth vorlas, eine Parodie auf Jesuitenspiele. Nebenbei konnte er gutmüthig und freigebig sein. Da Herenäus Haid als neugeweihter Priester ihn in Engelbrechtsmünster besuchte, sagte Bucher: „Ich höre, Sie predigen gern; wollen Sie es morgen hier thun?" Und als Haid willfahrt hatte, fand er, von Bucher sich verabschiedend, in seinem Hut eine Rolle Zwanziger — bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit ein willkommenes Zeichen des Wohlwollens.

Manche der Aufgeklärten hatten es zu einer wahrhaft erschreckenden Frivolität und Gottlosigkeit gebracht. Rainer, ehemaliger Mönch aus Steingaden, dann aufgeklärter Professor, hörte, daß es in Seligenthal bei Landshut brenne. Daselbst befreundet, eilte er hin, unterwegs aber fühlte er sich unwohl . . . „Himmeltausendsackerment, ich glaub gar, es trifft mich der Schlag!" und so geschah es und er starb. Ein anderer Professor, Michel, ebenfalls gewesener Mönch, äußerte hierüber: „Hat man immer gesagt, mein Freund Rainer werde sterben ohne Sakrament, und jetzt ist er gar mit tausend aus der Welt gegangen!" Relata refero.

Am 14. März 1812 feierten wir beiden Brüder unsere Promotion, zu welcher wir gemeinschaftlich hundert Sätze aufstellten und Röschlaub zum Promotor

baten. Freund Janson kam eigens von München, um zu opponiren; da er aber die ganze Nacht hindurch gegangen, fiel er gegen Schluß seiner Opposition ohnmächtig zusammen. Die Promotion währte von neun bis halb ein Uhr.[1]) Meine vorgelegte, ziemlich umfangreiche Dissertation hieß: De doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente ac mutuo se explente; die Sebastians: De morbi natura et ortu. Letztere wirkte lange nach und Obermedizinalrath v. Pfeufer äußerte mir noch kurz vor seinem Tod: „Daß Ihr Bruder gestorben, ist sehr großer Schade; seine Dissertation zeigt hohe wissenschaftliche Begabung." Doch darf ich sagen, daß unsere Gedanken und Anschauungen, auf Röschlaub's Lehre gegründet, uns Beiden gemeinsam waren. Nach vielen Jahren brachte Professor Stark aus Jena, ohne Sebastian zu nennen, was ich ihm öffentlich vorgehalten habe, dessen

---

[1]) Anmerk. der Schreiberin. Es ist uns verschiedene Male erzählt worden, wie gespannt man auf dieselbe gewesen, wie glänzend sie ausgefallen und wie viel Aufsehen sie erregte. Schon früher schreibt Nepomuk in Beziehung auf den Grad: „Da man sehr viel von mir erwartet, so muß ich mich auch tüchtig vorbereiten." In einem Brief aber vom 12. März, worin er der „verehrungswürdigen Mutter, dem theuersten Vater" (Stiefvater), „den geliebtesten Schwestern" anzeigt, künftigen Samstag würden er und Sebastian das „Fest" ihrer ärztlichen Weihe feiern und versichert, sie hätten nicht Kraft und Worte genug, um für alle seit jeher von der Familie empfangene Liebe zu danken, erwähnt er: „Die Mutter haben sich früher geäußert, daß Sie, falls wir beide zusammen promoviren würden, bei unserer Promotion zugegen zu sein wünschten." Er bemerkt ihr, abgesehen von anderen Hindernissen, sei es etwas ganz Ungewöhnliches, daß Frauen bei der Promotion erscheinen. Man erkennt aber aus jenem Wunsch, mit welchem zuversichtlichen Stolz die gute Mutter dem großen Augenblick entgegensah. — Sieh ferner Beilage l, m zum 2. Kap.

Grundsätze, freilich in ganz verkehrter Anwendung, wieder vor die Oeffentlichkeit.

Nach Erlangung des Hutes blieben wir noch einige Monate in Landshut und übergaben unsere Dissertationen dem Druck; zur meinigen hatte Röschlaub eine schmeichelhafte Vorrede geschrieben.[1]) Dann gingen wir zur Erholung in die Heimath, wo große Freude war über den glücklichen Abschluß unserer Landshuter Studienzeit.

---

[1]) Anmerk. der Schreib. Dem künftigen Regenten seines „geliebtesten Vaterlandes" legte R., bis er werde „kräftigere Beweise geben können," die Erstlinge seiner medizinischen Arbeiten zu Füßen, — vollkommen belohnt, wenn der hohe Herr diese geringste Gabe „nur als einen Funken des Eifers anerkennen" wolle, von welchem R. gegen S. K. Hoheit „brenne", — und wenn R. so etwas sagte, dann brannte er wirklich,) — der Kronprinz aber schrieb zur Erwiderung: „Viel Gutes habe ich bereits von Ihnen gehört: suchen Sie selbes zu bewahren und den in Ihnen (?) gesetzten Erwartungen zu entsprechen."

Drittes Kapitel.

Wien. Jachenau. Vohenstrauß. 1812—1814.

1. Wien, 1812—1813.

Reise. Aerztliche Anstalten, Aerzte; Geselliges, Politisches, Religiöses, dazwischen Anekdoten. Heimreise.

Im September 1812 traten wir beiden Brüder eine Studienreise an nach Wien, ich im Genuß eines königlichen Stipendiums von 300 fl., das natürlich nicht ausreichte, Sebastian ganz auf elterliche Kosten. Von Regensburg fuhren wir die Donau hinab in einem der damals üblichen großen, mit Kajüten versehenen Ruderschiffe, und es mag die heut vom Dampf Entführten interessiren, daß wir nach des ersten Tages Fahrt um zwei Uhr Nachts, zum Glück bei schönem Mondschein, in Deggendorf, den zweiten Tag in Passau, den dritten im österreichischen Aschach, den vierten in Mauthausen unterhalb Linz, den fünften in Stein Und Krems, den sechsten, sage sechsten Tag in Wien ankamen, daß unsere Pässe fünfmal, nämlich in Passau, Engelhardszell, Aschach, Linz und Wien vidimirt wurden, das Gepäck an letzteren drei Orten visitirt, also wahrlich der Plackereien genug! Dazu stellten nach zwei schönen Fahrttagen sich für die übrigen vier auch Wind, Regen, Schnee und Hagel ein; wir froren wie die Hunde und noch durften wir von

Glück sagen, daß es kein Windfeiern gab, als eine halbe Stunde vor dem Strudel und Wirbel der Wind sich legte. Verdarb uns das Wetter den Anblick der schönen Gegenden, so gefiel uns, besonders Sebastian, um so besser das Gespräch mit einem schönen und geistreichen 22jährigen Fräulein, einer Gräfin Dublois aus Mons in Belgien, welche mit Verwandten sich nach Wien begab. Stundenlang ruderten wir unverdrossen mit ihr und einer Landsmännin von uns. Da wir auf Literatur zu sprechen kamen, merkten wir aus ihren Reden, daß sie noch kein Theater gesehen; verwundert fragten wir und sie bestätigte: ihr Beichtvater gestatte ihr den Besuch des Theaters nicht. Die damals schon große Verderbtheit der französischen Bühne mochte das Verbot genügend rechtfertigen; vielleicht aber spielte auch jansenistische Strenge mit hinein. — Einem drohenden Unfall entrannen wir glücklich. Als in Mauthausen wegen Kälte und Nässe alle Passagiere möglichst schnell vom Schiff in's Gasthaus wollten, drängten sie sich ungeduldig auf dem Gerüst zusammen, von welchem aus die zwei Ruder am vorderen Theil des Schiffes geführt wurden. Ich stund mit ein paar Personen unterhalb dieses Raumes, Sebastian aber, sehend, daß wir doch so bald nicht hinauskommen würden, rief uns ab — da plötzlich barst das Gerüst und Alles lag unter- und übereinander. Vor Allem sahen wir uns um nach einer auf dem Schiff befindlichen hoffenden Frau; sieh, weder diese noch irgend Jemand hatte Schaden genommen und der Schrecken löste sich bald in allgemeine Heiterkeit; uns aber, die wir unter dem Gerüst gestanden, wäre dasselbe, wenn nicht Sebastian uns abberufen hätte, auf den Kopf gefallen, ohne Zweifel mit schlimmeren Folgen als für die Einbrechenden. — Sogleich beim Eintritt in Oesterreich eine ungemeine Vertheuerung der Lebensmittel.

In Wien fanden wir für den ersten Augenblick freundliche Unterkunft bei Verwandten; weil aber die Wohnung so weit vom Spitale lag „wie Schwarzhofen von Neunburg", und das in einer Stadt, wo „die Leute im Staub leben wie die Fische im Wasser", so mietheten wir nach einigen Kreuz- und Querzügen, gleich den meisten Medizinern, in der Alservorstadt ein. Für ein Zimmerchen von 13 Schuh im Geviert mit zwei Betten zahlten wir monatlich 12 fl., ein sehr hoher Preis im Vergleich mit den uns geläufigen. Noch kurz vorher konnte man in Wien fünfmal so wohlfeil leben, wenn man baares Geld hatte; nun aber änderte sich der Kurs stets zu unseren Ungunsten: „Was hör' ich soeben? Mich trifft der Schlag!" meint Sebastian bei solcher Gelegenheit, berichtet aber ganz naiv ein andermal, es sei eine Wohlfeilheits-Kommission niedergesetzt, im nächsten Monat solle Alles billiger werden.

Im fleißigen Besuche der ärztlichen Anstalten pflegten wir bis 1 Uhr nach Mittag nüchtern zu bleiben, theils um der Abhärtung willen, theils aus Sparsamkeit, wie denn überhaupt die große Theuerung und der Wunsch, unsere Geldmittel so viel möglich der geistigen Ausbildung zuzuwenden, uns mit Frost und Hunger in fortgesetzter Bekanntschaft erhielten. In den wenigen vorliegenden Briefen in's Elternhaus, die wir gemeinschaftlich, Einer dem Anderen die Feder aus der Hand nehmend, schrieben, findet sich getreue Meldung über unseren Geldverbrauch und unsere Schulden. „Wie befinden Sie sich, theuerste Aeltern," heißt es am 14. Oktober, „und wie Ihr euch, geliebteste Schwestern? Wir hoffen, wohl. Bereits sind wir drei Wochen von Hause entfernt und haben noch keine Nachricht von daher, was freilich nicht leicht geschehen konnte, obwohl unsere heimathliche Schwarzach

seitdem schon lange nach Wien geflossen ist. Wir haben schon unzähligemal nach Hause gedacht, und uns mit wehmüthiger Sehnsucht aller der theueren Personen erinnert, die wir dort verlassen haben, um so mehr, da es uns hier noch nicht so wohl geworden ist, als wir es zu Hause bei Ihnen hatten. Wien ist gegenwärtig das gelobte Land nicht für Ausländer; kein Wunder daher, wenn uns das Heimweh nach dem lieben, von uns verlassenen Vaterlande anwandelt; so sehr es uns auch noch vor einem Monat am Herzen lag, dieß zu verlassen und ausländische Kunst und Sitten kennen zu lernen." Freilich, ein anderer Mediziner, der sich zu gleichen Zwecken wie wir in Wien aufhält, verzehrt, so berichten wir, ohne einen Pfennig Unterstützung von Haus zu erhalten, doch mehr als wir Beide zusammen. Wie das? Er hat ein goldenes Liebchen und das Liebchen eine goldene Mutter, die ihn seit Jahren unterstützt. „Sollen wir uns auch um ein so goldenes Liebchen umsehen?" Zugleich aber erkundigten wir uns fleißig nach den in der Heimath von uns behandelten Kranken; auch frägt Sebastian neugierig: „Was geht für ein Ruf von uns?" [1])

Wir besuchten die innere Klinik von Valentin Hildebrand, der als erfahrener, ruhiger und gediegener

---

[1]) Anm. der Schreib. Im Dezember schreibt Nepomuk bei abermaliger Bitte um Geld: „Das, was wir hier gelernt haben, möchten wir allerdings nicht um 1000 fl. verkaufen. Ehe ich zwei Jahre auf Reisen bin, kann ich in Bayern nicht füglich um eine Professorstelle anhalten, ich muß vorher nach Berlin. Schicken Sie uns also in Gottes Namen; wenn ich auch von der Regierung die Unterstützung erhalte, so können wir doch nicht darauf warten; wir leben hier so eingeschränkt, daß von den anderen jungen Doktoren jeder so viel braucht, als wir Beide zusammen." Aber wo es ein Bedürfniß ihres Berufes gilt, Instrumente u. s. w., da geben bei aller Ehrerbietigkeit die Briefe kurzen Bescheid: „Das ist unser Werkzeug, das müssen wir haben."

Arzt uns einen trefflichen Eindruck machte. An Kern durch den von ihm hochverehrten Röschlaub empfohlen, hatten wir uns der Bevorzugung zu erfreuen, daß er in der chirurgischen Klinik uns an seine Seite zu rufen pflegte, wenn er operirte, insbesondere beim Steinschnitt, welcher in Wien häufig vorkömmt.[1]) — Außerdem fanden wir uns nebst anderen fremden Aerzten bei Gölis' höchst lehrreichen Ordinationen an Kindern ein, besuchten Rust's und Eisele's Kranken-Abtheilungen, sowie Klinik und Vorträge des Augenarztes Beer, bei dessen Assistenten Friedrich Jäger wir zudem einen Privatkurs über Augenkrankheiten und -Operationen nahmen, und übten uns daneben sehr fleißig im Operiren an Leichen des Militärspitals.

Rust, der vormals Professor in Krakau gewesen, besaß geniale Anlagen; namentlich hatte er für die Diagnose der Geschwüre charakteristische Zeichen gefunden. Dennoch verfuhr er in seinen chirurgischen Operationen zuweilen unbesonnen, ja sinnlos. So war ich Zeuge, als er einem Mann, an welchem der obere Theil des Oberarmknochens und das Schultergelenk ganz in eine Speckgeschwulst entartet waren — von Heilung konnte nicht die Rede sein, es galt nur das Leben zu fristen — mit einem Schnitte mitten durch die Speckgeschwulst, also deren Hälfte zurücklassend, den Arm aus dem Gelenke nahm. Wir gegenwärtigen fremden Aerzte sahen kopfschüttelnd uns an. Den nächsten Tag war der Mann eine Leiche. — Später kam Rust als Vorstand des Medizinalwesens nach Berlin, wo er mit seiner urwüchsigen Grobheit Furore machte.

---

[1]) Anm. der Schreib. R. erwähnte, daß Kern die Heilung der Wunden günstig förderte, indem er ihnen beim Verbinden ein in lau Wasser getauchtes Läppchen auflegte. Wer wußte damals von den heutigen Hülfsmitteln!

Als er in den Zwanzigerjahren des Jahrhunderts gegen die nahende Cholera die Grenzabsperrung organisirt hatte, die nach Verschlingung vieler Millionen sich gänzlich nutzlos erwies, ward die Abbildung eines Spatzen verbreitet mit der Unterschrift: „Passer Rust.“ (Abkürzung für rusticus, bäurisch) „der gemeine Landsperrling.“ — Folgendes Anekdötchen über ihn hat Tieck in Abendgesellschaft bei mir in München zum Besten gegeben. Als der Dichter einmal seine Vaterstadt Berlin besuchte und viel gefeiert wurde, erhielt er von Rust, mit dem er noch nicht bekannt gewesen, eine Einladung. Während der Mahlzeit ergriff der Hausherr das Glas und sprach: „Oranien hoch!“ Niemand begriff den geheimnißvollen Toast. Es hatte aber Rust's Gemahlin, eine polnische Dame, die sich mit Literatur beschäftigte und die Veranlasserin der Einladung gewesen war, den Dichter mit Tiedge, dem Verfasser der „Urania“ verwechselt und Rust kam es auf eine Verwandlung der Urania in Oranien auch nicht mehr an. Wenn nicht etwa Tieck das Geschichtchen erfunden hat, jedenfalls erzählte er es mit besonderem Humor, weil er über Tiedge und sein unpoetisch trockenes, kantisch-moralisches Verswerk sich lustig zu machen pflegte.

Malfatti, seinerzeit der vornehmste praktische Arzt in Wien — er selbst hat mir nachmals erzählt, daß er im Kongreßjahr die bis dahin im deutschen Arztesleben unerhörte Summe von 100,000 fl. eingenommen habe — erwies sich uns freundlich und bewahrte mir sein Wohlwollen. Als er einige Jahre darauf nach München kam, wo ich im Anfang meiner Praxis stund, wurde ich unverhofft in der Nacht zu einem kranken Kind der Gräfin Montgelas, Gattin des mächtigen Ministers, gerufen und vernahm, es sei geschehen, weil Malfatti geäußert hatte, ich werde noch ein berühmter Arzt werden. —

Malfatti hat mir bei jenem Besuch um das Jahr 1817 erzählt, wie er seine Frau, eine polnische Gräfin, die er von einer langwährenden Lahmheit nicht zu heilen vermocht, zu dem bekannten Bauern Michel bei Würzburg gebracht habe, dem Manne, welcher dem Fürsten Hohenlohe Vorbild und Aneiferung zu dessen Gebetsheilungen gewesen. Vom Hause, wo die Kranke Wohnung genommen, ward sie die Treppe hinab getragen, bei ihrer Rückkehr aber vom Bauern stieg sie dieselbe zu Fuß hinauf; sie war und blieb genesen. Ebenso sprach Malfatti seine Ueberzeugung aus, daß es mit der Heilung der gelähmten Prinzessin Schwarzenberg durch Fürst Hohenlohe seine volle Richtigkeit habe. Malfatti hatte die Prinzessin von Kindheit an behandelt; dann ward sie nach Würzburg in Heine's orthopädische Anstalt gebracht; daß aber Maschinen ihre plötzlich erfolgte Herstellung bewirkt haben könnten, wie man hat deuteln und erklären wollen, das galt dem Arzte Malfatti für unmöglich, ja lächerlich. Noch den Tag, bevor Hohenlohe sie heilte, hatten sich die bisher angewendeten Maschinen völlig erfolglos gezeigt; Heine, dem sonst vielfache Verdienste nicht abzusprechen waren, befand sich daher völlig im Unrecht zu klagen, als sei ihm der Ruhm einer schönen Kur ungerechterweise geraubt worden. Wie sich Malfatti die Sache zurechtgelegt, ob als natürliche oder übernatürliche, darüber sprach er mir gegenüber sich nicht aus.

Der hochberühmte Peter Frank, aus den Ostseeprovinzen nach Wien übergesiedelt, wo er schon früher gelebt hatte, genoß damals der Ruhe mit russischer Pension; an ihn wies mich ein Empfehlungsschreiben von Röschlaub, über dessen „Pathogenie" Frank sich öffentlich geäußert hat, solch eines Buches Verfasser wünschte er zu sein, er habe die ganze Nacht hindurch nicht aufhören können darin fortzulesen bis an's Ende.

Eine weitere Empfehlung Röschlaub's führte mich bei dem bekannten Arzte Graf Harrach ein, welcher für seine ärztlichen Bemühungen kein Honorar nahm und vorzüglich Arme behandelte oder von Freunden und Patienten der höheren Klassen zu Konsultationen beigezogen wurde.

Mit einigen Genossen des Augenoperations-Kurses wurden wir von Friedrich Jäger zu seines Lehrers Beer altem berühmten Lehrer Barth, einem gebornen Malteser, in dessen ansehnliche Wohnung in der Nähe des Belvedere geführt. Wir fanden den stattlichen Greis, der sein Haus nicht mehr verließ, in seinem gewöhnlichen Anzug oder Nichtanzug, d. i. in Hemdärmeln und einer Art von kurzem weißem Weiberrock anstatt der Beinkleider; hierüber erzählten die Wiener: ehedem hatte Barth als schöner und stattlich gewachsener Mann sehr oft die Aufmerksamkeit der Hofdamen erregt, wenn er wohlgekleidet, in knappanliegender lederner Reithose an der Burg vorbei geritten sei, und eine mißvergnügte Aeußerung hierüber seitens der Kaiserin Maria Theresia habe ihn geärgert und vermocht sich also zurückzuziehen. In der Praxis, namentlich durch Augenheilkunde, hatte er sich großes Vermögen erworben, Kunstschätze gesammelt und lebte nun behaglich in eigenem Haus und Garten. Freundlich unterhielt er sich mit uns jungen Kollegen, zeigte uns seine köstliche Gemmensammlung und erzählte mancherlei Denkwürdiges. Er ist es, der den berühmten Ilioneus besaß, den man für die einzige Originalfigur aus der Niobidengruppe hält; derselbe stammte aus Kaiser Rudolf's II. prächtigen Kunstsammlungen zu Prag, welche unter der in mehr als einer Beziehung vandalischen Regierung Joseph's II. versteigert, ja theilweis — so erzählte Barth — aus den Fenstern auf die Gasse geworfen wurden. So fand denn in der böhmischen Hauptstadt der kunstsinnige Doktor jenes

Juwel einer Statue am Eingang einer Kegelbahn als Huthalter für die Schiebenden und erwarb sie für ein paar Thaler. Vom Kronprinzen Ludwig von Bayern verlangte er dafür sechstausend Dukaten, ausdrücklich in Gold, und erhielt sie; in Wahrheit ist das Kunstwerk unbezahlbar und eine der kostbarsten Zierden der Münchner Glyptothek. — Als Barth einst durch einen berühmten Arzt, aber nicht Okulisten, zur Konsultation gerufen wurde, fand er an dem betreffenden Patienten das kranke Auge sammt Umgebung unter einem großen Kataplasma begraben; „Herr Kollega," meinte Barth, „wenn das Leiden hier säße" — auf eine nur durch die Blume zu bezeichnende Stelle des Körpers deutend, — „dann ließe ich mir das Kataplasma gefallen, auf dem Aug' aber nicht."

Dr. Ketterling in Regensburg (Elsässer und ehemaliger Arzt der Condé'schen Armee) hatte uns an Fürst Metternich's Mutter einen Brief mitgegeben; sie empfing uns auf das höflichste, lud uns ein und stellte uns dem Minister und seiner Familie vor, jedoch erlaubten uns Bescheidenheit und Zeitmangel bei großer Entfernung nicht, den Besuch zu wiederholen, um so mehr als des Fürsten Art uns wenig angesprochen hatte. „Was? Solch eine Gelegenheit nicht auszunützen!" rief, pfiffiger als wir, ein junger Mediziner, dem wir zufällig davon sprachen. Erst 24 Jahre später ward mir in München auf des Fürsten Veranlassung nochmals eine Unterredung mit ihm.

Empfehlungsbriefe von Röschlaub und Ast führten uns zu Friedrich Schlegel, wo wir öfter zum Thee geladen wurden. Seinen Stiefsohn Philipp Veit trafen wir im Begriff nach Berlin zu gehen, um als Freiwilliger gegen Napoleon zu dienen. Sehr gemüthvolle Abende dankten wir dem in Wien anwesenden Clemens Bren-

tano durch Einführung bei Adam Müller, der gleich seiner Frau uns mit großer Herzlichkeit behandelte. Was ich von staatswirthschaftlichen Grundsätzen bei Freund Baierhammer eingesogen, wurde im Umgang mit diesem bedeutenden Manne befestigt und vermehrt.

Lernte ich bei Schlegel den berühmten Pater Clemens Hoffbauer, den Begründer der Redemptoristen in Deutschland kennen, so fand ich bei Müller oft den Maler Friedr. Aug. v. Klinkowström, der zu jenem heiligmäßigen Priester in einer merkwürdigen Beziehung stund: Schwede von Abkunft, Norddeutscher von Geburt, sollte Klinkowström in seiner Jugend die Fremde besuchen, um sich in der Kunst auszubilden. In Hamburg brachten ihn einst junge Leute in ein schlimmer als zweideutiges Tanzlokal, da gewahrte er plötzlich in fremdartiger, etwa orientalischer Tracht einen ehrwürdig aussehenden Mann, der den Raum durchschreitend ihm mit Blick und Geberde warnende Zeichen gab; ergriffen und bestürzt entwich der Jüngling dem gefährlichen Platz, skizzirte aber, in seine Wohnung zurückgekehrt, sogleich aus dem Gedächtniß das gesehene Bild. Hierauf nach Paris und Rom und von da nach Wien gekommen, trat er eines Tages Neugier halber in eine Kirche, um daselbst der Vesper beizuwohnen. Wie staunte er, als der fungirende Priester in den ritualen Gewändern heraustrat und er Gestalt, Züge, Ausdruck und Tracht jener geheimnißvollen Erscheinung wieder fand! Es war Pater Clemens Hoffbauer, der aber niemals Hamburgs Boden betreten hatte. Jene Farbenskizze war noch vorhanden und gab Zeugniß für die Echtheit der Erinnerung. Ohne Zweifel hat dieß Erlebniß einen ersten Grund gelegt zu K.'s, jedoch erst nach Jahren, unter eigenthümlichen Umständen erfolgtem Uebertritt. Zugleich mit ihm empfand nämlich seine Gemahlin den

Zug zur katholischen Kirche; im Stillen ließ Jedes sich unterrichten, nicht ohne Sorge, was der andere Ehetheil dazu sagen werde, endlich bewogen sie Treue und Zärtlichkeit, vor dem entscheidenden Schritt einander Kunde zu geben, und mit Wonne vernahmen sie gegenseitig ihre gänzliche Uebereinstimmung.[1])

Bezeichnend ist es, daß der poetisch gestimmte Brentano trotz seines Unglaubens sich in jenem katholisch-warmen Kreis von Müller und Schlegel behagte, dagegen sich höchlich mißfiel in der Berührung mit der nüchtern trockenen Unausstehlichkeit der josephinischen Unglaubensphilister. Diese letzteren lebten in solcher Selbstsicherheit der Anschauungen, daß sie eines Schlegel, eines Müller Uebertritt zum Katholizismus, anders denn aus äußeren Gründen, ganz undenkbar fanden. Mir dagegen ließen Wort und Wesen dieser Männer nicht den geringsten Zweifel darüber, daß sie aus innerster Ueberzeugung jenen Schritt gethan. Außer ihnen aber, den Ausländern und einigen Männern ihres Kreises, erinnere ich mich kaum, einen gläubigen Gelehrten in Wien getroffen zu haben. Insbesondere die Aerzte schienen fast ausnahmslos der Aufklärung verfallen. Doch hab' ich oben schon angedeutet, daß Malfatti zum mindesten kein Spötter war, ja daß seine Reden die Möglichkeit offen ließen, ihn für religiös positiv zu halten. Unter den Geistlichen fielen die modernen österreichisch staatsgläubigen, mit Vorzug auch derlei Ordensmänner, weit mehr in's Auge, als die ohne Zweifel vorhandenen kirchlich-frommen Elemente; den Beruf, eine Reinigung und Hebung des Klerus anzubahnen, bethätigte vor Allem Hoffbauer. Nicht besser als mit den Professoren stund es mit der akademischen Jugend. Doch muß ich erwähnen, daß ein damals in Wien studirender

[1]) Sieh Beilage 1 zu diesem Kapitel.

Böhme nach absolvirter Medizin sich nach Landshut wandte, daselbst der Theologie sich widmete und der für seine Verdienste um klassische Kirchenmusik weitbekannte Kanonikus Proske zu Regensburg geworden ist.[1])

Bei Karoline Pichler (in ihrem Gartenhaus in der Alservorstadt) hörte ich Brentano's Vorlesung seiner „Libussa" zu; die Schriftstellerin zeigte Unwillen, weil er darin vor ihrer Tochter Ohr Dinge gebracht, die für ein junges Mädchen ungeeignet seien; nicht minder unwillig vertheidigte sich der Verfasser, seine höchst ehrbaren Schwestern hätten keinen Anstoß genommen.

Von einer Mahlzeit, welche Wien's junge Dichter zu Ehren von Brentano gaben und wozu wir geladen wurden, weiß ich nur noch, daß Dr. Emmanuel Veith als Verfasser eines eben auf die Bühne gelangten Drama's zu den Gastgebern gehörte.

Zum Hochzeitsfest des berühmten Musikers Hummel, nachmals Kapellmeister in Weimar, gelangten wir durch Röckel, den Bruder seiner Braut, unserer Landsmännin aus Neunburg vor'm Wald, die als kleines Mädchen wegen trauriger Vermögensumstände durch eben jenen Bruder nach Wien gebracht worden war, um ihr musikalisches Talent und ihre Stimme auszubilden; so ward sie zuerst in Provinzstädten, dann in der Residenz eine beliebte Bühnensängerin, die sich besonders als Emmeline in der Schweizerfamilie einen Namen gemacht hat, aber mit ihrer Verheirathung nunmehr, vom Kaiser glänzend beschenkt, die Bühne verließ.

Die Kunstsammlungen besuchten wir mit Eifer, die vorzüglicheren wiederholt; in des Grafen Fries berühmter Privatsammlung machten wir so fleißig Notizen, daß der Besitzer uns fragen ließ, ob wir ausübende Künstler seien.

---

1) Sieh über J. K. v. Passavant Beilage 2 zum 3. Kap.

Mit den Genossen eines botanischen Privatkurses ward eine Wanderung nach dem Schneeberg an der österreichisch-steyermärkisch-ungarischen Grenze unternommen trotz eines Bären, welcher vor Kurzem einen Menschen dort sollte zerrissen haben, uns aber ungeschoren ließ. Ein anderer Ausflug geschah in den Osterferien nach dem Neusiedlersee.

Alle sechs Wochen kam der Münchner-Flößer Heiß nach Wien und das war immer ein Augenblick der Vereinigung für viele Bayern, die sich bei dem mitgebrachten vaterländischen Bier versammelten und ergötzten. Da konnte man denn beobachten, welch eine beträchtliche Anzahl unserer Landsleute damals die Residenzstadt des weiland römisch-deutschen Kaisers beherbergte. Es mochten wenige größere Orte Bayerns sein, namentlich in der Nähe der Donau, die nicht Söhne ins stammverwandte Oesterreich sandten; mit den Medizinern darunter (Fuchs, Raab, Textor u. A.) hielten wir gute Kameradschaft. Aber auch nicht-bayerische Deutsche versammelte das gute Bier um seine Stätte, und namentlich brachten unsere Mediziner mecklenburgische und sächsische Genossen mit.

Was die politische Stimmung anlangt, so freuten wir uns, daß alles Volk in Wien, ohne Zweifel im ganzen Land, antinapoleonisch gesinnt war. Ohne auf Stadtgerede zu viel Gewicht zu legen, erwähne ich, daß man erzählte, der französische Gesandte habe an Napoleon geschrieben: „Ew. Maj. haben in Wien nur drei gute Freunde, nämlich den Kaiser Franz, den Minister Grafen Metternich und mich.“ Sebastian meint hiezu: „Wenn nicht die ganze Stimmung des österreichischen Volkes so ausgezeichnet gegen die Franzosen wäre, so hätte sich der österreichische Kaiser schon längst mit dem französischen verbunden.“ Von Kriegsnachrichten schwärmte es um unsere

Ohren; auf einmal vernahmen wir, Amberg sei von den Russen zerstört worden, weil die Bewohner Widerstand geleistet hätten; lang konnten wir nichts Sicheres erfahren, dann wurde berichtiget: Nicht Amberg, sondern Annaberg in Sachsen. — Als am 3. August das Gerücht entstund, daß Bayern sich mit Oesterreich verbinde, so war eine große Freude, man zweifelte nun gar nicht mehr, daß Beide vereinigt siegen würden. Meine alte Hausfrau sagte: „Nun will ich noch nicht sterben und hoffe noch gute Tage zu erleben."

Im September 1813, ein Jahr nach der Ankunft, kehrte ich, nachdem Sebastian schon vor mir Wien verlassen hatte, mit Anderen in die Heimath zurück; eine beabsichtigte Reise nach Kroatien, Triest, Venedig und Florenz hatte ich wegen des ausgebrochenen Krieges aufgeben müssen. Der nachmalige Medizinalrath und in München meistbeschäftigte Arzt Dr. Fuchs reiste mit mir. Wir fuhren mit der Post, aber in einem sogenanten Zeiselwagen, in welchem man, anstatt zu sitzen, lag, und zwar auf Stroh. „Sie können sich denken," schrieb ich nach Haus, „was ich bei fortdauernd heftigem Regen in einem zwar oben gedeckten, aber von beiden Seiten offenen Wagen, der Tag und Nacht geht und in welchem man auf einer Stelle liegen muß, zu leiden hatte. Der Wind wehte den Regen in das Stroh, auf dem wir lagen wie in eine Brühe eingetaucht, so daß uns bei jedem Windstoß eiskalte Schauder durch die durchnäßten Glieder fuhren. Dr. Fuchs, der schlechtes Bier trank und sich wie Jeder von uns erkältete, bekam heftiges würgendes Erbrechen (in einigen Stunden über dreißigmal) und glaubte im Ernste sterben zu müssen." — Er erholte sich mittelst Opiumtinktur, welche ich immer mit mir führte.

Die Allianz Bayerns mit Oesterreich war, obschon dem Abschlusse nahe, noch nicht ausgesprochen, und so wurde der bayerische Wagen auf österreichischem Boden bis zur Grenze von Wachen geleitet; auf den Stationen genossen wir Reisenden der gleichen Ehre bis an die Schwelle selbst jener Orte, wohin man sonst einsam zu wandeln pflegt. Dem Dr. Fuchs hatte Einer von der kroatischen Mannschaft die angezündete Pfeife vom Mund weggenommen, weil das Rauchen vor der Wache für ungeziemend galt, für ein Silberstück sie ihm jedoch zurück erstattet. „Schämst du dich nicht," sagte ihm hierauf ein Kamerad auf kroatisch, „schämst du dich nicht, Geld von einem Schwaben zu nehmen, der doch neunmal schlechter ist, als der schlechteste Zigeuner?" (Unter „Schwab", vielmehr „Schwob", verstund bekanntlich der Oesterreicher, namentlich der nichtdeutsche, Jeden aus dem Reich, d. h. jeden nichtösterreichischen Deutschen.) Ein Mitreisender, der kroatisch verstund, übersetzte uns den Kraftsatz zu allgemeinem Ergötzen. — In Schärding, Passau, Straubing u. s. w. waren die Brücken abgebrochen, wir mußten in Schärding im Boot überfahren.

Ueber Regensburg ging dann die Reise nach Landshut und von dort fuhr ich in Begleitung des Freundes Herenäus Haid nach München, nicht über Erding, wie ich gewünscht hätte, weil ich es nicht kannte, sondern über Freising, weil Haid daselbst zu thun hatte. Als wir am damaligen Schwabingerthor zu München hielten (nicht weit außerhalb der jetzigen Feldherrnhalle) und unsere Papiere besichtigen ließen, kamen Leute gerannt mit dem Schreckensruf: „Jetzt gerad' ist die Isarbrück' eingebrochen!" Es war dieß der bekannte traurige Fall vom 13. September 1813, wobei gegen hundert Menschen, die das Schauspiel eines Hochwassers auf die

Brücke gelockt hatte, zu Grunde gingen. Der Gedanke lag uns nahe, daß wir ohne jene Verhinderung uns ebenso gut auf dem Wege von Erding her im Augenblicke des Einsturzes hätten auf der Brücke vor dem Isarthor befinden können, wie wir nun durch Gottes Fügung am Schwabingerthore hielten.

2. Jachenau und Vohenstrauß. 1813—1814.

Ausflug in die Jachenau. Heimath und Physikatsverwaltung in Vohenstrauß, Epidemie. Des Bruders Tod; Schmerz und Trost; Sterblichkeit unter den Aerzten. Wieder in der Heimath; Praxis mit Abenteuern.

Im nämlichen September 1813 machte ich von München aus einen Abstecher in die Jachenau, der mir einige merkwürdige Erinnerungen hinterließ. Freund Pfetten hatte mich eingeladen, ihn auf einer Inspektionsreise zu begleiten, die ihm als Oberpostrath oblag. Spät Abends in das Wirthshaus des friedlich abgeschlossenen und lieblichen Thales gelangt, das vom hochgelegenen Walchensee sich östlich mehrere Stunden bis zum Isarthal bei Lenggries fortzieht, vernahmen wir, das Gastzimmer habe der Herr Pfarrer inne, weil eben am Pfarrhof gebaut werde. So möchten sie uns Heu zurichten, war unsere Antwort. Wir aßen zu Nacht und zwar, weil gebotener Abstinenztag war, Fastenspeise, beteten auch nach unserer Gewohnheit vor und nach dem Essen, was schon damals an Städtern nicht mehr oft gesehen wurde. Als wir müde nach unserem Heulager verlangten, sagte die Wirthin, wir sollten nun doch das „schöne Zimmer" erhalten. „Aber den Herrn Pfarrer wollen wir nicht verdrängen." — „Der Herr Pfarrer ist schon zu Bett, kommen Sie nur!"

Im „schönen Zimmer" aber mit den Familienbildnissen und den Himmelbettstellen aus gedrechseltem Holz fanden wir, als die Führerin aufgeschlossen hatte, auf dem großen in der Mitte stehenden Eichentisch einen hochgethürmten Haufen von Kronen- und anderen Thalern, den man nicht nöthig gefunden der Gäste wegen fortzuräumen, obschon er nach unserer Schätzung 6000 fl. betragen mochte und es nicht möglich gewesen wäre, einen kleinen Raub sogleich zu bemerken. Der nächste Tag war Feiertag und wir wohnten dem Gottesdienste bei. Da wurden wir Zeugen, wie der Pfarrer bei der Christenlehre ein Mädchen aufrief, und wegen eines im Thal ungewohnten neumodischen Halstuches zur Rede stellte. Beim Dankbesuch, den wir des abgetretenen Zimmers halber ihm machten, bemerkte er: „Sie haben sich vielleicht über meine Strenge verwundert, aber ich bemühe mich aus guten Gründen, jede Neuerung in Tracht und Sitte fern zu halten." Und nun entwarf er eine Schilderung der damaligen patriarchalisch merkwürdigen Zustände des Thales. Zu Klosterzeiten Unterthanen des reichen Stiftes Benediktbeuren, waren die Bauern Nutznießer gewesen der mächtigen Waldungen auf den Bergen, welche das Thal der Jachenau bilden und begrenzen. Nach Aufhebung des Klosters beanspruchte der Staat jene Wälder, es kam zum Prozeß, die Bauern gewannen und wurden nun reiche Leute. Geschützt durch die eigenthümlichen Verhältnisse, waren sie dennoch nicht üppig geworden. Während die benachbarten Tölzer und Lenggrießer auf ihren Flößen bis Wien, ja bis Konstantinopel fuhren und von der Fremde auch vielerlei mitbrachten, was nicht vom Guten war, ließen die Jachenauer die Erzeugnisse ihrer Wiesen und Wälder durch die Kauflustigen selber im Thale holen und kamen dadurch nur wenig in Verkehr mit der Welt.

Der schöne, großentheils von Vegetabilien und den Erzeugnissen der Milchwirthschaft sich nährende Menschenschlag gewährte ein erfreuliches Bild körperlicher Kraft und geistiger Sitte. Sie waren fast alle unter einander verwandt, auch die Knechte meist aus der Familie, und hielten unter dem Einfluß des Pfarrers auf strenge Zucht, wozu denn das Festhalten am Althergebrachten beitragen sollte und in der That beitrug. Es gab nur wenige Tanztage im Jahr, und im Gegensatze zu anderen Gebirgsthälern, wo jeder Bursche die ganze Zeit mit „seinem Mädel" sich umdreht, behielt hier Keiner zwei Tänze nacheinander dieselbe Tänzerin, sondern Jeder wechselte beständig. Weiber und Mädchen legten ihre grünen, sittsam beschattenden Hüte nicht ab als zur Schlafenszeit, und wir fanden, daß die letzteren ohne Ziererei in züchtig verschämter Weise den Männern auswichen. In den langen Jahren seiner Seelsorgerschaft hatte der Pfarrer nur einmal den Kummer erlebt, daß ein Mädchen sich vergessen. „Und da war's Keiner aus dem Thal, der sie verführt hat," sagte er, „sondern ein Tyroler Schlanggel." Konnte man ihm nun Unrecht geben, wenn er sagte: „Ich leid' es einmal durchaus nicht und ich leid' es nicht, daß Ihr Euch anders tragt, als der Brauch ist!" — Der Landrichter von Tölz bestätigte uns nachher, daß er in 25 Jahren keinen Streit von Jachenauern zu schlichten gehabt, indem sie selber alle Zwistigkeiten friedlich beilegten.[1]) Nun begriffen wir auch die Harmlosigkeit, womit man uns ungezähltes Geld im Zimmer gelassen, ohne Zweifel, weil man dachte, Leute die beten und das Fastengebot beobachten, können nicht anders als ehrliche Leute

1) Mein Zeitgenosse Staatsrath v. Schilcher hat erzählt, daß er als junger Jurist in Tölz praktizirt habe, doch sei er bald fortgegangen, weil allzu wenig zu thun war.

sein. — Ein wunderschönes Mädchen, schlank und groß, das schüchtern und flüchtig wie ein Reh, aber auch ebenso zierlich an uns Wanderern vorüber schlüpfte, wollte mir lang nicht aus dem Sinn. Sodann fiel uns die Freundlichkeit eines Mannes auf, der geraume Zeit von fern auf einem Steig uns folgte, bis wir an eine Stelle kamen, wo wir ohne seinen Zuruf einen falschen Weg eingeschlagen hätten, dann kehrte er um; ein Trinkgeld für seine Weisung schlug er aus. — Wie viel von den geschilderten patriarchalischen Zuständen sich bis heut erhalten habe, weiß ich nicht; ich fürchte, nicht allzu viel!

Ich hatte mich wieder in die Heimath begeben, wo wir bei der Rückkehr von Reisen häufig mit Böllerschüssen, selbst mit Blasen vom Thurm herab pflegten empfangen zu werden, und dort verlebte ich ahnungslos mit Sebastian die letzte gemeinsame Frist auf Erden. Wie viel gab es den Unserigen zu erzählen! Der Bruder hatte auch mancherlei Noth mit mir gehabt und klagte, wie alle Sorge um's irdische Gut ihm allein anheim gefallen sei und ich meine Habseligkeiten so schlecht gehütet, hier ein Stück Wäsche verlegt, dort einen Schirm vergessen und dergleichen Uebelthaten mehr. „Ich mag mit dem Kumpan nicht mehr zusammengehn," sagte er halb scherzend, halb ärgerlich, „ich habe zu viele Plage davon;" als aber die Stipendien für uns beide nach Berlin genehmigt wurden, da meinte er: „Ich geh' halt doch wieder mit dem Alten" — so ward ich im Gegensatze zu ihm überall genannt. Es war aber im Rathe Gottes beschlossen, daß es beim Nichtmitgehen sein Bewenden hätte.

Ende Dezember erhielt ich unerwartet eine Aufforderung der Medizinalbehörde von Regensburg, das Physikat von Vohenstrauß in der Oberpfalz vorübergehend zu verwesen. Ein gefangener österreichischer Soldat

hatte aus dem Spital in Dresden den sogenannten Kriegstyphus mitgebracht und sowohl der ihn examinirende Physikus von Vohenstrauß, wie sämmtliche sonst mit ihm in Berührung Gekommene, hatten die mit heftiger Ansteckung auftretende Krankheit geerbt. Es war Meldung nach Regensburg geschehen, von dort ward an mich geschrieben, ich erklärte mich sogleich bereit; bis aber diese verschiedenen Botschaften hin- und hergegangen und ich, das nöthige Anstellungsdekret in der Tasche, nach Vohenstrauß geeilt war, hatte die Krankheit schon mächtige Fortschritte in der ohnehin armen und durch den Krieg noch mehr erschöpften Gegend gemacht. Zugleich war in jener kältesten Region der Oberpfalz, wo des schneidenden Windes halber eine gewisse große Linde auf freistehender Anhöhe „das kalte Bäumel"[1]) genannt wird, der Winter schon eingefallen. Da mußten oft ich und meine Begleiter, brusttief in den Schnee gesunken, mit Hülfe von großen Stöcken uns fortarbeiten; von innen her war ich in Schweiß gebadet, von außen her in Schneewasser. Zu Strecken, die sonst eine Viertelstunde in Anspruch nahmen, brauchten wir nicht selten die fünf- und sechsfache Zeit. Dazu die Bilder unsäglichen Elends. Von allen, die sich mir darboten, nur eins: Mit dem Chirurgen und dem Vorsteher eines Dorfes arbeitete ich mich in der eben geschilderten Weise zu einem Bauernhaus, wo Alles erkrankt war, Eltern, Kinder, Knechte, Mägde. Der Vorsteher blieb außen zurück, weil die furchtbare Gewalt der

---

[1]) Obiges war schon geschrieben, da finde ich in Franz v. Kobell's „Pflanzensagen und Pflanzensymbolik" (München 1875), über diese Linde soeben die Sage: „Wenn einst ein Ast an ihr stark genug sein wird, um einen geharnischten Reiter sammt dem Roß zu tragen, so wird mit eindringenden Feinden eine große blutige Schlacht geschlagen werden und ein neues Geschlecht entstehen."

Ansteckung schon mehreren Beistandleistenden verderblich geworden. Als der Chirurg und ich in die Stube traten, empfing uns eine entsetzliche Luft und seltsam dumpfe Töne. Auf dem Boden lag es durcheinander von Männern, Weibern und Kindern, und das lallte Alles in Phantasien, so daß nur ein Murmeln und Surren von unverständlichen Lauten die gräßliche Atmosphäre durchzog; aus dem Ofen war ein Wurzelstock herausgefallen und vermehrte halbverkohlt mit seinem Rauch die Beklemmung in der eiskalten Stube. An Stangen, durch den Spalt des Fensters hineingeschoben, hatten die Nachbarn Geschirre mit Erquickendem befestigt, aber da war Niemand, der noch Kraft und Besinnung gehabt hätte, davon Gebrauch zu machen.

Meine erste amtliche Sorge war nun die Herbeischaffung zweckmäßiger Diätmittel und geeigneter Krankenpfleger für die betroffenen Häuser. In dieser armen Gegend schätzten sich immerhin noch Leute glücklich, den Wärterdienst um 24 kr. täglich zu verrichten; ich aber drang darauf, daß ihnen von der Behörde je 1 fl. des Tags ausgesprochen, jedoch nur ein Theil in Baarem verabreicht wurde, der andere in Gestalt von guter Kost (Suppe, Fleisch, Bier, Wein 2c.), damit sie nicht etwa das Geld zurücklegten und so, durch Kraftlosigkeit unfähig zur Pflege Anderer gemacht, vielmehr selber der Ansteckung erlägen, wie es vorher den gratis oder für elende Bezahlung Auswartenden geschehen war, so daß unter solchen Umständen sich Niemand mehr bereit gefunden hätte.

Ich blieb in Vohenstrauß einige Monate, nämlich bis zur Wiederherstellung des Physikus, und trotz aller Strapazen erhielt die freudige Begeisterung für meinen Beruf mich bei Kraft und Gesundheit. Meine Praxis besorgte ich meist zu Pferd, wobei es nicht an winter-

lichen Abenteuern fehlte. So bestand ich eine Lebensgefahr, als ich auf dem Weg nach Trausnitz bei plötzlich eingetretenem Thauwetter die hochgeschwollene Pfreimt auf einem zu schwachen Pferdchen durchritt und die Fluthen eine Weile Herr wurden, bis mit großer Anstrengung für Roß und Reiter es gelang, uns an's bergig aufsteigende Ufer zu arbeiten.

Der Präsident des Appellgerichtes in Amberg, Baron Egkher, hatte durch einen Rath dieser Behörde mir sagen lassen, das ganze Personal derselben wünsche, ich möge um das erledigte Stadtphysikat in Amberg nachsuchen, man werde meine Bitte auf das Kräftigste unterstützen. Dieses ehrenvolle Anerbieten glaubte ich ablehnen zu sollen, nicht nur weil der staatliche Concurs Bedingung solcher Anstellung war — dafür konnten vielleicht Mittel geschafft werden — sondern vor Allem, weil ich nicht auf Reise und Reisestipendium verzichten wollte. An dieses anknüpfend schrieb ich meinen Eltern:[1])

„Ich will diese ganze Angelegenheit der Vorsehung überlassen; ihren Winken will ich folgen, da ich so deutliche Spuren ihrer Lenkung in meinem Leben bemerke. Hören Sie, was mir erst neulich begegnete: Es war der 12. d. M., der kälteste Tag dieses Jahres, — eine schreckliche Kälte mit durchdringend schneidendem Wind. Tags zuvor versprach ich, am genannten Tag nach Waidhaus zum kranken Metzger K. zu reiten und wollte den Weg über Pleystein[2]) nehmen, weil ich bemerkt hatte, daß gute Bahn sei. Die ganze Nacht, in welcher sich Sturm erhob, konnte ich nicht schlafen, denn ich empfand einen unruhigen, unwiderstehlichen Drang, mich

[1]) Die Schreiberin ergänzt an dem Briefe Manches nach R.'s mündlicher Erzählung.

[2]) Waidhaus ist bekannt in der Geschichte des 30jährigen Krieges, indem die Mansfeldischen Horden einerseits, die kaiserlichen und bayerischen Truppen andererseits lang dort lagerten. Pleystein ist der Geburtsort des Bischofes Michael Wittmann.

zum Landgerichtskutscher zu verfügen, — denken Sie nur! Früh am Morgen war, um dieser inneren Stimme zu folgen, mein erster Gang zum Kutscher. Damit ich hiefür doch eine scheinbare Veranlassung hätte, ließ ich meinen an's Kreiskommissariat zu schickenden Bericht absichtlich zu Hause liegen und bat den Kutscher, denselben als vergessen mir zu holen. Da der Mann vernahm, welchen Weg ich reiten wolle, rief er erschrocken: „Um Gotteswillen! In der Nacht hat es stark geschneit, dort finden Sie nicht Weg noch Steg, können sich verirren, versinken, zu Grund gehen in den Schneemassen. Sie müssen auf der Poststraße bleiben, wo der Schnee fortwährend ausgeschaufelt wird." Er selber wollte zu Fuß nach Waidhaus; ich sagte ihm, wenn er führe, könnte er mich im Schlitten mitnehmen. Gern, — nur müsse ich noch $1\frac{1}{2}$ Stunden warten. Durch diese Verspätung bekam ich einen Mantel, den mir einige Minuten vor der Abreise der mich besuchende Herr Kooperator aufdrängte. Ich versäumte, ehe ich auf den Schlitten stieg, den Rock oben zuzuknöpfen; nach 2 Minuten auf dem Schlitten war ich mit meinen gefühllos starren Fingern nicht mehr dazu im Stand, und trotz fünffacher Hülle auf dem Leib, zwei Paar Handschuhen an den Händen und Filzschuhen an den Füßen, waren Füße, Hände und Leib bei meiner Ankunft in Waidhaus so erstarrt, daß ich erst nach $1\frac{1}{2}$ Stunden recht zum juckenden, brennenden Gefühl meiner Glieder gelangte. Auf dem kurzen Weg bis zur Poststraße fiel das Pferd öfter bis zum Bauche in den Schnee. Wäre ich geritten, so wäre ich ohne Mantel und Filzschuhe entweder erfroren, oder, da ich den Weg nach Pleystein eingeschlagen hätte, zuverlässig auf dem dreistündigen Ritt in Schneehaufen versunken, denn dorthin war der Weg ganz verweht, und auch nur eine Viertelstunde in solcher Lage wäre höchst mißlich gewesen. Auf dem Schlitten sitzend, ward ich nun plötzlich inne, was der unwiderstehliche Drang, zum Kutscher zu gehen, bedeutet habe. Sagen Sie dies nicht Jedermann!"

Einmal verirrte ich mich nächtlicher Weile. Ich war unberitten und tappte mit Händen und Füßen im Schnee umher, konnte mich lang nicht zurechtfinden und fürchtete, da es sehr kalt war, zu erfrieren. Schließlich zeigte sich, daß ich dicht an Vohenstrauß selber in der Irre herum gegangen.

In jener Zeit mag es gewesen sein, daß ich einem erblindeten Jäger half, indem ich die Linse, sie niederdrückend, aus der Sehaxe entfernte, wodurch er nothwendigerweise sehr fernsichtig wurde; einem Jäger konnte dies Ergebniß willkommen sein; er pries mich darum allerorten als Ausbund von einem Doktor, weil er ja so herrlich sehe wie nie zuvor. Ein Schneider an seiner Statt wäre minder begeistert gewesen.

Wenn ich im Leben manchmal behaupten hörte, in protestantischen Gegenden sei die Reinlichkeit größer als in katholischen, fiel mir immer das konfessionell gemischte Vohenstrauß ein, wo ich zufällig die entgegengesetzte Erfahrung in sehr greller Weise gemacht. Urtheile, wie die erwähnten, beruhen oft auf ganz oberflächlicher Beobachtung.

Mein Bruder Sebastian war unterdessen nach München gegangen. Beim Abschied empfand die Mutter eine ahnungsvolle Trauer und äußerte die Besorgniß, ihn nicht wieder zu sehen; nie noch habe sie sich so hart und schmerzlich von ihm getrennt. Beiden lag es näher, an der Mutter als an des Sohnes Tod zu denken, und süß bewegt von ihrer Empfindung und der darin sich aussprechenden Zärtlichkeit, tröstete er sie mündlich und schriftlich, ihre Gesundheit sei ja befriedigend, ihr Fußübel — sie litt an einer offenen Wunde — in der Besserung begriffen und Gott werde, so hoffe er zuversichtlich, ihr noch fernere Jahre schenken, damit ihre Kinder, welchen sie eine so treffliche Mutter gewesen, ihr noch mehr Freude zu bereiten vermöchten, als sie bisher im Stande gewesen. In München erhielt er als Stipendiat den Auftrag der Regierung,[1]) an Stelle eines in Regensburg am Typhus

[1]) Anm. der Schreib. So erzählte R.; aus einem Briefe, den er am 15. Febr. geschrieben, ginge hervor, daß Sebastian freiwillig einer dringenden Einladung des Hofraths Dr. Ketterling gefolgt sei.

gestorbenen Arztes dahin zu gehen und bei der ganz ungenügenden Zahl thätiger Aerzte dem Dr. Janson in Behandlung der Typhuskranken im allgemeinen Militärspital auszuhelfen. Es lagen dort in Ueberhäufung Bayern, Oesterreicher, Russen, Franzosen u. s. w. Am Tage vor seiner Abreise von München waren er und ein Freund — ich glaube Haid — zusammen nach dem nahen Brunnthal gegangen, ein warmes Bad zu nehmen. Sie befanden sich im gleichen Zimmer, es dunkelte bereits, ein brennendes Licht stund vor ihnen. Plötzlich fiel auf nicht begreifliche Weise, als wäre sie herausgesprungen, die Kerze aus dem tiefen Leuchter und löschte aus. „Das bedeutet meinen Tod," sagte Sebastian.

Am 9. Januar traf er in Regensburg ein. Drei bis vier Wochen darauf erhielt ich in Vohenstrauß durch einen Boten meiner Mutter die Nachricht, welche Dr. Janson ihr hatte zukommen lassen, daß Sebastian am Typhus erkrankt liege. Im Drang der Berufsgeschäfte hatte er trotz Warnung des Hofraths Ketterling starkes Fiebern, Erkältung und eine tiefe Ohnmacht nicht beachtet. Den nächsten Tag traf ich bei hohem Schnee in Schwarzhofen ein, von wo ich weiter nach Regensburg fuhr. Ketterling und der tiefbekümmerte Janson behandelten den Kranken. Aber nach wenigen Tagen, den 9. Februar, gerade ein Monat nach seiner Ankunft auf dem Posten, war des geliebten Bruders Seele entflohen.

Ich war wie vernichtet. Mir fiel die schreckliche Aufgabe zu, der Mutter und den Schwestern die Todeskunde mitzutheilen. Dem Freunde darum die Sorge für des Bruders Begräbniß und Seelengottesdienst überlassend, fuhr ich mit dem unterdessen eingetroffenen Stiefvater nach Schwarzhofen. Man denke sich meine Ankunft zu Hause, wo die in namenloser Bangigkeit Harrenden auf meinem

trostlosen Gesicht das Geschehene lesen mußten, bevor ein Wort gesprochen worden. Der Jammer war unsäglich und nie wurde der Verlust verschmerzt, weder von der Mutter, noch von den Schwestern und mir. Einen oder zwei Tage konnte ich dort verweilen, dann rief mich die Pflicht auf meinen Posten zurück. Hier lag schon ein landgerichtliches Schreiben, in drei Dörfern, die der Typhus bis dahin verschont, sei er nunmehr ausgebrochen; also unverweilt dorthin, und für den ersten Augenblick wirkten die Sorgen und Pflichten des Berufes einigermaßen zerstreuend. Dennoch war mir, als könnt' ich das Leben nicht mehr ertragen. Wie innig geliebt Sebastian auch bei den Freunden war, sagte mir unter Anderem brieflich J. B. Weigl, welcher nach Empfang der Todesnachricht den Tag über wie fühllos umhergehend, am Abend im Refektorium ohnmächtig zu Boden fiel.[1]) Den ersten kräftigen Trost brachte mir ein Traum; mir schien, der geliebte Bruder schwebe vor mir, wie von Licht umgeben, und blicke mich unaussprechlich tröstend und freudig an. Dieser Traum erquickte mich auf's innigste, ja hob mich derart aus dem Uebermaß von Trauer empor, daß ich von da an wieder Kraft fühlte, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Sei es immerhin nur subjektive Spiegelung gewesen, sie veranschaulichte mir lebendig den Trost des Glaubenssatzes, daß unter Christen der Tod nicht wahrhaft ein Verlust sei.[2])

---

[1]) Anm. der Schreib. Weigl scheint damals im Seminar zu Amberg Professor gewesen zu sein.

[2]) Anm. d. Schr. In einem Briefe, zu welchem R. einen Theil der Nacht verwendet, um Mutter und Schwestern einigen Trost zu bringen, stellt er ihnen die dringende Bitte, die Größe ihres Leidens in den reichen Quell des Leidens und Sterbens unseres Erlösers zu versenken. „Lassen Sie uns den größtmöglichen

Es starben damals in Ingolstadt allein 13 promovirte junge Aerzte und 500, sage fünfhundert Menschen vom Wärterpersonal. Als ich zwei bis drei Jahre danach die Praxis in München antrat, da waren schon alle die jungen Aerzte in's Grab gesunken, die seit Uebersiedlung der Hochschule nach Landshut daselbst vor mir Assistenten der medizinischen (d. h. der innerlichen, nicht der chirurgischen) Klinik im städtischen Krankenhaus gewesen; und noch zehn Jahre später war von Allen, welche vor oder nach mir jene Stellung innegehabt, d. h. von allen innerlich-medizinischen Assistenten der 25jährigen Landshuter-Epoche ich der einzige Ueberlebende! Die meisten dieser vielen Verstorbenen waren ihrem Beruf zum Opfer gefallen, und zwar vorzüglich durch den Typhus, und von diesen wieder Viele durch den Kriegstyphus. Es geht uns Aerzten wie den Bauernkindern: wenn wir die ersten Jahre überstehen, dann können wir alt werden, aber wir überstehen sie gar schwer.

Gewinn aus unserem Verluste ziehen! . . . O ich bin gewiß, daß Sebastians Tod große Früchte für mein Seelenheil trage, . . . warum sollen wir trauern? O nein, Gott sei gepriesen und sein Name gebenedeit in alle Ewigkeit!" Nachdem er auch der Mutter ärztliche Rathschläge gegeben, um dem Ansturm des Schmerzes auf ihre ohnehin leidende Gesundheit zu widerstehen, zeichnet er: „Mit der zärtlichsten Liebe, welche den Bruder zu ersetzen, die Liebe zu Mutter und Schwestern zu verdoppeln wünschet und strebet, verehrteste Mutter, theuerste Schwestern, der in Gott ergebene Sohn und Bruder." — Als aber etwa 40 Jahre später R.'s jüngste Tochter mit ihm in Regensburg vor der weißen Steintafel stund, welche die Ruhestatt des schon so lang Geschiedenen bezeichnet — auf dem katholischen Gottesacker, gleich rechts am Eingang — da sah sie ihren Vater noch bitterlich weinen, und so oft im Freundeskreis ein Verlust sein Herz tiefer ergriff, brach mit der neuen Wunde auch diese alte wieder auf, um eine Weile still zu bluten.

Es war noch tiefer Winter, als meine Aufgabe in Vohenstrauß zu Ende ging und ich mit einem Zeugniß „besonderer Zufriedenheit" vom kgl. General-Kommissariat des Regenkreises entlassen wurde — merkwürdigerweise ohne einen Kreuzer Funktionsgehalt, da ich doch auf eigene Rechnung hatte wohnen und leben müssen. Und zwar gebrauchte man den Vorwand, daß ich ja Stipendiengeld zu einer Reise nach Berlin empfangen; als ob ich dasselbe nicht eben für die genannte Bestimmung zu verwenden das Recht und die Pflicht gehabt hätte! Doch ward auf meine gehorsamste Vorstellung das für Sebastian bestimmte, ihm bereits zugekommene Stipendiumsgeld der Familie belassen, um Schulden in Wien, sowie Krankheits- und Begräbnißkosten zu decken; was übrig blieb, ward zu meinem Reisegeld geschlagen. —

In der Heimath, wohin ich mich begab, setzte sich die Praxis sogleich wieder fort, denn auch hier herrschte in der Umgegend der Typhus. Oft war ich den ganzen Tag über Land und nicht selten auch bei Nacht und Nebel. Da gerieth ich einmal auf einen gefrorenen Teich und mußte, als ich es merkte, das Pferd langsam zurückzäumen. Ein andermal war dasselbe nächtlicherweile durchaus nicht mehr weiter zu bewegen; ich wollte absteigen und fand mit dem Fuße keinen Boden, bis ich unter des Thieres Bauch gelangte; nachdem ich hierhin den zweiten Fuß nachgezogen, taste ich nach der anderen Seite und finde auch hier keinen Grund; ich greife vor die Füße des Pferdes, wiederum nichts; da fängt mir das Herz zu klopfen an; mit äußerster Vorsicht besteige ich wieder mein kluges Thier, zäume es etliche Schritte zurück und überlasse es seinem Instinkt, der es denn auch richtig leitet. Als ich nächsten Tages die Stelle zu ermitteln suchte, gelang es mir nicht mehr; vielleicht war ich weitab von der rechten

Richtung auf einen Steg gerathen. — Das blieb überhaupt oft mein letztes Auskunftsmittel, mich dem Pferde blindlings anzuvertrauen; oft genug aber stürzte es auch mit mir zusammen. Nicht selten fand ich, in einem Dorfe angelangt, schon die Berufung in ein zweites, von hier wieder weiter, und wenn ich auf solche Weise mich sehr verspätete, da bot wohl mehrmals die durch Sebastians Tod gebeugte, nun doppelt geängstigte Mutter die Nachbarschaft auf, mir mit Fackeln und Laternen entgegen zu ziehen.

Viertes Kapitel.

Berlin. 1814—1815.

Ueber Amberg, Bayreuth nach Dresden. Von Chemnitz nach Prag; Reisegesellen; Nepomuksfest. Kulm, Freiberg, Leipzig, Wittenberg, Potsdam, Berlin. — Heimisches Gefühl; Savigny. Aerzte, besonders der alte Heim. (Eine Parallele.) Anekdoten. Die Stadt, Eindrücke und Urtheile, des Königs Einzug, Geselliges, merkwürdige Bekanntschaften; Cornelius' Handzeichnungen. Brief von Haid; Religiöses Leben. Stammblätter. Kabbala. Ausländische Größen. Vorschläge und Pläne; Entscheidung. Abschied von Berlin. — Heimreise über Halle, Jena, Weimar u. s. w., Bamberg, Nürnberg, Amberg; religiöse Eindrücke bei Freund G. In München. Bestallung für den Feldzug.

Abermals mit einem Stipendium versehen, schnallte ich zu Anfang Mai 1814 mein Reiseränzlein für Berlin. Mit großer Rührung, so schrieb ich den Meinen, nahm ich Abschied von Amberg, der urbs turrita, wie ein Dichter sie genannt, weil alle zwanzig Schritt etwa ein Thurm die Stadtmauer überragte. „Noch nie hatte mir der schöne Mariahilfberg und die Krone desselben, die herrliche Kirche so wohl gefallen," die man gegenwärtig schon von dem großen Platz vor der Stadtpfarrkirche erblickt; denn von hier zieht sich breit und geradlinig die Straße durch eine Lücke der Stadtmauer hinaus, und zwischen lebendigen Hecken allmählig aufwärts bis zur hohen Wallfahrtsstätte. — Bayreuth erschien mir

„von vornehm großartigem Aussehen, weil alle Häuser aus Quadern von Sandstein gebaut sind. Ich besuchte das Irrenhaus und die Ermitage, die Anlagen in dieser wie in ganz

Bayreuth sehr reizend; nur erregt es mir immer eine Art von Grausen, in schönen Naturanlagen heidnische Bilder, als Jupiter, Juno u. s. w. und andere Fratzen zu sehen, statt jener Bilder und Figuren, welche die Idee eines wahrhaft Göttlichen und Heiligen in uns erwecken.[1])

Schon in der ersten Stunde nach meiner Ankunft machte ich eine Erfahrung von Unsittlichkeitsindustrie, wie sie, vielleicht nur aus Zufall, mir in solcher Unbefangenheit vorher nicht in Wien und nachher nicht in Berlin vorgekommen; das Charakteristische daran war der Mittelsmann, ein unerwachsener Bube. — Zu Fuß wanderte ich von Hof über Plauen hinaus nach Pöhl; als ich am folgenden Morgen um halb sechs Uhr abgehen wollte, langte der sächsische Postwagen an; zur nämlichen Strecke, die ich zu Fuß in acht Stunden zurückgelegt, hatte er zwölfe gebraucht! Kein Wunder; obwohl er in Plauen gehalten, kehrte er in Pöhl, zwei Stunden von dort, schon wieder ein und „der Passagier" (der Einzige, ein Handwerksbursche) sah sich genöthigt, dem Postillon und dem Kondukteur, einem elenden schoflen Kerl, Kaffee zum Frühstück zu geben, und nicht nur auf jeder Umladestation, sondern auch zwischen je zweien derselben hielt der Postillon aus eigener Willkür und ließ die jeweiligen Reisenden für ihn bezahlen. Wie sollte man da auf den schlechten Wegen von der Stelle kommen! Gab es doch mit Ausnahme von Bayern, Oesterreich, Rheinpfalz und einigen wenigen Theilen von Preußen damals noch keine Straßen

---

[1]) Anm. der Schreib. Die Folge wird zeigen, daß R. nichts weniger gewesen als ein Kunstbarbar und wahrhaft schöne Werke der Heidenzeit zu schätzen wußte. Die Ueberzeugung aber behielt er, daß dem Volk unverständliche oder vollends in bedenklicher Weise auf dasselbe wirkende Bildwerke nicht an öffentliche Plätze gehören.

in Deutschland, vielmehr fuhr man querfeldein über Stock und Stauden. Ich setzte mich auf; es war ein offener Leiterwagen, auf dem man nicht nur gegen kein Wetter geschützt war, sondern auch kaum sitzen konnte wegen der Kisten und Päcke, die bei jeder von den zahllosen Unebenheiten des Weges ins Tanzen und Kollern geriethen und uns die Beine abzuquetschen drohten. Wir waren noch keine halbe Stunde außer dem Ort, als ich meine Brieftasche mit Paß und Postschein vermißte. Großer Schrecken! In friedlichen Tagen macht man sich keinen Begriff von der Bedenklichkeit eines solchen Verlustes in Kriegszeiten; ich aber war auf der Reise nach Wien Augenzeuge der Verlegenheit gewesen, in welche ein Mecklenburger in ähnlichem Falle gerathen. Ich untersuchte alle Säcke zwei-, dreimal — vergebens! Sonst pflegte am Morgen die Sicherung der Brieftasche mein erstes Geschäft zu sein, hatt' ich heute sie im Wirthshause vergessen? Hatte des Wagens heftige Bewegung sie herausgerüttelt? Es blieb nichts übrig, als in Herzensbeklemmung nach Pöhl zurück zu wandern und den Schlüssel zu meiner Schlafkammer zu verlangen . . . o freudiges Erschrecken — in dem finsteren, noch unaufgeräumten Gemach lag die Vermißte auf dem Tisch! Gottlob! — Die drei Stunden bis Reichenbach hatte ich nun zu Fuß nachzueilen, das war der Nachtheil; der Vortheil war, daß ich allen Ekel des grausam unsauberen Bettes, in das ich mich nur angekleidet zu legen gewagt hatte, in der angestrengten Eile wieder losschwitzte; sodann freute ich mich im Wandern der vielen, von Bäumen gartenhaft umgebenen Dörfer und Städte und wünschte meiner armen Heimath die so schöne und nützliche Baumkultur, meinte auch, die Dörfer sähen hier stattlicher aus, als bei uns manche Städte. Der Charakter der Sachsen zeigte sich mir im Ganzen von einer gutmüthigen

und ehrlichen Seite. So gelangte ich nach Dresden, von wo ich am 8. Mai in die Heimath schrieb:

„Geliebteste Eltern und Schwestern, theuerste Freunde, seien Sie mir auf's Herzlichste gegrüßt aus Sachsens schöner Hauptstadt, der Himmel lasse Sie diesen ersten Gruß von mir aus dem Norden Deutschlands mit ebenso frohem Herzen empfangen, als freudig und wohlgemuth ich Ihnen denselben biete."

Von Sehenswürdigkeiten der sächsischen Hauptstadt besuchte ich, was Alle kennen, vermerkte jedoch mißfällig den Dukaten, den der Einlaß in die Gemäldesammlung mich gekostet, da man die Galerien zu Wien und München gratis sehen konnte. „Alles muß hier bezahlt werden," schrieb ich, und theuer obendrein. — In Chemnitz schon hatte ich mich an drei Reisegefährten angeschlossen, nämlich zwei Bergbaustudirende (einen Bayern und einen Polen) und Dr. Rudolf Maier aus Aarau, erster Besteiger des Gipfels der Jungfrau und zugleich Beschreiber dieses Unternehmens. Die drei beredeten mich, zum 16. Mai mit ihnen nach Prag zu wandern, wo außer der Merkwürdigkeit der Stadt noch das Nepomuksfest viele Fremde anzog, — wie denn nicht mich, den Namensklienten des hochberühmten Heiligen? So setzten wir am 9. unter dem Flötenspiel der drei Gesellen, womit sie öfter unseren Marsch begleiteten, und unter Gesang um 8 Uhr Abends über die Elbe, kehrten über Pillnitz und den Sonnenstein, wo das Irrenhaus besucht wurde, bis Freiberg zurück und bogen dann ab gegen Böhmen. Im Erzgebirg herrschte noch das Bild des Elends und Jammers; Menschen- und Thiergerippe auf Feldern und in Wäldern; keine Rinder, somit gar kein Fleisch zum Essen; Aecker aus Mangel an Samengetraide häufig nicht angebaut; in Gieshübel, einem Städtchen, waren alle Menschen gestorben bis auf etliche zwanzig. Wir kamen durch mehrere theils völlig,

theils beinahe verlassene Dörfer. Zehn Wochen lang (während dem Waffenstillstand) wurde die ganze Gegend wechselsweise von Russen, Franzosen u. s. w. geplündert und aufgezehrt. Unter Schneegewitter am Morgen wanderten wir gen Altenberg, wo es uns von Interesse war, das Zinnbergwerk zu besehen. Auch hier überall unzählige Bilder von Verwüstung, vor Allem verlassene, zerstörte Häuser. Sogar in die tiefen Schachte, in welche die Menschen ihre Personen und Habseligkeiten geflüchtet und aus denen sie die Leitern weggenommen hatten, stiegen, von Noth getrieben, Franzosen und Russen, gleichsam wie in Schornsteine hinab. Oefter erhielten wir auf der Reise zwei Tage hindurch keinen Bissen Fleisch, bloß Butter, Eier u. dergl. „Wie viele Tassen machen Sie wohl aus einem Loth Kaffee?" fragte ich. „Ei nun," war die Antwort, „für solche Herren wie Sie sind, zwölf, für uns aber vierundzwanzig." — Während wir auf der Höhe des nach Böhmen steil abfallenden Gebirges unter dickem Schneien hinwanderten, sahen wir, wenn einen Augenblick das Gestöber aufhörte, tief unten im Thal die Wiesen voll lachender Maiblumen. So ging's nach Zinnenwald, das halb sächsisch, halb böhmisch. Auf dem Weg fanden wir eine ungeheure Menge Trümmer von Kanonengestellen, Flintenkolben, Cascos, Monturstücken, Pferdegerippen u. s. w. Bei dem böhmischen Einnehmer in Zinnenwald wiesen wir unsere Papiere, er begehrt auch Gesundheitspässe; wir schicken einen Expressen nach Altenberg zurück an den Ortsvorstand um das Zeugniß, daß in Altenberg gesunde Luft herrsche; vergebens; dieser verlangt uns selber zu sehen. So wandern wir unter Schneien wieder nach Altenberg zurück und lassen uns das Verlangte ertheilen, müssen aber, weil es darüber Nacht wird, in Altenberg bleiben. In Teplitz freuen wir uns ein Bad zu nehmen,

noch mehr aber vergnügt es mich, so viel Porzellanjaspis zu sammeln, daß mein Ranzen davon gefüllt ist und ich Ueberrock und Wäsche im Arm tragen muß; von Prag aus sandte ich eine Kiste voll in die Heimath, wo sie denn — Dank dem Eifer der Besorger — nach zwei bis drei Jahren richtig angekommen ist.

Als wir am 15. Mai gegen Abend tapfer auf Prag losmarschirten, gesellte sich zu uns ein schofel aussehender Mensch, hinschlendernd auf niedergetretenen Schuhen, sprach uns an, mischte sich in unsere Reden, kurz, that vertrauter als uns genehm war. Wir begannen deßhalb französisch zu sprechen, er aber stimmte herzhaft mit ein. Ueberrascht reden wir italienisch, der Kerl spricht italienisch, vielleicht gewandter als wir. Nun nehmen wir unsere Zuflucht zum Latein, das wird doch helfen? Keineswegs, der Kerl spricht Latein. Höchst befremdet sehen wir uns an; da versucht auch noch der Pole sein Glück und redet polnisch, obschon ihm Keiner von uns Bescheid zu geben vermag — nur der Kerl mit den hinuntergetretenen Schuhen versteht und antwortet. Potzwetter! Jetzt können wir nicht mehr umhin: wer er denn sei, ob und wo er studirt habe? „Nie und nirgends," war die Antwort, er könne nicht lesen noch schreiben, er sei nur Marqueur, da habe er so gelegentlich die Sprachen gelernt (das Latein vermuthlich in Ungarn). Nun ist die Reihe zu fragen an ihm. „Die Herren gehen zum Feste nach Prag?" — „Ja wohl." — „Haben Sie denn schon Quartier?" — „Nicht doch." — „Dann bekommen Sie auch keines, wenn nicht ich es Ihnen verschaffe." Wir wollten's ihm nicht glauben, aber in Prag angelangt, ziehen wir am Abend von Gasthaus zu Gasthaus — vergebens. „Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?" bemerkt der Marqueur; „aber ich helfe Ihnen doch." Und wirklich brachte er uns unter in einem Privathaus

im Innern der Stadt, zwar über vier Treppen hoch, aber immerhin eine Unterkunft. Dann durchstreiften wir die Gassen; unter jedem Marien-, jedem Nepomuksbild, d. h. schier vor jedem Hause, lagerten im Schein der zu Ehren der Heiligen angezündeten Lämpchen zehn bis zwanzig Menschen auf ihren Reisebündeln und mit Kleidern zugedeckt; ebenso auf der sehr breiten Moldaubrücke zu beiden Seiten Mann an Mann — für eine Mainacht ein kühles Vergnügen. Ich schätzte die Zahl der Wallfahrer vom 15. bis zum 17. auf hunderttausend.

Am nächsten Morgen trat mit feierlicher Miene ein Mann zu uns in's Zimmer und sprach mit stolz zurückgeworfenem Kopf: „Ich rasire." — „Festungen?" fiel ich ein. — „Nein, Bärte." — Wir begaben uns, wohin alle Welt strömte, in den prächtigen Dom zur Feier meines Namenspatrons. Prag gefiel mir ungemein; ich hatte, so schien es mir, noch keine Stadt von so majestätischem und wahrhaft königlichem Ansehen kennen gelernt. Besonders entzückte mich vom Hradschin aus sein Anblick mit den vielen Kirchen und Thürmen, der ruhig und still hindurch ziehenden Moldau und der prächtigen Brücke. — Hier in Prag traf ich Clemens Brentano's Bruder Christian, welcher das Familiengut Bukowan verwaltete. Auch mit ihm sollte sich mir in der Folge ein reger Verkehr entspinnen.

Auf dem Rückweg kamen wir nach Kulm, wo in der bekannten Schlacht im August 1813 der russische General Ostermann den napoleonischen General Vandamme schlug und mit 12,000 Franzosen gefangen nahm. Ich ließ mir's dort nicht träumen, daß ich mit dem Sieger von Kulm dereinst in mehrjährigen häufigen Verkehr gerathen sollte. Kulm war zum Theil weggebrannt, ebenso fast alle Dörfer der Umgegend. Hier erhielten wir nicht

einmal Kartoffeln. Von Kulm aus stiegen wir die steile Seite des Erzgebirges wieder hinan, auf dessen breitem Rücken es abermals schneidend kalt war und wenig fehlte zu neuem Schnee. Nun ging es Freiberg zu. Wir machten wunderliche Figuren und gaben den Leuten zu denken, was wir seien, die Einen mit viereckigen steifledernen Ranzen auf dem Rücken, in Bandelieren die Hämmer an der Seite, der Pole ein Terzerol im Gürtel, ich ein kürzlich mir geschenktes türkisches Stilet im Stiefel. Nun hielten uns Einige für Schmiede und doch wieder nicht recht, Andere für aus der Gefangenschaft zurückkehrende Franzosen, wozu aber die Hämmer nicht passen wollten, noch Andere für Schatzgräber, Einige gar für Spitzbuben und Banditen, Einige endlich, was doch theilweise zutraf, für Bergleute. Bis Laun, ja bis Schlan sprach fast Jedermann deutsch und zwar ein der erzgebirgischen Sprache sehr ähnliches Deutsch, und nur Wenige verstunden Böhmisch; es wird eben die ganze Bevölkerung von Eger, Saaz, Teplitz bis Schlan sächsischen Ursprungs sein, wie im Westen und Südwesten des Landes die Oberpfälzer vorherrschen. Ueber die Deutschböhmen, welche wir auf unserer Reise getroffen, fanden wir keine Ursache zu klagen. Auch war es dortzuland fast noch einmal so wohlfeil als in Sachsen. „Aber," bedauert mein Brief, „seit ich Bayreuth verlassen habe, ist mir noch kein guter Tropfen Bier zu Theil geworden. Sie können daher denken, was für Durst ich bisher schon gelitten." „Gab es denn kein Wasser?" fragt mich meine Schreiberin. Ei das war so reichlich im schlechten Bier vorhanden, daß es uns mit verleidet wurde.

In Freiberg, durch das ich zwei- oder dreimal gekommen, ward ich zweimal von der Wache angehalten, einmal sogar auf die Wachtstube geladen, wo man sich

freute, endlich meiner habhaft zu sein. War ich am Ende doch wirklich ein Spitzbube, wie jene Leute unterwegs gemeint? Doch schien ich nicht ganz der Rechte, bald klärte sich der Irrthum auf und ich wurde entlassen. Ich besuchte den Berghauptmann Trebra, der sehr freundlich mich zu Tische lud, und in Dresden wurden Dr. Maier und ich von dem großen Abr. G. Werner mit Güte empfangen. Nachdem ich hier nochmal die Bildergalerie mir zu Gemüth geführt, wanderte ich mit dem Aarauer Doktor gen Meissen, auf dem Weg mich an den vielen Weinbergen erfreuend. Eine Stunde vor Leipzig fanden wir noch mehrere halbverweste Pferde, die unerträglich stanken. In der Stadt ward mir Gelegenheit, die Preise der Lebensmittel mit denen zu Landshut zu vergleichen, indem ich für etwas Suppe und drei Eier nebst einem Stückchen Butter, dann nochmals Suppe mit Schweinfleisch und Zwetschgen, sowie anderthalb Bouteillen Bier (die Bouteille nicht völlig eine bayerische Maß) 1 Thlr. 4 Gr. (2 fl. 6 kr.) bezahlen mußte; ich hatte alle Ursache, die Landshuter 18 kr., wovon zwei Menschen zweimal und ein dritter einmal satt wurden, in gerührtem Andenken zu halten. In den breiten Straßen mit schönen Gebäuden fiel mir der Mangel an Kirchen auf. — Wir besuchten Gilbert, den Professor der Physik, welcher, von München sprechend, bemerkte, es sei ein großes Versehen, daß man daselbst einen der Naturwissenschaften Unkundigen, einen Philosophen zum Präsidenten der Akademie gemacht, wobei er einige Geringschätzung gegen H. F. Jacobi durchblicken ließ. Gewiß ist zu wünschen, daß das Haupt einer solchen Anstalt Kunde habe von der Natur, aber nicht weniger mißlich ist es zweifellos, daß sehr viele Präsidenten keinen Begriff haben von der „Wissenschaft des Wissens“; ja ich behaupte: Daß er Philosoph sei, ist das Erste, ja

Unerläßliche, wenn schon er auch bewandert sein soll in Welt- und Naturgeschichte; ein bloßer Fachmann (Jurist, Historiker, Physiker ꝛc.) genügt ganz gewiß nicht.

Von Leipzig bis Düben trafen wir — ein halbes Jahr nach der Schlacht! — noch mehr als vierzig halbverweste Pferde in den Straßengraben liegend, mit ihrem Geruch die Luft verpestend. Im Städtchen Kemberg waren weder Fleisch noch Eier zu bekommen. In Wittenberg hatten die Franzosen den Stein, der Luther's Gebeine deckte, in der vergeblichen Hoffnung auf einen silbernen Sarg hinweg genommen. — Ueberraschenden Eindruck machte mir Potsdam. Prächtige Gebäude, breite, lange, gerade Straßen, Alleen, stolze Brücken über vielfach die Stadt durchschneidenden Kanälen . . . aber wenig Menschen und nach und nach die Entdeckung, daß hinter den prächtigen Façaden der Häuser häufig schlechte und ärmliche Wohnungen zu finden.

Endlich am 28. April gelangten wir, mein Aarauer Gefährte und ich, nach Berlin. — Den größten Theil der Reise hatte ich zu Fuß gemacht.

Jenes Gefühl der Verlassenheit, das in der Fremde, besonders in großen Städten uns so gern beschleicht, das ich trotz des Bruders Gegenwart auch in Wien gekostet, konnte für mich in Berlin nicht wohl aufkommen. Wußte ich doch schon Freunde hier, auf die ich mich freute, und als ich am Morgen nach der Ankunft — es war der heilige Pfingstsonntag — auf dem Weg zur Kirche mich befand, hörte ich hinter mir ein junges Stimmchen rufen: „Das ist ja der Ringseis!" Es war die halberwachsene Bettine von Savigny, die mit ihrer Mutter ebenfalls zur Kirche ging. Auf's herzlichste begrüßt und bewillkommt, mußte ich sogleich aus dem Gasthof zu ihnen

ziehen, bis eine geeignete Wohnung sich fände; doch war ich schon am anderen Tag im Besitz eines hübschen gemietheten Stübchens. Und so konnte ich heiter gestimmten Herzens meine Studienangelegenheiten in Ordnung bringen.

Von Kliniken besuchte ich vor Allem die medizinische von Horn (dem Aelteren) in der Charité. Hier sah ich die Behandlung der Typhuskranken durch kalte Sturzbäder über den Kopf; dieselbe ist also nicht so neu, wie man jetzt zu meinen scheint, wennschon sie damals nicht so verbreitet und ausgebildet gewesen als heute. Ferner wohnte ich der chirurgischen Klinik sowie dem Operationskurs beim älteren Gräfe bei. Es war üblich, daß den besuchenden jungen Aerzten je ein Patient zur etwa nöthigen Operation überwiesen wurde; ich war der Erste, der in jenem Jahr eine solche zu vollziehen erhielt, und Gräfe berichtet darüber in einem seiner Werke. Auch einen Staar operirte ich in seiner, mehrerer anderen Aerzte und vieler jungen Mediziner Gegenwart. Den Fachleuten ist bekannt, daß in Berlin die Steinkrankheit eine ziemlich seltene; so hatte denn Gräfe noch keinen Steinschnitt gemacht. Nun sprach ich einst die Ueberzeugung aus, daß ein mir zugewiesener Patient den gesuchten Artikel besitze und da Gräfe sich ungläubig zeigte, auch mit der Sonde ihn nicht fand, ergriff ich dieselbe und wies ihm das Steingeräusch nach. Nunmehr überzeugt, wünschte er begreiflich die Operation selbst zu übernehmen und vollzog sie vor den versammelten Besuchern des Kurses.

Nebst gelegentlichem Besuch des Militärspitals pflog ich regelmäßig den der ambulatorischen Poliklinik von Hufeland, Bernstein und Helling. Ersterer, bei welchem mich Savigny persönlich einführte, zeigte sich mir liebenswürdig freundlich, aber vor der Zeit gealtert und beinahe blind; von der in seiner weitverbreiteten

Schrift behandelten „Kunst, das Leben zu verlängern", somit doch wohl auch die Jugend zu dehnen, meinte ich an ihm nichts zu merken. — Hufeland hatte mit Recht wider das viele Branntweintrinken in Berlin geeifert; dafür gab damals ein Fabrikant von Spirituosen einem seiner Getränke den Namen „Doppelt-Hufeländchen".[1])

Während in Wien das fast exspektative Verfahren des geistvollen Hildebrand höchst lehrreiche Beobachtungen über die eigenen Heilkräfte der Natur gestattete, herrschte in Berlin fast durchgängig ein kräftiges Eingreifen. In ophthalmiatrischer Beziehung überragten die Wiener Beer und Jäger unläugbar die Berliner, unter welchen der Sohn Gräfe noch nicht aufgetreten war.

Den Besuch der Kliniken fand ich kostspielig. — Studenten gab es wenige, die meisten weilten noch im Feld.[2]) Die Promotionen und Disputationen geschahen zwar hier wie anderwärts in lateinischer Sprache; aber schon war die rechte Gewandtheit darin vielen Doktoren und Professoren abhanden gekommen; da ich dieselbe in ziemlichem Grade besaß, wurde ich regelmäßig als Opponent geladen.

Vom Wichtigsten war mir der Verkehr mit dem „alten Heim", dem gefeierten, aus Meiningen gebürtigen Arzte und Geheimrath, dessen Genialität als Diagnostiker und Praktiker sowie in seiner ganzen Persönlichkeit mir

---

1) Anmerk. der Schreib. Zu Dr. Hildebrand, nachmals in Kaufbeuern, welcher als junger Arzt mit einem Empfehlungsbrief von Ringseis bei Hufeland sich einführte, sagte dieser: „Dr. Ringseis kam zu uns, um zu lernen, aber er überragte uns bereits."

2) Und nicht bloß Studenten. Als ich in den ersten Tagen bei Savigny einen Offizier weggehen sah, frug Jener mich schmunzelnd: „Wissen Sie, wer das war? Unser bisheriger Universitätspedell."

einen großen und dabei äußerst liebenswürdigen Eindruck hinterlassen hat. Seine freundliche Heiterkeit, seine anspruchslose Unbefangenheit, sein nicht selten kindlich anmuthiger Scherz stachen auffallend ab von der kalt vornehmen Gemessenheit mancher seiner Kollegen, z. B. des ebenfalls berühmten Formey. Heim erwies mir die Ehre, zu seinen täglichen von 6—7 Uhr stattfindenden Morgenordinationen an Arme (oder an Jeden, der die Stunde nicht scheute) mich aufzufordern, und täuscht mich nicht die Erinnerung, so war dazumal, vermuthlich in Folge der kriegerischen Zeitläufte, kein anderer junger Arzt zugegen. Heim erschien hier noch in Hemdärmeln und vollendete, um Zeit zu gewinnen, seinen Anzug während der Ordinationen. — Auch in der Privatpraxis nahm er mich in merkwürdigen Fällen mit sich, und überdieß erfreute ich mich an seinem Tisch, zu dem er mich öfter geladen, seines geistvollen und heiteren Gespräches.

Ich habe bei Heim Verordnungen von höchster Genialität gesehen, womit ich nichts zu vergleichen wüßte, was ich vorher und nachher an anderen Aerzten beobachtete. (Peter Frank praktizirte nicht mehr, als ich zu Wien ihn traf.) — Alle genialen Aerzte sind für gewöhnlich sparsam in ihren Mitteln, aber sie haben die Einsicht, wann sie das Außerordentlichste und Kühnste wagen dürfen und müssen, und die Kühnheit, dieser Einsicht zu folgen.

Die Feinheit von Heim's Sinnen war bekannt. Als er einst in meiner Gegenwart in seinem Ordinationszimmer sich mit Kranken beschäftigte, trat eine Magd mit einem Kinde herein und setzte sich gleich neben der Thür auf einen Stuhl. Ohne die Person, mit der er sprach, zu verlassen und den kleinen Patienten in Augenschein zu nehmen, rief er: „Das Kind hat den Scharlach.“ Am Geruch hatte er dieß erkannt. Die Graviditas extrauterina

eines Kindes merkte er aus der Besonderheit im Schmerzensschrei der Mutter.

Von Eigenthümlichkeiten in Heim's Behandlungsweise erwähne ich, daß er in manchem Typhus öfter zur Ader ließ;[1]) er erinnerte mich daran, daß Joseph Frank (der berühmte Sohn des noch berühmteren Peter Frank) in seiner Reisebeschreibung vom günstigen Erfolg dieser Heim'schen Aderlässe im Typhus spreche. Jene Weise der Behandlung war damals ungewöhnlich, wie sie heut es abermals geworden, was mit dem epochenhaften Wechsel des allgemeinen Gesundheits- und Krankheitsgenius zusammenhängt.

Im akuten Rheumatismus verordnete Heim mit Glück jeden zweiten Tag Brechmittel. Aehnlich hatte ich bereits durch einen Bauern erfahren, daß derselbe, vom Instinkt getrieben, mit Hülfe eines Abführmittels, das er sich hatte verschreiben lassen, fast plötzlich von einer heftigen Kniegeschwulst befreit worden. In der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht ließ Heim alle Stunden Begießungen von kaltem Wasser auf den Kopf und in der Zwischenzeit kalte Umschläge machen; dieß damals lang vergessene Verfahren hatte er laut eigener Erzählung von einem Roßdoktor erlernt, der bei Hirnwuth (Taumel) der Pferde mit bester Wirkung kalte Begießungen angewendet.[2]) Seither ist freilich die Methode längst wieder landläufig geworden. Einmal verschied im Gegensatz zum gewöhnlichen guten Erfolg ein so behandeltes Kind; doch bestätigte die Sektion Heim's

---

[1]) Von Berlin heimreisend, sah ich in Bamberg, wie Dr. Markus (der Aeltere) seinem Assistenten Dr. Funk im Typhus mit Erfolg zwölfmal Blut entzogen.

[2]) Anmerk. der Schreib. Röschlaub warnet brieflich vor zu vielseitigem Gebrauch, er besorge, daß sonst „man sie nach Jahren fast wieder vergessen werde, was gewiß übel wäre."

Diagnose, und den Krankheitsbericht darüber schrieb ich auf Horn's Begehren für den Jahrgang 1815 (?) seines Archives, wo er noch wird zu finden sein. — Als einst Heim wiederum mit seinem scharfen Geruchssinn einen Scharlach gewittert hatte, der aber nicht zum Vorschein gekommen war, setzte er den Patienten in ein kaltes Bad, aus welchem derselbe schon ganz rothgefleckt heraus kam.

Einer Prinzessin, die ihn zum Leibarzt begehrte, setzte er, wie er mir erzählt hat, folgende drei Bedingungen, die sie angenommen: 1) daß sie ihn nicht mit Er anrede, sondern mit Sie; 2) daß er nicht in Schuhen und seidenen Strümpfen zu erscheinen brauche und 3) daß sie ihn nie länger als höchstens fünf Minuten warten lasse. Es ist bekannt, wie hohe und höchste Herrschaften oft rücksichtslos mit der Zeit anderer Menschen umgehen, daß wohl ein vielbeschäftigter Arzt darüber aus der Haut fahren möchte. (Unser König Ludwig I. bildete hierin eine glänzende Ausnahme; die Zeit war ihm kostbar nicht nur für sich, sondern auch für Andere.)

Eines Tages fand zur Stunde der Morgenordination bei Heim eine lebhafte, noch junge Frau sich ein. „Weil Sie gestern es mir erlaubt haben, Herr Geheimerath, so komme ich." Sie plauderte nicht ohne Anmuth, konsultirte ihn im Nebenzimmer, und als sie fort war, fragte er mich, wie sie mir gefallen. „O die Dame scheint Geist und Lebendigkeit zu besitzen," erwiderte ich. „Nun," entgegnete Heim, „das haben schon Mehrere gefunden. Gestern traf ich sie in Gesellschaft mit ihrem vierten Mann, und die drei ersten, von denen sie geschieden ist, waren auch zugegen." — Solches war jedoch schon damals nicht mehr ganz vereinzelte Erscheinung, auch die Mutter des bekannten Dr. *** unterhielt sich in Gesellschaft zu gleicher Zeit vortrefflich mit ihren drei aufeinander gefolgten

Männern und nicht minder diese, Einer sich mit dem Andern.

Sowohl an Heim's Seite als in der Poliklinik lernte ich Einiges vom Armenwesen zu Berlin kennen und verwunderte mich schon damals über das große Elend, das ich fand, sowie über die mangelhafte Schulbildung, welche zum Theil wohl in diesem Elend fußte; es konnten ungenügend bekleidete Kinder eben einfach nicht zur Schule gehen, und so traf ich auch genug Erwachsene, welche des Lesens und Schreibens völlig unkundig waren.

In's Stammbuch schrieb mir Heim:

„Es gehört zur Zufriedenheit und selbst zum Stolz des Arztes, sich bei seinen Kranken und ihren Umgebungen so zu benehmen, daß wenn sie, ob mit Recht oder Unrecht, mit ihm als solchem unzufrieden sind, sie ihn als Mensch doch noch ehren und schäzzen und in der Folge ihr volles Zutrauen als Arzt in ihn wieder sezzen müssen. — In den Morgenstunden, wo so mancher Kranke zu mir kommt, habe ich Sie, mein lieber Herr Doktor, bei Ihren fast täglichen Besuchen bei mir, als einen wissenschaftlichen, fleißigen und humanen Arzt das Vergnügen gehabt kennen zu lernen, so daß ich nicht zweifeln darf, jene Zufriedenheit werde Ihnen in Ihrer praxis bei vorkommenden Fällen nicht fremd bleiben. — Behalten Sie mich, so wie ich Sie, in gutem Andenken. Berlin den 6. April 1815.

Heim."

Es besuchte mich in späteren Jahren ein Verwandter von ihm (vielleicht sein Schwiegersohn und Biograph Keßler) und bat mich um Mittheilungen über meinen Verkehr mit Heim; ohne Zweifel waren damals meine Erinnerungen an ihn reichhaltiger als heute. Ich war aber so versunken und ertrunken in anstrengendster Arbeit, daß ich zu schriftlicher Aufzeichnung mich durchaus unfähig fühlte. Ich glaube, es waren die Tage meiner ausgedehntesten Praxis und, wenn dem also, dann mochte

das Begehren in Absicht auf jene Lebensbeschreibung gestellt sein, die Heim zu seinem goldenen Doktorjubiläum überreicht worden ist. Ich habe meine damalige nichtverschuldete Unaufgelegtheit sammt Zeitmangel oft bedauert; nahm ich mir doch bis zu meinem jetzigen hohen Alter nie die Muße, meine Erlebnisse aufzuzeichnen, und theils mit Recht, theils mit übertriebenem Vertrauen auf mein gutes Gedächtniß mich verlassend, hoffte ich stets, es werde mir dasselbe vielleicht noch am späten Lebensabend die gewünschten Dienste thun.[1])

---

[1]) Anm. der Schreib. Nach dem im Jahre 1834 erfolgten Tode Heim's ist dessen Biographie erschienen (die 2. Aufl. 1846, Leipzig, Brockhaus). Da Schreiberin Dieses das populär und liebenswürdig gehaltene Buch durchlas, drängten sich ihr unwillkürlich trotz namhafter Unterschiede in Charakter, Lebensgang und Gesinnung auch namhafte Analogien zwischen dem berühmten Berliner Arzt und seinem Münchner Kollegen auf. Obschon Ringseis vielleicht öfter als Heim von Stunden schwermüthigen Ernstes zu erzählen wußte und weiß, so erscheint doch in jenem so gut wie in diesem als der eigentlich durchschlagende Zug die bezüglich auf Ringseis schon einmal von uns besprochene unverwüstlich wiederkehrende kindliche Heiterkeit; in beiden Männern wurzelt dieselbe schon in einem glücklichen Naturell, findet aber Nahrung und Lebenselement im Frieden eines warm lebendigen Gottvertrauens, sowie eines guten Gewissens, besonders einer makellosen Sittenreinheit. In Beiden treffen wir ferner die nicht nur gewissenhafte, sondern auch warmherzige Theilnahme und opferwillige Unermüdlichkeit für ihre Patienten, die Beiden durch ein seltenes Maß von Liebe und Verehrung gelohnt wird; in Beiden die musterhafteste Kollegialität; in Beiden die rastlos forschende Wißbegierde; in Beiden die unbegreiflich gesteigerte Arbeitskraft; hier allerdings ergibt sich der Unterschied, daß Heim ohne anderes Amt bloß seiner Praxis und derselben dafür in ausgedehntester Weise sich gewidmet, wenn auch ohne Ausschluß des regsten Antheils an der Wissenschaft, wenigstens auf dem Gebiete der Naturforschung, wogegen Ringseis durch sein ge-

Der Staats- und geheime Obermedizinalrath Langermann, welchen ich als sehr gütig kennen lernte, lud mich zu einer Reise nach Schlesien ein; doch konnte ich mir die erforderliche Zeit nicht gönnen und lehnte deßhalb dankend ab. (In Karl Ignaz Lorinser's Selbstbiographie empfängt

---

schäftliches Wirken an Regierung und Ministerium, wie solches nach dem Ausspruch der Eingeweihten nur Wenige in gleichem Umfang zu leisten vermöchten, durch seine geliebte Lehrthätigkeit an der Universität, durch seinen theils empfangenden, theils hervorbringenden Antheil an vielen Gebieten des Wissens und Lebens sich nach wenigen Jahren der angestrengtesten Stadt- und Spitalpraxis gezwungen sah, der ersteren, d. i. der Stadtpraxis, allmählig zu entsagen und nur die letztere, die ohnedieß von ihm mit Vorzug in's Herz geschlossene Spitalpraxis zu behalten. Mußten bei solcher Verschiedenheit des Wirkens auch die Lebensschicksale sich vielfach unterscheiden und hat Ringseis vermöge des drastisch originellen Hervortretens seiner religiösen Anschauung in Leben, Wissen, Politik u. s. w. mehr Verkennung und Verfolgung erlitten als Heim, so sind doch beide Männer sich auch darin ähnlich, daß sie mit dankbar lebendiger Empfindung sich des göttlichen Segens bewußt sind, der ihr Lebelang sie geleitet und mit gar vielen irdischen Gütern gesegnet hat, nach denen sie selber die Hand nicht eigenwillig ausgestreckt hatten; aber sie suchen diesen göttlichen Segen auch nicht einzig im Glück, sondern ebenso sehr in der göttlichen Führung durch die Trübsale des Lebens hindurch. — Was endlich die ärztliche Methode betrifft, so steht freilich dem Laien kein Urtheil zu; herzlich freute sich aber die Schreiberin, zu lesen, wie auch Heim, bei aller Werthschätzung der Wissenschaft und ihrer Bedeutung für das ärztliche Handeln, doch für letzteres gleich Ringseis den Schwerpunkt nicht in die wissenschaftliche Reflexion setzte, sondern in die praktische Erfahrung und das feldherrnmäßig scharfe und rasche Ueberblicken, Durchschauen, Beurtheilen, Voraussehen und Eingreifen; der mit diesen Erfordernissen begabte Heilkünstler wird, selbst wo er die Prinzipien nicht philosophirend auszusprechen vermöchte, dennoch in richtiger Ahnung nicht wider dieselben verstoßen.

man von Langermann's fürsorglich wohlwollender Güte für Solche, die er derselben werth gehalten, ein liebenswürdig anschauliches Bild.)

Im Konzept einer Eingabe, welche ich an die bayerische Regierung gemacht, finde ich folgende Stelle:

„Da gegenwärtig der Magnetismus ein so vielfach besprochener, selbst von Reil, Hufeland, Horn, Marcard, Stieglitz und den meisten Aerzten gewürdigter, schon deßwegen wenigstens in medizinisch historischer (wär' es auch nicht in praktischer) Hinsicht der Untersuchung würdiger Gegenstand geworden ist, so glaubte ich nicht gegen den a. h. Willen und die Absichten der weisesten und jede ruhige wissenschaftliche Forschung unterstützenden Regierung zu handeln, wenn ich dem Rathe mehrerer Professoren folgend, ohne deßwegen die Kliniken von Gräfe, Hufeland und Horn, als meine Hauptzwecke, im geringsten zu versäumen, die Anstalt von Professor Wolfart hier besuchte, in der eine große Menge der verschiedensten Kranken auf verschiedene Weise magnetisirt werden. Ich habe dabei meine Ansichten über Natur und Wirkung des Magnetismus aufgeklärt und berichtigt."

Hatten nämlich in Wien Hildebrand, Beer, Barth und Andere den Magnetismus für eitel Betrug gehalten, so gestanden in Berlin die bedeutendsten Aerzte die Thatsachen desselben zu und erwiesen sich ihm günstig gestimmt. Die Erklärung jedoch, welche sie diesen Thatsachen gaben, als beruhten sie auf einer bis dahin unbekannten Kraft der ganglиösen Nerven, diese Erklärung, wie ich sie damals mit annehmen zu müssen glaubte, hat allerdings seither sich bei mir einer abermaligen bedeutenden Berichtigung unterziehen müssen. Nerven sind Stricke;[1]) wie kämen sie dazu, die so wunderbar gebauten Sinnesorgane zu ersetzen! Es ist also noch etwas Anderes dahinter; ein Betrug allerdings, aber nicht im gewöhnlichen

[1]) Anm. der Schreib. „Freilich nicht hänfene," fügte R. lächelnd hinzu, als ihm die Stelle wieder vorgelesen wurde.

Sinn, nicht von Menschen in Scene gesetzt. — Da ich Wolfart als Bayer vorgestellt wurde, rief der kleine Mann lebhaft: „Sind Sie Katholik? Ich frage nicht aus Unbescheidenheit; nein, einer Merkwürdigkeit halber. Ihr Weihwasser ist kein gewöhnliches Wasser; die Magnetisirten sehen es leuchtend, auch schmeckt es anders und ist wirksamer." Er hielt es daher für ein unter besonderen Umständen magnetisirtes. In einer Sitzung, der ich mit vielen Wißbegierigen aus allen Ständen der gebildeten Gesellschaft, namentlich Aerzten, beiwohnte, gab ein etwa achtjähriges Mädchen, am Baquet sitzend, den Leiter an der Herzgrube, die verschiedene Sekundenzahl auf den Uhren der Gegenwärtigen richtig an, ein reichhaltiges Experiment, weil Aerzte Sekunden-Uhren zu tragen pflegen. Seiner Mutter nannte mich der Magnetiseur als einen von der bayerischen Regierung Beauftragten, seine (Wolfart's) Anstalt zu besuchen; das war wohl eine unrichtige Auslegung meines Stipendiums; den Umstand aber, daß ich Bayer sei, hörte ich immer betonen; es mochten vor mir noch wenige Altbayern nach der jungen Universität gekommen sein.

Zu meinen Berliner akademischen Erinnerungen gehört übrigens auch, daß ich selten in meinem Leben so heftig gelacht habe, als in der Rede eines dortigen Akademikers über die Anwendung des Wachses bei den Alten; sie strotzte so von Albernheiten und Plattheiten, mit dem größten Ernste vorgebracht, daß mir Alles weh that und meine schlechtfärbige Weste von den unaufhörlich strömenden Lachthränen ganz verdorben wurde. Da der Redner auch äußerte, die Anwesenden alle mit Ausnahme des Hausknechts seien Schüler seines Vaters (eines bekannten Professors) gewesen, so bemerkte ihm nach Schluß des Vortrages Hufeland: „Aber ich gehöre nicht zu Ihres

Herrn Vaters Schülern." Der Redner erwiderte: „Nun dann gehören Sie noch zum Hausknecht."

Berlins viele prächtige Gebäude und breite Straßen erschienen mir bedeutend; doch fiel mir hier wie in Leipzig der Mangel an Kirchen und Thürmen auf, welche die gewöhnlichen Gebäude überragen müssen, wenn ein rechter Größenmaßstab und der Eindruck entstehen soll, daß in einer Stadt nicht bloß das Alltägliche geschehe. Am feierlichsten nahm sich Berlin mir aus, als am 6. August 1814 der König seinen Einzug hielt. An der Spitze seiner Garden kam er durch das Brandenburger Thor, oberhalb dessen zwölf ungeheuren Säulen die im Jahr 1806 von den Franzosen nach Paris entführte und nun zurückgekehrte Siegesgöttin mit ihrem Viergespann wieder prangte. Sie war bis dahin verdeckt geblieben; im Augenblick, da der König kam, fiel die Hülle. Zwischen je zwei Stämmen der mittleren von den sechs Lindenreihen ragte auf hohem Mast ein Adler empor und zwischen dieser endlosen Adlerreihe bewegte sich der Zug in den Lustgarten, wo der Altar errichtet war und eine Predigt unter freiem Himmel gehalten wurde. Am Schlusse derselben fiel der König mit allen Garden auf die Kniee und dankte dem Herrn, während alle Glocken geläutet und hundert Kanonenschüsse gelöst wurden. „Es war," so schrieb ich den Meinigen, „eine große und rührende Scene, die an die Großheit und Pracht des katholischen Gottesdienstes erinnerte" . . .

Hier einige Briefstellen, die sich auf allgemeine Zeitverhältnisse beziehen. Einmal melde ich: „Die Bayern stehen hier wegen ihrer Tapferkeit in gutem Kredit." [1])

[1]) Der Sohn des berühmten Scharnhorst äußerte einst bei Savigny, die bayerischen Truppen hätten den Ruf, die tapfersten in ganz

Dann:

„Vornehme preußische Stabs- und andere einsichtige Offiziere ertheilen dem Fürsten Schwarzenberg großes Lob. Ohne ihn wären die Alliirten nicht so zeitig nach Paris gekommen. Wollen wir doch an allen Deutschen das Gute, das wir finden, hervorkehren und schätzen. Das war immer der Fehler und Schade der Deutschen, daß sie einander selbst so wenig geachtet und anerkannt haben. Wir Bayern haben in gegenwärtigem Zeitpunkt besondere Ursache an Oesterreich zu halten, da dieses nunmehr, seine vorige Politik ändernd, so viel Interesse an Bayern nimmt. Ohne Oesterreichs thätige Verwendung wäre Bayerns gegenwärtiges Loos nicht so glänzend geworden."

Ein anderesmal:

„Der Papst steht hier in sehr großem Ansehen. Sein Betragen gegen Napoleon hat auch hier ungetheilte Bewunderung und Achtung erweckt."

Meine Mutter hatte gefragt, ob ich doch in der protestantischen Stadt meinen religiösen Verpflichtungen ordentlich nachzukommen vermöge. Ich konnte sie beruhigen, daß nicht nur eine katholische Kirche vorhanden, sondern auch durch den gefangen hier weilenden König von Sachsen und seinen Beichtvater für Gottesdienst gesorgt sei.

„Ich kann über den Charakter der hiesigen Bewohner bis itzt nicht klagen, muß ihnen im Gegentheil viel Gutes nachrühmen. Die Personen, mit denen ich in Berührung kam, fand ich gebildet, bescheiden, das Verdienst Anderer, z. B. der Bayern, anerkennend, liberal ꝛc. Es ist nicht zu läugnen, daß dieß vor mehreren Jahren nicht in dem Grade geschah. Darum ist es mir lieb, den Charakter eines Volkes in der Nähe zu betrachten, welches bei den Bewohnern des südlichen Deutschlands häufig in üblem Rufe steht, und es ist mir doppelt lieb,

---

Deutschland zu sein. Die Hausfrau bemerkte: „Sie wissen nicht, was für Freude Sie *Einem* hier machen; Dr. Ringseis ist ein Bayer."

denselben besser zu finden, als ich erwartet. Sollen wir uns nicht freuen, wenn alle Deutsche gut sind, und sollen nicht wir Deutsche durch die gute Meinung, die wir von uns selber unter einander haben, unter uns einiger, und gegen den äußern Feind kräftiger werden? — Meine Landsleute wurden besonders durch die niederträchtigen ehemaligen preußischen Werber[1]) und durch einige hündische preußische Schriftsteller zu ihrer üblen Meinung von den Preußen veranlaßt. Aber Gott sei Dank, das Volk ist besser als jene."

Den 6. August 1814 Nachts, also unmittelbar nach des Königs Einzug, schrieb ich:

„Geliebte Aeltern und Schwestern, theuerste Freunde! Aus der Tiefe meiner Seele grüß' ich Sie vom fernen Berlin her, das aber doch noch im deutschen Vaterlande liegt und deutsch gesinnte Bürger hat. Wie oft erinnere ich mich Ihrer und Euer, meine Schwestern und Freunde, mit herzlicher Sehnsucht. Wie leben Sie im Vaterlande? Ich bin Gottlob zufrieden, denn ich bin immer in der Gesellschaft guter Menschen, die mir herzlich wohlwollen. Ich habe hier so viele gute und treffliche Menschen kennen gelernt, daß es mir wird schwer sein, Berlin zu verlassen."

Uebrigens waren, wie es in Hauptstädten und an Universitäten zu gehen pflegt, Viele meines Umganges Ausländer gleich mir. Vor Allem wurzelte die hier ausgesprochene Zufriedenheit in dem liebevollen Empfang bei Savigny, bei der nun an den edlen Freiherrn Achim von Arnim vermählten Bettine Brentano und bei diesem ihrem Gatten, mit dem ich schnell in das herzlichste Verhältniß gerieth, bei Clemens, ihrem Bruder, welcher

1) Ein solcher hatte einst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei Brüder G. aus der Pfarrei Schwarzhofen, riesige Bursche, wie deren viele in der Gegend sind, trunken gemacht, angeworben, im Schlafe gebunden und am Morgen fortgeführt; aber schon in Schwarzenfels, fünf Stunden von Amberg, machten sie sich von den Banden los, prügelten den Werber braun und blau und kehrten glücklich wieder in die Heimath zurück.

damals unter Schinkel sich zum Architekten auszubilden gedachte — bei Herrn von Laroche (dem Onkel der Geschwister Brentano) und seiner Familie, wo Savigny schon am Abend des ersten Tages mich einführte, und von nun an gehörten fast regelmäßig drei Abende meiner Woche je einer der verschwägerten Familien, so daß ich bald zu schreiben vermochte:

„Es geht mir sehr gut, somit besser als in Wien. Herr und Frau von Savigny lieben mich, und durch ihre Vermittlung habe ich schon die Bekanntschaft von mehreren ausgezeichneten Gelehrten und anderen Personen gehabt, das mir sehr vortheilhaft ist.“

Die Freundschaft herrschte nicht nur zwischen mir und den Erwachsenen; auch die drei Kinder Savigny — das vierte war noch nicht vorhanden — stunden mit mir im besten Einvernehmen, wobei ich immerhin das Meiste unseren beiderseitigen persönlichen Eigenschaften zuschreiben will, wenngleich ein gewisses süßes Backwerk, das eine der Frauen des aufgehobenen Klosters von Schwarzhofen mir mitgegeben hatte und das hier unter dem Namen „bayerisches Brod“ großen Anklang unter den Kindern fand, sicherlich noch einen nützlichen Kitt der Freundschaft abgab. Ich finde in meinen Briefen in die Heimath eifriges Verlangen nach neuer Zufuhr mit wiederholter Mahnung um den „schwarzen Krapfelteig“ ausgedrückt. „Das bayerische Brod wird noch immer sehnsuchtsvoll erwartet“ u. s. w. Aber selbst der kleine, am Schluß meines Aufenthalts sieben Monate alte Karl,[1]) schwerlich schon nach dem Krapfelteig begierig, hing so sehr an mir, daß er, ohne meinen schwarzen Schnauzbart zu fürchten, immer von Vater und Mutter weg zu mir verlangte und nicht ruhte, bis ich ihn in die Arme nahm.

---

[1]) Kürzlich verstorben als Geheimrath und Mitglied der Centrumspartei.

Savigny fühlten manchmal eine Art Heimweh nach der kleinen Universitätsstadt, die sie verlassen hatten. Frau v. S. sagte mir: „Nicht wahr, hier ist es anders, als in Landshut! Dort patriarchalisches Leben, hier keine Berührung der Lehrer mit den Studirenden außerhalb des Kollegiums!“ Und Bettine von Arnim meinte, ihr Schwager hätte Landshut gar nicht verlassen sollen. Auch manches ungewohnte soziale Verhältniß mochte die Eingewanderten unbehaglich berühren. So hatte bei einer Familie im nämlichen Hause mit Savigny die Magd sich erstens den Hausschlüssel und zweitens einen wöchentlichen Ausgangsabend bedungen, weil sie in einer Gesellschaft „die Jungfrau von Orleans“ einstudire und vorstelle.

Auch bei Arnim kam, während ich in Berlin verweilte, ein Söhnchen zur Welt; Gneisenau, damals abwesend, Schinkel und ich waren Pathen; ich hielt es über die Taufe und so ward ihm zum Namen Friedmund auch mein im Norden schier ungekannter Name Johann Nepomuk beigelegt.

An einem der ersten Abende bei Savigny nannte mich dieser der Gesellschaft, in der auch Niebuhr und Göschen sich befanden, mit den scherzhaften Worten: „Hier stelle ich Ihnen den gewaltigen Ringseis vor, der den ganzen Norden auf den röthlichen Sand herausgefordert hat.“ „Ach,“ sagte die Frau, „bring' doch den guten Ringseis nicht in Verlegenheit, sie werden ihn bald Alle ebenso lieb gewinnen, wie wir.“ In der That sind mir Mehrere herzlich gut geworden. So hat Göschen, der Professor der Rechte und Mitherausgeber von Savigny's juristischer Zeitschrift, gleich seiner gar lieben Frau mich mit Güte überhäuft und Niebuhr in der Folge mir in Rom viel Freundliches erzeigt. Mehrmals noch kam es vor, daß bei Nennung meines Namens der Eine oder

Andere Savigny beiseite zog, ihn zu fragen, ob ich jener rabbiate Ringseis, der die bekannten Gedichte in der Einsiedler-Zeitung gemacht. „Ei," lächelte Savigny, „lernen Sie ihn nur kennen, Sie werden sehen, daß es so bös nicht gemeint war."

Andere merkwürdige Persönlichkeiten, mit denen ich theils in den genannten Häusern, theils anderweitig in Berührung trat, waren Jacobi's Freund, der Staatsrath Nicolovius, Sieveking, der spätere Gesandte der drei nordischen freien Städte im Lager von Wellington, als welchen ich ihn bald nachher in Paris wieder getroffen; die geistreiche Gemahlin Wilhelm's von Humboldt; Herr v. Delbrück, Erzieher des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.; dieser äußerte in öffentlicher Rede sowie mir persönlich, das römische Papstthum sei auch für den Protestantismus eine unerläßliche Bedingung des Bestehens, nicht etwa nur als negativ einigender Gegenstand der Befehdung, sondern in seiner Eigenschaft als einigendes Centrum der katholischen Kirche gebe es auch dem positiv gläubigen Protestantismus eine unentbehrliche Stütze zur Festhaltung der, beiden Konfessionen gemeinsamen Glaubenssätze. (In der That hat ja die protestantisch positive Gläubigkeit niemals die Probe ablegen können, was ohne zugleich bestehenden Katholizismus, ohne Papstthum aus ihr würde.) Dem Umstand, daß ich obige Aeußerung Delbrück's in späterer Zeit einem preußischen Gesandten in München wiederholte, hab' ich es zugeschrieben, daß ich von Stund' an nicht mehr von diesem geladen noch besucht wurde.

Moritz Arndt hat mir in Berlin und später am Rhein viel Freundliches erwiesen; unter Anderem gab er mir einen Brief an seinen Bruder auf Insel Rügen (wohin ich jedoch wegen des Feldzuges leider nicht gekommen;)

ich bin ihm also persönlich zu herzlichem Danke verpflichtet und halte heut wie damals seine vielen trefflichen Eigenschaften und seine Vaterlandsliebe in Ehren; aber ich kann nicht läugnen, daß er mir in meinen konfessionellen, meinen allgemein christlichen, meinen bayerischen wie meinen Freundesgefühlen oftmals zuwider geworden. Nicht mit Unrecht sagte schon damals ein bedeutender preußischer Patriot, im Vergleich mit dem Heros Görres sei Arndt ein Polterer. Er polterte bissig gegen den Papst, sogar auf Stammblättern; er polterte mündlich und schriftlich gegen die Franzosen, sogar mit dem Louvois-Melac'schen Vorschlag, zwischen Deutschland und Frankreich eine Wüste zu legen und noch schlimmeren Ungeheuerlichkeiten; wollte man hierin nicht bloßes Gepolter sehen, so müßte man ja das Uebelste von ihm halten. Er polterte gegen Bayern, das freilich viel gefehlt hatte und zu Napoleon hielt, aber hatte Preußen das nicht auch gethan? Er polterte gegen Wrede und beschuldigte ihn des Silberdiebstahls auf einem schlesischen Schloß, worauf ihm nachgewiesen worden, daß zur betreffenden Zeit Wrede an ganz anderem Orte krank gelegen. Und so polterte er später gegen Lasaulx, weil er ihn für den Verfasser gewisser Artikel in den Historisch-politischen Blättern hielt, an welchen derselbe nicht den entferntesten Antheil hatte, wie ich aus dem Mund des wirklichen Verfassers weiß.

Wie Rauch, der Bildhauer, mir gefällig und förderlich gewesen, davon weiter unten. — Eine kleine Zeichnung, die Schinkel mir in's Stammbuch geschenkt, ist mir leider entwendet worden. In Folge des Ausschreibens von Kronprinz Ludwig von Bayern hatte er damals einen Plan zur Walhalla eingeschickt; derselbe war im gothischen Styl gedacht, für jede Büste eine Art Kapelle, und erregte des Kronprinzen Wohlgefallen, wie dieser mir selbst erzählt

hat, mußte aber an dem Kostenpunkte scheitern. Mit dem großen Architekten und seiner Frau herzlich befreundet, habe ich sie mehrmals in München zu begrüßen die Freude gehabt. — Ludwig Tieck hörte ich in verschiedenen Häusern seine berühmten Vorlesungen halten, lernte ihn und seinen Bruder Friedrich den Bildhauer kennen, war fleißiger Gast im Hause von Staatsrath Alberti (des Dichters Schwager), kam auch zu Alberti's Schwester, der Wittwe des Musikers Reichardt, und sehr häufig zu Pistor, dem ebenfalls — sie hatten Schwestern zu Frauen — mit Alberti verschwägerten Oberpostrathe, der sich durch Bereitung guter optischer Gläser einen Namen gemacht, eben damals aber mit sichtlichem Erstaunen über die Frauenhofer'schen Produkte von München zurückkehrte. Er und seine Frau haben mir viele Güte erwiesen. Besonders oft ging ich bei dem nachmaligen Minister von Eichhorn aus und ein: „Hic corrumpere et corrumpi saeculum vocatur," schrieb er mir in's Gedenkbuch. Freundlich und Zutrauen erweckend erschien Rudolphi der Anatom, und dem Philologen Buttmann stellte Frau von Savigny mich mit der Bemerkung vor: „Wenn Sie bei Buttmann sich einschmeicheln wollen, so nehmen Sie seine Hilfe irgendwie in Anspruch." — Mit dem jungen Grafen Christian Stolberg, Sohn von Friedrich Leopold, befreundete ich mich, um ihn sehr bald darauf im Befreiungskrieg zu verlieren. Herr v. Gerlach, der nachmalige Präsident des Appellgerichtes zu Magdeburg und nun hochverehrtes Mitglied des Centrums, versprach schon damals durch Geist und Charakter das Bedeutende, was sein Leben geleistet hat. Ein Bruder des Freischaarenführers von Lützow, Bräutigam der schönen Tochter von Laroche (welche aber auch mir über die Maßen wohlgefiel), hatte Napoleon bekämpft, wo eben die Möglichkeit sich bot,

und war deßhalb in der iberischen Halbinsel gewesen. Er sprach von den Spaniern nicht günstig, schrieb mir jedoch die spanischen Zeilen in's Buch:

Vivir en cadenas es triste vivir;
Morir por la patria es dulce morir.

Von den jungen Aerzten blieb mir besonders ein Dr. Susemil von der Insel Rügen in freundlicher Erinnerung. — Vor Vielen lieb gewann ich aber den Mannheimer Batt, welcher seinen früheren Zögling Lambert von Babo zur Universität begleitet hatte. — Sebastian Riedel, Schwager des Andre Hofer, ehedem Handschuhhändler, dann mit Ennemoser Anführer der Tyroler im Lützow'schen Korps, nun Hauptmann in der zu Berlin errichteten Tyrolerlegion, traf ich öfter bei Savigny; er ist später mit seiner Frau, einer Berlinerin, nach Tyrol zurück gezogen. Es herrschte unter den Mitgliedern besagter Legion wenig Einigkeit, vielmehr behauptete man, sie verdächtigten sich gegenseitig. Unreine Elemente mischen unter Verhältnissen, wie die gegebenen, nur zu gern sich ein.

In Gesellschaft bei Savigny traf ich einst eine alte unvermählte Gräfin Stolberg-Stolberg und einen ehemaligen dänischen Konsul. Die Beiden hatten in der Jugend sich geliebt; weil aber die Vermählung mit dem Bürgerlichen nicht zugelassen wurde, hatte man ihm den Konsulsposten in Afrika oder sonstiger Ferne gegeben. Beide blieben unvermählt, und als er bejahrt nach dem Norden zurück kam, verkehrten die ehemaligen Liebenden in treuer Freundschaft mit einander. Als ich sie sah, waren alle Zwei vom Alter gebeugt.

Folgenreich wurde für mich eine Kunstausstellung, wo ich des Peter Cornelius Handzeichnung zum Titelblatt der Nibelungen sah und solch einen reckenhaft ge-

waltigen Eindruck empfing, daß ich in der Erinnerung fest glaubte, einen Karton mit überlebensgroßen Figuren gesehen zu haben.

Am 28. November schrieb mir Freund Herenäus Haid aus St. Gallen, wo er damals eine Professur der Theologie bekleidete:

„Dir meinem innigstgeliebten Bruder saget Gruß und Friede Dein Freund, der Dir so gerne Bruder sein und des seligen Bruders Stelle vertreten möchte, im Falle Du damit zufrieden wärest ... Daß Du Dich recht wohl befinden mögest — am Leibe und noch mehr am Geiste! Alle Tage wandere ich am Morgen nach Berlin zu Dir und bete am Altare für Dich, daß Dich Fleisch und Welt und Teufel nicht überwältigen mögen; denn angefochten wirst Du viel werden. Streite also tapfer und ‚wache und bete!‘ Diese Regel gibt uns unser Herr selber, der als unser Herzog vorangegangen ist. — Ich befinde mich hier wohl und fröhlichen Gemüthes — im seligen Amte und neben frommen Freunden, die Christen sind, nicht bloß heißen. Jedoch verlangt es mich, bald wieder in's Vaterland zu kehren. Ich lasse Gott machen. — Nicht wahr, wie sich seit unserer Trennung im vorigen Jahre alles geändert hat! — zum Besten? — für die, welche Gott lieben, gewiß. Unterdessen bleibt es wahr: ‚Die Zeit ist böse,‘ wie St. Paulus spricht. Beten wir zum Herrn, daß er Apostel sende und alle zum wahren Glauben kommen.

„Die Gnade Gottes durch Christo Jesu wohne Dir ein! So betet für Dich Dein Dich küssender und ewig liebender Freund Haid.“

Es war damals zu Berlin in Folge der ernsten Zeitläufte in manchen Kreisen wieder ein regeres religiöses Leben erwacht, und wenn ich auch hie und da gegen den Katholizismus eifern hörte, so klang doch auch vieles Positiv-religiöse mir in's Gemüth, und alles Polemische vermeidend knüpfte ich an jenes Positive an, und gewann dadurch reichere und innigere Beziehungen zu vielen

Menschen. So las ich im Hause Laroche das Leben des übrigens auch von Luther hochgerühmten, obschon durch und durch katholischen Tauler, sowie einige seiner Predigten vor und erregte damit großes Wohlgefallen, vertheilte ferner Exemplare von Sailer's Uebersetzung der Nachfolge Christi, und auch dieses bei vielen Dortigen, wenn gleich rühmlich, so doch nur dem Namen nach bekannte Büchlein wurde freundlich aufgenommen.[1])

Clemens Brentano war bereits in jenes Schwanken zwischen Pantheismus und Christenthum gerathen, das seiner Rückkehr zu letzterem vorausging. Wir stritten oft auf das Lebhafteste, ich für, er wider den Glauben, und in seiner Unruhe warf er einst, halb scherzend halb zornig, einen Band Stolberg an die Wand — immerhin manierlicher als später in Frankfurt sein Bruder

---

[1]) Anm. der Schreib. Staatsrath Alberti schrieb Ringseis in's Stammbuch: „Ein reines Herz dringt durch Himmel und Hölle. Ist irgend eine wahre Freude auf Erden, so ist sie nirgend als in einem reinen Herzen zu finden.' Diese Worte des Thomas von Kempis schrieb dem Manne reinen Herzens, der mich mit dem Kempis bekannt gemacht hat, zum freundschaftlichen Andenken Alberti." — Ein Anderer, den wir nicht nennen, weil uns unbekannt ist, ob bewußte oder unfreiwillige Komik ihm die Feder geführt, mochte mit Ringseis apokalyptische Geheimnisse besprochen haben; er schrieb ihm auf das Stammblatt die wunderliche Frage: „Wer ist das Thier aus dem Abgrund?" und unterzeichnet wie zur Antwort: „Ihr herzlicher Freund N. N." Sollte etwa gar eine wohlgemeinte Warnung gegen Rom eine so verhängnißvolle Wendung genommen haben? — In einem Briefe Röschlaub's an Ringseis lesen wir: „Könnte ich nur glauben, daß die moralische Besserung, von der Sie schreiben, 1) immer mehr Festigkeit, Gründlichkeit und Aechtheit da, wo Sie solche bemerkten, erlangen, und 2) sich nach allen Richtungen über die Europäer verbreiten werde, dann — würde ich frohlocken. Sed dubitat Augustinus, leider! — Allein ohne Gutes zur Folge wird auch Jenes nicht bleiben!"

Christian, welcher eben wieder begonnen hatte die heilige Schrift zu lesen und sie mir im Aerger ob irgend einer Aeußerung über den Tisch an den Kopf warf. Clemens trug schon damals die niederen breitkrämpigen Hüte, mit denen wir ihn viele Jahre in München haben wandern sehen und die dann auch mein Wahrzeichen geworden sind, mit dem ich in Witzblättern abkonterfeit erschien. Nun hatte ich ihm erzählt, wie ich als Knabe in Voltigirübungen einem alten Männchen meiner Heimath über Kopf und Rücken hatte wegsetzen dürfen. All' dieses läuft im Stammblatt, das er zum Abschied von Berlin mir geschrieben, durcheinander. Es lautet:

„Wie du sollst in Schönheit wallen
Und dem Herrn doch wohlgefallen?
Frag' die Wiesenblümelein,
Die nicht ihrer Schönheit denken,
Sich der Sonne heben, senken,
Einsam düften und allein,
Wo sie sproßten in dem Garten,
Ruhig auch den Tod erwarten,
Ihrer Schönheit ew'gen Samen
Gottes Lüften gern vertrauen,
Freudig sterben und nicht schauen,
Wo der Herr sie aus will säen in seinem Namen.

Nichts vergehet, nichts entstehet,
Alles ist unendlich da,
Denn der Herr ist O und A!
Doch die armen Augen taugen
Nur den ird'schen Tod zu seh'n.
Dichter, du sollst eingesteh'n,
Daß die Rose (die, verblichen,
Du der Sterblichkeit verglichen)
Eh' sie war, und da sie glühte
Und nachdem sie längst verblühte,
Daß die Rose eh' und je,
Die ich hier erblassen seh',

Ewiglich in Gott floriret,
Und wer dieses recht verstehet,
Triumphiret.
Nichts vergehet, nichts entstehet,
Alles ist unendlich da,
Denn der Herr ist O und A.

Herzlichen Dank für alles Unbezahlbare. Wärst du mir kleinen Männchen mit dem breiten Hute nicht immer so über den Kopf gesprungen, so hätte ich auch den Stolberg nicht an die Wand geschmissen.

Dein getreuer
Clemens Brentano."

Um jene Zeit gelangten die ersten Nachrichten über Anna Katharina Emmerich, die ekstatische Nonne von Dülmen, an Clemens Brentano, in dessen Leben sie eine so wichtige Erscheinung werden sollte. Fr. L. Stolberg hatte sie besucht und darüber an seine Söhne geschrieben; durch diese kam der Brief an Herrn v. Gerlach, an Savigny, an Brentano, an mich u. s. w. Die Sache machte großes Aufsehen, war den Einen willkommen, den Anderen widerwärtig, Vielen fremd. Als ich später, von Frankreich zurückkehrend, mit Moritz Arndt in Köln zusammentraf, führte er mich bei einer eifrigen Protestantin ein, welche mit unverhohlener Befriedigung salbungsvoll erwähnte, die Emmerich sei nun als Betrügerin entlarvt. Diese Freude wird ihr später wieder verdorben worden sein.

Schleiermacher, der trotz persönlichen Unglaubens sich verpflichtet hielt, orthodox protestantisch zu predigen, hörte ich mehrmals auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche und lernte ihn bei Savigny kennen. Dieser, obwohl mit ihm befreundet, wollte nicht, da ihm ein Kind geboren ward, die sakramentale Handlung der Taufe dem Rationalisten überlassen, den die Zurücksetzung fast kränkte, sondern vertraute sie dem gläubigen Hermes an, zu welchem er überhaupt sich zu halten pflegte. In Ermangelung eines festen Kirchenbegriffes ließ ihn übrigens

seine Milde eine möglichst große Gleichstellung der Bekenntnisse betonen, wie er mir denn in diesem Sinne die Worte Pauli I. Kor. 1, 12. 13.—3, 4. 23 in's Gedenkbuch schrieb:

„Ich sage aber davon, daß unter euch einer spricht: Ich bin Paulisch; der andere: Ich bin Apollisch; der dritte: Ich bin Kephisch; der vierte: Ich bin Christisch. Wie? ist Christus nun zertrennet? — Denn so einer sagt: Ich bin Paulisch; der andere aber: Ich bin Apollisch; seid ihr denn nicht fleischlich? — Ihr aber seid Christi; Christus aber ist Gottes." —

In der eben genannten Dreifaltigkeitskirche predigte auch Jänike, der Geistliche der böhmischen Gemeinde, und warnte seine Zuhörer: „Laßt euch keine Schleier machen!" Als ich aus Neugier diesen Mann hören wollte, da kam ich gut an; es ging jenen Tag eben über uns Katholiken her. „Die Katholiken," so spöttelte er fast lachend, „die sprechen zehn Ave auf Ein Vaterunser [1]) und nennen die Jungfrau Maria sündelos, da sie doch selber den Herrn ihren Heiland nennt" — und dergleichen Tiefsinn mehr.

Der Wiener Kongreß war versammelt und die Hoffnungen auf dessen Wirksamkeit hatten sich hoch gespannt. Da trat eines Abends Achim von Arnim lebhaft bei Savigny ein und rief uns zu: „Seht, hier bringe ich ein höchst merkwürdiges kabbalistisches Buch. Ich habe nach seiner Anweisung Fragen gestellt und Antworten erhalten, und nun sollt ihr euch selber überzeugen." Es war darin

---

1) Merkwürdig, daß ein Madonnenbild eine Madonna darstellt und nicht einen Gottvater! Es ist, als wenn manche, sonst gebildete Akatholiken vom Mittelpunkt des katholischen Gottesdienstes, von der heiligen Messe, niemals hätten reden gehört, nur vom Rosenkranz, der, so hoch wir ihn halten, doch zu jener sich nebensächlich verhält.

die Methode angegeben, wie man die Buchstaben einer zu stellenden Frage in Zahlen übersetzen, diese auf eine gewisse Weise verrechnen und das Ergebniß in Buchstaben zurückversetzen solle; merkwürdig genug, wenn überhaupt sich Antworten von Sinn ergaben, noch merkwürdiger, wenn sie zutrafen! Was lag näher, als die Frage zu stellen, welches der Erfolg des Wiener Kongresses sein werde? Die Rechnung ward vorgenommen und es erschien die Antwort: „Unter jeglicher Erwartung." Die Gesellschaft suchte den üblen Eindruck wegzuspotten, doch lastete er auf allen Gemüthern; verstimmt und verstummt trennten wir uns. Wie die Folge den geheimnißvollen Ausspruch gerechtfertigt hat, ist männiglich bekannt.

Was ich früher von meinem Berliner Kreise gesagt, daß nämlich sehr Viele davon Ausländer waren gleich mir, das galt überhaupt von den damaligen Größen der Stadt Berlin, bezw. des preußischen Staates. Ich betone dieß nicht als eine Schmälerung ihres Ruhmes, sondern weil man auch München gegenüber zur Zeit seines Glanzes unter Ludwig I. es geltend gemacht hat, daß viele seiner höchsten Ruhmesperlen von Geburt nicht Bayern angehörten. Es versteht sich eben von selber, daß größere Sammelpunkte geistigen wie materiellen Lebens viele Kräfte von auswärts an sich ziehen, und es kommen so Ruhm wie Förderung gleichermaßen und durch Wechselwirkung den herbeigezogenen Fremden, wie dem anziehenden Sammelpunkte zu. Nirgends ist dieß mächtiger der Fall, als z. B. in Rom, worüber zu reden ich seinerzeit den Anlaß nehmen werde. Hier will ich nur, um den obigen Vordersatz zu bestätigen, daran erinnern, daß Savigny und die Brentano's Frankfurter waren, Heim ein Meininger, Göschen und Hufeland Sachsen, Niebuhr ein Holsteiner, Rauch ein Waldecker, Scharnhorst ein

Hannoveraner, Gneisenau ein Oesterreicher, Blücher ein Mecklenburger, Stein ein Nassauer u. s. w. (Daß Fürst Hardenberg Ausländer sei — Hannoveraner — betonten alle die Preußen, welche mit Recht seine Wirthschaft verabscheuten. Den nachmaligen Minister Eichhorn, aus dem Löwenstein'schen in Franken stammend, und die Brüder Grimm aus Kassel erwähne ich hier nicht, obwohl ich persönlichen Anlaß dazu hätte, weil damals Jener noch nicht berühmt war und Diese noch nicht in Berlin verweilten.)

Derjenige Kreis nun, in dem ich zu Berlin mich befand, war mir von Herzen lieb geworden und behagte mir so ausgezeichnet, daß noch jüngst meine Schwester Kathrin meinte, damals sei ich ordentlich neu aufgelebt und ein Anderer geworden. In diesem Kreise denn ward ich vielfach aufgefordert, ja, was von Wichtigkeit war, durch Heim ermuntert, mich in Berlin niederzulassen, und ich durfte mir schmeicheln, daß es an einer bedeutenden Praxis mir nicht fehlen würde. Aber so verlockend und beherzigenswerth einerseits der Gedanke war, so hätte bloße praktische Thätigkeit ohne Lehramt meinem Berufsgefühl nicht Genüge gethan, und zudem mußten Liebe zu den Meinen und zum Vaterland sowie Dankbarkeit für die von dorther genossene Unterstützung meiner Studien das Uebergewicht gegen jede andere Lockung erringen. Mehr Gehör konnt' ich dem mir ertheilten Rathe geben, im Hinblick auf die zu gründende Universität Bonn mich zu habilitiren. Von einer auswärtigen Professur konnte das Vaterland, wenn es wollte, mich jeden Tag zu einer bayerischen abberufen; dagegen setzt die Begründung einer ärztlichen Praxis weit mehr die Absicht des Verbleibens voraus. Um jene Zeit schlug mir auch Röschlaub vor, um die Professur der chirurgischen Klinik und

die Wundarztensstelle am Juliushospital zu Würzburg anzuhalten.[1])

Nun hätte ich gewünscht, nach Paris zu gehen, wo damals Ludwig XVIII. auf den Thron gesetzt worden war, indessen Napoleon in Elba weilte. Meine Mutter legte ein entschiedenes Veto ein; es ängstigte sie, mich in so weiter Ferne zu denken. Am 7. Oktober schrieb ich:

„Ihr so lang und sehnlich erwarteter Brief hat mir die herzlichste Freude gemacht, obwohl Sie mir darin die Reise nach Paris so streng und ernstlich verbieten. Es ist nun freilich nicht mehr die Rede davon . . . die schöne Zeit zum Reisen wohl schon größtentheils vorüber. Ich werde somit den künftigen Winter hier bleiben, dann die übrigen Universitäten von Deutschland besuchen und heimgehen . . . Ich habe Gelegenheit künftigen Frühling nach Schlesien zu reisen mit der Stolberg=(Wernigerode=)schen Familie . . ."

Es sollte anders kommen. Ich hatte auf alle Fälle um Fortsetzung und Erhöhung meines Reisestipendiums eingegeben und erhielt im Januar 1815 eine Entschließung der Regierung, worin mir 600 fl. Reisegeld bewilligt wurden mit dem Auftrag, „womöglich Paris zu besuchen." Dieß zeigte ich der Mutter an mit der Versicherung, daß wenn ich dahin ginge, es gewiß nur auf kurze Zeit, etwa zwei Monate geschähe, weil ich vollen Ernstes sei, im folgenden Herbst nach Bayern zurückzukehren.

„Theuerste Mutter," so schrieb ich ihr, „ich will ohne Ihre Einwilligung nicht nach Paris gehen; aber ich wünsche sehr, daß Sie dieselbe zu dieser letzten Reise geben; wenn Sie durchaus dagegen sind, so gehe ich nicht dahin, darauf können Sie Sich verlassen."

Daß ich, der fast dreißigjährige Mann, meinen Entschluß von der mütterlichen Zustimmung abhängig machte,

---

1) Sieh Beilage z. 4. Kap.

mag seltsam erscheinen; aber in meiner übermäßig ausgedehnten Studienzeit hatte ich die gebensfrohe Geduld meiner Mutter lang genug in Anspruch genommen, um mich zu ganz besonderer Rücksicht auf ihre Gefühle und Wünsche verpflichtet zu halten. Und daß zu jener Zeit des weit beschwerlicheren Reisens die schon alternde, durch Sebastians Tod gebeugte Frau in einem abgelegenen Marktflecken der Oberpfalz sich bekümmerte, den nun einzigen Sohn nach der fernen Weltstadt ziehen zu sehen, läßt sich begreifen. So setzte ich ihr denn auseinander, reisen müsse ich, dazu sei mir das Stipendiengeld gegeben, die gerade Linie von Berlin nach Paris sei nicht länger als die Schlangenlinie nach Göttingen, Halle, Würzburg, somit sei das Klügere, dorthin zu gehen, wo ich das Meiste zu lernen hoffte; an jeder bedeutenden Zwischenstation sei ich durch meine Freunde vielseitig empfohlen, ja ich könne fast keinen Tag reisen, ohne Bekannte zu treffen; zugleich gab ich ihr die Beruhigung, daß ich um jene Zeit ein Einlangen um eine bedeutende bayerische Professur (der Medizin oder Chirurgie) abgesendet habe, — die zu Würzburg war gemeint; — sei meines Gesuches Erfüllung auch nicht wahrscheinlich, so machte ich doch die Regierung einstweilen auf mich aufmerksam und suchte ihr zu zeigen, daß ich mir etwas zutraue; bekäme ich auch die begehrte Stelle nicht, nun dann vielleicht eine andere; um aber solches zu erreichen, müsse ich um so mehr dem Willen der Regierung nachkommen und reisen. Zum Ende bat ich:

„Ueberlegen Sie dieses genau, theuerste Mutter, und schreiben Sie mir dann Ihren Entschluß. Ich wünsche nicht, daß Sie ungern nachgeben und gleichsam genöthiget einstimmen; ich wünsche, daß Sie es gern und freudig thun und meine Reise mit Ihren Segenswünschen begleiten.“

Ehe meine Mutter ihre Zustimmung ertheilen konnte,[1]) gab ein großes Ereigniß meinen Plänen eine rasche Entscheidung. Napoleon war aus Elba entflohen und der neu zu beginnende Krieg beschäftigte alle Gemüther. Auch ich wollte nicht zurückbleiben, sondern meine ärztlichen Dienste als Freiwilliger anbieten. Bildhauer Rauch schrieb an den Kronprinzen Ludwig von Bayern, mit welchem er bereits in künstlerischen Beziehungen stund, mich unter der Mittheilung zu empfehlen, daß ich eine unabhängige Stellung wünsche. Der Prinz erwiderte, er habe sich an die medizinische Behörde gewendet und mein Wunsch solle erfüllt werden.

Der bekümmerten Mutter legte ich, innig gerührt von der mütterlichen und schwesterlichen Theilnahme, in einem Brief (aus Bamberg) dar, es sei nun nicht mehr in meiner Macht zurückzutreten, auch hätten in Berlin Alle, die mich kännten und liebten und die ich lieb hätte, nichts Anderes von mir erwartet, es habe kein anderer Gedanke in mir aufkommen können; sie möge auf Gott vertrauen und guten Muthes sein.

„Da die Wahl meines neuen Berufes fast ohne Wahl geschah, da ich wenigstens itzt mit Ehre nichts mehr zur Ab=

1) Anmerk. der Schreib. Ein Brief der Mutter vom 8. März beweist, daß sie des Sohnes bestimmten Wunsch ohnehin als Entscheidung annimmt. Allerdings „schaudert“ ihr „die Haut“ ob dem weiten Weg, den sie alsbald auf der Karte sich besehen hat. Die Monate, Wochen und zuletzt die Tage wird sie zählen, bis er zurückkömmt; gleich ihr wird eine der Frauen des aufgehobenen Klosters täglich für ihn beten; auch er solle Gott bitten, daß die Mutter, welche ihr Alter zu fühlen beginnt, nicht vorher sterbe. Nach einer guten Ermahnung zur Vorsicht im Reden — was Einen nichts angehe, das brauche man auch nicht auszumachen — schließt sie: „Ich ertheile Dir meinen mütterlichen Segen und segne Dich im Namen Gott des Vaters, Gott des Sohns und Gott des heiligen Geistes.“

wendung desselben thun kann, da mir mein Gewissen und Gott, den ich um seinen Rath gebeten, keinen Vorwurf darüber macht: so betrachte ich alles, was nun mit mir vorgeht, als Schickung des Himmels. Wenn so viele Tausende ihr Leben daran setzen, soll ich es nicht thun? Ist mein Leben besser als das Anderer? Jeder steht in Gottes Hand. Und ist die Gefahr in Spitälern geringer als im Felde? Wo ich von nun an hinginge, an jedem bedeutenden Orte werden in Kurzem Militärspitäler entstehen. Könnte und dürfte ich mich in Zeiten der Noth diesem entziehen, ohne mein Gewissen zu verletzen, da ich weiß, daß ich was nützen kann? Also von einer größern Gefahr im Felde ist nicht die Rede. Beten Sie für mich und vereinigen Sie Ihre Wünsche mit Gottes Willen. Es wird Alles gut werden; der Mensch ist ja nicht für diese elende Erde geschaffen."

In Rücksicht auf das, was ich gesehen und gelernt, besonders im persönlichen Verkehr und für's Leben, konnt' ich Berlin mit großer Zufriedenheit verlassen; es hatte meine Erwartungen übertroffen und mit herzlicher Wehmuth verabschiedete ich mich von den Freunden. Von den meisten nahm ich nach damaliger Gewohnheit Stammblätter mit und so sei zum Abschluß noch derjenigen gedacht, welche mir Achim und Bettine von Arnim eingeschrieben. Sie hatten mir ein Siegelbild ausgesonnen, und auf einen Ring gestochen verehrt.[1]) Leider ward er mir verloren oder gestohlen, aber ich ließ das schon der Freunde halber

---

[1]) Sinnreich war auch die Deutung, welche **A**chim von **A**rnim und **B**ettine **B**rentano den Initialen auf ihren Verlobungsringen gegeben hatten: Amans Amor, Beans Beor. — Anmerk. der Schreib. Aus Frankreich schrieb R. bald nachher an seinen „geliebtesten Herrn Gevatter" und die „verehrteste Frau Gevatterin": Den Ring trage ich ununterbrochen am Finger, und wenn ich nicht ohnedieß immer an Sie dächte, würde er mich täglich an Sie erinnern. Als der Transport, bei dem ich war, einigen französischen Parteigängern begegnete, war der Ring das Erste, was ich zu sichern suchte.

mir werthe Bild auf ein Petschaft stechen, mit dem ich in der Folge meist zu siegeln pflegte: Auf einem am Kreuz befestigten Schild umkreist den Stern des Glaubens oder des Ideales der Eisenring (Ringseisen). Hierauf bezieht sich auch Arnim's Gedicht; obwohl die Symbolik darin nicht allseitig verständlich ist, so bleibt doch der Greif als der in Napoleon personifizirte Weltgeist erkenntlich; dazwischen spielen Beziehungen auf meine religiöse Gesinnung, meinen ärztlichen Beruf, die treibenden und hemmenden Umstände und endlich auf den die Gemüther damals stark beschäftigenden Magnetismus mit hinein:

Die blut'gen Flügel schlägt der Vogel Greif,
  Haucht in die Zeit, erhebt die Teufelsklaue;
Wen wird er packen, wer ist überreif?
  Die Guten feiern schon beim stillen Baue,
Sie hören nur auf laute Neuigkeit
Und sind gestört in ihrer Einigkeit.

Die gold'nen Flügel schlägt der Vogel Greif,
  Die leeren Herzen zu sich hinzurichten,
Von Ordensbändern glänzt sein bunter Schweif,
  Wen wird er jetzt in stolzer Luft vernichten?
Die lieblos Ruhelosen lachen auf,
Bald trifft er sie im raschen scharfen Lauf.

Krystall'ne Flügel schlägt der Vogel Greif,
  Die weisen Meister können ihn nicht sehen,
Und wie die gift'ge Luft auch um sie pfeif',
  Sie achten nur auf sich in ihrem Wehen,
Sie wissen Alles, nur das Eine nicht,
Wer ihrer Weisheit das Genick zerbricht.

Nun sperrt der Vogel seinen Schnabel auf
  Und haucht die Gluth durch eine schwarze Wolke,
Der fromme Ritter sieht nun seinen Lauf,[1])
  Beim Kreuze steht er still mit treuem Volke,
Und wo sein Wappenschild das Kreuz berührt,
Da hat ein heller Stern es klar geziert.

---

[1]) Bezieht sich auf meine endliche Entscheidung nach langem Zweifel.

Des Wappenbildes starker Eisenring,
Magnetisch wird er in des Sternes Strahlen,
Und wie der Ring die Weihung so empfing,
So kann er künftig sie zu andern strahlen;
Er heilt die Wunden, die der Greif bald schlägt[1]),
Nichts störet ihn, wie auch sein Herz sich regt.

Wer höhern Ruf im eignen Leben ehrt,
Wird ihn im Weltgeschick nicht überhören;
So horche treu, was er dir sagt und lehrt
Und laß dich nicht von raschem Glück bethören,
Sieh auf dein Wappenschild im Siegelring,
Wo dich des Zweifels böser Trug umfing.

Den Wanderstab reicht dir die harte Zeit;
Auf, wand're froh in frischen Maientagen!
Durch Ring und Stab bist du zum Weg geweiht,
Wir seh'n uns wieder, ich erstick' die Klagen,
Du warst uns treu in einer dürren Zeit,
Bald grünt der Wald in neuer Freudigkeit.

Leb wohl Eisenring Ringseisen!

(Berlin, den 22. März 1815.)

Ludwig Achim von Arnim.

Auch Bettinens Blatt ist in seinen ernst- und scherzhaften Anspielungen nicht mehr ganz verständlich und doch, wie ich glaube, nicht uninteressant.

Abdala führte den schuldlosen Knaben zur Höhle: Fürchte dich nicht, bald wird dein dunkler Weg durch irdische Schätze erleuchtet; Haufen von Gold, Juwelen, Perlen, Karfunkel, alles sei dein; nur den prunklosen Leuchter, rings Eisen, in der Mitte die Kerze, bringe mir zum Dank; das Kind eilt gehorsam hinab, die Schätze wollen es blenden, doch erst greift es dankbarlich nach dem unscheinbaren Leuchter, den es vom Roste zu reinigen mit dem Zipfel des Rockes poliret; und sieh', der geriebne Magnet zieht herbei die Geister, die sofort ihm dienen und in dem Schutze dieser geht es den Pfad des Lebens bergan, Allen Heil bringend, die ihm vertrauen; aber Abdala dem Heiden ward so durch Gottes Verhängniß und durch die Frommheit des Kindes die Kraft, die er listig wollt stehlen und zu

[1]) Anspielung auf meine Absicht als Arzt im Felde zu dienen.

bösem Zauber gebrauchen, entwendet und in unschuldigen Händen ein Segen der Menschheit.[1])

Betrachte ich die ehrlichen Augen, den frommen Blick im einen, den listigen im andern, so mögte ich wetten, Sie sind ein Nachkomme und Erbe des frommen Kindes; und ist es sofort natürlich, daß ich gern zu Ihren innigsten Freunden gehöre, daß ich Anspruch mache mit Mann und Kindern auf Ihre Treue und ihr Gebet und wünsche ich meine Sorglosigkeit durch Ihre Vorsorge bei Gott ausgeglichen.

Bettine von Arnim.

So trat ich denn, begleitet von der Freunde Segenswünschen, im April 1815 meinen Rückweg in die Heimath an. Dießmal ging's über Dessau und Halle, an welch' letzterem Ort ich meinen Berliner Bekannten, den Professor der Medizin Krukenberg und seine Neuvermählte, eine Tochter Reil's, und sodann, durch Clemens Brentano empfohlen, auch den damals oft genannten und erstaunlich häufig gelesenen (protestantischen) Kanonikus Lafontaine besuchte, einen großen dicken derben Mann mit etwas Kupfer im Gesicht, in schwarzer Kleidung, wie es dem Kanonikus geziemte, namentlich einer langen schwarzen (auch schwarz mit Tabak bezettelten) Weste. Ein ungemein gutmüthiger, rechtlicher und mit seiner Frau sehr glücklich lebender Vierschröter, der immer noch brav darauf losschrieb. Wer hätte sich ihn so vorgestellt! Uebrigens hatte ich nie einen seiner berühmten Liebesromane gelesen, die solches Aufsehen machten, daß Manche nach Coblenz pilgerten, um das erdichtete Fenster zu sehen, an welchem sich ein Lafontaine'scher Liebeshandel begeben — ich weiß nicht, ob Verrath, Wiedersehen, Kuß oder Selbstmord. Der gute Mann empfing mich sehr freundlich. Als er hörte, daß ich Mediziner sei, erzählte er mir mit Leb-

1) Ich weiß nicht mehr, ob dieses Citat ein wirkliches oder zum Zweck erfundenes gewesen.

haftigkeit, wie er von einem langdauernden höchst peinlichen Augenübel, das weder Reil noch Sprengel zu heben vermocht, durch einen fahrenden Quacksalber innerhalb einer Viertelstunde sei befreit worden. „Ich will Ihnen sagen, was Ihnen fehlte," bemerkte ich. — „Das wäre!" — „Ihnen waren die Wimpern nach Innen gewachsen und entzündeten das Auge durch fortwährende Reibung." Voll Verwunderung rief er: „Wie kommen Sie so augenblicklich auf das Richtige?" — „Weil kein anderes Augenübel so schnell kann geheilt werden," erwiderte ich. In Rom vollzog ich in der Folge selber eine ähnliche Kur.

Den übrigen Weg, von Halle bis München, machte ich vollständig zu Fuß und zwar ganz allein, mein Gepäck immer voranschickend.[1]) Zunächst gelangte ich über das erfreulich gelegene Naumburg mit seinem schönen Dom und über Jena, wo ich in den zwei Tagen, die ich blieb, die verschiedenen Professoren besuchte und namentlich mehr als zwölf Stunden lang mit Oken verkehrte, nach Weimar. Clemens Brentano hatte mich durch einen Brief an Göthe empfohlen; ich gab das Schreiben ab, er ließ im Gasthaus fragen, wie lang ich bliebe, und beschied mich für den folgenden Tag. Im Vorzimmer fand ich Dannecker's kürzlich eingetroffene kolossalle Schillerbüste, dann ward ich in das jeden Schmuckes, auch des künstlerischen, entbehrende Zimmer geführt, wo der in Erscheinung und Weise imponirende Dichter mich sehr freundlich empfing. Das etwa einstündige Gespräch spann sich im gemeinsamen Auf- und Niedergehen ab. Eine der ersten Fragen Göthe's war: „Was macht mein Freund Clemens?" — „Er befindet sich in Gemüthsaufregung" — „Wie das?" —

[1]) Anmerk. der Schreib. Von Halle bis Bamberg veranschlagt R. in einem Brief den Weg sammt Abstechern und Umwegen auf 40 Meilen.

„Er beginnt an seinem Unglauben irre zu werden, er nähert sich wieder dem Christenthum.“ Ein unmuthiges Zurückwerfen des Hauptes und ein halbunterdrückter Laut der Ungeduld entfuhren dem Dichter; galten diese Zeichen der Umkehr Brentano's an und für sich, oder entsprangen sie dem Zweifel am Meinungsernst in des ruhelosen Freundes Gemüth, das muß ich dahingestellt lassen. Nachdem wir von den andern Berliner Freunden gesprochen, gerieth die Rede auf die in München lebenden Schelling und Baader, und er äußerte über Letzteren: „Ich fühle, daß an dem Manne Bedeutendes ist, aber ich verstehe ihn nicht.“ [1]) Von Görres und Arndt aber meinte er: „Diese Männer werden die Kluft zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland noch erweitern.“ Man wird sich erinnern, daß Görres damals den „Rheinischen Merkur“ herausgab und in der vorhergegangenen napoleonischen Epoche die bayerische Regierung ob ihres selbstsüchtig einseitigen Partikularismus befehdet hatte; über Arndt habe ich selber mich weiter oben ausgesprochen.

---

[1]) In späterer Zeit kam in München ein Frl. v. R., weimar'sche Hofdame, für welche Göthe sich warm interessirte, in meine ärztliche Behandlung. Sie zeigte mir ein Album voll Handzeichnungen von Göthe und erlaubte mir sogar, es länger in meinem Haus zu behalten, wo unter Anderen Cornelius und Franz von Baader es durchblätterten. Ersterer lächelte: „So verstehen wir auch zu dichten,“ — Letzterer entrüstete sich über ein Blatt, auf welchem Gänse am Fuße eines Kreuzes weideten. Glimpflich ausgelegt mochte man dieß etwa auf bestimmte Persönlichkeiten deuten; Baader faßte es aber als Hohn auf das heilige Zeichen selber auf und äußerte in einer Broschüre, für den Gänseverstand sei das Kreuz allerdings etwas Unbegreifliches. Als ich bei einem späteren Aufenthalt des Frl. v. R. in München sie bat, das Album nochmal besichtigen zu dürfen, da fand sich das in Rede stehende Blatt nicht mehr vor; vielleicht hatte Göthe selber dessen Entfernung veranstaltet.

Seit dieser Begegnung blieb ich mit Göthe in mineralogischem Verkehr und Tauschgeschäft. Als in späteren Jahren Kanzler Müller aus Weimar einst mich und meine Frau besuchte, fragte er diese: „Was haben Sie zu Göthe's allerliebstem Distichon gesagt?" Sie wußte nicht, was er meine. „Nun, Ringseis hat doch bei meiner letzten Abfahrt von hier mir in einer Schachtel, die Sie herbeigebracht, ein Mineral für Göthe mitgegeben; es stund noch auf dem Deckel: So und so viel Pfund Bambergerpfläumchen, das Pfund zu so und so viel Kreuzer. Diese Schachtel hat Göthe benützt, um Ringseis ein anderes Mineral zum Gegengeschenk zu senden und besagten Worten ein reizendes Distichon beigesetzt." Meine Frau, wohl der Absendung, aber keines Rückempfanges bewußt, lief und durchstöberte Wohnung und Dachboden; aber ich hatte im mineralogischen Eifer, so scheint es, den klassischen Deckel verworfen. Göthe, durch Müller von ihrem Leidwesen unterrichtet, sandte ihr zur Entschädigung ein Exemplar von „Hermann und Dorothea" mit artiger Widmung, doch meinte sie, das verlorne Gelegenheitsverschen hätte noch größeren Werth für sie gehabt.

Weimar verlassend, kam ich nach Erfurt und suchte daselbst den Dom auf zusammt der berühmten großen Glocke. Hier traf ich einen preußischen Fahnenjunker, der es gar nicht anders wollte, als den Napoleon mit eigener Hand gefangen nehmen; doch meldet die Geschichte nicht, daß das Vorhaben des Tapferen zur Ausführung gediehen sei. Dann ging es nach einem Abstecher zu der Herrnhuter Kolonie Neudiedendorf auf Gotha zu. Meiner Jugendeindrücke durch Salzmann'sche Schriften gedenkend, wie sie Pater Eugen Pausch uns an den Samstagsnachmittagen in der Klosterschule zu Walderbach vorgelesen hatte, zog mich das Herz nach Schnepfenthal, um die

von Salzmann gegründete und nun von dessen Sohn geleitete Erziehungsanstalt zu besehen. Als man dort vernommen, daß ich Arzt sei, begrüßte man mich doppelt freundlich, denn eben waren der Direktor und ein paar Zöglinge unpäßlich. Die Herren ergingen sich mit mir in wissenschaftlichen Gesprächen verschiedener Art und fragten endlich, ob es erlaubt sei zu erfahren, wohin ich zu reisen gedenke. „Nach Bayern.“ Ei, was ich doch in Bayern wolle. „Ich bin daselbst zu Haus.“ Ja richtig, in den neuerworbenen Provinzen. „Nein, ich bin ein Altbayer.“ Ach ja, es gibt auch in Altbayern hie und da Protestanten. „Ich aber bin Katholik.“ Unmöglich!!! —[1])

Von Eisenach und der malerischen Wartburg mit ihren romantischen Erinnerungen und ihrem zweideutigen Tintenklecks zog ich weiter über Meiningen und das schöngelegene Schweinfurt. In Haßfurt unterhielt ich mich über Tisch eine Weile mit einem Gendarmen, der vermuthlich mich als ein Wesen ohne deutlichen Reisezweck, das nur offenkundig weder Handwerksbursche, noch Bote, noch Geometer war, nicht zu enträthseln wußte und endlich höflich meine Papiere zu sehen wünschte. Der preußische Paß mochte ihm nun den Gedanken erregen, ich hätte als Kundschafter schon Umschau zu halten für kommende Tage, denn er äußerte, es könnte wohl geschehen, daß die dortige Gegend bald preußisch würde. Von den Bayern meinte er, der Franke, als gar gescheit gälten sie nicht, aber gutmüthig seien sie; ihn habe, da er wechselfieberkrank aus Ungarn gekommen, eine Bäuerin zwischen Landshut und Regensburg viele Wochen lang verpflegt und dann noch mit einem silbernen Zehrpfennig entlassen. —

[1]) Anmerk. der Schreib. Es ist zu bedauern, daß die trockene Schrift nicht den unnachahmlich humoristischen Stimmfall des Erzählers in diesem Wörtchen „Unmöglich“ wiederzugeben vermag.

In Bamberg war Alles noch erfüllt davon, daß der französische Marschall Berthier sich aus einem Fenster der am Abhang erbauten fürsterzbischöflichen Residenz in die Tiefe gestürzt hatte.[1]) Hier weilte ich drei Wochen, um das Spital unter Markus (dem älteren) zu besuchen und eine Entschließung von München auf meine Eingabe zu erwarten, worin ich mich aber getäuscht fand. Ich verkehrte viel mit Feuerbach dem Vater, den ich bei Röschlaub kennen gelernt und in Berlin wieder gesehen hatte. Als berühmter Kriminalist nach Landshut an die Hochschule, dann behufs neuer Gesetzgebung als moderngesinnter Aufgeklärter nach München berufen, hatte er mancherlei Widerwärtigkeit erfahren und seine Reise nach Berlin entsprang dem Wunsche, daselbst die unabhängige Stellung eines Professors mit dem Rang und Gehalt eines Staats- oder wirklichen Geheimenrathes zu verbinden. Sein Plan scheiterte. Darauf war er Vizepräsident in Bamberg geworden und hier sah ich ihn täglich. Der von Seite seiner liberal wüthenden politischen Richtung damals noch nicht bekannte Mann äußerte die ausschweifendsten Hoffnungen auf den neubegründeten Bundestag.

---

[1]) Anmerk. der Schreib. In den Memoiren der Mad. de Rémusat lesen wir, der Fürst von Neuchatel, — diesen Titel führte der Marschall — sei der Mann gewesen, den Napoleon am liebsten gehabt; in einem hitzigen Fieber, das ihn im Entsetzen über des Kaisers Wiederkehr ergriffen, habe er obige That vollbracht oder sei nach Anderen hinabgefallen. Der Herausgeber, Paul de Rémusat, redet ergänzend von tragischen und geheimnißvollen Umständen, man erzähle auch, ein Trupp Vermummter habe den Fürsten ermordet und hinabgeworfen. Er hatte, Einer der Ersten unter den Marschällen, sich vom Kaiser abgewendet und die Wiederherstellung der Bourbonen anerkannt, noch vor Napoleons Thronentsagung zu Fontainebleau. Der Herzog von Rovigo beschuldigt ihn, eine Verschwörung wider das Leben des Kaisers angezettelt zu haben.

Ich war die drei Wochen zu Gast bei Apotheker Rumpf, dessen Sohn als Mediziner ich das Jahr vorher in Landshut kennen gelernt. Mit diesem Freunde zog ich schließlich weiter, durch die schöne und merkwürdige fränkische Schweiz (Gößweinstein, die Muggendorfer Höhlen) nach Erlangen, wo wir bei dem berühmten Anatomen Hildebrandt gastlich zu Tisch gebeten wurden. Unbefangen ward erwähnt, daß er Meister vom Stuhle sei, und doch waren er und der gleichfalls den Freimaurern zugehörige Apotheker Martius in Erlangen christgläubige Männer, allerdings Protestanten und somit der kirchlichen Warnung unzugänglich. Sie scheinen keine Ahnung gehabt zu haben von der eigentlichen Bedeutung des Ordens und seiner den Umsturz von Thron und Altar bezweckenden Richtung, von welcher nebst Hengstenberg noch viele protestantische gläubige Geistliche sich überzeugt gehalten haben.

Weiter kam ich nach dem unvergleichlichen alten Nürnberg, das wegen der politischen Eintheilung von Vielen ungerechterweise den Franken zugerechnet wird, da es doch Hauptstadt des oberpfälzischen Nordgaues gewesen und, wie zugleich die Sprache bezeugt, von Oberpfälzern bevölkert ist. Einkehr nahm ich bei Kaplan Forster, dessen Instruktor ich in Amberg gewesen, und wartete auch hier etwa vierzehn Tage vergeblich auf Entschließung der Behörde. Dieser Freund wurde in der Folge, als er schon eine Pfarrei inne hatte, das schriftliche Organ des Fürsten Alexander v. Hohenlohe, indem er in Angelegenheit der bekannten Gebetsheilungen dessen Korrespondenz in alle Welttheile besorgte, und hat mir eine Menge der interessantesten Berichte mitgetheilt. In seiner Gesellschaft kam ich mit Maler Zeller, dem Freund von Cornelius, zusammen und ließ mir mit großem Antheil über Letzteren erzählen.

Ich will mit dem lieben Gotth. Heinr. Schubert nicht rechten, ob es wirklich, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, schon im Jahre 1814 gewesen — dann ohne Zweifel auf eigenem Ausflug von Amberg her — oder erst jetzt bei der Rückkehr von Berlin, wie meine Erinnerung sagt, daß ich mit Freund Benino ihn aufsuchte.[1]) In Nürnberg jedenfalls war es, daß ich den Trefflichen, dessen Schriften schon längst auf mich gewirkt hatten, kennen lernte, um in der Folge viele Jahre hindurch bis zu seinem Tod in ungestörter Freundschaft mit ihm zu verkehren. In des lieben Mannes Gesellschaft traf ich Burger, den ob seiner mystisch-religiösen Bildung und seiner Sammlung dahin einschlägiger Schriften bekannten Rosenbäcker, von dem ich durch Tausch interessante Bücher erworben habe. Mit Beiden kam ich während

---

[1]) Anmerk. der Schreib. Schubert erzählt, wie folgt: „Im April 1814 traten auf einmal in das kleine Häuschen oben auf dem sogenannten Müllers-Zwinger, darin ich mit Burger und einigen anderen gleichgesinnten Freunden des milden Frühlingstages genoß, zwei Fremde ein, welche sich schweigend, als ob sie zu uns gehörten, in unsere Nähe setzten. Und sie gehörten auch zu uns, nicht allein weil sie meine Frau herauf in unsere einsame Zwingerwarte gewiesen, sondern weil die Gedanken, welche wir soeben aussprachen, nicht erst seit gestern und ehegestern, auch ihre Gedanken, unsere Gefühle auch ihre Gefühle waren. Der Eine, mit einem Angesicht und Blick der dunklen Augen, wie man nicht alle Tage sieht, der zu uns hieher in den Zwinger kam, war der in dem Festhalten an dem, was ihm Ernst und Wahrheit ist, unbezwingbare, in seinen vielbestrittenen Ansichten unbestreitbar tiefblickende und hellsehende Dr. J. N. Ringseis. Ein Mann, der mir im Verlaufe der späteren Jahre bis auf den heutigen Tag Beweise einer aufopfernd treuen Liebe und Freundschaft gegeben, die sich mit ihren Folgen, selbst für mein äußeres Leben, mit Steinschrift in meine dankbare Erinnerung eingegraben haben. Der Andere . . .“ u. s. w.

meines Aufenthaltes viel zusammen — denn daß ich auf alle Fälle auch 1815 Schubert und seine Freunde besuchte, das bezeugen mir Stammblätter — daneben noch mit Kanne und anderen gläubigen Protestanten jenes Kreises, z. B. der Familie von Scheurl, bei der ich in Erlenstegen übernachtete. Anderer Art war der Verkehr mit dem norwegischen Konvertiten Möller und seiner Frau, der vorher im Hause des Grafen F. L. Stolberg Hofmeister gewesen war und dann als Professor der Philosophie an der Universität zu Löwen lebte und starb.

In der ersten Nacht, die ich wieder in Amberg zubrachte, weckte mich Feuerlärm; es brannte das Haus, in welchem die aus vielen oberpfälzischen Klöstern zusammengerafften Bibliotheken sich befanden. Ich eilte mit Weigl und Anderen ins flammende Gebäude, um retten zu helfen; aber von etwa 60,000 Bänden gingen an 12,000 zu Grunde, wodurch auch viele der anscheinend geretteten Werke mangelhaft wurden. Bibliothekar daselbst war der ob Gelehrsamkeit berühmte P. Moriz, Exbenediktiner von Ensdorf, welcher die Sammlung eben mit großem Fleiße geordnet hatte und nun Frucht und Gegenstand seiner Mühen in Flammen aufgehen sah, ohne Zweifel aus Schuld nichtsnutziger Weiber, denen man im Gebäude Beschäftigung gegeben hatte. Später half P. Moriz, ein Mann von rührender Uneigennützigkeit und seltenem Ameisenfleiß, auch bei Ordnung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, deren Kustos er wurde.

In Regensburg betete ich unter vielen Thränen an des Bruders Grab und freute mich an Freund Baierhammers Vorhaben, neben dem Grabstein, den eine ungenannte Hand, vielleicht Weigl, dem Unvergeßlichen gesetzt hatte, einen Eichbaum zu pflanzen. Von Landshut aus, wohin ich ging, um die verehrten Lehrer

und alten Bekannten aufzusuchen, kam ich mit Professor Röschlaub in das väterliche Schloß von Freund G., der daselbst zu jener Zeit das Gut seines abwesenden Bruders verwaltete. Hier empfing ich Eindrücke, welche für die geistige Richtung meiner nächsten Jahre von Entscheidung gewesen, indem sich jene schon früher angedeutete zweite Glaubensanfechtung für mich einleitete, welche im Gegensatz zur ersten nicht als Unglauben, sondern eher als Hypergläubigkeit mich bedrohte; immer aber lag — hier wie dort — autoritätswidriger Subjektivismus zu Grund.

Diese Sache bedarf jedoch näherer Beleuchtung, die ich mir auf einen andern Abschnitt verspare, und ich eile jetzt darüber weg, um zum Abschluß meiner Reise zu gelangen.

In München eingetroffen, stellte ich mich den Behörden vor und bald war meine Anstellung als freiwilliger Feldspitalmedikus auf Kriegsdauer mit Monatsgehalt von 66 fl. und dem Rang eines Regimentsarztes, d. i. Hauptmannsrang, in Ordnung gebracht. Als solcher war ich nicht, wie gelegentlich meines Doktorjubiläums in Zeitungen gesagt worden, wirklicher Bataillons- oder Regimentsarzt, sondern während die Glieder der regelmäßigen militärärztlichen Amtsordnung in den Büreaus und bei ihren jeweiligen Regimentern Dienst thaten, erhielt ich in der eigens für mich geschaffenen Stellung im Verlauf des Feldzugs die alleinige Behandlung der innerlich Kranken im Centralfeldspital und war als solcher auch Vorstand der Anstalt. (Die chirurgische Abtheilung gelangte nicht zu großer Wichtigkeit, weil unsere Armee zu keiner Betheiligung an Schlachten kam.) Der Kronprinz hatte mich sogar als Oberfeldspital-Medikus vorgeschlagen, aber man entschuldigte sich ihm und selbst mir gegenüber: beim Militär, wo Alles nach

der Anciennetät gehe, könne man die älteren Aerzte nicht so zurücksetzen; ohnehin überspränge ich durch Ausnahme die Stufe des Bataillonsarztes. Zur Erlangung meiner Stellung war mir die Geneigtheit der Lazareth-Inspektion (des Geheimrath Hartz, des Medizinalrath Deggl und Anderer) zu gut gekommen; besonders aber wurde sie dadurch ermöglicht, daß um Walther's willen viele Bataillons-, Regiments-, selbst Stabsärzte und solche die es seither geworden waren, die Hochschule zu Landshut besucht hatten und von dorther Alle von mir wußten und mir eine gewisse Berechtigung zu solcher Ausnahmsstellung zugestanden. Uebrigens war ich in den formalen Geschäften im Felde noch ganz unerfahren und die sofortige Uebernahme einer höheren Direktion hätte mich in nicht geringe Verlegenheit setzen müssen.

Zur Ausrüstung erhielt ich eine Gratifikation von 110 Gulden.

Fünftes Kapitel.

Feldzug nach Frankreich. 1815—1816.

1. Separatistische Eindrücke. Montargis.

Folgen der jüngst empfangenen religiösen Eindrücke; Sachlage; Sailer, Goßner, Boos; R.'s damalige Anschauung. — Reise nach Frankreich; religiöse und nationale Eindrücke u. s. w. — Montargis; Spital, Pflege durch Nonnen; Privatpraxis; des Kronprinzen Brief. Verschiedene Quartierherren, wieder Nationales. Ueber religiöses Leben. Anekdoten. Leerung der Spitäler.

Die eigenthümlichen religiösen Eindrücke, welche ich auf dem Schlosse von Freund K. v. G. bei Landshut empfangen hatte und wovon gegen Schluß des vorigen Kapitels andeutungsweise die Rede gewesen, gediehen zwar erst nach dem Feldzug zur vollen Entwicklung und zur Krisis; aber sie hatten mich veranlaßt, in München mit gleichartig Gesinnten noch vor meinem Abgang in's Feld zu verkehren, und unter diesem verstärkenden Einfluß mich genügend in Besitz genommen, um meine Anschauungsweise in vielen Dingen umzugestalten und nun auch im Feldzug das Urtheil über Land und Leute mit zu bestimmen. Es ist darum unerläßlich, schon hier ein Bild dieser Umgestaltung und ihrer Ursachen zu entwerfen.

Mehr als einmal habe ich in diesen Erinnerungsblättern von dem Schaden gesprochen, den das kirchlich religiöse Leben in Bayern seit dem Eindringen des Unglaubens erlitten hatte. Während ein, wenn auch geringer Theil des Klerus sich ganz diesem Unglauben ergab und,

von den Lenkern des Staatswesens begünstigt, vielfach die einflußreichsten Stellen besetzte, verknöcherte ein anderer Theil in einer unsäglich geistlosen Orthodoxie, die, wie seltsam dieß auch klingen mag, häufig doch wieder mit dem seichtesten Rationalismus versetzt war; die wahrhaft gläubigen und frommen aber sahen ihre Wirksamkeit in der bischoflosen Zeit gehemmt, auf die engsten Kreise beschränkt, und verschwanden hiedurch gar leicht vor dem Auge des oberflächlichen Beobachters, und wiederum ein Theil, mit Innigkeit am Glauben nach dessen subjektiver Seite festhaltend, verlor durch die Unterbindung des organischen Verkehrs mit dem obersten Hirten und Mittelpunkt der katholischen Einheit das lebendige Gefühl und die klare Anschauung vom Wesen und der unendlich wichtigen Bedeutung der sichtbaren Kirche. Es war begreiflich, daß man in solcher Zeit der Erkaltung, Verknöcherung und theilweise großen Sittenverderbniß auch Fühlung suchte mit warmgläubigen und sittenreinen Seelen außerhalb der Kirche; hier aber drohte die Gefahr eines einseitigen Spiritualismus, welcher zu wenig Gewicht legte auf das Geistleibliche im Christenthum, somit auch auf das Innigverbundensein mit dem Leib der Kirche, d. h. mit ihrer in der Hierarchie und den Gnadenmitteln gegebenen Erscheinung; dafür stellte man sich mit dem allgemeinen Glauben an Christus und einem sittenreinen Leben zufrieden. Nun bleibt es der Macht und Barmherzigkeit des Einen, an dessen Krippe die Engel dem guten Willen Friede gesungen, ja sicherlich unbenommen, die schuldlos von der Kirche Getrennten, und wären sie selbst Juden oder Heiden, auf eigenen geheimnißvollen Wegen mit dieser nach Seiner Anordnung alleinseligmachenden Kirche in Verbindung zu setzen; aber muß nicht des guten Willens erste Frage sein: „Was will Gott?“ Und wenn der Heiland

mit einem unermeßlichen Aufwand von Weisheit und Geduld seine Apostel herangezogen hat zu lebendigen Säulen seines Kirchenbaues und ihnen die Erlösungsschätze anvertraute, wird da dem guten Willen ein Tändeln mit der Frage, ob mit, ob ohne Kirche leben, noch möglich sein? Der da Leib und Seele erschaffen hat, der, zu beider Herstellung aus der Zerrüttung, selber die Menschheit mit Leib und Seele angenommen, soll nicht Er die richtigsten Mittel zur Herstellung erkannt und angeordnet haben? Was frommt dem wahrhaft Kranken alles Vertrauen auf den Arzt, wenn der Gebrauch seiner Arzneien verabsäumt wird?

Solche katholische Männer nun, denen bei großer Wärme und geistlichem Streben vielfach die geschichtliche Kenntniß von der Kirche und ihrer Entwicklung mangelte und die an wirklichem wie an vermeintem Aergerniß schweren Anstoß nahmen, geriethen in ihrem Eifer, diesem Aergerniß zu begegnen, auf irrige Bahnen. Es mag ursprünglich der Geist Gottes in Wahrheit gewesen sein, welcher den Einen und Anderen trieb, das scheinbar erloschene Geistesleben in sich und in den Mitmenschen neu zu erwecken; jedenfalls aber wurde in Mehreren dieser eifrigen Männer jener göttliche Geist, der Alle lädt, aber Niemanden zwingt, mit der Zeit durch einen Eigengeist und Eigenwillen derselben zurückgedrängt, und wo solches geschieht, da steht immer noch ein dritter Geist dahinter, welcher in seiner Bosheit und Ruchlosigkeit die Schwäche und das einseitige Treiben der Menschen zu deren Verderben ausbeutet. Und so kam es denn, daß jene Männer und ihre Anhänger bald mit Recht als „Separatisten“ bezeichnet wurden.

Der Hauptirrthum der Separatisten bestund also in dem einseitigen Gewicht, das sie gleich den Reformatoren

auf den Glauben legten, während die in bloß äußerlicher Kirchlichkeit Verknöcherten unter den Katholiken sich ohne Buße und Besserung durch das bloße Einverleibtsein in die Kirche für geborgen hielten.[1]) Die Separatisten sagten allerdings nicht mit Luther: „Glaube tapfer und sündige," sie betonten vielmehr mit großer Strenge die Nothwendigkeit sittlicher Erneuerung des ganzen Menschen in jenem Geiste des Glaubens; aber sie stellten diese Erneuerung zu ausschließlich dem subjektiven Verkehr des Einzelnen mit Gott anheim, und indem sie vom einheitlichen Organismus der Kirche sowie von ihren Gnadenmitteln, den Sakramenten, zu gering dachten und redeten, unterbanden sie gerade an der entscheidendsten Stelle, da wo es uns klar werden muß, warum das Wort Fleisch geworden, das Ineinanderwirken göttlicher Gnade und menschlichen guten Willens. Indem sie aber gleich den Reformatoren sogar den im Stand der Gnade vollbrachten guten Werken jegliches Verdienst absprachen, entzogen sie alsbald der so streng von ihnen geforderten Erneuerung des ganzen sittlichen Lebens einen insbesondere für den Anfänger unentbehrlichen Haupthebel.

Eine weitere Ausschreitung war, daß wenn sie auch nicht, wie vordem Huß, begehrten, man solle die gesetzliche Autorität jeder in Sünde lebenden Obrigkeit (der weltlichen selbst) als verwirkt erachten, sie doch meinten, es müßte jeder Sünder, ja selbst jeder Laue, jeder bloße Namenchrist ohne weiteres von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werden, und darum eiferten sie heftig wider die geistliche Obrigkeit, welche solchen Ausschluß unterließ — um so heftiger, wenn ihnen diese Obrigkeit den Ausschluß selber zu verdienen schien.

---

[1]) Ich rede hier nicht in's Blaue. In Deutschland so gut wie in Italien habe ich einzelne Priester und Mönche gefunden, welche ihr faules Gewissen mit solcher Kirchlichkeit zu beschwichtigen wußten.

Da die etlichen Führer des Separatismus zumeist Schüler von Sailer gewesen waren und dieser in der That die innerlich subjektive Seite des Christenthums immer mächtig betont hatte, wie es einerseits gegenüber den geistlosen Formelkatholiken, andererseits zur Bekämpfung des einströmenden Unglaubens nöthig war, so hat man ihn vielfach der Mitschuld an jenen Verirrungen geziehen. Es haben sich hierüber zweierlei Traditionen gebildet. Einige (z. B. der heiligmäßige Visionär, Pfarrer Handwerker) sprachen ihn vollständig frei und waren der Ansicht, in jener so gefährlichen Zeit habe Sailer denjenigen Weg der Milde und Klugheit eingeschlagen, welcher allein im Stande gewesen den größeren Theil der studirenden Jugend, insbesondere der Theologen, dem Glauben zu retten. Andere — und hier rede ich nicht von seinen entschiedenen Gegnern, sondern von solchen Kirchlichgesinnten, die ihn aufrichtig liebten und verehrten — Andere wollten bei voller Anerkennung seiner unvergleichlichen Verdienste um die Erhaltung des Christenthums in Bayern doch nicht läugnen, daß er hie und da etwas zu weitherzig gewesen bezüglich der kirchlichen Gesinnung. Von der einen oder anderen neuzeitlichen Flachheit, die man in dieser oder jener seiner frühesten Schriften finden will, hatte ihn bald die Kenntnißnahme der alten Mystiker befreit; hier aber, meint man, sei er nicht immer schadlos an den Klippen des erwähnten einseitigen Spiritualismus vorüber geschifft. Richtig ist allerdings, daß er sich für den Feuereifer seiner ehemaligen Schüler ursprünglich lebendig interessirte, wenn schon der spätere Verlauf der Sache ihn betrübte; aber wüßte man es nicht ohnehin, so weiß doch ich es aus Goßner's, des Separatisten, eigenem Mund, daß Sailer nicht nur den Separatismus, d. h. die Separation niemals gewollt hat, sondern daß seine

immer wiederholte Mahnung an die aufgeregten Freunde hierauf gerichtet war: „Euer Streben und Trachten nach Heiligung im Geiste Christi ist gut, ist trefflich; aber all' das bleibt euch möglich und unverwehrt, ja geboten, innerhalb der Kirche! Bleibet in der Kirche!" Jedenfalls, mag nun der herrliche Mann in diesem oder jenem Stücke zu weit gegangen sein oder nicht, Gott ließ es nicht zu, daß seine lautere, demuthsvolle und liebeathmende Seele dem Irrthum verfiel; vielmehr rang sie sich immer kräftiger zur Klarheit und kirchlichen Bestimmtheit hindurch, wofür ich, so Gott mir das Leben schenkt, noch später ein paar merkwürdige Belege beizubringen gedenke.

Anders war es mit dem ihm befreundeten Priester Johannes Goßner, welcher für München einen Mittelpunkt von „Erweckungen" zu innerlichem Leben bildete. Er war ein Mann des feurigen Eifers, dem Viele Vieles verdanken, aber nicht frei von einer Schärfe und Härte, die ihn mehr und mehr der Wahrheit und demüthigen Unterwerfung unter höhere Autorität entfremdete. Ob er sittenrein gewesen, wage ich nicht zu beurtheilen; jedenfalls sprach er mit seltsamer Nachsicht, wo nicht billigend über einen Fall sog. „Gewissensehe" an einem anderen Priester.[1]) Er zog viele mit der Dürftigkeit und Verkümmerung des damaligen religiösen Lebens unzufriedene Seelen an sich, darunter meinen Freund Pf., der denn auch mir schon früher von diesen innigsten Angelegenheiten seines Herzens oft gesprochen hatte, nicht ohne daß ich gar manchesmal opponirte. Ich fühlte damals keinen Zwiespalt zwischen mir und meiner Kirche. So war ich noch mit ungetheilt katholischem Herzen nach Berlin ge-

[1]) Merkwürdigerweise ermahnte gerade dieser sozusagen beweibte Priester seine Genossen, doch ja in der Kirche zu bleiben — ein Zeichen, wie verwirrt die Geister damals waren.

gangen, hatte dort, wie erwähnt, die Biographie und einen Theil der mystischen Schriften Taulers gelesen; das in die Tiefe Gehen, der dringende Anspruch auf Vereinigung des Innersten mit Gott, wie er darin niedergelegt ist, entsprach meinem Gemüth gar sehr und ich freute mich, diesen herrlichen Geist den Größen meiner Kirche beizählen zu dürfen. Als mich aber auf der Heimkehr ein Ausflug von Landshut aus nach dem Schlosse von Freund G. geführt, empfing ich daselbst den angedeuteten mächtigen und unerwarteten Umschwung.

Der bekannte Pfarrer Boos, der in Schwaben wegen separatistischer Gesinnungen und Lehren viele Anfechtungen erfahren hatte, war einem Ruf nach der Pfarrei Gallneukirchen bei Linz in Oberösterreich gefolgt, wo er auf eine ungehemmtere Wirksamkeit hoffte. Seine weiteren Schicksale sind bekannt, wie er, wegen seiner Lehre in Untersuchung gezogen, entfernt wurde, dann eine Pfarrei am Niederrhein erhielt und dort verstarb, ohne aus der Kirche getreten zu sein. Was mich hier beschäftigt, ist der Moment, wo er, die Geister mächtig erregend, Besucher von fern und nah nach Gallneukirchen zog, darunter meinen Freund K. v. G., welcher völlig umgewandelt nach seinem Schlosse zurückkehrte. Es hatte derselbe meines Wissens zwar immer bei zarter Gemüthsanlage ein ordentliches, rechtschaffenes und sittenreines Leben geführt, jedoch ohne höheren religiösen Schwung. Nun aber war ihm die innere Bekehrung gewaltige Lebensangelegenheit geworden. In einem neuen Geiste gelang es ihm, auf seine Untergebenen zündend zu wirken und seinen ganzen Hausstand — er war noch unvermählt — in diese erneute Gesinnung mit hinein zu ziehen. Nach Boos'schem Muster ward die Hausordnung umgestaltet, und gewiß war gegen das, was hier vor die Augen trat, an und für

sich nichts einzuwenden, vielmehr wäre es schwierig gewesen, sich dem ergreifenden Eindruck zu entziehen. Als er Röschlaub und mich umher geleitete, schien ich mir in eine bis dahin unbekannte Lebensluft versetzt; Alles im Haus war Zucht, Sittigkeit, Milde, Stille und dennoch Heiterkeit — ohne Merkmal, wie mir däuchte, von irgendwie scheinheiligem Wesen. Es war, als hätte Jeder nur Einen Zweck und diesen ganz unmittelbar vor Augen: die innere Heiligung, das völlige Eintauchen des eigenen Geistes in den Geist Christi. In diesem Sinne hielt der Gebieter ihnen täglich religiöse Vorträge, und wie hätte es mich nicht tief ergreifen sollen, Menschen, die nach eigenem Geständnisse bis vor Kurzem fast gedankenlos bezüglich der Ewigkeit dahin gelebt hatten, wie in einem Pfingststurme völlig umgewandelt zu sehen? Röschlaub verwunderte sich gleich mir, jedoch in aller Besonnenheit und ließ mit den Separatisten sich nicht ein.

Getränkt von diesen Eindrücken kam ich nach München und ließ es mir hochangelegen sein, noch vor meinem Abgang in's Feld mich tiefer in die bei G. gekostete Atmosphäre zu tauchen. Daß schon vor den Berlinertagen die Welt der alten Mystiker mir nicht fremd geblieben war, das zeigt was im Januar 1814 Freund Weigl in offenbar antwortender Form mir schreibt:

„Ich habe hie und da über die Lehren der Mystik nachgedacht und glaube einzusehen, daß die Gefahren der Selbsttäuschung nirgends größer und häufiger sein können, als rücksichtlich dieser innern, wiewohl an sich wahren und köstlichen Lebens-Theorie oder wie ich sie nennen soll; und in keiner Rücksicht erscheint mir das Bedürfniß einer Kirche größer als in dieser. Vielleicht habe ich, will's Gott, ein anderes Mal Gelegenheit, mich hierüber weitläufiger gegen Sie zu äußern. — So lange ich über Mystik noch denke und rede als über eine fremde Sache, die ich nicht aus innerer Er-

fahrung kenne, habe ich das Wahre noch nicht. Daß es aber eine Klarheit oder gar Evidenz dieser innern Kenntniß gebe, kann ich nicht bezweifeln. „Spiritus manifeste dicit" Tim. 4, 1. „Petrus vidit in Spiritu manifeste." Act. 10, 3.[1]) Möge uns Gott lehren und offenbaren, was die Sinne nicht wahrnehmen und der Verstand nicht ergrübeln kann."

Ich war mit meinen Mystikern auf gut katholischem Boden geblieben, und eine briefliche Aeußerung von Freund Pfetten vom 28. Februar 1814 zeigt, daß er mich damals nicht einverstanden wußte mit seiner zu spiritualistischen Vorstellung, das Gefäß sei gleichgiltig, wenn wir nur den kostbaren Inhalt besitzen, — als verhielten im Christenthum sich Form und Inhalt so unorganisch fremd zu einander wie Becher und Wein. Nunmehr aber ward durch Umgang mit separatistisch Gesinnten der Glaube an die Autorität der Kirche auch in mir erschüttert; zwar wollte ich ihr noch vor jeder Konfession den Vorzug geben, aber hiemit war sie mir nicht mehr „die Kirche". Ich wollte ihr anhangen, nur Mißbräuche sollten abgestellt werden, aber zu diesen Mißbräuchen ward Vieles gerechnet, was ich bald als untrennbar von der Kirche erkannte, wobei ich, beeinflußt von den Separatisten, mit der Zeit geneigter wurde, von ihr, der sichtbaren Kirche, gering zu denken, als mir einzugestehen, daß die betreffenden Dinge nicht wirklich Mißbräuche, sondern wesentliche und kostbare Bestandtheile des Christenthums seien. Es fehlte eben in dem bischoflosen Bayern vielfach das nöthige Gegengift, und des wirklichen Aergernisses an Priestern und Laien gab es immerhin genug.

Dabei übersah ich, daß wenn das Himmelreich sich mit auf der Freiheit des menschlichen Willens erbaut, auch Aergernisse unausbleiblich sind; daß wenn es

[1]) „Is vidit in visu manifeste?"

den Aposteln nicht gelungen, das Aergerniß fernzuhalten, diese Fernhaltung auch von der späteren Kirche nicht gefordert werden könne und sicherlich auch einem Goßner und Boos nicht gelingen werde; daß die Kirche eine Anstalt zur Heiligung sei, nicht aber eine Anstalt von lauter Heiligen sein könne; daß endlich, wenngleich man häufig mit Recht über zu milde Disziplin zu klagen habe, solches doch das geringere Uebel sei gegen eine zu ausschließende Strenge, bei der die Ausgeschlossenen meist rettungslos zu Grunde gehen würden, während die im Schafstall Verbliebenen Gefahr liefen, einem unerträglich selbstbewußten Dünkel der Heiligkeit zu verfallen. Nicht ohne höchste Kenntniß des menschlichen Herzens hat die Kirche den ausdrücklichen Ausschluß immer nur für seltene und dringende Fälle vorbehalten und in diesem Sinn im Konzil von Trient die Bischöfe ermahnt, nicht Schlächter, sondern Hirten zu sein. (Und wie verargt man es ihr, wenn sie einmal den Fall zur Ausübung ihres Exkommunikationsrechtes für wirklich gegeben erachtet!)

Vorderhand also machte ich diese Erwägungen nicht und ließ mich zu einer geringschätzig meisternden Stimmung gegen die Vorsteher der Kirche, allmählig auch gegen die katholische Lehre von der persönlichen Mitwirkung zur Seligkeit und von der wesenhaften Nothwendigkeit der Sakramente, sowie gegen die hohe Bedeutung des Primats für Erhaltung des Christenthumes hinreißen. An nicht wenigen Stellen meiner Briefe aus dem Feldzug finde ich nicht nur entschiedene separatistische Irrthümer, sondern auch einen mir jetzt widerlichen pietistischen Beigeschmack, womit ich freilich nicht jede Aeußerung des religiösen Ernstes darin bezeichnet haben will; jener Beigeschmack stimmt einigermaßen meine bis dahin ergebene Sprache gegen die Mutter zu einem gewissen belehrenden Prediger-

tone um und beeinflußt zugleich meine Urtheile über die allerdings vielfach trüben religiösen Zustände von Frankreich.

Bei den letzteren stund aber meine separatistisch gefärbte religiöse Anschauung in Wechselwirkung mit meinen theils berechtigten, theils durch die Verhältnisse überspannten Nationalgefühlen. Die lange maßlose Bedrückung durch die Franzosen, ihre unsägliche Selbstgefälligkeit und Geringschätzung der Deutschen, ihre oft hervortretende Glaubenslosigkeit, Frivolität und Sittenzerrüttung hatten jene gewaltige Reaktion in vielen deutschen Gemüthern hervorgerufen, wodurch die Befreiungskriege eingeleitet und ermöglicht wurden. Es ist nun begreiflich, daß bei dieser Reaktion wir nicht Alle sogleich und in allen Dingen das rechte Maß zu finden vermochten. Schon seit geraumer Zeit hatten unsere Forscher wie Schlegel, Görres u. s. w. uns bekannt gemacht mit der Herrlichkeit mittelalterlich deutscher Geschichte und Kunst; hochbeglückend war es uns, den so lang Gedemüthigten, in vielen Dingen uns des Vorzugs rühmen zu dürfen vor unseren übermüthigen Gegnern, und als endlich auch der Sieg zu unseren Fahnen zurückkehrte und wir, nach Frankreich vordringend, im Lande selbst viel Tadelnswerthes und Verwerfliches fanden, da gingen wir wohl oft, das sonst von uns selber bitter gerügte Uebel im eigenen Vaterland auf einmal vergessend, im scharfen Urtheil gegen die Fremde zu weit und schätzten zu oft ausschließlich nach der Oberfläche auch den Kern. Manches, was ich damals in die Heimath berichtet habe, möchte ich heute nicht mehr unbedingt unterschreiben. Ich hab' es schon in einem früheren Kapitel gesagt und wiederhole hier mit Bewußtsein: Jedenfalls unterschied sich die damalige deutsche Selbstüberschätzung von der heut üblichen durch den Umstand, daß sie wirklich des guten Willens war, sittlichen

Ernst zum Maßstab des Urtheils zu machen, und auch — mit wenigen, besonders im Norden auftretenden Ausnahmen — den Nationalhaß nicht zur Tugend stempelte, während die heutige den sittlichen Ernst nur heuchelt und die christliche Verbrüderung der Völker geradezu aufzuheben strebt.

Aus meinen Briefen gebe ich Bruchstücke, die ich nur soweit stylistisch ändere, als nöthig ist, um Wiederholungen zu meiden, Nebenumstände zu verdeutlichen 2c. Dagegen verdecke ich nichts am Geist meiner damaligen Anschauung.[1])

In den letzten Tagen des Juni brach ich mit einem Transport von Feldarzneien auf. Unser Weg ging durch Schwaben nach der Rheinpfalz. Noch in Bayern erhielt ich ein paarmal Quartier in Pfarrhöfen, wo meine neuen religiösen Eindrücke schnell zur Sprache kamen; die Pfarrer und Kapläne schienen zu schwanken zwischen der Ueberzeugung, daß Erneuerung des geistlichen Lebens bei uns vielfach noththue, und dem Bedenken vor der überschäumenden Art, in welcher dieselbe in Angriff genommen wurde. Einer der Pfarrer umarmte mich heftig; ein Kaplan meinte, Stolberg's Werk bestärke die Leute im Glauben an die Nothwendigkeit von Dingen, die nicht wirklich nothwendig seien. Damals bildete ich mir ein, der Kaplan könnte Recht haben. „Ich glaube," schrieb ich an Pf., „diesen dürfe man auch die bekannten Büchlein schicken" — nämlich Schriften, die von den Separatisten eifrig verbreitet wurden; zum Theil waren es gut katholische, die man in einseitiger Weise deutete und betonte.

Bei Friedberg gerieth im Abwärtsfahren unsere Kutsche unter der Leitung eines 14jährigen Jungen und ohne

[1]) Aus der Erinnerung Eingeschobenes wird hier durch den Unterschied des Druckes kenntlich gemacht.

Aufhaltkette mit reißender Schnelligkeit in's Rollen; mit knapper Noth konnte auf unseren Warnungsruf ein anderes Gefährt uns ausweichen, und hätten die Pferde nicht mehr Verstand gehabt als unser Kutscher, so wären wir seitwärts abgestürzt, aber sie rissen den schon gleitenden Wagen in die Höhe. Unterdessen kümmerte den Jungen nicht unsere Gefahr, sondern sein vom raschen Luftzug entführter Hut, der den Kopf mit entführt zu haben schien; denn er drehte sich nur immer nach dem Verlorenen um mit dem Ruf: „He Hansel, heb mir den Hut auf, heb mir den Hut auf, Hansel!"

In Harburg wohnte ich bei einem Juden. Es hieß, er besitze zweimalhunderttausend Gulden. Da eben Sabbath war, wurde ich nicht zum Besten bedient. Als ich für mein haarsträubend ekelhaftes Bett dreimal mein Verlangen nach frischem Ueberzug aussprach, versuchte die Judenfrau mit mir zu handeln, ob nicht das Wechseln Eines Leintuches genüge.

Sonst erhielt ich immer gutes Quartier und da wir auch königliche Pferde mithatten, die geschont werden sollten, kehrten wir häufig ein. Ich schrieb:

„Einige Leute, besonders Frauenspersonen, äußerten schon öfter ihr Mitleiden, daß man halt doch beim Militär viel auszustehen hätte. Ich sagte: Ja, ich kann es kaum mehr ertragen: täglich sechs Stunden im gestreckten Trapp in der Kutsche fahren, durch die schönsten Länder reisen, überall am Nachmittag die Merkwürdigkeiten der Orte und Gegenden besehen, Mittags vier, fünf Speisen essen, Wein trinken, in reinlichen Betten schlafen, sich um nichts bekümmern, für alles den Bedienten sorgen lassen, endlich nirgends etwas bezahlen, sondern den Monatsgehalt rein in die Tasche stecken: das ist ein trauriges, verzweifeltes Leben; man kann leicht dabei in die Hölle fahren; es ist mir auch sehr begreiflich, wie die Menschen dabei den Himmel ganz vergessen."

„Schwaben ist ein schönes, herrliches Land, ungemein fruchtbar, die Straßen voll Obstbäume. Warum legt man denn nicht auch bei uns mehr Obstbäume an? Es ist unverzeihlich. Die Menschen finde ich größtentheils sehr gutmüthig.“ —

Breit und majestätisch floß der eben hochangeschwollene Rhein bei Germersheim und ward von mir freudig begrüßt, dann ging's weiter nach Nancy, das mir von Franzosen als die schönste Stadt in Frankreich war bezeichnet worden. Hier hielten wir Rasttag und ich hatte Quartier bei einem angesehenen Mann. Viele deutsche Militärärzte glaubten den Franzosen ihre Stellung in der Armee nicht besser und kürzer angeben zu können, als mit dem Titel Officier de santé, und ahnten nicht, daß sie damit sich den untergeordneten Rang etwa eines Feldscheers beilegten. Für solch einen Officier de santé hielt mich denn ohne weiteres mein Quartiergeber und wollte mir einen Kameraden in's Bett legen, wogegen ich protestirte. Als er dann auf mein Ersuchen mich zu einem Arzte geführt und ich mit dem Kollegen mich auf lateinisch verständigte, da wuchs dem guten Manne der Respekt gewaltig, bis ihm vollends offenbar wurde, ich sei Docteur en médecine. „Ah, c'est autre chose!“ rief er und behandelte mich nun sehr achtungsvoll.

Da die Städte fast allenthalben schon mit russischen oder österreichischen Truppen überfüllt waren, so mußten wir nach unserm Rheinübergang elfmal in Dörfern übernachten, bis ich an den Ort meiner Bestimmung kam.

„Dorf Bouy hinter Troyes, 29. Juli 1815.

Liebste Aeltern, Schwestern und Freunde![1])

Der Friede des Herrn sei mit Ihnen, der Herr grüße, segne und erhalte Sie! Wie herzlich grüße ich Sie, Sie im

[1]) Die Briefe gingen als Circulare nach München, Landshut, Schwarzhofen und an andere Orte.

deutschen Vaterlande, ich im unheimathlichen, mir so entfremdeten Frankreich. Habe ich Ihnen gleich seit meinem Briefe aus Oehringen 9. Juli keinen schriftlichen Gruß mehr zugeschickt, tausendmal grüßte ich Sie doch im Herzen und in meinem Gebete.

Wir, mit unserem Transporte von 160 Mann und 21 Wagen befinden uns seit fünf Tagen in der Champagne, einer von Natur schon armen und unfruchtbaren Provinz, die durch Plünderungen und Durchzüge noch mehr verarmt ist. Heute und gestern sind wir in Dörfern, in denen die Einwohner, welche nicht vorher schon entflohen waren, bei unserer Ankunft sammt ihrem Vieh die Flucht in die Wälder ergriffen; (während wir Einen Hügel herabkamen, sahen wir sie auf einem jenseitigen davonziehen.) Wir mußten einige von den Flüchtlingen aufgreifen und durch diese den übrigen erklären lassen, daß ihre Häuser der Verwüstung preisgegeben würden, falls sie nicht in dieselben zurückkehrten. Ein Theil kehrte dann zurück. Da die Einwohner keinen Speisevorrath in den Häusern, ihr Vieh aber in den Wäldern haben und dieses nicht gutwillig herausgeben, so sind wir genöthiget, Soldaten in die Wälder zu schicken, um Schlachtvieh und Vorspannpferde zu suchen. So haben heut Nachmittag unsere Leute 3 Pferde, 2 Kühe und 3 Schafe eingebracht. Da wird es dann 8, 9 Uhr Abend, bis Mittag- und Nachtmahl zugleich eingenommen werden. Die Verweigerung des Unentbehrlichen macht die Soldaten schwierig, Hunger und Durst u. s. w. gibt Anlaß zu Diebstahl, Einbruch und häufigen Prügeleien; überdieß glaubt man hier, in Feindesland mehr fordern zu dürfen, da doch die erschöpften Einwohner nicht das Gewöhnliche zu leisten im Stande sind. Sie leiden viel, es ist wahr, aber doch bei weitem nicht so viel als die Deutschen, als namentlich die armen Sachsen gelitten haben. Damit tröste ich auch die Leute: „Ihr leidet sehr, aber euere Städte und Dörfer sind, wenige ausgenommen, nicht abgebrannt wie in Deutschland; euere Aerndte ist nicht zerstört wie in Sachsen — ihr habt den Feind noch kein Jahr lang bei euch; wir hatten euere Soldaten so viele Jahre." Nun wundert es die Leute, wie Deutschland habe so lang die Kriege aushalten können, das müsse ein reiches, reiches Land sein, sie könnten es kein Jahr lang ertragen, ohne ganz ruinirt zu sein. — Das ist gewiß, daß Leute, die bloß vom Weinbau leben, ärmer

sind als die Getreidebauenden; denn der Wein geräth etwa alle 3 Jahre einmal. — Ein anderer Umstand, der hier der Oekonomie schadet, ist die Nothwendigkeit der Pferde zum Pflügen. Weder hier noch in Lothringen pflügt man mit Ochsen; hier zwar spannt man nur 2, 3 Pferde vor, in Lothringen aber haben sie 6—8 vor Einem Pflug nöthig, so hart ist der Boden. Daher es auch schwer ist, Ochsenfleisch zu bekommen; fast nur Kühe schlachten sie.

Die Wohnungen auf dem Lande sind in der Regel viel besser als in Deutschland; mehrere, häufig sehr hübsch möblirte Zimmer, mehrere Kästen von hartem Holz, 6—10 Sessel, große Spiegel mit vergoldeten Rahmen, schöne Uhren, öfter Tapeten in den Zimmern der Bauern, Betten unter Baldachinen! Auch kleiden sich die Bauern, wie bei uns die Bürger; ich sah sammtne Beinkleider und Röckeln. Der größte Theil der Bauern trägt Zöpfe. Aber die Franzosen wenden gerne viel auf das Aeußere; der größte Reichthum vieler Bauern scheint mir in ihrem Hause, ihren Möbeln zu bestehen; ihre häufig vielen Pferde kann man aus dem oben erwähnten Grund nicht zu ihrem Reichthum rechnen, sie sind unentbehrlich zur Oekonomie; der Reichthum an Getreidefeldern, Schlachtvieh ist viel geringer als bei den deutschen Bauern, daher sie auch schon auf dem Hund sind, ohngeachtet sie den Feind kaum 1 Jahr in ihrem Innern haben. Indessen darf man ihren Klagen nicht trauen, denn sie sind pfiffige Kunden, noch viel pfiffiger als bei uns."

In einem Dorf war ich bei Leuten einquartirt, die gar jämmerlich thaten, als sei ihnen von den durchgezogenen Truppen der letzte Bissen vom Munde weggezehrt worden. Ich machte daher wenig Ansprüche und wurde demgemäß schlecht gefüttert. Nun hatte ich einen gewandten Gesellen zum Diener, einen ehemaligen Gerichtsdieners-Gehilfen, der mir öfter sagte: „Sie sind zu gutmüthig, Herr Doktor, glauben Sie doch den Leuten nicht alles auf's Wort!" So rief er auch hier mich heimlich ab und führte mich um's Eck des Hauses zu einem sorgfältig verstopften Kellerloch, räumte Stroh und Lumpen weg, und nun gickerte und gackerte, fluderte und flatterte es drinnen

von versteckt gehaltenem Geflügel. Dießmal wurde ich auch ärgerlich und lieferte an's Schlachtmesser, was noth that.

In einem der verlassenen Dörfer wohnte ich im ebenfalls menschenleeren Pfarrhof. Hier fand ich in einer großen Bibliothek sehr anziehende Sachen. Besonders hätte mich eine wunderschöne Duodezausgabe des neuen Testaments verlockt, sie mitzunehmen, und da verkündigt worden war, in den verlassenen Quartieren werde man plündern, so hätte ich keinen Raub begangen. Gleichwie aber jene Drohung amtlich nicht ausgeführt worden, so wollte auch ich meinem Gelüsten nicht nachgeben.

Zwischen St. Mikiel und der hübschen Stadt Bar-le-Duc sahen wir am Eingang eines Waldes mehrere Parteigänger, die in unserem Angesicht ihre Gewehre luden. Alle unsere Soldaten mußten auch laden, aber jene zogen sich in den Wald zurück. — In Troyes, der Hauptstadt der Champagne entzückte mich die Domkirche im „deutschen Styl," wie man damals glaubte die Gothik nennen zu dürfen. [1])

„Im Ganzen haben die Franzosen, und so auch die französischen Bauern, viel mehr Gewandtheit in der Behandlung der gewöhnlichen Lebensverhältnisse; sie wissen sich viel schneller in die neuen zu schicken und sie zu ihrem Vortheil zu benützen. Viele Bauernweiber hier fand ich so gewandt, so beredt, so artig und fein, als es bei uns nicht etwa die Bürgerfrauen, sondern nur die Damen aus höheren Ständen sind. Es hat somit das ganze Volk einen größeren Grad von äußerer Bildung erreicht; in dieser Bildung thun es die niederen Stände den höheren so ziemlich gleich; es gleicht auch ein Franzose so ziemlich dem anderen, man trifft nicht so viele Originale und

[1]) „Germanischer Styl" dürfte richtiger sein, da man außerhalb Deutschland, (in Frankreich, England, Spanien) die Gothik überall da in Blüthe sieht, wo germanisches Element zur Geltung gekommen.

Individualitäten, wie in Deutschland, — nicht so viele tief, innerlich und wesentlich Gebildete.“ [1])

„Aber so schlau der gemeine Franzose ist, so dumm und wie vor den Kopf geschlagen ist er in Dingen, die seine Eitelkeit kränken. Was erzählt man sich hier noch am 29., 30. Juli, was hat man sich vor wenigen Tagen noch in Nancy erzählt? Es sei grundfalsch, daß die Alliirten in Paris, Napoleon stehe mit einer Armee von 300 Tausend Mann bei Lyon, Oesterreich sei mit ihm verbunden, auch die Bayern ꝛc. Die Franzosen trauen ihren eigenen Augen nicht; sie halten es für ein Blendwerk, die Deutschen in Frankreich zu sehen, die so oft geschlagenen Deutschen; kamen sie vor $1\frac{1}{2}$ Jahren nach Paris, so geschah es durch lauteren puren Verrath der Marschälle und der alliirten und abgefallenen Fürsten des Rheinbundes.“

„1. August. Dorf La Celle St. Cyr (bei Joigny an der Yonne in Bourgogne.

Ein schönes, gesegnetes Land die Bourgogne, mit mehr Weinbergen als Ackerland. Hier sind die Leute nicht so verarmt wie in der Champagne; es gibt gut zu essen und guten Wein zu trinken, da wir dort nur herben, jungen und sauren bekamen, (von moussirendem nicht einen Tropfen.) — Die Einwohner finde ich auch hier, wie in den schon gesehenen Provinzen, — die Bauern so komplimentös, die Bäuerinen so damenhaft, daß ich oft in Versuchung komme, wenn einer oder eine in's Zimmer tritt, sie als Herren und Damen zu behandeln. Bei unserer Ankunft sagen sie: Salut oder Soyez le bien venu, lassen Wein

---

[1]) Indem ich den letzten Theil obigen Satzes auf sich beruhen lasse, als eine äußerst schwer nachzuweisende Sache, will ich auch bezüglich der geringeren Verschiedenheit der Individuen erinnern, daß der neue Ankömmling in einem Lande sich hierin sehr leicht zu täuschen vermag. Uns fällt an fremden Familien, Nationen zuerst das typisch ihnen Gemeinsame auf, das sie von Anderen unterscheidet; die feineren Abschattungen innerhalb dieses gemeinsamen Familien- oder Volkstypus entdecken wir erst nach und nach. Ein verdienter Künstler, Kalmuck von Geburt, gefiel sich in Deutschland recht gut, nur die unerträgliche Gleichförmigkeit der Gesichter machte ihm Pein: Einem wie dem Anderen fehlten gleichmäßig die hervorspringenden Backen-Knochen!

bringen und stoßen an: A votre santé, Monsieur. Einer sagte zu seiner 10jährigen Tochter: Eh bien, mon enfant, faites vos compliments à ce Monsieur, il faut l'aimer, puisqu'il est notre ami et qu'il est venu nous donner la paix. So schlau sind sie und so sprechen Viele. Wir sind ihre Alliirte! — Was mir in Frankreich sehr wohl gefällt, ist, daß man den Unterschied der Stände wie in gesellschaftlicher Bildung, wie in Sprache und Kleidung, so auch im Benehmen nicht so spürt wie in Deutschland; Knecht und Bauer machen nicht viel Komplimente mit ihrem Maire oder ihren Adeligen. Deßohngeachtet gehorchen sie in Sachen die geboten sind."

Da ich an einer Stelle meines Briefes erzähle, zwischen Saargemünd und Nancy hätten einige unserer Soldaten übel gewirthschaftet, geplündert, zerstört und zerschlagen, — an einer späteren aber „zur Ehre unserer Truppen" nachtrage, „daß von Nancy an die Mannszucht sehr strenge, fast überstrenge war," — so wird es wohl auf jener ersterwähnten Strecke gewesen sein, daß in einem Quartiere der Hausherr, der mich und einen anderen Militärarzt für Russen hielt, uns in den Keller führte, wo man bis zum Knöchel in ausgelaufenem Weine waten konnte; darin lagen noch Scherben, Flaschenkrägen u. s. w. Es seien Mrs. les Bavarois, die so gehaust hätten; das seien überhaupt schreckliche Menschen; dagegen Mrs. les Russes, die müsse er loben! Ob er den Stiel etwa umgedreht hätte, wenn er uns als Bayern erkannt? Als wir Abschied nahmen, fragten wir, ob er mit uns zufrieden sei. „Ueber die Maßen! Ja, wenn alle Einquartierung so wäre!" — „Nun, wir sind Bayern; denken Sie also nicht Uebles von allen Bayern!" Bevor er von seiner Bestürzung sich erholt hatte, waren wir fort.

Uebrigens wenn hier die Bayern gerechten Tadel ernteten, so vernahm ich an anderen Stellen auch lebhaftes Lob derselben, als der ordentlichsten unter den

deutschen Bundestruppen, und zwar als ich, nach Abgang der Alliirten, ohne Uniform das Land durchreiste, mir also Niemand konnte zu Gehör reden wollen. Ja es hieß, die Urheber der geschehenen, ihnen zur Last gelegten Verwüstungen seien gar nicht sie gewesen, sondern die Württemberger. Am meisten ward Klage geführt über die Preußen, nicht bloß über Forderungen der Regierung, sondern über Ausschweifungen und übertriebene Anmaßungen der Einzelnen, besonders der Unteroffiziere. Ja, drei altpreußische Offiziere versicherten mich, die preußischen Truppen hätten in Frankreich ärger gehaust, als die Franzosen in Preußen. Diejenigen aber, die sich dieser Ungesetzlichkeiten schuldig gemacht, hieß es dann wieder, seien nicht Alt-, sondern Neupreußen gewesen. (Im Jahr 1866 waren es umgekehrt die Altpreußen und etliche verpreußte sächsische Kleinstaatler, die sich bei uns in Bayern am unangenehmsten gemacht haben sollen, während die in Böhmen länger stationirten Westfalen gutes Zeugniß empfingen.) Das meiste Lob hörte ich unter sämmtlichen Alliirten in Frankreich den Russen ertheilen. Man sieht, wie schwer es ist, sich ein richtiges Gesammturtheil zu bilden. Selbst wenn man absieht von allen schiefen und unwahren Berichten, so bleibt das was der Einzelne erfährt, doch eine nur zufällige Mosaik von Bruchstücken der Wahrheit. Aber soviel vernahm ich Günstiges über das Betragen meiner näheren Landsleute, daß ich im unvollendeten Stück eines Briefes nach Berlin geschrieben finde:

„Ich habe mich . . . bei Eingebornen, Offizieren und Aerzten erkundigt. Sie wissen, daß einige Tage vor meiner Abreise von Berlin ein Major oder Oberst an der Liedertafel voll Salbung erzählte, wie daß die Bayern in Frankreich „unermüdet im Rauben und Stehlen“ gewesen seien, — „unermüdet, unermüdet,“ wiederholte der salbungsvolle Mann. Es ist falsch! Säß' ich an der Liedertafel ihm gegenüber, so

würde ich nicht schweigen, wie ich damals that, weil ich ihn nicht widerlegen konnte."

„Ueber die sittliche, religiöse und politische Stimmung der Franzosen kann ich noch kein gründliches Urtheil fällen; denn die Sittlichkeit und Religion fallen nicht so in die Augen wie die Sitten. In den Religionsbekenntnissen scheint mir der gemeine Franzose, trotz des mangelnden Priesterunterrichts während der Revolution, doch mehr unterrichtet zu sein, als ein großer Theil der Einwohner des katholischen Deutschlands. Der Bauer liest hier mehr, theilt sich häufiger mit; in jedem Bauernhause fand ich mehrere Bücher religiösen Inhalts; darunter die Bibel mit Erklärungen. Wenn ich mit ihnen vom Christenthum sprach, so sagten sie, sie wären nicht bloß Christen, sondern Katholiken. Die Priester, die ich sprach, klagten sehr über Abnahme der Sittlichkeit seit der Revolution. — Ein Theil der Franzosen will Napoleon und spricht es sogar aus; ein anderer will der Aeußerung nach den König; ein dritter weder den einen noch den anderen."

Der Ort der Bestimmung sowohl für den Feldtransport, mit dem ich reiste, als für mich selber war Montargis mit dem bayerischen Hauptquartier, wohin wir zu Anfang August gelangten. Es war dieses die zweite Stadt des Departements Orleans, Sitz eines Unterpräfekten, damals 10,000 Einwohner zählend und ehedem von einem festen Schloß beherrscht, von welchem ein französischer Marschall gesagt haben soll, er getraue sich von demselben aus ganz Frankreich zu erobern. Hier kam Mme. Guyon, die fromme Freundin Fenelons zur Welt; davon schienen mir aber die Leute nicht mehr viel zu wissen; außerdem war Montargis die Heimath jenes Ritters von Aubry, dessen Hund im Zweikampf des Gottesurtheils seinen (des Aubry) Mörder zu Boden gestreckt und so zum Schuldbekenntnisse gezwungen.

Kaum angekommen, erfuhr ich, daß ich das Schicksal haben sollte, mit anderen Aerzten nach Epinal an der

Grenze von Elsaß zurück zu wandern. Aber auf meine Erklärung, daß ich von der Regierung den Auftrag hätte, nach beendigtem Kriege nach Paris zu gehen, also wünschte, in dessen Nähe zu sein, versprach mir der Oberdirektor der Militärspitäler, Dr. Eichheimer, dem ich alsbald vorgestellt wurde, mich am Ort zu verwenden, von wo man in Einem Tag nach Paris kommen konnte, und schon am dritten erhielt ich hierüber bestimmte Entschließung und die selbstständige Behandlung der Spitalabtheilung für innerlich Kranke.

Anfänglich schien es mir, daß die Spitäler nicht sehr gefüllt sein würden, denn es gab schier mehr Aerzte (nämlich bei den Regimentern), als Patienten. Dieß aber änderte sich bald; unser Spital (d. h. meine Abtheilung und die des Dr. Fleschuez) wurde, als am Sitz des Hauptquartiers gelegen, zum Hauptfeldspital, ja es kam zu uns nach und nach wohl ein Drittel der Armee,[1]) theilweise allerdings mit leichten äußerlichen Krankheiten, z. B. der Krätze.

Schon nach wenigen Tagen stieg die Zahl meiner Patienten. Da wir Mangel an Raum hatten, so stunden in den meisten Sälen die Betten so eng, daß man nur mühsam mit seitwärts gewendetem Körper zwischen den langen drei Reihen sich durchschieben konnte. Bald wurden in einem Saal von 19 Kranken 17, in einem von 31 das Drittel, in jedem der 8 Säle Einzelne vom Nervenfieber ergriffen. Meine Praktikanten und Krankenwärter geriethen in Schrecken, einige der letzteren machten sich davon. (Fünfzehn unter den Nervenfieberkranken bekamen große Geschwülste der Ohrdrüsen und dadurch Köpfe wie der Passauertölpel; von ihnen starben jedoch nur zwei.)

---

[1]) Die Schreiberin schließt aus anderen Notizen, daß es heißen solle: zwei Drittel.

Ich gebot nun, Tag und Nacht Thüren und Fenster ununterbrochen offen zu halten; als ich spät Abends aus meiner ziemlich entfernten Stadtwohnung wieder in's Spital kam, fand ich in einem Saal Alles verschlossen und von fünf Wärtern vier schlafend. Diese erweckte ich mit gewaltigen Ohrfeigen, und in meiner Gegenwart mußten alsogleich Thüren und Fensterflügel ausgehoben und auf den Speicher gebracht werden. Von diesem Zeitpunkte an milderte sich nicht nur die Gewalt des Typhus in den von ihm Befallenen, sondern es wurden auch nur mehr Wenige von den Neueingebrachten davon ergriffen.[1])

Als providentiell mußte ich es betrachten, daß ich schon als Student, in voller Jugendkraft und in der mütterlichen Pflege den Typhus durchgemacht; sowohl in Vohenstrauß als in Montargis wäre mir derselbe weit leichter gefährlich geworden. Und so schrieb ich denn:

„Ich glaube nicht, daß mir das Nervenfieber mehr eins versetzen werde, theils weil das Mittel des Luftzugs gefunden ist, theils weil ich keine Anlage mehr zu haben scheine. Denn ich habe täglich 7—8 Stunden in den Krankenzimmern zugebracht. Da gegenwärtig sich die Zahl der Gefährlichen vermindert und ich mich in den Charakter der Krankheit hinein-

---

[1]) Maurus Schenkel hat mir erzählt: Als Pfarrer mußte er einst eine arme Kranke auf einem Dorfe bei Regensburg mit den heiligen Sterbsakramenten versehen; die Stickluft im Zimmer nöthigte ihn das Fenster zu öffnen, und bald darauf sagte die Frau: „O Hochwürden, ich mein', ich bin schon gesund, seitdem das Allerheiligste gekommen ist." Das Häuschen hatte kurz vorher eine Ueberschwemmung durch die Donau erlitten und die Feuchtigkeit war durch Mangel an Lüftung zur Krankheitsursache geworden. Wie wichtig die immerwährende Erneuerung der Luft nicht nur bei Nervenfiebern, sondern in allen Gesundheits- und Krankheitszuständen sei, hat sich dem Volk noch immer nicht genügend eingeprägt, wenn es auch bei den Aerzten wieder zu größerer Geltung gekommen ist.

beobachtet habe, so genügen täglich 4—5 Stunden Aufenthalt in den Sälen."

Außer dem Typhus herrschte auch die Ruhr. Die Soldaten lungerten häufig in den Weinbergen herum, und da Viele des Traubengenusses völlig ungewohnt waren, erkrankten sie um so leichter am Uebermaß. Ich schrieb an die Generalität, es wäre gut, die Leute fleißig exerciren zu lassen, damit sie im Müssiggang sich nicht überäßen, dagegen durch Bewegung um so besser verdauten, und es wurde auch auf meine Vorstellung Rücksicht genommen; einstweilen aber verderbten die Ruhrkranken die Luft in den Sälen genügend, daß ich einst, da ich ohnehin unwohl war, wie vom Blitze getroffen zu Boden fiel, hinausgetragen wurde und das Spital eine Woche lang meiden mußte. In München wurde erzählt, ich sei **todt** am Krankenbett umgefallen. Zu Ohnmachten neigte ich zwar mein Lebelang, hier aber war es kein Wunder; nur wer es erfahren hat, weiß, was es um die Atmosphäre in einem Saale von Ruhrkranken ist. —

Einmal schreibe ich:

„Der Posten, auf dem ich bin, ist gerade der mir angemessene; ich behandle ganz unabhängig meine Kranken und habe herrliche Gelegenheit zu beobachten; gastrische Krankheiten in der Auszeichnung wie hier sind mir mein Lebtag nie vorgekommen; es scheinen mir die Stollischen Epidemien wiederzukehren; dann verlarvte und begleitete Wechselfieber, z. B. mit Apoplexie oder Lungenentzündung." [1])

---

[1]) **Anm. der Schreib.** „San Sie niet der Herr Ringseisen-Muck?" redete ein kranker Soldat, der als Landsmann aus „Schwoarzhof" sich zu erkennen gab, den Doktor an, der aber den Eltern und Bekannten des Mannes mit dessen Grüßen die tröstliche Kunde geben kann, derselbe habe nur die Krätze und sei im Uebrigen kreuzwohlauf.

Ein Soldat siechte hin an Heimweh. Ich versprach ihm, frühere Entlassung zu erwirken, aber es war zu spät, er konnte den Glauben an seine Heimkehr nicht mehr fassen und starb. Dieses entsetzliche, zehrende Uebel ist im Felde, wenn es einen höheren Grad erreicht hat, schwer zu heilen, weil der davon Ergriffene weiß, wie schwer es hält, ihn, der fremden Sprache unmächtig, durch Feindesland heimzuschicken. Soll man ihm einen zweiten Mann zur Hülfe mitgeben? Wollte man dieß im einzelnen Fall auch gewähren, so würde erst recht das Uebel in der Armee sich verzehn- und verhundertfachen.

Gleich in der ersten Zeit zu Montargis spielte mir ein Militär-Apotheker einen niederträchtigen Streich. Ich verordnete einem Soldaten eine starkwirkende Arznei und war überrascht, am nächsten Morgen auf meine Frage, wie oft sie ihre Schuldigkeit gethan habe, vom Kranken die Antwort zu vernehmen: Nicht ein einzigesmal. Bei verstärkter Gabe gleiche Erfolglosigkeit bis zum nachmittäglichen Besuche. Nun verkostete ich das zubereitete Mittel; keine Spur des charakteristischen starken Salzgeschmackes. Ich verkoste die Arzneien an den benachbarten Betten und sieh', alle schmecken völlig gleich. Nun rufe ich den Feldapotheker herbei und halte ihm die Sache vor. „Ja," erwiderte dieser unwirsch, „wenn man all' das Zeug machen wollte, was Sie verschreiben!" Ich hatte aber wohl Rücksicht darauf genommen, daß bei so übermäßiger Krankenzahl man in den Verordnungen nicht so eingehend individualisiren könne, wie in ruhiger Zeit. Erbost fuhr der Mann fort: „Ich bin schon im polnischen und russischen Feldzug mitgewesen und weiß, was Gebrauch ist. Ich habe die Erfahrung, daß die Herren Aerzte selber an ihre Kunst nicht glauben und i ch glaube a u ch nicht daran. Der Herr N." (ein Nichtbayer, der noch jung

eine höhere Anstellung als bayerischer Militärarzt erhalten hatte) „ließ nur die Schwer- von den Leichtkranken absondern und dann verordnete er Infusum radicis valerianae — *cum* naphta für die Abtheilung rechts, *sine* naphta für die Abtheilung links.“ — Ich fragte einen Stabsarzt, der unter dem Genannten im polnischen Feldzug gedient hatte, und er bestätigte die Thatsache. Offenbar hatte nun der Apotheker meine Rezepte gar nicht gelesen, sonst hätte er bei der Verstärkung der Dosis denken müssen, daß man ihm könne auf die Schliche kommen.

Diese Erfahrung lag mir mit im Sinn, als ich später — und schon vor der Apothekerordnung vom Jahre 1842 — es als sehr wünschenswerth bezeichnete, daß ein Apotheker wohlhabend, ja reich sei, damit er minder in Versuchung komme, zu fälschen oder zu großen Nutzen zu nehmen.

In einem besonderen Theil des Spitalgebäudes wohnten barmherzige Schwestern, welche ohne Zweifel in Friedenszeiten hier das Feld ihrer Thätigkeit hatten. Bald stellte ich die Anfrage, ob sie geneigt seien, die Pflege bei uns zu besorgen; anfänglich trugen sie Bedenken, doch als man am Ort mich näher kennen gelernt, da wurden sie zutraulich und erfüllten meinen Wunsch in so trefflicher Weise, daß ich allen Grund besaß, mich des gestellten Ansinnens zu erfreuen. — Bekanntlich hatte noch die republikanische Regierung in ganz Frankreich Nachfrage gehalten, welcherlei Krankenpflege und Verwaltung sich als die beste bewähre. Von denjenigen Orten, wo Nonnen die Schreckenszeit überlebt und sich wieder zum Dienst eingefunden hatten, kam einmüthig der Bericht, sie seien die weitaus vorzüglichsten. Auf dieses hin ließ der protestantische Minister Chaptal die Einführung der barmherzigen Schwestern in die Spitäler sich angelegen sein

und in der Folge übernahm die Mutter des Kaisers das Protektorat.

Bald erhielt ich außerhalb des Spitals eine Praxis, die sich schnell ausdehnte und in den zwölf Wochen meines Aufenthalts mir viel Beschäftigung gab. Nicht nur aus der Stadt, sondern aus einem Umkreis von 5—6 Stunden kamen die Patienten; bald gab es ein Krebsgeschwür auszuschneiden, bald einen Wasserbruch, bald dieß bald jenes; „die Staaroperation ist vorüber," schreibe ich einmal, „der Kranke sieht vortrefflich, Gott sei Dank!" Aber auch viele unheilbare Krüppel wurden dem fremden Doktor zugeschickt. Ein Dichter, Mr. B., der, mit gichtischer Augenentzündung behaftet, aus Mangel an gehöriger Behandlung schon ein Auge verloren hatte, und dessen übriggebliebenes ich an Entzündung kurirte, beschenkte mich mit allen seinen dichterischen Werken. Ich fürchte aber, daß ich sie nie gelesen habe. Einer wahnsinnigen Frau, die nackt auf die Gasse gelaufen war mit dem Rufe „Vive l'Empereur", erregte ich durch eine Salbe von Brechweinstein, am ganzen Körper eingerieben, einen allgemeinen heftig juckenden Ausschlag und zugleich versetzte ich sie durch Eingeben von Brechweinstein innerlich in einen Zustand fortwährenden Brechreizes ohne wirkliches Erbrechen. Hierdurch erzielte ich nicht nur eine körperliche, sondern auch eine moralische Ableitung, indem sie ihre Gedanken auf gar nichts anderes zu wenden vermochte, als auf ihr augenblickliches körperliches Elend. Diese Behandlung setzte ich eine Woche fort, sie genas, und die Familie schrieb mir nach Paris und später nach München, daß die Heilung eine bleibende sei.

Auch sonst wurde ich von einheimischen Aerzten bei Patienten höheren Standes zu Rath gezogen; Andere meiner französischen Kollegen ärgerten sich: „Was hat er

denn Außerordentliches gethan, daß alle Welt zu ihm läuft? Es ist bloß die Neuheit.“ Und sie hatten Recht. Es waren sicherlich weniger meine medizinischen Heldenthaten, als meine beispiellose Wohlfeilheit, welche die Leute anzog, so daß ich in der ersten Zeit den Meinigen schrieb, sie würden sich irren, wenn sie aus meiner Praxis schlössen, daß ich mich bereicherte, vielmehr habe von etlichen Hundert Patienten, die freilich meist zu mir in's Haus kamen und in der Mehrzahl wirklich arm waren, nur Einer gezahlt (einen Thaler). Gewöhnlich lautete die Anrede: „Tout le monde dit, que vous êtes si connaissant et si charitable.“ Aus der Stadtpraxis freilich erwuchsen mir mit der Zeit einige Goldfüchslein; aber auch hier hätte noch Mancher genug goldenes Gedächtniß zu einem Reisegeld für mich haben können, der sich nicht dazu geneigt erwies, und begehren mochte ich nichts. Indessen trug mir die Praxis doch sonst mancherlei Vortheil ein. Am wichtigsten blieb mir die Erinnerung, daß man mir, dem Arzt aus dem feindlichen Heer, allen Ernstes Anträge gemacht hat, am Ort zu bleiben; ich müßte ja einsehen, daß ich große Praxis bekäme. Ja ich schrieb mit Humor den Meinigen, es sei mir die Sache auf's Gewissen gelegt worden, ich wäre es der Menschheit (der französischen?) schuldig; ja es schiene mir schon zum guten Ton geworden (so gut er in der Provinz sein könne) nicht ohne mich zu sterben oder zu erblinden. Daß die Deutschen bessere Aerzte, überhaupt besser unterrichtet seien, mehr Literaturkenntniß besäßen, tiefer in die Wissenschaft gingen, das gaben die Franzosen zu. Aber, meinte ich, durch andere Reden derselben geärgert, das macht den Menschen nicht, sondern die liebenswürdigen Manieren; auch haben die Deutschen gar keinen Geschmack, wissen ihre Bücher nicht anzufangen und nicht zu enden, verstehen überhaupt kein Buch zu machen u. s. w.

Der in diesen Blättern schon einmal erwähnte Exprälat von Priefening, P. Rupert Kornmann, hatte mir durch Dr. Baierhammer, ich weiß nicht welches Buch anvertraut, um es unserm Kronprinzen zu übergeben.[1]) Da ich S. k. Hoheit nicht im Hauptquartiere traf, überschickte ich es ihm mit einem Brief, worin ich für seine Verwendung um meine militärische Anstellung dankte, und erhielt folgende Antwort:

„Mich freut sehr, mein Herr, daß durch meine Verwendung uns ein würdiger Mann mehr geworden ist, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen mir sehr angenehm sein wird. Ich wünschte, Sie drückten meinen Dank aus dem von mir hochgeschätzten Verfasser des übersandten Werkes. Wäre Freifrau v. Arnim des berühmten Savigny Schwägerin, die vor dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1809 und während demselben zu München gewesen, so vergessen Sie nicht, wenn Sie ihr schreiben oder sie sprechen, auszurichten, welches Vergnügen mir ihr gütiges Andenken gewährt. Verbleibe Ihr Ihnen wohlgeneigter Ludwig, Kronpr. Paris den 31. August 1815.“

„Ich wohnte bisher (Anfang September) bei einem Notaire, der sich sorgfältig gehütet hat, mir nur einmal mehr vorzusetzen, als streng vorgeschrieben ist, häufig aber auch das mir nicht gab. Ohngeachtet ich täglich drei Bouteillen Wein fordern konnte, aber stets nur eine trank; ohngeachtet ich meinen Herrn Bedienten (welcher wieder zwei Domestiken hatte) verabschiedete und keinen neuen nahm, also die Leute erleichterte; ohngeachtet ich kein Frühstück begehrte (wie es doch gewöhnlich ist), sondern

---

[1]) Die „Sibylle der Zeit“, in deren drei Bänden Anführungen aus berühmten Schriftstellern aller Epochen schildern was sein soll und was nicht, sandte mir der Herr Prälat schon früher, um sie als Zeichen seiner Achtung Savigny zu überreichen. P. Kornmann hatte wegen seiner literarischen Arbeiten einen Namen im ganzen katholischen Deutschland. Ein Singspiel von ihm: „Die guten Unterthanen,“ ist in Regensburg unzähligemale, besonders von Studenten aufgeführt worden.

im Spital frühstückte: so bekam ich doch nie einen Tropfen guten Wein, selbst am Tag des heiligen Louis nicht, einem Nationalfest der königlich Gesinnten — und mein Notaire, gleich Frau und Kindern in Paris geboren, war eifrig königlich — nur lauter herbe, wässerige Tisane, täglich zweimal dieselbe leere Fleischbrühe zu Mittag und Abend, dann versottenes Rindfleisch, Kaninchen- oder Kalbsbraten (beides mir zuwider), Birnen, bisweilen mehr oder minder reife Pfirsiche; Abends, was Mittags übrig blieb. Dieser schlechten Kost hatte ich wahrscheinlich zum Theil meine Krankheit zu danken. Sechs Wochen ertrug ich es hier, (endlich konnte ich die Lapins nicht mehr aushalten;) als ich gestern auf der Municipalität, wo der Vater zweier kleinen weiblichen Augenkranken meiner Praxis, ein Beamter, mit zu Gericht saß, eine andere Wohnung begehrte, da wußte man nicht, wie man sie mir vornehm genug anweisen sollte; man gab mir ein Billet als „Médecin en chef“ und schickte mich zum ehemaligen Souspréfet, unter Bonapartes Regierung die zweite Person im Departement, seit dem 18. August seiner Dienste entlassen. Hier ging es hoch und gewaltig her; was ich vorher zu wenig gehabt, hatte ich zu viel. Das war also doch ein Vortheil, den ich aus meiner Stadtpraxis gezogen. Dabei war es mir interessant, die politischen Gegensätze zu beobachten.“

Der Souspréfet, als der erste Mann der Stadt, war, versteht sich, aufgeklärt; desgleichen sein Sohn, seine Schwiegertochter. So bestritten sie denn auch die Möglichkeit von Geistererscheinungen. Ganz ernsthaft fragte ich einmal mit finsterer Miene: „Soll ich Einen beschwören?“ . . . „Um Gotteswillen nein,“ riefen sie entsetzt, ich sah ihnen ganz darnach aus, als ob ich's im Stande wäre . . . „Aha,“ lachte ich triumphirend, „also Sie glauben daran.“ —

In den Ruf nach deutscher Einigkeit stimmte ich aus voller Seele ein, meinte aber damals wie heut nicht eine auf unmoralischen Grundsätzen aufgebaute Einigkeit oder eine der Geschichte, dem Recht und der Vernunft in's

Gesicht schlagende Gleichmacherei der verschiedenen deutschen Reiche. In diesem Sinne schrieb ich:

„Wer noch nicht überzeugt ist, wie nothwendig uns Deutschen feste Einigkeit und Vergessen aller kleinlichen Eifersucht, der, wünsche ich, möge ja nach Frankreich kommen. Wie sie noch trotzen, im Gefühle der Stärke ihrer politischen Einheit) denn gegen uns sind Königliche und Bonapartisten rc. alle einig) und wohl wissend, daß wir deutsche Esel und Bärenhäuter auch in Ewigkeit nimmer einig werden, immer einander die alten Sünden vorrupfend, obwohl man uns schon so oft mit Kolben gelaust und die Einigkeit eingebläut hat. „Rächen wir uns nicht, unsere Kinder werden es thun," so sagen sie, und wahrhaft, sie werden wieder nach Deutschland kommen, wenn wir uns nicht alle in einen Bündel zusammenthun. „Glaubt ihr," sagen sie, „wir dulden von euch das, was ihr von unseren Soldaten erduldet, wir eine Nation, von euch einer Provinz? Wir sind 20 Jahre lang bei euch gewesen, wir wollen euch nicht rathen, ein Jahr, ja nur ein halbes bei uns zu bleiben. Sind wir gleich entwaffnet, der gewöhnlichen Waffen beraubt, es gibt noch andere; kommt es dahin, so werden wir zwar noch mehr leiden als gegenwärtig, allein von euch würde keiner entrinnen und wir sind dann gerächt." Also sprechen sie, um Gotteswillen! Ich antworte zwar, versteht sich, doch darf ich nicht Alles sagen, was ich denke, denn ich habe mit meinem Spital noch hier zu bleiben, wann auch unsere Soldaten schon abgegangen sein werden, — habe übrigens deßwegen nichts zu fürchten, weil ich schon ziemlich bekannt und beliebt bin, und meine Armenpraxis täglich zunimmt. — Es ist zwar gewiß, daß die Franzosen uns durch Drohung schrecken wollen; indessen ist nicht Alles leere Drohung. — In der That macht es ihnen Ehre, daß sie sich nicht lange wollen drücken lassen; unser aber ist die Schande, die wir, neidisch und deßwegen durch getheilte Kraft geschwächt, auf uns herumtreten und herumstampfen lassen."

Die nämliche Gottheit, welche heute so Viele vor dem Altar des Preußenthums niederwirft, der Erfolg, dazu das vermeinte vaterländische Interesse und leider auch der persönliche Eigennutz (schnelles Avancement und dergleichen für das Vaterland hochwichtige Dinge)

hatten damals viele unserer bayrischen Offiziere zu Gunsten Napoleons benebelt. Wie heute ein falsch verstandenes, vielmehr ein bloß vermeintes Deutschthum,*) so beherrschte solche damals ein übelangebrachter, weil selbstsüchtiger bayrischer Partikularismus und mich machte es bitter, wenn es schien, als wollten dergleichen Leute lieber die Franzosen nochmal bei uns im Lande sehen, den glücklich hinausgeschlagenen Einfluß derselben verewigen, als den Groll gegen Preußen zu lassen. Meine Meinung war, ein kleineres Unrecht dem Bruder verzeihen sei ja doch leichter, als ein größeres vom Ausländer dulden. Das hielt ich in meiner Begeisterung für unmöglich, daß jener Bruder noch einmal Anstalt machen könnte, uns zu drosseln.*) Uebrigens schrieb ich ein andermal:

„Der große Vortheil dieses Krieges ist, daß in Zukunft jede Verbindung einer deutschen Macht und besonders Bayerns mit Frankreich nicht bloß unvolksmäßig, sondern auch gegen die Neigung des Soldaten ist. Denn alle bayerischen Soldaten, die früher den Franzosen nicht feind waren, sind es jetzt geworden."

---

*) Spätere Anm. der Schreib. Nachdem diese Erinnerungen in den hist. pol. Blättern erschienen waren und zwar Obiges 1875, machte ein Berichterstatter in einer bekannten historischen Zeitschrift 1883 zu den beiden hier mit Sternchen bezeichneten Stellen in Klammer den Ausruf: (1875!!) und wiederum: (1875!) Wir wollen dem Staunenden erklären: Unter echtem, nicht vermeintem Deutschthum würde Ringseis ein solches verstanden haben, das nach Recht und Gerechtigkeit strebt. Und was das Weitere anlangt, war er nicht der Meinung, daß Erfolg und glorreiche Siege an und für sich ohne Reu und Leid ein Begangenes sühnen. 1875 und was vorausging macht 1866 nicht ungeschehen. Und der Kulturkampf, stellt er vielleicht eine Liebkosung vor, die der mächtigere deutsche Bruder dem minder mächtigen läßt angedeihen?

„Montargis den 15. Oktober 15.

Theuerste Aeltern, Schwestern und Freunde!

Der Friede des Herrn sei mit Ihnen. Ich grüße Sie alle aus innerem Herzensgrund und freue mich der Stunde, in der ich mein deutsches Vaterland wieder betreten und Aeltern, Schwestern und Freunde wieder sehen werde. Wie will ich mich niederwerfen, wenn ich wieder auf deutschem Grund und Boden stehe, und Gott danken, und entzückt die erste deutsche Scholle küssen! Denn hier kann es unser einem nicht wohl werden, hier weht eine Luft, die keiner deutschen Brust behagt. Alle Deutsche hassen, verachten oder ertragen sie, immer halten sie sich für die erste, gebildetste, unbesiegte und unbesiegbare Nation.[1]) Glaubt ihr etwa, daß sie bei Leipzig seien geschlagen worden, oder in der Schlacht beim „Schönen Bund"? oder hie und da und dort? O ihr Narren und Leichtgläubige! Sie haben sich hie und da zurückgezogen wegen Verrath, wegen lauterem, purem Verrath. In der Schlacht bei Leipzig haben 40,000, sage vierzigtausend Sachsen und ich weiß nicht wie viele Tausend Bayern die französische Sache verrathen und sind übergegangen ꝛc. Und in der Schlacht bei Belle Alliance haben französische Generale selbst den Kaiser verrathen; welche Generale? je nun, das wissen sie selbst so genau nicht. „Hi hi hi, hi hi hi," wie haben sie gelacht über meine Unwissenheit, der ich in meiner deutschen Einfalt wirklich glaubte, sie wären in diesen oder jenen Schlachten geschlagen worden. „Wie ich nur so etwas glauben könnte, Franzosen von Deutschen geschlagen!" — Ob sie denn die Deutschen nicht für tapfer hielten? „Für groß wohl" (das will sagen plump), „aber so tapfer wie die Franzosen? — das wäre doch ein wenig stark." Wenn ich fragte, ob sie es denn unbilliger fänden, daß die Deutschen alle Länder deutscher Zunge, z. B. deutsch Lothringen[2]) und Elsaß mit Deutschland vereinigen wollten, als daß ihr Kaiser Hamburg, Bremen ꝛc. mit Frankreich vereinigte,

---

[1]) Im Brief sind die 4 Beiwörter in Steigerung unterstrichen von einem bis zu 4 Strichen.

[2]) Der deutschredenden Ortschaften gibt es in Lothringen allerdings heute nur wenige mehr, obschon die Lothringer großentheils deutschen Ursprunges sind.

was gaben sie zur Antwort? „Ob wir nicht gleich auch Paris nehmen wollten; ihr Kaiser habe Deutschland erobert und darum das Recht gehabt, es mit Frankreich zu vereinigen.“ Wir aber haben Frankreich nicht erobert? „Hihihi, hihihi!“ Ja was haben wir denn, wie sind wir denn hereingekommen? „Hihihi, hihihi“ — Der Kaiser Franz? „Ist ein Tropf“ (un lâche). — Warum? „Weil er sein eigen Blut“ (den Romulus) „verrathen hat.“ [1]) Sie sind voll Ungeduld über unsern langen Aufenthalt und drohen mit weiß Gott was allem. „Was sie denn sagen würden, wenn wir Deutsche auch 20 Jahre in Frankreich blieben, als lange ihre Landsleute in Deutschland waren?“ — „Hahaha, sie, Franzosen, würden so was nicht leiden, wir wären zuletzt doch nur Deutsche, wir haben einen breiten Rücken zum Tragen“ (wie die Ochsen; wir sind zum Tragen und Ziehen geboren). — Und wäre dieß etwa bloß des Pöbels Meinung? Ach nein, dessen Meinung in diesen Stücken ist noch zehnmal so dick und massiv, es ist die herrschende Meinung, so denken die Souspréfets et famille. Daß es einzelne Ausnahmen gibt, ist kein Zweifel; aber jenes ist die herrschende. Ich habe hier durch meine ausgebreitete medizinische Praxis mehr Berührungen als jeder meiner Landsleute mit den Franzosen, und habe mich ziemlich umgesehen. Neulich war ich bei einer obrigkeitlichen Person hier zu Gast mit fünf Maires aus der Gegend. Die Frau eines Maire machte mir das Kompliment, daß ich gebildet wäre (fast) wie ein Franzos; aber, setzte sie hinzu, die Franzosen waren auch viele Jahre in Bayern. So sind die Franzosen nur so lange und deßwegen so artig und manierlich gegen die Ausländer, als und weil sie glauben, die ganze Welt sei in ihre liebenswürdigen Manieren ꝛc. verliebt und alle Welt wolle von ihnen lernen und nach ihnen sich bilden. Sie schließen das daraus, weil jede deutsche Mamsell französisch plappert und auf jedem Lauskamm „Paris“ steht. Sobald man sich herausnimmt,

---

[1]) Der Souspréfet, sein Sohn und seine Schwiegertochter fanden es barbarisch, daß Kaiser Franz den Gemahl seiner Tochter bekriege. „Er hat noch,“ entgegnete ich, „viele Töchter in seinem Reich, die ihm ebenso am Herzen liegen müssen, darum bekriegt er den Mann der Einen.“

selbst etwas sein und bedeuten zu wollen, so gerathen sie in ein naives Erstaunen, und sagen einem mit den zierlichsten Worten, den unschuldigsten Zweifeln und Phrasen die dicksten Sottisen, dergleichen ich oben anzuführen die Ehre gehabt habe.[1]) — Unser Spital ist drei Monate hier, und noch haben wir die geforderten (600) Leintücher und Hemden nicht alle erhalten, unsere Kranken liegen Wochenlang im Schmutz: so wissen sie hinterlistig immer die Lieferungen zu hintertreiben oder zu verzögern.

Was ich auf dergleichen Aeußerungen antworte? (Ich hielte es für einen Verrath an der Ehre meines Vaterlandes, gegen solche, wenn gleich sehr zierlich vorgebrachte Sottisen zu schweigen.) Ich antwortete auf den ersten Punkt, daß sie die erste, große Nation seien: „Was macht die wahre Größe einer Nation, nicht wahr, Religion, Tugend, Rechtlichkeit, uneigennützige Vaterlandsliebe, Forschen nach Wahrheit und nach den höchsten Gütern &c.? Uebertrefft ihr darin die anderen Völker, namentlich die Deutschen? Ihr waret eine kurze Weile politisch groß; daß aber euere politische Größe nicht auf den einzig haltbaren Grundpfeilern beruhte, beweist der schnelle Umsturz derselben. Was sind euere Manieren, euere feinen Sitten, von denen ihr sagt, daß die ganze Welt sie nachahme? Ein schlechter Ersatz, und ein schlechter Mantel für den Mangel höherer Güter.[2]) Glauben euere Landsleute nicht, sie hätten schon alles, weil sie diese Manieren haben? Sind diese Manieren nicht Lug und Trug? Was braucht der innerlich Gute und Tüchtige viel äußeres Wesen? Hatten der Herr Jesu Christ und die Apostel dergleichen Manieren? Ihr findet es ja gar unhöflich von uns, daß wir den Herrn Jesu Christ und den lieben Herrgott dutzen? ... Daß ihr euch einbildet ihr wärt

---

[1]) Erinnern übrigens die französischen Rodomontaden nicht an die heutigen Berlinaden? Sieger und Besiegter sprechen freilich verschieden, aber der Geist ist hier derselbe.

[2]) Ich weise zurück auf das was ich eingangs des Kapitels gesagt habe, daß meine Auffassung der französischen Zustände in verschiedener Rücksicht eine einseitige gewesen. Daß aber nicht Alles an meinen Klagen unbegründet war, ergibt sich aus den angeführten Thatsachen.

die größte Nation, kommt von euerer Unkenntniß der übrigen Völker her. Von dem, was außer Frankreich vorgeht, wißt ihr nichts, die deutsche Literatur kennt ihr gar nicht, wie könnt ihr über sie urtheilen? Wenn sogar die Stimmführer unter euch, z. B. der Moniteur, so unwissend sind, um zu behaupten, der König von Preußen habe in London preußisch gesprochen, was soll man von den übrigen denken? (Hier fragte mein Hausherr, der Unterpräfekt: „Was sprechen denn also die Preußen für eine Sprache?") Wenn sie über die Oesterreicher und Preußen schimpften, in der Voraussetzung, daß ich das gerne hörte, so sagte ich: „Ich bitte Sie, zu bedenken, daß die Oesterreicher und Preußen Deutsche sind, und daß ich mich auch zu den Deutschen zähle. Was den Kaiser Franz betrifft, so sichert gerade die That, wegen der ihr ihn verachtet, ihm die bleibende Verehrung von Deutschland und der Nachwelt. Und mit welcher Inkonsequenz verachtet ihr ihn! Ihr tadelt euern König, daß er das Wohl seiner Dynastie dem Wohl und Willen des ganzen Volkes vorziehe? Müßt ihr also nicht den Kaiser Franz loben, daß er stark genug war, die Wünsche und das Wohl seines Volkes, das laut den Krieg gegen Frankreich verlangte, vor dem Wunsche seiner Tochter zu berücksichtigen? — Ihr sagt, ihr seid nicht besiegt, so wie wir es nicht waren, denn nur unsere Armeen waren geschlagen, nicht das deutsche Volk; oder wenn ihr uns besiegt nennt, so seid ihr es auch mit dem nämlichen Rechte zu nennen" ... Ich versichere Sie, daß man sich durch solche Reden in Respekt setzt."

„17. Oktober. Gestern wurden die Friedensbedingnisse bekannt; Frankreich verliert eine halbe Million Einwohner, zahlt (?) Millionen Franken ꝛc. Ganz Deutschland ist über diesen Frieden mißvergnügt, weil wir Elsaß und Lothringen nicht erhalten. Die Franzosen klagen über furchtbares Unrecht, sprechen von Rache, die ihre Kinder nehmen müßten eines so schimpflichen Friedens willen ... ... Viele schreiben, was ich für die armen Kranken thue, einer besonderen Vorliebe für die Franzosen zu. Als ich daher einmal äußerte, es sei ganz natürlich, daß alle Länder deutscher Zunge, also auch Elsaß ꝛc. mit Deutschland vereinigt werden, sagten meine Wirthsleute: Est-il possible que vous désirez cela, *puisque vous aimez tant les français, pour leur faire tant de bien?* ...

Die Freunde aus Nürnberg grüße ich aus voller Seele. Und nun Gott empfohlen ... Liebe und Gebet gegen und für Euren Nepomuk."

Anstatt das einseitige Prinzip der Nationalität zu betonen, hätte ich freilich besser gethan, auf die List und Ungerechtigkeit hinzuweisen, durch welche das Elsaß uns einst geraubt worden und welche uns doppelt berechtigte, das wiedereroberte festzuhalten. An eine schnöde Behandlung der wieder mit uns vereinten Brüder dachte ich aber auf keinen Fall.

Noch hebe ich folgende Briefstelle aus:

"... Ich habe in einem früheren Briefe geschrieben, daß ich mein Urtheil über die Religion der Franzosen zurückhalten wollte. Ich muß gestehen, daß es damit sehr schlecht aussieht. In Deutschland halten die katholischen Christen doch noch auf die Werke und den äußern Gottesdienst; hier trifft man auch das wenig. Die Kirchen stehen leer, nur von einigen Frauen besucht. Von den Priestern, die ich gesprochen, scheinen die Meisten Bossuet vor Fenelon zu ehren. Gegen Letzteren haben sie etwas."

Meiner damaligen Meinung nach stellte der französische Klerus den Papst zu hoch. Man weiß aber, daß Frankreich und seine Geistlichkeit weit öfter am Gallikanismus krankte als an übertriebenem Ultramontanismus.

Ad vocem Fenelon: Unter mehreren Gliedern seiner Familie (Salignac de la Mothe) die ich kennen lernte, befand sich ein Offizier, welchem München in gutem Andenken geblieben war. Denn als er einmal mit einem Kameraden nach Mitternacht dort angelangt war, da hatte die aus dem Schlaf geweckte Wirthin zum schwarzen Adler sie beide mit so rührender Freundlichkeit empfangen, selber in der Küche für ihre Verköstigung gesorgt und Alles aufs beste zurichten lassen, daß es ihm unvergeßlich blieb.

Nebenher hielt er auch was Rechtes auf das bayerische Bier.[1])

Zu Anfang Oktober fing man an unsere Spitäler auszuleeren, das von Montargis nach Joigny, Auxerre und Sens, das von Orleans und Pithiviers nach Montargis. Unser Aufenthalt hierselbst neigte also zu Ende. Der früher ertheilten Genehmigung gemäß gedachte ich aber nicht mit der Armee zurück zu kehren, sondern wenigst auf einige Wochen nach Paris zu gehen und ward angewiesen, bis zur Auflösung des Spitals in Montargis zu bleiben, zuvor aber, sobald sich durch Evakuation der Krankenstand dort mindere, die Leitung des Spitaldienstes vom Herrn Ob.-Feldsp.-Chir. Dr. Adam Fleschuez zu übernehmen. Von Paris aus hoffte ich, nach Deutschland zurückkehrend, die noch nicht gesehenen Universitäten Göttingen, Marburg, Heidelberg und Tübingen zu besuchen.

„19. Oktober. Gestern feierten der Stabsarzt Strasser (der ein sehr kenntnißreicher Arzt), Dr. Kronen, die Brüder Adam und Thomas Fleschuez und ich auf dem Zimmer des Letzteren seinen Abschied von hier bei Elfer Rheinwein. Es wurde viel gesungen und angestoßen, unter andern und zwar vor allen andern auf die Gesundheit des Herrn Hofrath Röschlaub. Keiner von uns dachte daran, daß der 18. Oktober sei. Nun so ward er unwillkürlich gefeiert und zwar bei deutschem Wein."

---

1) Es fällt mir dabei ein, wie ich in Landshut einmal mit Bruder und Kameraden spazieren gehend, etliche von der norddeutschen Küste herabgekommene Portugiesen aus Napoleons Heer begegnet, angeredet und auf mein Zimmer zu Bewirthung mit Bier und kalter Küche geladen hatte; auf mein Bedauern, ihnen keinen Wein vorsetzen zu können, erwiderten sie: „O hätten wir daheim ein Getränk wie dieses, wir wollten auf den Wein verzichten!" Aber es war auch Bier von dazumal.

2. Paris. Abgang aus Frankreich.

Abschied von Montargis; die Einwohner; Aufforderung; süßes Gift. Hochzeiten. Ueber Fontainebleau nach Paris; Adressen, Patienten. Beim Kronprinzen. Quartiere. — Pariser Aerzte. Die Stadt; Patriotisches. Berichtigung. Bekanntschaften, Anekdoten. Reise an die Grenze.

„Paris, den 30. Oktober 1815.

Liebste Aeltern 2c.!

... Den 24. habe ich das Spital, das ich in den letzten Tagen allein besorgte, gänzlich ausgeleert, und die Kranken vorwärts nach Joigny geschickt. Den 25. ging das 11. Regiment von Montargis ab, und ich blieb allein zurück, der einzige Bayer und Deutsche. Ich ging nicht mit dem Regiment, weil ich in den letzten geschäftvollen Tagen nicht Zeit hatte, meine Sachen zu ordnen, und weil ich wußte, daß für mich gar keine Gefahr sei, einen Tag länger zu bleiben. Denn die Einwohner waren mir zugethan . . . Mehrere haben mir am Tage vor meiner Abreise noch mit Thränen gedankt. Ein französischer Oberster der Artillerie, dem bei Dresden der Schenkel zerschmettert wurde und der in der Folge den Beinfraß bekam, ein junger unterrichteter Mann, ließ mir durch seine Schwester eine schöne goldene Uhrkette mit goldenem Schlüssel überreichen, 4 bis 5 Louisdor von Werth. Dieser, mit dem ich öfter über die Religion Christi Worte zu wechseln hatte, sagte zu mir: Wenn das, was Sie hier für die Kranken gethan, Folge Ihrer Religion ist, so habe ich alle Achtung vor derselben. Ich rieth ihm, der nach philosophischer Ueberzeugung strebt, St. Martin zu lesen, den weder er noch in Frankreich irgend Jemand, womit ich davon sprach, nur dem Namen oder dem Titel seiner Werke nach kannte. Vom Vater meiner zwei kleinen Augenkranken bekam ich vier Louisdor.

Ich ging den 25. auf die Municipalität, um einen Vorspannwagen für den folgenden Tag zu begehren, den man mir mit der größten Höflichkeit zusicherte. Ueberall, wo ich an diesem Tage noch Visite machte, fand man sich geschmeichelt durch das Vertrauen, das ich den Einwohnern bewies dadurch, daß ich noch einen Tag ganz allein in ihrer Mitte blieb.[1])

---

[1]) An diesem Einen Tag, den ich nach Abzug der Truppen noch in Montargis zubrachte, wurden daselbst etwa ein Dutzend bis

Mein Hausherr setzte alten Wein auf, und die immer reichlich versehene Tafel war es an diesem Tage noch mehr. Man wollte mich fühlen lassen, daß man in Frankreich den Reisenden vom Soldaten unterscheide, und wie zuvorkommend man jenen behandle. Doch konnten sie nicht unterlassen, unter alle diese Artigkeiten einiges süße Gift zu mischen. So z. B. sagten sie scherzend, daß der kleine Enkel meines Hausherrn, von 16 Monaten, vielleicht einmal die Ehre haben würde, mich in Bayern zu sehen und den Besuch zu erwidern. Ich entgegnete, ebenfalls scherzend: Eigentlich wären wir Deutsche noch Schuldner an die Franzosen; denn sie hätten uns während zwanzig Jahren die Ehre ihres Besuches geschenkt, den wir minder artige Deutsche nur auf einige Monate erwidert hätten; übrigens sei ich den Franzosen zu gut, als daß ich wünschen sollte, sie möchten anders denn bloß wie Reisende kommen; ganz Deutschland sei seit einigen Jahren wie ein Igel, ganz borstig und stachlig von Speeren, sobald sich ein Feind nähert, es sei daher schlechterdings unmöglich, etwas dagegen zu gewinnen, jeder Versuch von Seite Frankreichs, Deutschland zu verkleinern, müsse daher die Verkleinerung Frankreichs nach sich ziehen." Diese letzte Aeußerung, die allgemeinen Waffenübungen in Deutschland betreffend, brachte sie ein wenig in Verzweiflung. Sie kamen wieder auf die Preußen, und zwar zu ihrem Nachtheil zu sprechen. Ich entgegnete: „Ich halte Sie für viel zu gerecht und für viel zu einsichtig, als daß Sie ein Volk tadeln sollten, das so viel Nationalsinn gezeigt hat, somit eine Tugend, wegen der man vorzüglich die Franzosen rühmt, ein Volk, das aus Liebe zum Vaterland alles geopfert hat; wenn Sie die Preußen nicht lieben, was nicht möglich ist, so können Sie ihnen doch Ihre Achtung nicht versagen rc." Mein Hausherr und mehrere baten mich, ihnen von Paris oder aus Bayern zu schreiben.

Ich fuhr in einer sogenannten Patache, einem viereckigen, inwendig mit Sammt bekleideten Kasten, über Nemours nach Fontainebleau."

In dieser Stadt, wo ich noch bayerische Truppen fand, hatte ich Quartier bei zwei alten Fräulein, Schwestern,

---

dahin verschobene Hochzeiten theils aus der Stadt, theils vom Lande gehalten, wobei sie mit Musik durch die Straßen zogen.

welche sich höchlich verwunderten über meinen geringen Brodverbrauch; in Rußland, betheuerten sie mir, sei die französische Armee durch den Mangel an weißem Brod zu Grunde gegangen. Sie erzählten mir aber auch, zum schönsten Glück ihres Lebens gehöre es, daß sie während der Gefangenschaft des heiligen Vaters Pius VII. in Fontainebleau täglich seiner heiligen Messe beigewohnt hätten.

In Essone waren noch Sachsen und Preußen. Ich wohnte bei einem Müller von 48 Jahren, die Frau war 40 alt, beide aber von jugendlichem Aussehen, beide wahrhaft schön; hier war ich recht lustig, der Müller ein fröhlicher Geselle, er sang und ich sekondirte. Auf der Municipalität, wo ich wieder eine Patache begehrte, drückte mir der Mann, mit dem ich zu thun hatte, freundlich die Hand: „Oh comme vous êtes doux!“ und fuhr fort: „Ja, wenn alle Soldaten so wären! Sie sollen gutes Quartier haben und morgen um halb 7 Uhr wird ein gedeckter Wagen bei Ihnen halten.“ Gesagt, gethan, zur rechten Zeit stund eine sehr gute Kutsche, mit zwei Pferden statt Einem, vor meiner Thür, meine Müllersleute nahmen freundlichen Abschied und fort ging's nach Paris, wo ich denselben Tag (28. Okt.) um 11 Uhr ankam.

Verschiedene meiner Patienten in Montargis hatten mir Adressen an Verwandte mitgegeben und so fuhr ich denn gleich mit einem Fiaker zu einem Kaufmann (in der Rue St. Honoré, glaube ich), der mich sehr freundlich empfing, mich mit altem Wein bewirthete, und sogleich wurden mir zwei Augenpatienten vorgeführt und mir versprochen, mich zu einem dritten zu bringen; dieser dritte wollte dem Arzt, der ihn heilen würde, 60,000 Franken bezahlen; „ich werde ihn aber wahrscheinlich auch nicht heilen,“ meinte ich, und da mir nichts erinnerlich ist von

einer Einnahme von 60,000 Franken, so war meine Prophezeiung, wie es scheint, eine richtige.

„Gestern hörte ich, daß unser Kronprinz noch hier sei und heute, den 30. abgehe. Ich ward ihm durch seinen ersten Adjutanten, Major Baron Gumppenberg vorgestellt, mit noch sechs andern Offizieren vom Generalstab; er sprach mit jedem derselben einige Worte, und auch mit mir, über Frau von Arnim u. s. f., und schoß wie ein Pfeil wieder zur Thür hinaus.

Ich wohne hier über 4 Treppen (84 Stufen) in einem elenden Zimmer; es ist aber noch golden gegen ein daranstoßendes, worin ein verabschiedeter spanischer Offizier wohnt, (den ich öfter Guitarre spielen hörte;) das Bett nimmt fast die ganze Breite seines Zimmers ein, und aufrecht stehen kann man nur in Einer Richtung, nämlich wo das Dach die Zimmerwand berührt."

Nach 4 Tagen wurde ich von Amtswegen einquartirt bei einem gutmüthigen Mann, einem Spielwaarenhändler, der alle seine Waaren aus Nürnberg bezog und erst vor'm Jahr dort gewesen war. Aber hier befand ich mich zu weit von den Spitälern und so quartirte ich mich den 11. November freiwillig wieder aus und miethete in der Vorstadt St. Marceau ein Zimmer um 17 Franken monatlich; in Wien und Berlin wäre es theurer gewesen.

Auch an berühmte Pariser Aerzte und Chirurgen hatte ich von meinen Patienten zu Montargis Adressen erhalten, so an Larrey, Pinel, Dubois, Royer-Collard, Dupuytren, wodurch mir der Vortheil erwuchs, daß z. B. Letzterer in der Klinik mich stets an seine Seite nahm. Pinel sprach mir mit großer Hochschätzung von den deutschen Aerzten, namentlich ihrer vorzüglichen Diagnostik (wie ich denn überhaupt in Frankreich sagen hörte: „Il faut tomber malade en Allemagne et casser la jambe en France.") Mit dem Tyroler „Swediaur", einem beliebten Pariserarzt, speiste ich bei

Eichhorn, den er damals behandelte, und besuchte ihn. Larrey, Napoleons ärztlicher Begleiter nach Egypten, von diesem der ehrlichste Mann der Armee genannt, fand ich nicht nur vertrauenerweckend, sondern auch von gewinnender Freundlichkeit. Er gab mir die herzlichsten Grüße mit an Sömmering, mit dem er persönlich bekannt war. In einem Werk über Truppenverpflegung im Feld hat auch er die diätetische Trefflichkeit des bayerischen Biers und die Vorliebe der französischen Soldaten für dasselbe hervorgehoben. Ob außerhalb unserer etlichen brauenden Klöster das bayerische Bier wohl noch jene diätetischen Vorzüge hat? Auffallend ist es, daß zur Cholera-Zeit unsere Münchener Franziskaner der allgemeinen Nachfrage nach ihrem unverfälschten, kräftigen Trunk gar nicht genügen konnten; und hier wurde der Eifer der ächtfärbigsten Ultramontanen beschämt und überboten durch die hingebende Toleranz der ausgemachtesten Liberalen. Ich glaube, daß die Verschlechterung unserer Biere zum großen Theil mit herrührt vom Aufhören der Konkurrenz mit den ehemals zahlreichen Klosterbrauereien, die fast ausnahmslos ein vortreffliches Getränk lieferten.

„Paris, 11. November 1815.

... Ich bin nun vierzehn Tage hier und habe in dieser Zeit so vielerlei gesehen, daß ich meine, es sei schon ein halbes Jahr, . . . wahrhaft viele tausend und tausend Gegenstände. Was die Lebendigkeit betrifft, so ist selbst Wien mit Paris nicht zu vergleichen. Gegen 4000 (in Wien 700) Fiaker sind in beständiger Bewegung, die dreimal so große Zahl der eigenen Wagen nicht gerechnet."

Obwohl noch ohne Mithülfe von Gas, glänzten doch schon damals am Abend die Kaufläden in reichster Beleuchtung, aus zahllosen Spiegeln widerstrahlend, und fing der Hauptbesuch derselben zu einer Stunde an, in der man sie bei uns zu schließen pflegte, ja vielfach noch pflegt.

Von den Sammlungen der antiken Statuen sowie der Gemälde war sicherheitshalber der bessere Theil bei Seite geräumt, so daß kein Vergleich mit den mir bekannten in Deutschland möglich war. Vier Gemälde von David und eins von Gérard glaubte ich dem Besten, was ich gesehen, an die Seite setzen zu dürfen. Ob auch das Musée des monuments français unvollständig war, das weiß ich nicht, aber es schien mir damals so gar viel Vortreffliches nicht zu enthalten.

„Wir Deutsche können zuverlässig mehr tüchtige Kunstwerke aufweisen; Nürnberg und Augsburg allein haben mehr hervorgebracht, als das ganze Musée enthält. Davon mich überzeugt zu haben, ist mir die Reise nach P. schon unschätzbar. O deutsches Land, was bist du für ein herrliches Land; nun ich das gerühmteste Ausland kenne, wie schätze ich dich um so mehr!"

Ich gab zu, daß die Stadt Paris viele einzelne Schönheiten besitze, die prächtigen Straßen an der Seine, die freundlichen Boulevards, die stattlichen Plätze, verschiedene schöne Paläste und Kirchen, z. B. das Pantheon (wogegen mir Notre-Dame wie ein unorganisches, unzusammenhängendes Gebäude vorkam); im Ganzen aber und von der Höhe betrachtet, wie dieß vom Pantheon aus geschieht, machte die Stadt mir den Eindruck eines ungeheuren Steinhaufens; unbefestigt, wie sie damals noch war, verlor sie sich in die anstoßenden Dörfer und die übrige Natur, ohne dem Auge einen befriedigenden Abschluß zu bieten; dazu der Mangel an hervorragenden Spitzen, Kirchen, Thürmen, die das Ganze beherrschen. „Was ist dagegen Prag für eine Stadt!" meinte ich.

„Die Stadt ist zwischen Royalisten und Bonapartisten getheilt. Die Franzosen werden noch lange nicht ruhig sein, und als Viele sagten, die Deutschen würden wohl nicht mehr nach Frankreich kommen, so erwiderte ich, die Deutschen hätten ein Sprüchwort: Alle guten Dinge sind drei."

Ich besuchte bald das Theater und sah Talma. In der Rolle von Heinrich IV., dann des Radamist von Crebillon entsprach er meinen Erwartungen durchaus nicht, aber als Hamlet, welch' eine wundervolle Darstellung! Bekanntlich verbot das französische Theater-Comment, einen Geist auftreten zu lassen; die Art aber, wie Talma-Hamlet vor der (hinter der Kulisse gedachten) Erscheinung sich entsetzte, halb in's Knie brechend seinem Freund in die Arme sank und doch unverwandt nach dem Entsetzlichen hinstarrte, war vielleicht erschütternder, als wenn wir das Gespenst zu Gesicht bekommen hätten.

„Paris, 16. November 1815.

... Ich habe hier so viel zu thun und zu sehen, daß ich noch kaum recht zu mir gekommen bin. Wenn ich nur schon wieder fort wäre! Indeß will es der Himmel schon, daß ich noch sechs Wochen hier hafte. Dann sei mir wieder gegrüßt, hehres deutsches Vaterland mit deinen hohen dunklen Wäldern, deinen herrlichen Strömen und Ufern, deinen erfrischenden Wiesen, deinen himmelhohen Bergen und deinen biedern Bewohnern; o wären sie noch die alten! Wahrhaftig habe ich mich noch nie so nach der Heimath gesehnt als nun. Man muß das Ausland gesehen haben, um sein deutsches Land recht lieb zu gewinnen. Bei aller ihrer Artigkeit, Gefälligkeit ꝛc. kommen mir die Franzosen doch nie recht in's Herz hinein; da fehlt der wahre, tiefe Grund; es ist nur Schein und Schaum; hohle Aeußerlichkeit, womit ein wahrhaft deutsches Gemüth sich nicht begnügen kann.[1]) Auch muß man in Frankreich gewesen sein, um die Herrlichkeit unserer deutschen Fichten- und Tannenwälder zu empfinden. Hier lauter niedere, lichte Laubwälder, kein einziger Nadelbaum. Auch sah ich in Frankreich noch keinen mächtigen Strom wie bei uns die Donau, der Rhein, der Inn; die Seine hat hier die Breite der Isar bei Landshut — kaum — und fließt träge wie ein Sumpf. Wiesen gibt es gleichfalls wenige, rechte Berge habe ich noch nicht gesehen. Ich glaube nun, daß es kein Land gibt, das solche

---

[1]) Distinguendum esset.

Mannigfaltigkeit und solchen Reichthum von Schönheiten enthält als Deutschland, mein hohes Vaterland. Gepriesen sei es darum von nun an bis in Ewigkeit!"

Ich bedachte nicht, daß ich doch nur einen geringen, und den durchaus nicht schönsten Theil von Frankreich gesehen. Nachdem ich so mich in patriotische Begeisterung geredet und geschrieben hatte, mußte ich doch selbst wieder darüber lachen und erklärte:

„Solche Betrachtungen und solcher Eifer entstehen mir hier in meiner kalten Stube, denn weil das Holz so theuer ist, so habe ich mir nur etliche Scheiter gekauft um einen Fünffrankenthaler, ziehe, damit mich nicht zu sehr friere, Kamaschen an, darüber ein langes Beinkleid, stecke die Füße in Filzschuhe und die also beschuhten Füße in meinen Mantelsack; dabei (d. h. bei sonst so weiser und wohl überlegter Einrichtung) ist nur das Unbequeme, daß ich öfter aufstehen und meine so trefflich gestellten Beine in Unordnung bringen muß. Nachdem ich ein paar Stunden in diesem Zustande zugebracht, fängt mich denn doch an den Füßen zu frieren an. Jetzt lasse ich in meinem welschen Kamin (der hier überall dem Boden gleich ist) ein paar Scheiterchen anzünden, um daran die Füße zu wärmen — Füße warm, Alles warm. Denn (wohlgemerkt) man muß in Frankreich sparen und das Geld lieber den Deutschen zu lösen geben, besonders wenn man in Frankreich schon viele andere Sachen gekauft hat, wie ich z. B. schwarzen Rock, detto Weste, detto u. s. w. und zwei Kisten voll Bücher, wovon mich das Porto nach München nichts kostet. Auch ersparen hier die Deutschen (was eine vortreffliche Einrichtung) das Nachtessen; denn da man hier erst um 5—6 Uhr zu Mittag und um 11—12 Uhr zu Nacht ißt, so erwarten die klugen Deutschen das letztere nicht und gehen zu Bett."

Dann rührte sich auch mein Gewissen gegen die armen Franzosen und ich fuhr fort:

„Wenn ich von den Franzosen manches sage, was ihnen nicht zur Ehre, so darf ich doch auch nicht verschweigen, was ich Gutes und Lobenswerthes gefunden. Sie sind sehr gefällig

und dienstfertig. Wenn man auf der Gasse sich erkundigt, so erklärt Jedermann die Sache in's Lange und Breite, oder sie gehen selbst mit, das Gefragte zu zeigen, ich habe das schon hundertmal erfahren. Da ich in der Vorstadt St. Marceau ein Quartier suchte, ging ein junger Mann mit mir in mehreren Häusern herum, handelte für mich 2c. und ihm verdanke ich es, daß ich mein hübsches wohlfeiles Zimmer in der Mitte von drei Spitälern und bei guten Hausleuten habe."

(Folgt kurz, was ich unten weitläufiger von meinem Epicier erzähle.)

„Nun leben Sie recht wohl. Beten Sie, daß alle Menschen und Völker gut und so mit einander ausgesöhnt werden. Ich wünschte, die Franzosen möchten recht gut sein und alle unsere Achtung verdienen. — Der Herr sei mit Ihnen und mit Ihrem gehorsamen Sohn und dankbaren Freunde Nepomuk."

Mein früher erwähnter Epicier von der Rue St. Honoré bat oder warnte mich, nur in solchen Läden, die er mir anweisen würde, Einkäufe zu machen. Als ich einst bei einem von ihm Empfohlenen blaues Tuch zu einem Frack gekauft hatte und es dem Epicier zeigte, rief derselbe, den Preis vernehmend: „Da hat er Sie geprellt; das darf er nicht ungeahndet thun" — ging mit mir hin und zwang den Tuchhändler, mir ohne Nachzahlung noch Tuch zu Beinkleidern zu liefern. Diese Fürsorge meines Epicier rührte mich. Ein andermal ging's mir nicht so gut; aber ich hatte auch auf eigene Faust gehandelt. Ich kaufte nämlich im nächsten besten Schuhladen ein Paar Stiefel; beim ersten Ausgang auf feuchtem Boden fielen die Sohlen ab, sie waren nur angeleimt. Da suchte ich den Laden wieder auf — fort war er, und ich erfuhr, daß solche herumziehende Pseudohandwerker einen eigenen Erwerbszweig kultiviren.

„7. Dezember. . . . Die Franzosen sind ein unglückliches Volk, nicht etwa weil sie besiegt sind und bezahlen müssen 2c.,

sondern weil sie die wahre Quelle ihres Unglücks nicht erkennen und dieselbe überall eher suchen, als wo sie wirklich ist. Eine falsche Berechnung dieses oder jenes Ministers, ein Fehler dieses oder jenes Generals ꝛc., meinen sie, habe sie in's Elend gebracht. Ist's möglich, daß es noch Keinem beigekommen ist, daß der Herr diese Strafe über sie heraufgeführt? Der Anfang des Christenthums ist, einzusehen, daß man ein elender Sünder sei."

Das aber, meinte ich, glaube von sich kein Franzose. „Immer sind und bleiben sie," schrieb ich, „das großmüthigste, freigesinnteste und gebildetste Volk der Welt." Daß Paris, so wie es mir, dem Fremden, sich darstellte, den Eindruck größten sittlichen und religiösen Elends machte, Alles mir nur zwischen Unglauben und Aberglauben getheilt schien, das war mir vielleicht nicht zu verargen. Anders ging es nachmals einem bayerischen Priester, der, als Missionär nach Amerika wandernd, (wo er seither Gewaltiges geleistet hat,) unterwegs in Paris verweilte und durch Empfehlungsbriefe in Kreise kam, welche ihn so mit Bewunderung und Entzücken erfüllten, daß er nach München schrieb, Paris erscheine ihm wie die heiligste Stadt des Erdbodens. Er hatte Recht in seiner Weise; ihm blieben wieder die Nacht- und Gräuelseiten der Weltstadt fremd; er sah nur jene geistlichen und Wohlthätigkeitsvereine und Anstalten, über welche Professor Hettinger in Würzburg ein so merkwürdiges Büchlein geschrieben,[1]) und blickte in Kreise der zartesten Frömmigkeit und ernstesten aufopferndsten Heiligkeit. Daß aber auch ich an einzelnen Zügen hätte erkennen müssen, es sei nicht alle schlichte christliche Sitteneinfalt aus Paris entflohen, ist mir erst nachträglich recht aufgefallen. So wohnte ich anfangs bei einfachen Bürgersleuten, deren Töchter nicht nur das Theater, sondern selbst ein Kornfeld nie gesehen zu haben schienen;

1) „und Abbé Mullois," fügte ihrer Zeit die Redaktion der h. pol. Bl. hinzu.

als ich mein Befremden hierüber kundgab, erwiderten die Eltern: „So ist es in der That; in der Woche müssen wir und unsere Töchter arbeiten; am Sonntag wohnen wir dem Gottesdienste am Vor- und Nachmittage bei; dann noch vor die Barriere zu gehen ist uns Eltern zu weit, und Anderen wollen wir unsere Töchter nicht anvertrauen.“

Immerhin verschwand solch ein einzelner Zug im Gesammtbilde, das ich von Paris empfing und aus der wahrgenommenen Verderbtheit glaubte ich schließen zu sollen, daß die Franzosen auch politisch nicht mehr in die Höhe kommen würden; denn von den verschiedenen Parteien schien mir keine die Repräsentantin des Rechten und Guten; überall schien „Galanterie,“ d. h. zierliche Schamlosigkeit und Frechheit gegen das andere Geschlecht für Tugend zu gelten.

„Als so ein galanter Tugendheld wird auch ihr angebeteter Heinrich IV. auf den Theatern dargestellt. Es ist leider in Deutschland viel Verderbtheit, aber man tröstet sich fast darüber, wenn man Frankreich sieht.“

Auch die Wissenschaften, oder eigentlich „die W i s s e n s c h a f t“ im höheren Sinn gefiel mir nicht in Paris und so kam ich zu dem allerdings voreiligen Schlusse:

„Da man in Frankreich selbst keinen guten Keim sieht, aus dem eine treffliche Frucht hervortreiben könnte, so bleibt ihm fast kein anderes Heil, als daß es in Stücke zerrissen und diese anderen Mächten zugetheilt werden, auf daß den Franzosen der Keim des Besseren von außen wieder mitgetheilt werde.“

Wenn ich über gewisse Uebelstände von Paris mich verwunderte, so machten gar manche meiner Landsleute sie sich zu Nutz. Als ich in den ersten Tagen in Uniform durch das Palais-Royal ging, hängten sich an hellem Tag zugleich zwei Geschöpfe weiblichen Geschlechts, das eine

rechts, das andere links an meinen Arm; ich hatte alle Mühe sie abzuschütteln. Da meine offiziellen Besuche zu Ende waren, zog ich seit jenem Tag nie mehr Uniform an. Ein noch junger preußischer Offizier von blühendem Aussehen, vier Orden im Knopfloch, schien sich von dem Angehäng weniger belästigt zu finden und führte die lustigen Schönen, je eine an jedem Arm, ganz offenkundig spazieren. Ein Anderer, der mit mir in den sogenannten Caveaus speiste, brachte höchst unbefangen seine zeitweilige Dame mit.

Charakteristisch für meine damalige Geistesverfassung ist es, daß ich mir konnte, wenn auch nicht als sichere Nachricht, den Bären aufbinden lassen, in Nismes und Umgegend hätten die Katholiken 10,000 Protestanten ermordet; man vermuthe, der in der Nähe weilende Herzog von Angouleme habe darum gewußt. Natürlich erwies sich die Sage als Erfindung, aber unter ihrem Eindruck schrieb ich:

„Es wäre schrecklich und ein Grund mehr, zu glauben, daß die Dynastie der Bourbonen sich nicht erhalten werde. Sie glauben auch selbst, daß man die Absicht hege, sie alle zu ermorden, daher sie es unter sich eingeführt haben, nie alle an einem Ort beisammen, sondern immer getrennt zu sein. Außer den neu errichteten kgl. Garden und den Emigranten haben sie in Paris wenig Freunde (?). Es war nicht Liebe zu Buonaparte, sondern das erbärmliche Wesen dieser Bourbonen, was die Franzosen Jenem entgegen getrieben hat. Denn es ist nun ausgemacht daß keine eigentliche Verschwörung für Buonaparte zugegen war, sondern daß dieser nur deßwegen günstige Aufnahme fand, weil man der Bourbonen satt war. Diese betrachten Frankreich und die Franzosen rein wie ein Stück Hausrath, das man geerbt hat; daher sie dem Volk auch keine reichsständische Verfassung geben wollen.“

„Un crieur à cinq francs,“ meinte verächtlich neben mir ein Mann, als Ludwig XVIII., der von einem Balkon der Tuilerien aus eine Rede hielt, Beifall und Lebehoch

gerufen wurde. Der König drückte sich übrigens mit Gewandtheit aus, weniger gewandt dürfte er im Tanz gewesen sein, denn er hatte — vielleicht wegen Gicht — wahre Elephantenbeine.

„Mehrere Engländer habe ich hier kennen gelernt, ernste, gut= und strenggesinnte Leute, aber etwas tölpisch im Aeußern, fast wie die Schweizer, dazu nationalstolz und ungerecht in ihrem Urtheil gegen uns Deutsche. Sie sprechen mit der größten, entschiedensten Verachtung von unserem Benehmen in den verflossenen zehn Jahren; selbst unsere Erhebung seit drei Jahren hat sie noch nicht ausgesöhnt. O wie haben wir alles anzuwenden, um unsere in den Augen des Auslandes so sehr gesunkene Ehre wieder herzustellen! O ihr undeutschen Deutschen, wüßtet ihr, was für eine Schmach ihr euch in der Meinung der Ausländer und selbst der Franzosen bereitet durch euren kurzsichtigen Franzosensinn!"

Wie leicht ließe sich das — mutatis mutandis — heute auf gewisse Bayern anwenden!

„Ich habe hier einen Freund aus Berlin gefunden, einen geheimen Kriegsrath, der mir, ohne daß ich es verlangte, ein Einquartierungsbillet (als Chirurgien major mit zwei Bedienten) verschaffte, wovon ich aber keinen Gebrauch machte."

Dieser Kriegsrath war Eichhorn, der nachmalige Minister. Freiherr v. Stein, der ihn als äußerst tüchtigen, dabei gläubigen und sittenreinen Mann hoch achtete, hatte als Vorstand der Centralverwaltung für die Bedürfnisse der Armee ihm den hervorragenden Posten — ich glaube den nächsthohen nach seinem eigenen — zugewendet.

„Auch die Bekanntschaft des Kassel'schen Gesandtschafts-Sekretärs (Jakob) Grimm habe ich gemacht, des Herausgebers der dänischen Volkslieder, der Kindermärchen rc., eines der liebenswürdigsten Menschen, und der vielleicht unter allen lebenden Gelehrten die größte Kenntniß der altdeutschen Poesie, und von Sagen aller Völker hat."

Er sollte mir einen Brief von Savigny bringen und fand mich, ohne meine Adresse gewußt zu haben, auf unbegreiflich schnelle, sinnreiche Weise, ganz als wäre ich ein altdeutsches Wurzel-Wörtchen.

Grimm führte mich zu Alexander v. Humboldt, den ich in Gesellschaft bei Jordis kennen gelernt hatte. Beim Eintreten in's Vorzimmer fiel der Blick sogleich auf ein angelehntes lebensgroßes Brustbild des Inwohners. „Wie finden Sie mein Porträt?" war seine erste Frage, als wir eintraten. „Aehnlich," erwiderte ich. Und er: „Ich habe es selber gemalt." — Der Eindruck, den er machte, war kein eben günstiger und auch seither konnte ich zu dem Wesen des berühmten Mannes nie ein rechtes Zutrauen fassen. An Gruithuisen schrieb er einmal — ich habe den Brief selber gelesen — daß die Hebungstheorie von Leopold v. Buch unhaltbar sei und daß er, Humboldt, vielmehr der Anschauung meines Lehrers und Landsmannes Fuchs beistimme. Wie staunte ich, als ich vernahm, daß trotzdem im dritten Band des Kosmos nicht die Lehre von Fuchs, sondern die von Buch vertreten stehe. Hatte es Humboldt an Muth gefehlt, Buch zu opponiren, der ein gerader, aber ungemein derber Charakter war? Uebrigens hegte Buch selber gegen Fuchs, seinen wissenschaftlichen Gegner, die höchste Achtung, wovon er ihm viele Beweise gegeben.

Beim preußischen Generalkonsul Jordis, der eine Schwester Brentano's zur Frau hatte, speiste ich einst mit Deutschen und Franzosen. Unter den köstlichen in- und ausländischen Weinen, die er aufsetzte, ward einstimmig der Preis einem von verschwiegener Herkunft zuerkannt; es war Johannisberger Elfer, aus einem von der Familie Brentano gepachteten Weinbergsantheil.

Mit vielen deutschen Kameraden befand ich mich einst im Kaffeehaus; vergnüglich sangen wir, und endlich stimmte ich eine damals oft gehörte, von Professor Krug in Leipzig verfaßte Neudichtung des Gaudeamus an:

Gaudeamus igitur,
Juvenes germani,
Ecce Galli collaudati
Petunt Rhenum profligati,
Fugiunt vesani.

Ubi sunt qui antea
Magnos se dixere?
Adeas Pyrenitem,
Transeas Borysthenem,
Si cupis videre.

Vigeat Germania
Teutonesque vivant etc.

Die wenigen anwesenden Franzosen verstunden den Text nicht, worauf ich auch gerechnet hatte, denn ich wollte sie ja nicht muthwillig beleidigen, und stimmten lärmend mit ein; der Jubel wurde so groß, daß ich, halb freiwillig, halb hinaufgehoben, den Tisch bestieg und von dort aus den Chorus übertönend anführte.

Bei diesem Jubellied der Befreiung drängt sich mir die Betrachtung auf: So bedenklich mir Vieles im Kriege von 1870/71 auf deutscher Seite erscheinen muß — das sollten die seither Racheschnaubenden unter den Franzosen wohl erwägen: Sie sind besiegt und gedemüthiget worden, das ist wahr, und haben eine Strecke meist deutschen Landes verloren, das sie selber uns ungerechterweise entrissen hatten; was ist aber dieß im Vergleich mit den Kränkungen und Demüthigungen, die wir Deutsche durch sie erlitten?! Haben sie fremdes Joch zu tragen, wie wir es von ihnen erdulden mußten? — Andererseits aber ist auch die Betrachtung unabweisbar: Wenn wir die Rolle übernehmen sollten, die ehedem die Franzosen gegen uns gespielt, so wird auch an uns die Reihe tiefster Demüthigung wieder kommen und werden wir das Leid erleben müssen, daß auf unsere Kosten Triumpheslieder wie das obige uns zu Gehör gesungen werden.

Vergnügen machte mir, von Franzosen zu vernehmen, wie bei einer Musterung die drei alliirten Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland neben einander reitend, an einen großen Graben gekommen seien, der Preuße und Russe eingehalten hätten, Kaiser Franz aber ohne Besinnen hinübersetzte und ihm dieß den jubelnden Beifall der zuschauenden Pariser eintrug.

„... Morgen den 18. Dezember werde ich von hier nach Brüssel abgehen ... Während meinem Aufenthalt in Paris habe ich 200 fl. ausgegeben, wovon aber auf Wohnung und Kost nicht über 55 treffen; denn gewiß dreißigmal war ich zu Mittag eingeladen (einigemal durch genesene Patienten), das übrige ging auf für Bücher, Kleider, Geschenke nach Haus 2c."

Bei einer jener Einladungen, als das Gedeck zehn Franken gekostet, hatte ich mich nicht übersättigt, für fünf Franken nicht einmal satt gegessen. Man mußte eben die Bedienung — für jeden kleinen Tisch ein Kellner — die schönen Zimmer, Marmorsäulen, Spiegel, Vergoldungen, Mahagony-Möbel 2c. mitbezahlen. Dafür gab es auch Wirthe, die um sechs Sous (9 kr.) zu Mittag fütterten, und zwischen dem eine Stufenleiter von Preisen je nach Ort, Küche und Gesellschaft.

„Ich habe von Montargis durch Gelegenheit einen Koffer nach München geschickt, und um denselben zu füllen, dortselbst Papiertapeten gekauft, römische Landschaften und Alterthümer vorstellend, weil man mir sagte, daß solche in Frankreich noch so wohlfeil seien als in Deutschland und man sie auf jeden Fall ohne Schaden wieder absetzen könne. Sie haben mich, ich weiß nicht, 45 oder 49 fl. gekostet; wenn sich ein Liebhaber fände, würde ich sie um den ersten Preis wieder ablassen; denn ich brauche das Geld vielleicht noch zur Reise."

Verwendet habe ich die Tapeten nicht bis auf den heutigen Tag und der Liebhaber hat sich auch nicht gefunden; sie stehen ihm also noch zu Gebot und die etwaigen

Schäden, die der Zahn der Zeit in diesen sechzig Jahren hineingebissen hat, sollen ihm großmüthig an Zins und Zinseszins des damals ausgelegten Kapitals abgerechnet werden.

„Wenn ich länger bliebe, so würde ich das Heimweh bekommen; ich habe es schon beinahe, obwohl ich fast täglich mit deutschen Landsleuten zusammenkomme. Und das rührt daher, weil ich fast mit Niemanden über meine innersten Angelegenheiten sprechen kann. Freilich, hat man keinen irdischen Freund, so drängt man sich desto inniger zu Dir, o Herr und Heiland, und Thomas von Kempis sagt ja: „Wer noch eines Freundes auf Erden bedarf, hat die rechte Liebe des Heilandes noch nicht." — Dennoch freue ich mich wie ein Kind zur Weihnachtsgabe, mein deutsches Vaterland wieder zu betreten und es wird mir auch zur Weihnachtsgabe beschéert werden. Denn den heiligen Christ werde ich in Brüssel feiern und Brüssel muß man als eine deutsche Stadt betrachten.[1]) Von da geht's nach dem herrlichen Köln mit seinen 365 Kirchen und seinem berühmten Dom, dem gewaltigsten Wunderwerk der deutschen Baukunst.[2]) — Ich habe noch zwei Exemplare vom „Weg zur Seligkeit" hieher gebracht und eines dem im vorigen Briefe genannten Kriegsrathe (Eichhorn) gegeben, dem es die größte Freude machte und der mich dringend bat, ihm alles, was in ähnlichem Geiste in Bayern herauskommt (auch das Herzbüchlein mit den Figuren)[3]) zu schicken. — Wie ich erst vor einigen Tagen von einem Freunde (Dr. der Rechte, Sieveking aus Hamburg) erfuhr, so haben auch sehr Viele in Frankreich, besonders im Elsaß, angefangen, das Bedürfniß des Glaubens zu fühlen. Von der Erde verlassen, rufen sie zum Himmel. So regt der Geist sich allenthalben."

Sieveking führte mich zu dem schlesischen Grafen Schlaberndorff, welcher noch kurz vor der großen

---

[1]) Doch nur theilweise.

[2]) Es war damals noch nicht gar lange her, daß man angefangen hatte, zu dieser Ueberzeugung zurückzukommen.

[3]) Dieß sogenannte Herzbüchlein, ein gut katholisches Schriftchen aus älterer Zeit, war bei den Separatisten sehr beliebt.

Revolution mit dem nachmaligen Minister v. Stein Bildungs halber für einige Wochen nach Paris gekommen war und dann dreißig Jahre, d. i. bis zu seinem Tode blieb. Um gleich recht sichtbar allen Verkehr mit dem Hof und der großen Welt abzulehnen, hatte er — in der glattrasirten Zopfzeit etwas Unerhörtes — den Bart zu voller Eremitenlänge wachsen lassen und nahm ihn auch nicht ab, als die Alliirten kamen, besonders um nicht Hardenberg zu begegnen, den er verachtete. Er war bekannt geistreich und verfaßte, obwohl selber Demokrat, vortreffliche französische Epigramme über die Männer der Revolution.

Den 17. Dezember 1815 verließ ich Paris mit großer Freude, daß es nun wieder der Heimath zugehe. Als ich bei dem preußischen Kommandanten einen Paß verlangte, erhielt ich unbegehrt Anweisung auf Einquartierung, Requisitionswagen und zwei Vorspannpferde auf jeder Station bis Brüssel und Aachen, und nun fuhr ich allein bei schlechtem nebligen Wetter nach Dammartin.

„Hier sagte man mir, daß preußische Aerzte, welche einen Zug von dreihundert Kranken und Genesenden am Morgen fortgeführt, einen Gelähmten mitzunehmen vergessen hatten. Dieser arme Mensch, ein hübscher Junge von 18 Jahren, dem eine Kugel durch die beiden Beine gedrungen war, befand sich in einem untröstlichen Zustande, er glaubte sich schon verloren; die Franzosen, meinte er, würden ihn umgebracht haben. Als ich ihn mit mir nahm, betrachtete er mich als seinen Retter. Wir fuhren noch Abends um halb fünf Uhr, also in nächtlichem Dunkel vier Stunden weit nach Nanteuil, das wir jedoch vermöge starkem Trab und Galopp schon um halb sieben Uhr erreichten. Hier wurde ich mit meinem Lahmen in einem Gasthaus einquartiert und fand gute Leute, die viel Mitleid mit ihm hatten, weil er „so jung und hübsch" doch keinen Schritt gehen konnte. Ich glaubte hier den preußischen Krankenzug zu treffen, aber er war an diesem Tage elf Stunden weit

nach Villers Cotterel gegangen. Dahin fuhren wir am andern Morgen bis halb ein Uhr; der Maire sagte, alle Wagen seien für die preußischen Kranken aufgebracht worden und wies uns auf ein Dorf, drei Stunden von V. C., und zwei von der Straße entfernt, in einem Walde liegend, der nach des Fuhrmanns Aussage hundert Stunden im Umfange hat, dem Walde von Soissons. Mein lahmer Reisegefährte meinte, es wäre bedenklich, gegen Abend, von der Straße abwärts, so ganz allein in den Wald zu gehen, zu einer Zeit, wo keine verbündeten Truppen in der Nähe. Ich hieß ihn nur die Hand nah an meinem Säbel in meinem Mantelsack zu halten, um ihn im Falle der Noth mir reichen zu können, aber es begegnete uns keine Gefährde, um halb fünf Uhr kamen wir in Longpont an. Es war ein reicher Pächter, der uns die Vorspann leisten mußte. Die Frau war erschreckt, als sie Jemand in's Haus treten sah mit zweierlei Tuch am Rock; denn sie hatte acht Tage vorher viel gelitten von nassauischen Truppen und es fiel ihr und ihrem Mann, einem gutmüthigen Phlegmatiker, wie ein Stein vom Herzen, als sie mich mild und freundlich fanden. Sie bedachten nicht, daß ich doch mehr Ursache zur Furcht hatte, als sie. Sie boten mir alles an, was sie hatten, obwohl ich hier nicht einquartirt war, und als die Frau, welche trotz Stärke und Vollblütigkeit seit drei Jahren hustete, vernahm daß ich Arzt sei, hatte sie große Freude, „weil die deutschen Aerzte besser wären, als die französischen.“ Sie wünschte, daß ich bei ihnen übernachtete und beinah hatte ich Lust, denn ich war schon schläfrig und müde. Indessen der Wagen war angespannt und so fuhren wir noch um 6 1/4 Uhr nach Soissons, wo wir um neun Uhr, also abermals bei Nacht, ankamen. Ich besuchte nebst der ansehnlichen Domkirche heute früh das Spital, das wie fast alle in Frankreich von Nonnen bedient wird.[1]) Auch traf ich hier den preußischen Transport von Kranken und übergab daher meinen Gefährten. Um zehn Uhr kam ein Wagen mit zwei Pferden, mich abzuholen; als der Eigenthümer sah, daß ich allein war, mit einem kleinen Koffer — „Ei mein Herr, was thun Sie mit zwei Pferden, sehen Sie, das eine ist halb lahm, der

[1]) Man erinnert sich, daß wir damals keine Klöster hatten, also auch nicht zur Krankenpflege.

Wagen geht schwer, Sie kommen nicht von der Stelle. Wenn Sie sich mit Einem begnügen, so nehm' ich ein leichtes Wägelein, fahre selber und verspreche Ihnen, schneller an der Stelle zu sein, als Sie mit den zweien hinkommen." Also fuhr ich mit dem Mann, der auch ein Pächter war, wieder ganz allein auf sein Dorf, um hier umzuspannen. Er nahm mich aber ganz freundlich auf, setzte mir Wein, Butter und Branntwein vor, machte mich mit seinen Kindern, die sehr hübsch und artig waren, bekannt und fuhr mich binnen 4 $^1/_2$ Stunde den acht Stunden weiten Weg nach Laon, (in dessen Nähe die Preußen 1814 eine Schlacht gewonnen). Hier bin ich in einem Gasthaus einquartirt, wo ich nicht viel zu nagen bekam. Ich traf einen ehemaligen französischen Offizier, der die bitterste Galle gegen die Preußen ausgoß. Da in ganz Laon und Umgegend kein verbündeter Soldat mehr ist, so darf man nicht zu laut sein; ich sprach daher ganz milde mit ihm, und als er mich unterrichtet fand, wurde auch er milder, und fing zuletzt an die Deutschen zu loben. Uebrigens war er selbst sehr unterrichtet, hatte lang in Spanien, aber nie in Deutschland gedient."

Ueber Avesnes und Maubeuge, die letzte französische und noch von Preußen besetzte Stadt und Festung gelangte ich nach Mons, der ersten Stadt in Niederland. Hier hatte ich noch einen kleinen unnöthigen Schrecken, weil mein (französischer) Fuhrmann mir, dem zu Fuß nach meinem fernen Quartier Vorauswandernden, anderthalb Stunden lang mit dem Wagen und meinem Gepäck (in letzterem ein Werth von 400 fl.) nicht nachkam. Wie, wenn mich sein ehrlich Gesicht getäuscht, wenn er nur ein Knecht wäre, der in Avesnes nichts zu verlieren hat? Eilig lief ich zurück und fand meinen guten Fuhrmann am Thor in Paßschwierigkeiten, aus denen mein Erscheinen ihn löste. Wieder hatte es bis in die Nacht gedauert, und so war ich auf dieser Reise mehr als einmal in der Gelegenheit gewesen, bequem ausgeraubt, ja getödtet zu werden, aber nirgends war ich einer Unehrlichkeit oder Tücke begegnet. „Für hinterlistig," schrieb ich, „halte ich

die Franzosen nicht; ich würde in ähnlichem Fall in Italien mich mehr fürchten." — (In der Politik haben freilich auch die Franzosen stets Listen genug verübt.) — Hatte ich aber auch alle die Zeit über keine Furcht empfunden, so dankte ich doch Gott, als ich Frankreich hinter mir liegen sah.

3. Durch Belgien und auf deutschem Boden. Staatsprüfung.

Die belgischen Städte. Aachen und den Rhein hinauf; merkwürdige Bekanntschaften; Nachrichten aus der Heimath. Frankfurt, alte und neue Freunde; Heidelberg u. s. w., Berufungsanliegen. Anekdoten. Würzburg, München; verspätetes Feldzeichen. Staatsprüfung. Erlaubniß zur Praxis. Korrespondenzen.

Die prächtigen Städte von Belgien mit ihren kostbaren Münstern, Rathhäusern, Gemäldesammlungen u. s. w. machten mir große Freude. Dazwischen war es eine Lust, mit den schnellgehenden französischen Postwagen zu fahren, (Belgien hatte noch die französischen Einrichtungen); es waren auch lauter gepflasterte Straßen, die freilich, wo sie ausgefahren sind, auch tüchtig stoßen.

Im Scheldehafen und in den Kanälen von Antwerpen ward mir zum erstenmal der bedeutende Anblick vieler und großer Kauffahrer, und es wäre lockend gewesen, so nah dem Meer, dieses aufzusuchen, nach London zu fahren; ging ich am 22. ab, so konnt' ich den 23. bei heller Tageszeit in der Themse-Stadt sein. „Aber das Meer werde ich noch einmal in Italien sehen," so rechnete ich mit Zuversicht, und nach London gehen ohne Kenntniß der englischen Sprache schien nicht rathsam.

Auffallend war mir die beispiellose Wohlfeilheit in Antwerpen, vor der schier Landshut die Segel streichen mußte. Schon der Postwagen kostete mich nur 2 fl. 8 kr.;

Abends setzte man mir viererlei Seefische vor, dann trefflichen Rippenbraten, dreierlei Salat, dreierlei Sorten von Zuckerbackwerk, Bier und Brod nach Belieben und ein Glas Rum; ich erhielt ein vortreffliches Bett, den folgenden Morgen drei Tassen Kaffee mit Butter, mürbem Brod, vielem Zucker, Mittags Suppe, Rindfleisch mit Knödelchen, Kalbsbraten, Huhn, Pastete, Bratwurst, eingemachte Aepfel, ungekochte Aepfel, dreierlei Zuckerbackwerk; alles dieses in überflüssiger Menge, Bier nach Belieben und ein Glas Rum. Was hätte man in Paris oder Wien alles dafür zahlen müssen! In Antwerpen forderte man — 5 Franken. (Wenn man in Frankreich mit dem Postwagen reiste, zahlte man für das Mittagessen 3 Franken, und das fand man im Allgemeinen sehr wohlfeil.) Dreißig Jahre später kam ich wieder nach Antwerpen; wie hatten die Preise sich verändert!

Daß die Belgier ihren König der vereinigten Niederlande nicht liebten, weil er die Holländer mehr begünstigte, weil die Landstände der ersteren zu wenige waren, daher zu wenig Einfluß hatten, weil die reichen Fonde der Brabanter mit dazu verwendet wurden, die Dämme der Holländer zu unterhalten, wußte man schon damals. Dazu der Unterschied nicht nur der Religion, sondern auch des Temperaments. — Den Thurm in Antwerpen besteigend, gab ich dem Pförtner einen Frank, er forderte zwei. Ein in der Nähe Stehender rief mir erläuternd zu: „Es ist ein Holländer!"

Eindruck machte mir in vielen Kirchen die vortreffliche Schnitzerei. So gefiel mir in Brüssel schon der dargestellte Gedanke: Zwei zur Kanzel führende Laubgänge aus ineinandergreifenden Eichen, Palmen, Jasminen u. s. w. bedeuten das Paradies; zwischen den Stämmen und auf den Zweigen sitzen, schleichen, klettern und schlüpfen Pfauen,

Papageien, Hähne, Affen, Füchse und anderes Gethier in Lebensgröße; die Kanzel lastet auf dem Rücken von Adam und Eva; rechts erscheint der Engel mit dem Flammenschwert, links der Tod, und vor diesen beiden Gestalten gebeugt, in Schrecken und Scham das Gesicht verhüllend, eignen die Stammeltern in solch gedemüthigter und gedrückter Stellung sich, die Kanzel zu tragen. Noch blickt zwischen ihnen der Schweif der Schlange hervor, welche, um den Grund herumgeschlagen, rückwärts sich aufreckt bis auf das Dach des Lehrstuhls; hier aber zertritt ihr die sternengekrönte, glorreiche Jungfrau Maria den Kopf, während unterhalb, im Raume für den Prediger, das Bild des gekreuzigten Heilands dessen Worte durch seinen Anblick zu unterstützen scheint. Wie der Gedanke sinnreich, so die Ausführung vortrefflich. — In Löwen wiederum stellt die Kanzel einen Felsen dar, an dessen Fuß der büßende Petrus in einer Grotte sitzt, die zur Treppe führenden Zugänge mit Dornengestrüpp umhegt. Aehnliches in Antwerpen, Tirlemont u. s. w.

„So wohlhabend die Bauern in Brabant, so elend sind häufig ihre Häuser. Ich glaubte oft Grimmling, Grastorf und Bissau[1]) zu sehen. Auch sind die Leute sehr dem Bettel ergeben; gutgekleidete Kinder schlugen Rad an beiden Seiten der Straße . . .

In Oreille (?), einem kleinen Dorf, war die Wirthin eine Portugiesin; ihrem Manne, der als französischer Soldat in ihre Heimath gekommen, folgte sie hierher. Schwarzgelbe Haut, Haar und Augen schwarz, ein schmales, mageres Gesicht, wulstige Lippen, weit geöffneter Mund, hervorragende Stumpfnase, kleine Figur — etwa maurische Abkunft? — und bis aus Portugal sich diese Frau mitbringen!“

Das große Lüttich erschien mir wegen seiner Gegend ungemein reizend. Hier begann in sanften Linien der

---

[1]) Arme Dörfer meiner Heimathspfarrei.

anmuthigste Wechsel bebauter, fruchtbarer und wiesenreicher Hügel und Thäler, alles Land bis Aachen einem Garten gleichend, von Baumreihen und lebendigen Zäunen durchzogen.

„Gott sei gelobt," rief ich, als ich zu Aachen, der ersten deutschredenden Stadt war angekommen, „Gott sei gelobt und gepriesen, daß ich wieder meine Muttersprache vernehme!" — Ich hätte nicht sein müssen der ich war, wenn mich nicht der Dom, in welchem „der große deutsche Kaiser Karl" begraben liegt, begeistert hätte; denn seine Deutschheit, schon im Namen ausgesprochen, hielt ich so standhaft fest, wie die Gallofranken sein Franzosenthum; an friedliche Theilung und Gemeinbesitz seines Ruhmes dachten wir nicht. „Es war mir sehr ernst zu Muth," so schrieb ich, „den Ueberresten dieses außerordentlichen Mannes so nahe zu sein." Die Domsäulen, welche Napoleon nach Paris entführt hatte, waren zurückgekehrt und lagen im Schnee, ihrer Wiederaufstellung am alten Ort gewärtig.

Uebrigens empfing mich das geliebte Vaterland recht schäbig. Noch in der verflossenen Nacht war ich in Herve, wo französisch patois (wallonisch?) gesprochen wurde, von meinen Quartiersleuten so gut, freundlich und liebevoll aufgenommen worden wie bis dahin noch nie:

„Der Hausherr, ein Handelsmann, empfing mich mit freundlich lächelnder Miene, nöthigte mich nach dem Empfang, 3, 4 Gläschen eines bittern Spiritus zu trinken; ich bekam ein recht gutes Abendmahl, gewürzt durch die Freundlichkeit der Geber (des Wirthes, der Wirthin und zweier lieber, recht hübscher Töchter). Da ich mehr ein freundliches Gemüth suche und zu finden das Bedürfniß habe, so war ich hier recht vergnügt und nie werde ich dieses Haus und seine Bewohner vergessen."

O menschliche Schwäche! Kein Wort mehr weiß ich, nur der Brief sagt mir davon.

„In Aachen nun fand ich in einem Weinhaus entgegengesetzte Behandlung. Man weist mir ein gar nicht heizbares Zimmer an, kein Mensch kommt mich zu fragen, ob ich etwas wolle, es wird 2 Uhr, ich gehe nun selber bitten, man möchte so gefällig sein, mir etwas zu essen zu geben, und hierauf bekomme ich Sauerkraut, Blutwurst und Weißfisch, Butter und Käse. Nicht genug. Von der preußischen Kommandantschaft erhalte ich eine Anweisung zu Wagen und Pferd, doch soll ich einen Fähndrich mit aufsitzen lassen; dieser bittet mich, ihm die Anweisung zu geben, auf daß er den Wagen holen und damit zu meinem Quartier fahren könne; dahin fährt er auch; weil ich aber in Geschäften noch abwesend bin, so wartet er keine Minute, sondern fährt allein fort und ich habe das Vergnügen, mit dem Postwagen nach Köln zu reisen, was mich sammt der Nahrung unterwegs 13 fl. kostet. — Auf unglückliche Weise war ich auch in Löwen um meinen Wagen gekommen, 11 fl. Schaden — nun, das Geld macht ja den Menschen nicht reich.“

Da überdieß den letzten Tag in Paris eine unvorhergesehene Ausgabe von 50 fl. und das Ausbleiben einiger für vollbrachte Kuren gehofften Honorare meine Kasse sehr beeinträchtigt hatten und ich nur noch 170 fl. besaß, so wagte ich nicht mehr die Reise nach Göttingen, sondern änderte meine Pläne. Die vielen Briefe, die gemäß früherer Anweisung mir unterdessen nach der nordischen Universitätsstadt adressirt wurden, sind mir verloren gegangen, obwohl der Direktor der noch Thurn- und Taxis-schen Post, den ich persönlich kannte, sich um die Wiedererlangung verwendete. Witterte man Verdächtiges?

Von dem noch stückhaften Dom zu Köln und seinem unvollendeten Thurme schrieb ich:

„Nie hat ein Kunstgegenstand einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht; das Herz hat mir geschlagen, die Thränen sind mir in die Augen getreten ob solcher äußerlichen und innerlichen Größe und beim Gedanken, daß es ein Landsmann war, der so Großes, so Ungeheures und zugleich Schönes vollbracht.“

Ich konnt' es nicht genug bestaunen, wie solche Massen zu solcher Durchsichtigkeit und Schlankheit verarbeitet waren, daß es schien, alle Steine verflüchtigen sich und wollten gegen den Himmel auffliegen. „Wäre dieser Dom vollendet," rief ich, „es wäre das größte Werk, das die Kunst je hervorgebracht hat."

„Ich habe in allen Städten, in denen ich war, die Krankenanstalten besucht. Ueberall, wo Nonnen die Oekonomie besorgen, eine musterhafte, glänzende Reinlichkeit; aber überall (auch in Paris) hat man alte Gebäude, Klöster, Kirchen zu Krankenhäusern gemacht; nirgends ein neu und zweckmäßig angelegtes (nur in Brüssel); ich muß gestehen, daß ich noch nirgend so schöne Spitäler gesehen, als das in Bamberg, München und als wahrscheinlich auch das in Würzburg ist."

„Hier (in Köln) traf ich Arndt, der mir recht viel Liebes erwies. Er führte mich zu Graf und Gräfin von der Lippe, sehr frommen Personen, die beide unbekannter Weise Freund Goßner herzlich lieben. Sie lesen alle Briefe, die er an eine Freundin in dieser Gegend schreibt, und kennen alle seine Büchlein, sowie die von Hrn. Prof. Sailer, dessen mit großer Liebe gedacht wurde. Von da führte er mich zum Weinhändler Mumm, einem Herzensfreunde Sailers, Goßners, R.'s u. s. w. In diesem Hause fand ich die liebevollste, herzlichste Aufnahme; auf der Stelle konnte ich mich allen Mitgliedern der Familie, drei Söhnen und zwei Töchtern, offen und vertraulich nähern; und ich muß sagen, daß mir seit 6 bis 7 Monaten, seit ich nämlich Aeltern, Schwestern und Freunde in der Heimath verlassen, nicht mehr so wohl gewesen ist, als im Kreise dieser Familie. Da ward auch guter Rheinwein gekostet, 84er und 11er und schier kam mir vor, als hätt' ich dergleichen schon bei Herrn Prof. Sailer versucht. Es ward auf das Wohl aller bayerischen Freunde angestoßen. Ich war recht vergnügt. In dieser Gesellschaft traf ich den Major von Scharnhorst, Sohn des berühmten preußischen Generals, einen lieben, herzlichen, offenen jungen Mann. Dieser nahm mich den 3. (Januar) mit sich nach Koblenz und stellte mich daselbst dem General Gneisenau vor, der mich einlud, täglich

so lang ich bliebe, bei ihm zu Mittag zu speisen, das ich auch die 3, 4 Tage vollführte."

Ueberraschend war mir Gneisenau's Frage: „Was machen meine Landsleute, die Würzburger?" Seine Mutter gehörte der fränkischen Bischofsstadt an; die Familie seines Vaters aber stammte aus Oesterreich.[1]) An der Tafel wurde besprochen, daß Wrede auf seinem Zug nach dem Rhein den Fehler begangen, sich mehrere Tage unnütz vor Würzburg aufzuhalten, um die Festung zu nehmen, die nur einige hundert Franzosen enthielt, während Napoleon ungehindert durch die Engpässe von Schlichtern oberhalb Hanau hindurch konnte. Ehe Napoleon dorthin kam, fragte er: „Ist Wrede da?" Nein, war die Antwort; Napoleon, der ihn als General seines früheren Alliirten lang schon kannte, erwiderte: „Das sieht ihm gleich."

Joseph Görres lebte dazumal in seiner Vaterstadt und bei ihm speiste ich täglich zu Nacht. Ich war seit dem Landshuter Brief mit ihm in Verbindung geblieben und einen Aufsatz von mir hatte er anonym in seinem Rheinischen Merkur erscheinen lassen. Ich traf bei ihm den jungen Dichter Max v. Schenkendorf, „einen trefflichen Menschen, fromm und gut." Von diesem entsinne ich mich der Aeußerung: „Friedrich II. ist es nicht, dessen wir Preußen uns zu rühmen haben, aber sein Vater war ein ehrlicher, Gerechtigkeit liebender und gläubiger Mann." Unbedingt soll letzteres nicht geläugnet werden, wie denn auch die Aufzeichnungen des katholischen Seelsorgers seiner Grenadiere in mancher Rücksicht es bezeugen; doch dürften eben jene von dem „ehrlichen, Gerechtigkeit liebenden und gläubigen" Mann gepreßten und geraubten Riesen-Grenadiere und die ihnen gewaltsam zugeführten Frauen den Nachsatz schwerlich

[1]) Sein Stammschloß liegt bei Linz.

unterschrieben haben. Wie es Leute gibt, die in Allem gescheidt sind bis auf Einen närrischen Punkt, so gestatten sich gewisse Menschen von sonst zweifelloser Rechtschaffenheit eine Lieblingsausnahme. Oder sollte auch diese auf Manie zurückzuführen sein?

„Ich bin von einigen Seiten her gefragt worden, ob Prof. Sailer wohl annehmen würde, wenn man ihn zum Bischof am Niederrhein machte.[1]) Ich sagte: wir wollen ihn zum Bischof in Bayern machen, wir wollen ihn nicht aus Bayern lassen. Aber still, sonst heißt es gleich, Prof. Sailer sei auch im Tugendbund."

Am Rhein erfuhr ich, daß Bayern Salzburg wieder verliere, das gab mir einen Stich in's Herz, so oft ich daran dachte.

Auf der Poststraße während 36 Stunden fast immer den Rhein entlang fahrend, betrachtete ich den Unterschied der Ufer von jenen der Donau, die größere Entfernung der vieleingeschnittenen Berge vom Fluß, die Rebengelände anstatt der Fichten und Tannen, die vielen Städte und Schlösser anstatt der theilweise tiefen Einsamkeit der Donau; jeder der beiden Ströme aber herrlich in seiner Art. Die Rheindörfer fand ich, ohne Zweifel in Folge des Kriegs, nicht von der besten Ausgabe, fast lauter Hütten aus Lehm, häufig bis zum Umfallen schlecht.

„Von Hrn. v. Savigny habe ich einen langen und herzlichen Brief erhalten. Er hat mich dringend gebeten, ja nicht zu vergessen, ihm die Erweckungsgeschichten von Boos (Zobo) zu schicken. Ich habe meine Schwestern wiederholt ersucht, diese Geschichten abzuschreiben und nach Berlin zu schicken."

Meinem Schreiben vom Rhein finde ich folgenden Beisatz an die Meinen angefügt:

---

[1]) Wie später wirklich eine solche Frage an ihn ergangen und was er geantwortet, hoffe ich noch zu melden.

„Unbekannte Geliebte! Diese Briefe wurden an Baron Pfetten hieher[1]) gesandt, nun hat es aber Gott gefallen, den Guten in eine bessere Heimath hinüberzuführen, und sie blieben mir zur Bestellung ... Nun ich Eure Adresse in Erfahrung gebracht, übersende ich diese Blätter und empfehle mich zugleich in Euer Andenken. Wilhelm v. Freyberg, k. Rittmeister."

Der Verlust des inniggeliebten wohlwollenden Freundes schmerzte mich sehr.

In Frankfurt weilte ich einige Wochen. Ich wohnte im Gasthaus, wo ich zu meiner innigen Freude Max von Freyberg antraf, verkehrte aber täglich mit den Gliedern der Verwandtschaft Brentano und wurde von ihnen mit der größten Liebe und Herzlichkeit behandelt, ja man wollte Alles versuchen, mich als Arzt am Platz zu behalten. Von Clemens Geschwistern fand ich den trefflichen Franz und seine ebenso treffliche Frau, den heiteren Georg, den geistreichen Christian und die schöne und edle Meline von Guaita. Mit Christian, dem promovirten Arzte, der durch Beantwortung einer mathematischen Frage einen französischen Preis — ich glaube, der Akademie — gewonnen hatte, verbrüderte ich mich bald und darf sagen, daß ich in diesen wenigen Wochen ihm den Anstoß zu einem völligen und raschen Umschwung seiner Gesinnung zum Christenthum gegeben; das Merkwürdige war nun, daß während ich damals religiös zwar hoch erregt, aber zur Kirche in schiefe Stellung gerathen war, mein Neubekehrter, als Einer, der Erfahrung im Elend der Negation besaß, sogleich mit voller und eifriger Seele, mit dem lebendigsten Gefühl von der Nothwendigkeit der sichtbaren Kirche, deren Wesen begriff und festhielt, und von dieser neugewonnenen Zufluchtsstatt aus auch sogleich, wie man sehen wird,

[1]) d. i. nach München.

wieder auf mich, seinen Bekehrer, zurückzuwirken suchte — nicht ohne Erfolg, wennschon sich dieser Erfolg nicht augenblicklich zeigte.

Von Frau v. Guaita, der Gattin des ersten Bürgermeisters der freien Stadt, hatten ihre Schwestern Savigny und Arnim mir öfter mit großer Liebe gesprochen. Sie war wunderschön, sehr fromm, sanft und liebenswürdig. Frau Rath Göthe hat über sie an Bettine geschrieben: „Dein Melinchen war auch da... Die Meline ist aber einmal schön, ich hab gesagt, die Stadt sollt sie malen lassen und sollt sie auf den Rathsaal hängen, da könnten die Kaiser sehen, was ihre gute Stadt für Schönheiten hat.“ (Frühlingskranz.) Und Göthe schrieb an die Nämliche: „Der lieben Meline Mützchen ist auch angekommen. Ich darf's nicht laut sagen, es steht aber Niemand so gut als ihr.“ Und da er die Nachricht ihrer Verlobung vernommen: „Ueber der lieben Meline Heirath sage ich nichts; es macht einem nie wohl, wenn ein so schönes Kind sich weggibt, und der Glückwunsch, den man da anbringt, drückt Einem nur auf dem Herzen.“ — Diese geistig und leiblich schöne Meline machte mir lebhaften Eindruck, wenngleich meine Gesinnungen mir natürlich nicht erlaubten, sie anders als mit der einer Ehefrau gebührenden Ehrfurcht zu betrachten. Sie berieth mich als Arzt und ich besitze von ihr noch einige Briefe, die einen sanften Geist herzlichen Vertrauens und edler Frömmigkeit athmen. Sie fände es erfreulich, wenn ich mich als Arzt in Frankfurt ansiedelte, damit sie bei den mancherlei Sorgen, die ihr mit ihren Kindern nicht ausbleiben werden, bei mir Hülfe suchen könne; sie stärkt sich, wie sie ausspricht, an meiner Religiosität, ist aber als kirchlich gläubige Katholikin nicht einverstanden mit meiner separatistischen Anschauung. Dennoch ist ihr auch Bruder Christians Eifer

noch nicht wohlthuend; er predige, meint sie, die Sanftmuth und Demuth mit zu viel Heftigkeit. Ihre Briefe sind ohne auffallende Geistesblitze, wie man sie bei einer Schwester Bettinens erwarten möchte, aber sie haben eine ölartige Milde und Klarheit.

Von edlen und geistvollen Freunden des Hauses Brentano wurden auch mir Verschiedene sehr werth, so Thomas, so die Vettern Passavant,[1]) so der fromme (sog. Bibel-)Meier und Neef, der Vorstand des Senkenbergischen Instituts.

Christian Schlosser, welcher nicht ohne Selbstgefühl auftrat, äußerte einst von menschlichen Schwächen seines Oheims Göthe: „Ach wir sind Alle elende Würmer;“ Christian Brentano stieß mich in die Rippen und flüsterte: „Er selbst aber hält sich mindestens für einen Lindwurm.“

Achim v. Arnim hatte vergeblich gewünscht, einen Posten bei der preußischen Gesandtschaft in Frankfurt zu erhalten. Zum Gesandten war ein äußerst geistesarmer Herr ernannt, der sich nur durch Reichthum und Gastmähler hervorgethan hatte und dessen Erwählung geradezu als Geringschätzung Preußens gegen den Bundestag, womit es von Anbeginn nicht zufrieden gewesen, ist ausgelegt worden. Ich hatte schon in Berlin von des Herrn Beschränktheit vernommen und nun gerieth ich nebst Christian Brentano in ein konvulsivisch nicht zu bändigendes Lachen, als ich ihn wichtig die auf Beobachtung gegründete Ueberzeugung äußern hörte, daß die weibliche Organisation sehr verschieden sei von der männlichen.

Im Uebrigen benützte ich meinen Aufenthalt zu Besichtigung der Merkwürdigkeiten, sowie zu heiteren Ausflügen in die Umgegend. Einer herzlichen Aufforderung aus Kassel von Jakob Grimm, ihn und seinen Bruder

---

[1]) Vgl. Beilage 2 zum 3. Kap.

Wilhelm zu besuchen, konnte ich leider nicht nachkommen und habe nie der persönlichen Bekanntschaft des Letzteren mich zu erfreuen gehabt. Jakob Grimm schrieb mir am 19. Januar:

„Lieber Freund! Den Quevedo[1]) habe ich zurecht erhalten und bedanke mich vielmal, hätte aber zehnmal lieber gesehen, wenn Sie ihn selbst gebracht hätten und lassen Sie das ja nicht so bedeuten, als wenn Sie nicht hieherkommen wollten. Denn einmal haben Sie mir es versprochen, zweitens haben wir Sie, ich und mein Bruder, schon die ganze Zeit erwartet und Sie können hier sehr gut bei uns wohnen und einmal acht Tage lang etwas schlechter essen, als in dem vornehmen Frankfurt. Wenn Sie Kanne's Leben erw. Christen noch nicht gelesen haben, so heben Sie sich's auf bis hierher; ich möchte so mit Ihnen gern darüber sprechen. Ich kann mir denken, daß Sie über Savigny's langen in Köln gefundenen Brief recht froh gewesen sind, wenn Sie aber meinen, daß Sie ihm allein bogenlang schreiben, muß ich Ihnen sagen, daß ich ihm auch dieser Tage vier bis fünf Bogen über seine Rechtsgeschichte zuschicke. Wir grüßen Sie beide von ganzer Seele. Tiedemann kommt von Landshut nach Heidelberg, höre ich, an Ackermann's Stelle."[2]) —

---

[1]) Ich hatte ein Exemplar dieses Dichters bei einem Antiquar in Paris gekauft; Grimm äußerte den Wunsch, ebenfalls ihn zu besitzen, und da schenkte ich ihm den meinigen.

[2]) Ein späterer Brief, den mir Grimm geschrieben, lautet also: „Cassel, den 31. Mai 1816. Liebster Freund! Ich bin Ihnen lang die Antwort schuldig auf Ihren Brief aus Würzburg vom 29. Febr., aber durch mancherlei abgehalten worden: durch einen Aufenthalt von drei Wochen in Göttingen im März, durch meine Anstellung als Bibliothekar im April und endlich durch eine Reise meines Bruders in's Preußische. Diese hatte dazu die ängstliche Veranlassung einer gefährlichen Krankheit unseres guten Arnims. Es kam ein Brief der Bettine, daß er acht Tage zwischen Tod und Leben an einer Brustentzündung niedergelegen, daß sich zwar die Krankheit zum Guten gewendet, er aber bei langsamer Genesung sehnlich wünsche, es möge ihn einer von uns zur Aufmunterung besuchen. Darauf ist dann der Wilhelm

Kam ich leider nicht nach Kassel, so fuhr ich dagegen mit Christian Brentano, mit Max Freiherrn

---

mit sechswöchentlichem Urlaub am 10. d. hingereist. Ich habe seitdem die völlige und sichere Bestätigung von Arnims Genesung empfangen. — Vor allen Dingen wünsche ich bald von Ihnen zu vernehmen, daß und wo Sie angestellt sind. Selbst weiß ich nicht einmal, ob Sie dieser Brief in Bayern treffen wird. Doch wünsche ich es, des Landes und Ihretwegen, denn man befindet sich nirgends besser als wo man geboren und recht in Allem vertraut ist; ferner, das was man seinem Lande schuldig ist, geht doch über viele Bedenklichkeiten, die der Vortheil oder Nachtheil der eigenen Lage veranlaßt. An dieß Berechnen des Einzelnen gewöhnt sich die neue Zeit immer mehr; Recht aber thun, die sich nicht an Sachen stoßen, die über ein kurzes aufhören müssen und alsdann wird es Jeden freuen, wenn er sich nicht hat von seiner Stelle rücken lassen. — Lieber Freund! ich schicke Ihnen beikommend in mein und meines Bruders Namen unsere deutschen Sagen. Manche darunter mag klein und gering scheinen, allein im Ganzen wird die Sammlung mehr Gewicht haben, besonders sobald, was wir wünschen, nun aus allen Theilen Deutschlands zugetragen werden wird. Sie versprachen mir es schon vorigen Winter und erinnerten sich einiger Sagen, die mir lieb wären. In dem innern Bayern, zumal auf dem Land, fehlt es Ihnen sicher nicht an solchen Bekannten, welche meinen Wunsch erfüllen könnten und Sie thun mir einen herzlichen Gefallen, wenn Sie sie gelegentlich dazu aufmuntern. — Außer dem Thomas a Kempis, den Sie mir gesandt, hat mein Bruder auch Kanne's Bekenntnisse mit sich auf den Weg genommen, ich kann Ihnen daher meine Meinung über einiges im Buch nicht so genau schreiben, als ich mir früher vorgesetzt; wiewohl ich nicht gerne über dergleichen schreibe, ja kaum spreche. Ich glaube, daß es ihm Ernst ist. Allein das Buch drucken zu lassen, wäre mir in meiner Gesinnung eitel und sündlich gewesen, ich hätte das Geschehene ganz gewiß bei mir behalten als ein Geheimniß. Die Wissenschaft ist keine Sünde, denn sie leitet, wenn sie wahr und aufrichtig ist, immer und allenthalben zu Gott, wie die Natur und das Denken. Und dazu sind wir erschaffen und nicht zum Leben gekommen, wenn wir uns selbst verläugnen sollten. — Behalten Sie mich lieb, ich bin herzlich Ihr Freund Grimm." —

von Freyberg und dem mir von Berlin her innig befreundeten Dr. Batt, der schon lang mich sehnsüchtig aus Frankreich erwartet hatte, nach Weinheim, übernachtete hier auf dem Besitzthum der Geheimräthin Frfr. von Babo, in deren Haus Freund Batt Erzieher des Sohnes gewesen, dann gingen wir nach Heidelberg und von da nach Mannheim, wo ich abermals der Gast der Baronin ward.

In Heidelberg nahmen die liebenswürdigen Brüder Boisseree und ihre altdeutsche Gemäldesammlung meine Theilnahme in Anspruch. Creuzer, der Symboliker, die Mediziner Conradi und Nägele, die protestantischen Theologen Daub und Schwarz begegneten mir auf das freundlichste, wünschten mich an Heidelberg zu fesseln und wollten nach Kräften dahin wirken, daß ich vom Privatdocenten bald zum Professor voranschreite. Im Februar hatte Röschlaub mir geschrieben, daß er mich für Tiedemann's erledigte Stelle in Landshut vorgeschlagen; er gab mir zu erwägen, daß wenn ich zur Anatomie auch wenig Lust empfände, es doch gut sei, an der Hochschule Fuß zu fassen und daß ich dann leicht mit der Zeit ein anderes Fach erlangen würde. „Ich hoffe," schreibt er im März 1816, „daß Sie mein Kollege hier werden. Wenigstens freue ich mich dieser Hoffnung ungemein, und wird sie erfüllt, so soll mir Landshut erst werth werden." Jedoch verwarf er den Heidelbergerplan durchaus nicht, und ich, obschon fest entschlossen, meine Dienste dem eigenen, feurig geliebten bayerischen Vaterlande zu widmen, wollte doch, bis eine Stelle sich mir in selbem eröffnete, nicht müssig bleiben. Zudem schwebte damals die Frage, ob nicht auch der von Bayern getrennte Theil der alten Rheinpfalz, somit auch Heidelberg, dem angestammten Herrscherhaus zurückgegeben werde, dann wäre ich von

selber als Glied jener Universität meinem Vaterland wieder einverleibt worden. Aus Batt's Briefen an mich geht hervor, daß Viele diese Vereinigung eifrig wünschten und hofften; der Besitzer einer sehr kostbaren und zahlreichen Münzen-, besonders Thaler-Sammlung in Mannheim wollte dieselbe, falls die Stadt bayrisch würde, unserer Regierung zum Geschenke machen. — Nach der Heimkehr in München vernehmend, daß keine Aussicht auf eine Professur im Inland für mich offen stehe, begehrte ich denn Erlaubniß, mich in Heidelberg zu habilitiren; aber sieh', es wurden mir Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Schon als ich vor dem Kriege um eine Professur der Medizin oder Chirurgie eingegeben hatte, war die Sache daran gescheitert, daß ich meine Staatsprüfung noch nicht gemacht, und im Drang der kriegerischen Zeit war ich auch jetzt nicht dazu gekommen. Nun meinte man, obschon ich mich entschiedenst bereit erklärte, in's Vaterland zurückzukehren, sobald mir dasselbe eine Stelle zu bieten habe — „Ja, das sei ganz schön und gut, aber wenn ich einmal als Professor mir auswärts einen Namen gemacht habe, dann werde ich nicht mehr geneigt sein, mich in Bayern der Staatsprüfung zu unterwerfen." Allerdings sollte man glauben, in solchem Fall sei eine Prüfung auch wirklich nicht mehr vonnöthen, und das Begehren erregte in mir einige übermüthige Empfindungen,[1]) allein es blieb

1) Als der berühmte Dr. Weikard, Leibarzt der Kaiserin Katharina, nicht mehr in Petersburg bleiben, sondern sich in Wien ansiedeln wollte, setzte man ihm dort zur Erlaubniß der Praxis die Bedingung, erst in Oesterreich nochmal zu doktoriren und die Staats-Prüfung zu machen. Darauf ging er natürlich nicht ein, sondern wandte sich nach Brückenau, um als Badarzt dort zu leben. Aehnliches geschah in Oesterreich mehr denn einmal. Der Zopf, der hängt uns hinten. Mehr Sinn hatte es, wenn ein junger, noch unbekannter Arzt wie Friedrich Jäger bis dahin es

nun einmal dabei, die Staatsprüfung konnte mir nicht erlassen werden und da ich nach Bestehen derselben und Fertigung einer Proberelation das Sommersemester in Heidelberg nicht hätte mit antreten können, so zerschlug sich die Sache; Freund Batt hatte sich umsonst gefreut, mich „im grünen Mäntelchen" an der Rupertina zu sehen.

Unterdessen wollte Savigny mich bewegen, um eine Lehrstelle in Bonn einzukommen, und sein Einfluß in Berlin, sowie die Geltung, welche ich dortselbst bei den zur Sache mitsprechenden Aerzten (Horn, Hufeland, Heim, dem älteren Gräfe u. s. w.) genoß, hätte mir wahrscheinlich den Erfolg gesichert. Aber meine Schritte wegen Heidelberg waren bereits gethan und die Hindernisse, welche mir dießbezüglich gelegt wurden, hätten ohne Zweifel auch für Bonn ihre Wirkung gehabt.

Noch zwei oder drei Jahre später (nach meiner Rückkehr aus Italien) besuchte mich Tiedemann, der nun in Heidelberg lebte und lehrte, und wollte mich abermals bereden, die vakante Professur der Chirurgie daselbst anzutreten. Aber da hatten sich bereits meine Aussichten im Vaterland zu günstig gestaltet, um dieß zu wünschen. Statt meiner erwarb Heidelberg dann Chelius.

Ein Anekdötchen, das eben damals in Heidelberg umging, will ich nicht verschweigen. Helmine von Chezy hatte Gesellschaft gebeten und mit Zwetschgenkuchen bedient. Nun besaßen aber dieselben kein verlockendes Ansehen, noch genoß überhaupt die Küche der Dichterin eines auch nur mäßigen Zutrauens; wer daher konnte, der schraubte sich vom Genusse der Kuchen weg. In später Abendstunde ergriffen Prof. D. und der zeitweilige Rektor

war, nach der Promotion in Landshut nochmal in Oesterreich den Grad erwerben mußte, da bekanntlich auf manchen deutschen Universitäten derselbe sehr leichtsinnig ertheilt wurde.

Magnifikus ihre Hüte, um sich heim zu begeben. Auf der Straße begann der Professor: „Euer Magnificenz, ich weiß nicht, ich habe eine höchst merkwürdige feuchtkalte Empfindung auf dem Haupt, auch rieselt es mir so seltsam über das Angesicht." — „Nun, Herr Kollega," erwiderte die Magnificenz, „treten Sie doch gefälligst an den Laternenpfahl, damit ich bei Licht den Fall untersuche!" Als nun des Oellämpchens matter Schein das Haupt umfloß, hub die Magnificenz wieder an: „Ei, Herr Kollega, was tragen Sie für ein wunderbares Pflaster auf dem Kopf!" Und mit vorsichtigen Fingern es ablösend, besah und beroch es die Magnificenz und gab es dem Herrn Kollegen zu besehen und zu beriechen, und in Kraft gemeinsamer Besichtigung und Witterung kamen die beiden gelehrten Herren überein, es müsse das in Handen habende Corpus einer der obenbesagten Zwetschgenkuchen sein, von der Hand eines rücksichtslosen Gastes in den Hut des ehrwürdigen Professors geschleudert. —

Nägele konsultirte mich bei einer Magd, die er an Lungenentzündung behandelte. Es war bald nach Ausbruch der Krankheit; die Patientin fühlte sich zum Ersticken, obschon ihr Nägele 6 Unzen Blut entzogen hatte. Ich erklärte, an seiner Stelle würde ich mit Blutentziehen so lang fortfahren bis Erleichterung einträte und mit seiner Genehmigung nahm ich alsbald einen Aderlaß von 15 Unzen vor. Sofort Besserung. Am anderen Morgen, bevor ich um 8 Uhr den Postwagen bestieg, fanden wir die Kranke seit Mitternacht verschlimmert und etwa auf demselben Punkt wie vor meinem Aderlaß. Abermal Blutentziehung in gleicher Menge und mit gleicher Erleichterung. In Würzburg war ich eben zu Tisch bei General-Kommissär Frhrn. von Lerchenfeld, als mir ein Brief von Nägele gebracht wurde, und so begierig war

ich nach dem Inhalt, daß ich um Erlaubniß bat, ihn zu öffnen, — die Kranke war gerettet. Aehnliches habe ich öfter erlebt. Zu jenen Zeiten ging in derlei Fällen, wenn nicht Blut entzogen wurde, die Lunge in Eiter oder Hepatisirung über. Im Münchnerspitale hob ich eine in Folge von Herzkrankheit eingetretene Wassersucht durch sieben Aderlässe, deren jeder einzeln erleichternd wirkte. Soviel für Jene, welche das Blutentlassen überhaupt verwerfen wollen, weil sie in einer Zeit leben, wo es in verwandten Fällen entbehrlich oder schädlich sich erweist.

Bar. v. Lerchenfeld sprach mir den lebhaften Wunsch aus, mich als Professor in Würzburg zu sehen, wie er auch in der Folge sich mir in München als steter Gönner erwiesen. Prof. Hesselbach ertheilte mir einen Privatkurs über Leistenbrüche; auch wohnte ich den Versuchen bei, welche Döllinger über das bebrütete Hühner-Ei anstellte. Interessant waren mir Heine's von Genialität zeugende orthopädische Versuche, wenn schon ich darin die laienhaften Mängel nicht verkennen konnte.

Gegen das Frühjahr 1816 nach München zurückgekehrt, erfuhr ich, daß, während kriegsministerielle Schreiber, die niemals ihren warmen Sitz in der Amtsstube verlassen hatten, mit dem Feldzeichen geschmückt wurden, ich als „freiwilliger“ Feldmedikus keinen Anspruch darauf machen dürfe. Erst bei meinem goldenen Doktorjubiläum 1862 erlebte ich durch freundliche Vermittlung meines Kollegen v. Rothmund, sowie des Referenten im Kriegsministerium v. Gönner nachträglich die Freude, zwar nicht das Kreuz, das man nicht mehr zu geben vermochte, aber doch die Feldmedaille mir an den Rock zu heften.

Jetzt endlich machte ich meine Staatsprüfung. Von fünf aufgestellten Examinatoren befragte mich, den mehr

als Dreißigjährigen, nur Einer, nämlich Oeggl, und dieser nur zum Schein, indem er meine gedruckte Inaugural-Dissertation aus der Tasche zog mit der Bemerkung, er lese täglich darin. Einer der Herren, Namens Kossak, hätte sich, wie er sagte, jeder Frage geschämt; ihn hatte auf dem Gymnasium mein Bruder Sebastian instruirt, diesen ich; somit wär' ich von meines Schülers Schüler examinirt worden. Eine Probe-Relation lieferte ich, um die Erlaubniß des Prakticirens zu erhalten.

Nunmehr waren denn meine Studienjahre, zwischen die sich die Physikatsverwaltung in Vohenstrauß und der Feldzug eingeschaltet hatten, gründlich zu Ende: die Erlaubniß zur Praxis ließ nicht lange auf sich warten und ich konnte meine Thätigkeit in jener Stadt beginnen, die mir nun seit sechzig Jahren zur Heimath geworden.[1])

---

[1]) Anm. d. Schreib. Mit den werthesten der auswärtigen Freunde spann sich noch längere Zeit ein schriftlicher Verkehr voll Herzlichkeit weiter, bis derselbe am Ueberdrang von Ringseis' Berufsarbeiten allmählig Schiffbruch litt. Wir besitzen leider die Korrespondenz fast nur einseitig, nämlich die Briefe, die er empfangen — von denen, die er geschrieben, nur wenige. Am lebendigsten liefen sie zwischen ihm und den beiden Ehepaaren v. Savigny und v. Arnim. Ringseis gab fleißig Bericht über seine Reisen, seine äußern und innern Erfahrungen, die religiösen Erschütterungen der nächsten Epoche, und die Freunde antworten, jeder auf seine Weise: Savigny ruhig, mild, nach seiner Anschauung, daß die konfessionellen Gegensätze nicht einer den andern aufzehren, sondern kraft des schon Gemeinsamen zu einer höheren Einheit sich lösen sollten; seine katholische Frau bedenklich gegen das sich Ueberstürzende in der religiösen Bewegung; Bettine derselben ganz fremd, sie kaum verstehend, sonst tiefsinnig, manchmal melancholisch, dann wieder übersprudelnd witzig; Arnim liebenswürdig munter. Von Clemens Brentano sehe man den Brief vom Nov. 1815 und Februar 1816 in dessen „Gesammelten Briefen", wo er unter Anderem sagt: „Du bist ein getreues und frommes Herz ... ich habe dich sehr lieb, aber ...

wenn ich den schönen, christlichen und menschlichen Feuereifer in deinem Leben und deinen Briefen anschaue, so werde ich ganz stumm und begreife nicht, was ich deinem Enthusiasmus entgegenstellen soll, das dich freuen könnte. Ich kann mich mehr für deinen Eifer für die Dinge, als für die Dinge selbst interessiren. Es würde mir leider thun, z. B. wenn du dein Vaterland weniger liebtest, als wenn Bayern zu Grunde ginge.“ — Durch Aller Schreiben aber zieht wie ein goldener Faden eine Herzlichkeit, die in Ringseis den treuesten und der treuen Erwiderung würdigsten, dabei herzliebsten Freund begrüßt; in immer neuer Wendung wissen sie ihm in allem Ernst und aller Freundlichkeit zu sagen, daß er ihnen sei wie ein theurer Verwandter, sein Andenken und seine Briefe stärken, erbauen, erheitern, seine Freundschaft ist ein seltenes Kleinod, er ist der stehende Gegenstand häufiger Gespräche, seine Offenheit, Wahrheitsliebe und objektive Auffassung geben seinen schriftlichen Berichten in ihren Augen verwandten Reiz, wie sein Umgang; Große und Kleine freuen sich darauf. Bei ähnlicher wie bei verschiedener Gesinnung, selbst wo sie von solcher Verschiedenheit sich schmerzlich berührt, ja verletzt fühlen, ist es nicht möglich, dem lieben Treuherzigen zu zürnen.

Auch Briefe anderer Berliner Freunde, z. B. aus dem Hause Laroche, sprechen ähnlich, wenngleich das Band ein minder inniges ist. Freund Batt schreibt ihm mehrmals, das bloße Andenken an Ringseis stärke und kräftige ihn zum Guten und richte ihn bei Entmuthigungen auf. Und wie oft ward im Laufe seines langen Lebens ihm Aehnliches gesagt! Wir haben es mit angesehen, wie nicht nur Jünglinge, sondern Männer mit schon ergrautem Haar bei ihm, dem herzensfrischen, geistesklaren, feurigen Greis sich Muth, Stärkung, Glauben und Heiterkeit zu holen erklärten und mit von Liebe leuchtenden Blicken zu ihm wie zu einem theuren Vater oder Großvater aufschauten.

Sechstes Kapitel.

Erste Münchner-Zeit. 1816—1817.

1. Praxis.

Einzelne von R.'s Patienten, darunter Jacobi, Baader, Schelling, Feuerbach; besondere Kuren; magnetische Kraft.

So konnte ich denn im Laufe des Jahres 1816 meine Praxis in München eröffnen. Wohnung hatte ich genommen bei Tischler Ritter auf dem Althammereck, gegenüber dem alten Damenstift, und die Haushaltung führte mir die aus Schwarzhofen herbeigekommene Schwester Kathrin.

Bei dem Staatsrath Egid v. Kobell, dem einflußreichen und in hohen Gnaden stehenden Generalsekretär des Königs, hatte mich schon früher sein Schwestermann Baron Pfetten eingeführt, und ohne dem bisherigen Hausarzt untreu zu werden, zogen er und die Seinigen mich häufig zu Rath, sowie Mehrere des allabendlich dort sich versammelnden Kreises ihre Behandlung mir anvertrauten. So verschieden unsere Gesinnungen, und so wenig es in meinem Wesen lag, ein Hehl daraus zu machen, es ward mir das nicht zum Hinderniß, sie hielten mir meine feurig kampflustige Religiosität zu gute als einem Menschen, den man über einen besonderen Kamm zu scheeren habe. Dem Wohlwollen des Herrn Staatsrathes aber hatte ich in der Folge Bedeutendes zu verdanken.

Auf diesem Wege fiel mir denn auch die Behandlung der Brüder des Staatsrathes zu, und, was mir von besonderem Interesse war, seines alten Oheims, des genialen Landschaftsmalers Franz v. Kobell, der in unermüdlich neu zu Tage geförderten Kompositionen sich doch nie erschöpfte. Nachdem er den ganzen Tag gezeichnet, ließ er sich jeden Abend ein Buch Papier hinlegen und füllte dasselbe noch mit Entwürfen aus.[1]) Das Malen aber hatte er aufgegeben; es war ihm berichtet worden, König Max I. habe ein Bild, welches Kobell um 800 fl. dem Kunsthändler Artaria zu Mannheim überlassen, diesem um 1600 fl. abgekauft. „Lebe ich so viele Jahre hier in München," rief der Künstler, „und bei mir, wo er es halb so theuer hätte kriegen können, hat der König niemals ein Bild bestellt oder genommen." Und im Unmuth rührte er seither keinen Pinsel mehr an. Wegen Krankheit drei Jahre hindurch an's Haus gebannt, mochte er während dieser Frist sich oftmals nach Rom, seinem vieljährigen Aufenthaltsort, geträumt haben (von wo aus Göthe ihn seiner Zeit nach Sicilien mitnehmen hat wollen, aber Kobell liebte die Unabhängigkeit und lehnte es ab). Als er nun unter meiner Behandlung sich allmählig erholte, fuhr einst sein Neffe, der Staatsrath, ihn und mich spazieren. Bereits hatte Kronprinz Ludwig den Bau der Glyptothek begonnen oder vollendet. Als wir nun an ihr vorüberkamen, meinte der alte Herr: „Das ist doch schön vom Papst, daß er immer noch fortfährt in so gutem Styl zu bauen." Päpstisch gesinnt war er darum nicht. Einst erzählte er mir, wie er in Rom in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Schweizer

[1]) Man erzählte, seine Köchin habe die Zeichnungen dann immer, das Blatt um etliche Kreuzer, im Wirthshaus verkauft. — (S. über Kobell Beilage 1 zum 6. Kap.)

Bildhauer ... (ja, wenn ich seinen Namen noch wüßte!) an St. Johann vom Lateran vorüber gekommen sei und schöner Gesang von Frauenstimmen sie beide hineingelockt. Als sie wieder heraustraten, sagte der Schweizer, trunken von Entzücken: „Kobell, morgen werd' ich katholisch." — „Wirst ja doch kein solcher Narr sein," brummte der eifrige Sohn seiner Kirche.[1])

Beim Staatsrath v. Kobell hörte ich öfter erzählen: Im Hause seines Vaters (des Hofmalers) war der früher von mir erwähnte Leibarzt der Herzogin von Neuburg, Dr. Bader (eine der Obrigkeiten des Illuminatenordens) täglicher Abendgast. Man kannte sein Anläuten, das sehr regelmäßig zwischen 9 und 10 Uhr erfolgte. Eines Tages, da man wußte, daß er nach Augsburg verreist sei, wunderte man sich, sein Läuten zu vernehmen, noch mehr aber, vor der Hausthür doch Niemanden zu finden. Bald darauf erfuhr man, daß er in eben jener Stunde in Augsburg gestorben sei. Die an und für sich nicht ungewöhnliche Sache berichte ich, weil aus dem Munde von sonst Ungläubigen bezeugt.

Ein weiteres bedeutendes Haus eröffnete sich mir, da Freiherr v. Lerchenfeld, welcher schon in Würzburg

---

[1]) Dieß erinnert mich an einen anderen rührenderen Fall. Ein mir befreundeter, leider in Sachen der Kirche nicht klar blickender Katholik wanderte mit einem Protestanten durch Tyrol. In einem Bauernhaus eingekehrt, verrieth sich letzterer der Hausfrau zufällig als Nichtkatholik. In der Nacht bemerkte er nun, wie die bejahrte Frau leise in ihrer Gäste Schlafzimmer trat, niederkniete, mit inniger Andacht den Rosenkranz betete, dann aus dem Weihbrunnkesselchen beide besprengte und sich wiederum leise zurückzog. Einige Jahre darauf lag der Protestant auf dem Todbett; hier erzählte er seinem Reisegenossen, wie tiefen Eindruck jener Auftritt auf ihn gemacht, und frug ihn um Rath, ob er solle katholisch werden. Leider war des Katholiken Antwort nicht die einzig richtige.

mir großes Vertrauen bezeigt hatte, als Finanzminister nach München zog; ehe seine Familie ihm gefolgt war, nahm er nach obiger Stadt mich mit, um seine Gemahlin, die eines Beinbruches wegen in Freund Textor's Behandlung stund, konsultirend zu besuchen, und nach vollendeter Uebersiedlung erkor er mich zum ordentlichen Hausarzt.

Deßgleichen ward ich es bei Präsident v. Feuerbach und seinen Kindern; (von der Frau lebte er getrennt). Obschon mir freundlich begegnend, erregte doch der wunderliche rabbiate Mann mehr als einmal in mir Staunen und ironisches Bedenken; so z. B. als er mit Selbstgefallen und nicht etwa im Vertrauen mir erzählte, mit welchen Zornausbrüchen und Verstellungskünsten er einer allerdings seltsamen Maßregel der bayrischen Regierung, als sie seiner überdrüssig geworden, sich entgegengesetzt hatte. Meine briefliche Wiedergabe dieser abenteuerlichen Episode an Savigny ist zu finden in den Histor.-polit. Blättern Bd. 30.[1])

Von den drei großen Philosophen, welche München zu jener Zeit beherbergte, erhielt ich Jacobi und Franz Baader gleichzeitig, und Schelling, wo nicht schon damals, so doch jedenfalls bei seinem zweiten vieljährigen Aufenthalt in Behandlung. (Später, als sein alter Freund und philosophischer Anhänger Phil. v. Walther nach München kam, hat dieser mich als Hausarzt bei Schelling abgelöst.)

Zu Jacobi war ich ursprünglich durch Mißverständniß gerathen, — es muß noch vor dem Feldzug gewesen sein — ich wollte mich seinem Sohne, dem Obermedizinalrath vorstellen, und wurde zum Vater gewiesen. Als er meinen Namen hörte, der ihm vielleicht unliebsam aus

---

1) Nachträgl. Anm. der Schreib. Wir geben die betreffende Stelle als Beilage zu einer späteren Seite dieses Kapitels.

der Einsiedler-Zeitung, jedenfalls günstig durch Savigny bekannt war, lächelte er und errieth: „Sie wollen zu meinem Sohne.“ Letzterer ward bald nachher auf eigenen Wunsch an's Johannisspital nach Salzburg versetzt, von wo aus er einem Ruf als Direktor der Irrenanstalt zu Siegsburg nächst Bonn gefolgt ist. Mich wählte Jacobi der Vater nunmehr zu seinem Arzte und erwies sich mir immer gütig und wohlwollend, und auch ich habe ihn immer sehr lieb gehabt. Die Eitelkeit, die man ihm vielfach zugeschrieben, ist mir nie aufgefallen, sie kann nicht verletzend gegen Andere gewesen sein. Wenn übrigens Röschlaub von ihm sagte, er sollte Friedrich Heinrich Jacobich heißen (dreimal Ich), so wollte er damit ohne Zweifel die subjektivistische Richtung seiner Philosophie bezeichnen. — Mein Beruf führte mich täglich hin, ich magnetisirte ihn auf sein Verlangen und er fühlte sich jedesmal erleichtert; dabei pflegte ich stets innerlich zu beten, — nicht als hätte ich ermangelt, alle meine Ordinationen im Ganzen und Einzelnen in Hut und Segen des Allerhöchsten zu stellen, aber die geheimnißvollen Wirkungen des Magnetismus schienen mir von je dem Einfluß gefährlicher Mächte besonders ausgesetzt.

Einmal traf ich bei Jacobi mit Jean Paul zusammen. Jener erwähnte, daß ich mit gutem Erfolg ihn magnetisire. „Ach,“ meinte Richter, mich betrachtend, „das kennt man dieser Physiognomie gleich an, daß hier eine Macht vorhanden ist.“ Der Forstrath Emil Herder (Joh. Gottfr. Herder's Sohn) war mit zugegen. „Weißt du,“ sagte er mir nachher, „warum Jean Paul dich so gelobt hat? Damit du ihn noch besser lobst.“ War das richtig, so hat Jean Paul verlorene Mühe gehabt.[1])

[1]) Als er sich bei König Max I. vorstellte, sagte dieser: „Lieber Richter, ich selbst bin wenig bewandert in Ihren Werken, aber

Jacobi's große Gastlichkeit bereitete mir viele geistige Genüsse. Ich war oft bei ihm zu Tisch gebeten, besonders wenn interessante Fremde, z. B. die Franzosen Cousin und Bautain gekommen waren, ihn aufzusuchen. Als einst Friedrich Schlegel, der in seiner Zeitschrift Museum Jacobi mehrere Zugeständnisse gemacht hatte, nach München kam, ließ Letzterer durch mich ihm sagen, es würde ihn freuen, Schlegel als seinen Tischgast zu begrüßen. Bereits stund Jacobi auf sehr gespanntem Fuß mit Schelling und mochte hoffen, sich um so leichter mit Schlegel auseinanderzusetzen. Doch hinderte Letzteren eine Unpäßlichkeit, der schon angenommenen Einladung Folge zu leisten.

Von Voß erzählte mir Jacobi, wie des alten Philologen durch wissenschaftliche Streitfragen hervorgerufene Gehässigkeit gegen seinen Zunftgenossen Heyne fast zur Monomanie geworden. War von was immer für einer Missethat die Rede, so rief er: „Sehen Sie, gerade so macht es Heyne!" Aehnliches hat mir Niebuhr erzählt, und obwohl dieser und Jacobi mit Voß befreundet waren, rügten doch beide sein Benehmen gegen Stolberg.

---

gehen Sie zu der Königin, die kennt alle und sagt mir viel Rühmliches davon." Mit der vornehmsten Frau des Königreichs — und bekanntlich war Königin Karoline auch eine Frau von Geist — konnte also Jean Paul zufrieden sein; im Uebrigen soll er geäußert haben, die Frauenwelt in München habe ihn nicht mit jener Begeisterung empfangen wie anderwärts, z. B. in den Städten am Rhein.

Anm. der Schreib. Von Ringseis' magnetischer Kraft haben noch späterhin Viele Erfahrung gemacht, indem er häufig Zahnschmerzen stillte durch Anfassen des kranken Zahnes an der Wurzel mit dem linken Daumen und Zeigefinger. Einmal beschwichtigte er an einer Mittagstafel die heftigen Zahnschmerzen des General Raglovich durch bloßes Ausstrecken des linken Zeigefingers über den Tisch hin nach dem gegenüber sitzenden Leidenden.

Es erschienen um die Zeit zwischen 1816 und 19 an verschiedenen Orten Berichte über Bekehrungen Ungläubiger zum positiven Christenthum, welche durch Schleiermachers Predigten in Berlin bewirkt worden seien. Solchen Einfluß an sich erfahren zu haben, bekannten mündlich in meiner Gegenwart zwei Brüder Sack, wovon später der Eine Garnisonsprediger, der Andere Professor der protestantischen Theologie in Bonn geworden. Aehnlich sprach Twesten von sich in den „Kieler-Blättern". Jacobi konnte das nicht begreifen und wandte sich um Auskunft an Reinhold, den Herausgeber; Twesten, welchem der Brief mitgetheilt wurde, schrieb nun dem Philosophen eine ausführliche Erörterung und Bestätigung des Vorgangs. „Aber es ist unmöglich," sagte mir Jacobi immer wieder; „nach Allem, was ich von Schleiermacher weiß, ist nicht zu glauben, daß er Christus für den Sohn Gottes halte. Wenn jemals ich ihn wiedersehe, muß er mir Farbe bekennen." Als Schleiermacher wirklich einmal nach München kam (ich dächte um's Jahr 1818 oder 19), trieb ihn Jacobi, wie er mir erzählt hat, so in die Enge, daß Schleiermacher ihm zugestand, er halte sich in seiner vereidigten Stellung für verpflichtet, nach dem Sinne protestantischer Orthodoxie die Gemeinde zu erbauen, allerdings aber müsse er dabei gegen seine persönliche Ueberzeugung sprechen.[1])

---

[1]) Schleiermacher kam auch zu mir und auf seine Bitte führte ich ihn zu Goßner, der noch in der Kreuzkirche zu predigen pflegte, sich also noch nicht offenkundig losgesagt hatte, (doch war dieß in einer Zeit, in der ich dem Separatismus bereits den Rücken gewendet). Ich ließ die Herren allein, da Schleiermacher es zu wünschen schien; als späterhin Goßner nach Berlin berufen wurde, fiel mir auf, daß man schon zu jener Frist die schwankenden Priester für den Norden oder durch sie Einfluß auf den Süden habe gewinnen wollen.

Jacobi kannte und ehrte meine religiöse Gesinnung und sagte mir einst: „Ach wenn ich (an den Gottmenschen) so glauben könnte, wie Sie oder wie Sailer oder mein Freund Roth oder Luther, so wäre ich glücklich. Auf meinen Knieen bin ich herumgerutscht, Gott um den Glauben zu bitten, aber ich habe ihn nicht erhalten." Lebhaft beschäftigte mich dieser Geisteszustand des verehrten Mannes und als Jacobi im Jahr 1819 in meinem Arm in die Ewigkeit entschlummert war, hatte ich einen Traum, der Ausdruck meiner Gemüthsstimmung, in welchem er ein Bekenntniß des Glaubens an Christus ablegte.[1]) Obschon in diesem Traume keine Bürgschaft lag, blieb mir doch die Erinnerung lieb, denn es sprach sich darin meine Hoffnung aus, daß Gott im Tode noch jenes Ringen des Philosophen gnädig angesehen und ihn erleuchtet habe. — Von dem ersten und einzigen Band, den er in der Gesammtausgabe seiner Werke noch erlebt hat, schenkte er „Seinem Freunde Ringseis" ein Exemplar, die übrigen Bände verehrte mir Präsident Roth, der fernere Herausgeber. Aus dem Nachlaß erwarb ich auf Wunsch der Schwestern, denen es tröstlich war, die vertrauten Gegenstände nicht in fremde Hände übergehen zu sehen, nebst anderen Möbeln und Geräthen, Jacobi's mächtig großen, schubladenreichen Schreibkasten mit Aufsatz, der mir nun seit 56 Jahren dient.[2]) Das Haus, in welchem er

---

[1]) Sieh Beilage 2 zu diesem Kapitel.

[2]) Anm. der Schreib. Nach R.'s Tod fand derselbe Aufnahme bei den hochw. P. P. Benediktinern in Schäftlarn. Ein von einem Grafen Sickingen am Rhein gearbeitetes Stehpult mit originellen Vorrichtungen zum Höher- und Niedrigerschrauben, an welchem Jacobi fortwährend und dann R. häufig gearbeitet hatte, und zwar rittlings auf ledergepolstertem Sattelbock sitzend, ist in den Besitz von Prof. Sepp übergegangen.

gewohnt hat, steht noch langgestreckt und einstöckig in der Herrenstraße in Riemerschmidischem Besitz; damals hätte ich es mit schönem großem Garten und vier Nebengebäuden um etwa 20,000 Gulden erwerben können!

Obigen Traum mag ich öfter erzählt haben, bis er verändert an Fräulein Lene, des Philosophen Schwester, gelangte. Als ich in den Dreißiger Jahren auf einer amtlichen Reise zu verschiedenen Irrenanstalten auch nach Siegsburg kam, besuchte ich in Bonn das Fräulein und lebhaft redete sie mich darum an, ich hätte ja ihren Bruder im Traume in einer Art von Verklärung geschaut; meine Berichtigung mochte sie enttäuschen. Im Verlauf des Besuches erwähnte sie, daß Schelling, wie sie höre, nunmehr den dreipersönlichen Gott annehme. Ich stimmte zu. „Einen persönlichen Gott glaube ich auch," meinte sie, „aber mir genügt an Einem." Ich erwiderte mit Schelling's Worten, die Dreipersönlichkeit sei freilich nicht eine Sache, die man in einer Stunde philosophisch darlegen könne, und fügte hinzu: „Hat doch der Herr Jesu-Christ selber drei Jahre gebraucht, sie den Aposteln beizubringen!" Und Ihm stund doch mehr zu Gebot, als bloße philosophische Belehrung.

Franz Baader hatte ich aufgesucht aus Bewunderung für die unvergleichliche Tiefe und den leuchtenden Witz seiner Abhandlungen. Der lebhafte Mann schenkte mir schnell sein Zutrauen und da der Weg ihn von seinem weit außerhalb Münchens damaligen Grenzen, in Schwabing liegenden Gütchen häufiger in die Stadt führte, als mich hinaus, so kam er gern drei-, viermal die Woche, manchmal noch öfter, ja zeitweise täglich zu mir, blieb über Tisch und ließ das Feuerwerk seiner genialen Rede vor mir steigen und knattern. An Reichthum und Tiefe der Gedanken halte ich ihn für den noch Bedeutenderen als

Schelling, ja vielleicht für unerreicht von einem Anderen, dagegen mag ihm eben die Fülle, das stets neue Hervorsprudeln der tiefsinnigsten, beziehungsreichsten Einfälle zum Hinderniß geworden sein, ein abgerundetes System aufzustellen, wenn schon er systematisch, weil aus dem Ganzen und Vollen, dachte. „Pah," lachte er einst, als von Jemand die Rede war, der seine philosophischen Gedanken mit mißtrauischer Eifersucht hüte, „wenn man mir Gedanken stiehlt, so mache ich neue."

Das Entzücken, womit der schwedische Dichter und Philosoph Atterbom seine Zusammenkünfte mit Baader schildert, dem „mirakulösesten" Mann, den er je gesehen zu haben meint, wird Vielen, wo nicht aus seinem Buch, so doch wie mir durch Auszüge und Recensionen[1]) bekannt sein. Als Steffens, der Norweger, einst in späterer Zeit (1837?) Schelling zu besuchen nach München kam, dieser aber nach Karlsbad fortgemußt hatte, und durch Irrungen der Post dem zugereisten alten Freund nicht einmal Nachricht ward, über welche vermeintliche Kränkung Steffens tiefe Verstimmung empfand, da führte ich, um ihn zu zerstreuen, bei Baader ihn ein und er gerieth so außer sich über die wolkenzerreißenden Gedankenblitze des heiteren Gewaltigen, daß er von da an bis zu seiner Abreise täglich nach Schwabing lief, um solch genialer Rede zu lauschen. Ich fragte Steffens, was er von dem Geistesverhältnisse Baader's zu Schelling denke, und erhielt die schon im zweiten Kapitel von mir erwähnte Antwort, daß ganz zweifellos Baader's großartige Anschauung die Wendung Schellings zur christlicheren Auffassung der Philosophie beeinflußt habe.

Bei einem zweiten Aufenthalt Friedrich Schlegels in München, als bereits die Universität hieher verlegt

[1]) Vergl. u. a. Histor.=polit. Blätter Bd. 60 S. 634.

war, traf er mich im Begriff eine Baader'sche Vorlesung über spekulative Dogmatik zu besuchen; ich lud ihn ein mich zu begleiten und stellte ihn nach dem Schlusse dem Philosophen vor. Auf meine Frage nach dem empfangenen Eindruck erwiderte Schlegel: „Immer tiefsinnig; nur schade, daß er nicht immer klar ist im Ausdruck; hätte er jemals Vorträge für Frauen gehalten, das hätte ihm genützt." Ich gab Baader eine Andeutung und er faßte den Gedanken so lebendig auf, daß er bald nachher auf meine Vermittlung den zwei Baslerinen Emilie Linder und Frau Wieland Vorlesungen gab; aus diesen sammelte er jene wunderschönen „Vierzig Sätze einer religiösen Erotik," welche er auch öffentlich Emilie Linder zugeeignet hat.

In's Stammbuch schrieb er mir:

„Ils sentiront que ce qui fait que les savans dans les sciences humaines n'arrivent point à ce but sublime qui serait de connaître, c'est qu'ils ne désirent point, ou autrement dit, qu'ils n'aiment point, attendu que ne pas aimer, est la plus grande preuve de l'ignorance.

De l'Esprit des choses. II. P. 314." (St. Martin.)

„Die Erkenntniß oder das Wissen soll Lohn und Genuß dem Guten, Pein und Schrecken dem Bösen sein und es muß nicht nur möglich sein, sondern es ist Pflicht, den dummen Teufeln unserer Zeiten wenigst jenen Grad der Aufklärung oder Illuminirung wieder zu geben, welchen die Teufel zu der Zeit des irdischen Lebens des Christs besaßen, die Letztern alle recht gut kannten." —

„Schwabing bei München den 20. Mai 1816. Zum Andenken von Ihrem Freunde Franz Baader."

„Was ist denn das für ein Mann, dieser Baader?" frug mich Hufeland bei einem Besuch in München im J. 16 oder 17 — „was ist das für ein seltsamer Kauz, der von einer Hellsehenden redet, sie sei von vielen Teufeln besessen!" — Nun ja freilich, das ging über Gelehrten-

möglichkeit, nicht nur über wienerische, die gar nichts Geheimnißvolles mehr verdauen konnte und darum das Hellsehen als einfach nicht existirend wegdekretirte, sondern selbst über berlinische, die dasselbe wohl als Thatsache bestehen ließ, aber anstatt mit unserm Herrn Jesu Christ und Einigen seiner Nachfolger an Teufel und Teufeleien zu glauben, sich Alles durch die geheimnißvollen Kräfte der gangliosen Nerven zurechtlegte. Natürlich, wenn das Auge geschlossen ist, dann muß doch irgend ein Nerv dessen Arbeit thun, und muß sehen, und zwar hellsehen, d. h. verborgene und entfernte Dinge sehen; und nicht bloß sehen muß er, sondern allerhand andere unbegreifliche Werke verrichten; dazu ist er ja ein Nerv und zwar ein ganglioser Nerv. — Daß Baader bereits als einer der tiefsinnigsten Philosophen anerkannt war, scheint Hufeland nicht gewußt zu haben.

Wie in den meisten Häusern, so mußte ich später auch bei Baader die ärztliche Praxis wegen Uebermaß an Geschäften aufgeben, blieb aber konsultirender Arzt bis zu seiner späten Todeskrankheit, in welcher mir des großen Mannes völlige und mit klarem Bewußtsein geschehene Unterwerfung unter die Lehrgewalt der katholischen Kirche herzliche Freude bereitet hat.

Schelling, zur Zeit meiner Niederlassung in München Generalsekretär an der Akademie der bildenden Künste, frug mich, ob ich geneigt wäre, an derselben Vorträge über Anatomie zu halten; aber bereits war meine Praxis so angewachsen, daß ich die nöthige Zeit nicht hätte aufbringen können; (vielleicht auch stund mir schon die Reise nach Italien in Aussicht.) Er begegnete mir stets freundlich, mochte wohl auch wissen, daß ich in einigen wesentlichen Punkten Schellingianer war; bei seiner Eigenthümlichkeit, philosophische Themata im geselligen Gespräche

zu vermeiden,[1]) hatte ich wohl niemals Gelegenheit, ihm diejenigen ebenfalls wesentlichen Punkte zu bezeichnen, in denen ich ihm nicht beizupflichten vermochte. Als um jene Zeit sein Freund Steffens ihn besuchte (es war dieß also nicht der oben erwähnte Reisefall), da äußerte ich gelegentlich gegen beide, die Providenz Gottes erstrecke sich auf Alles, auch auf die kleinsten Dinge, wie ja Christus gesagt hat, es falle kein Haar von unserem Haupt ohne Gottes Wissen und Zulassung; Steffens fuhr mich fast an und fand die wörtliche Auffassung jenes Textes eine ausschweifende, Schelling aber nahm mich in Schutz und begriff gar wohl, daß ich gerade hierin nicht eine kleinselige, sondern mit Auszeichnung großartige Vorstellung von Gott, wie sie übrigens in der katholischen Kirche stets gültig gewesen, mir angeeignet hatte. — Schelling ging bald darauf nach Erlangen, um dort seine neue Lehre

---

[1]) Schelling nahm es sehr streng, seine Lehre als Eigenthum zu behaupten — womit er übrigens den ehedem fast vogelfreien Autoren einen dankenswerthen Dienst erwiesen hat. Ersteres erfuhr der bekannte protestantische Theologe Tholuck zu nicht geringer Verlegenheit. Er sprach dem Philosophen seine Freude aus, eine Nachschrift seiner Vorlesungen von einem Zuhörer käuflich erworben zu haben; in hohem Mißvergnügen sagte Schelling: „Hiezu besitzen Sie kein Recht; ich habe den Inhalt meiner Vorlesung Niemandem zur Verbreitung veräußert und bestehe auf Einhändigung dieser Nachschrift.“ Tholuck's Koffer war bereits abgegangen, doch versprach er von seiner nächsten Station die Handschrift, die ihn 30 fl. gekostet hatte, an Schelling zu senden. Die juridische Berechtigung dieses Verlangens bleibe dahingestellt; aber als später der Heidelberger Paulus mit kritischen Bemerkungen die nachgeschriebenen Berliner Vorlesungen von Schelling herausgab, da gewann letzterer, wie billig, den von ihm gegen Paulus angestrengten Prozeß, und prinzipiell dürften die beiden Fälle sich gleichen; nur sprach in Tholuck's Fall der Usus dafür, daß der Zuhörer die Vorträge seines Lehrers gänzlich als sein, des Zuhörers, Eigenthum behandelte.

vorzutragen. Als er später zu höherer Stellung zurückgekehrt war, da führte freundnachbarlicher Verkehr uns und unsere Familien so oft zusammen, daß ich noch mehr als einmal von ihm zu reden hoffe.

Unter meinen übrigen Patienten ragte durch Geist und besonders Charakter hervor der mit Sailer innig befreundete fürstl. Oettingen-Spielberg'sche Präsident Ruösch. Derselbe war in seiner Jugend ziemlich rationalistisch ausgewässert von Göttingen in seine südliche Heimath zurückgekommen. Da ward er auf Einladung des Fürstpropstes von Ellwangen Augenzeuge der wunderbaren Heilungen, welche Pfarrer Gaßner (früher in der Schweiz, dazumal in Ellwangen, endlich in Pondorf an der Donau, vier Stunden unterhalb Regensburg lebend) unter großem Zulauf von nah und fern vollbrachte, indem er diejenigen Krankheiten, welche nicht auf natürlichem Prozeß, sondern auf dämonischem Einfluß beruhten, durch Exorcismus erst zum Ausbruche zwang, und hiedurch von ihrer Natur oder vielmehr Uebernatur überzeugt, durch fortgesetzten Exorcismus bekämpfte und vielfach hob.[1]) Diese Erfahrung,

---

[1]) In Heim's Biographie durch Keßler findet sich folgende Stelle: „Gaßner trieb eben seinen Spuk in Ellwangen, daher kaum ein Unterkommen im Gasthofe zu finden war vor den vielen Kranken, die Heilung erwarteten. ‚Dieser Mann kurirt durch keine andere Arznei, als, ich schäme mich fast es zu sagen, durch den Namen Jesu' — steht in Heim's Tagebuch." Offenbar ist Heim in dieser Sache schief unterrichtet. Allerdings gebrauchte Gaßner keine natürlichen Mittel, denn die bloß natürlich Kranken wies er einfach an den Arzt. Und vom Exorcismus hatte der sonst so treffliche Heim, dessen frommen Sinn eine vermeintliche Entweihung des heiligen Namens beleidigte, begreiflicherweise keine Vorstellung. Was er noch beifügt von einem (angeblichen?) Mönch, der zu Gaßner gewollt und sich als lahm geberdete, in der Nacht aber rasch laufend von Heim ertappt worden, beweist natürlich nichts gegen Gaßner; daß solche Anlässe auch Betrüger herbei-

sowie der Verkehr mit Sailer, aber auch mit Boos und Gleichgesinnten gab Ruösch die Wendung zurück zum Glauben, leider mit separatistischer Beimischung.

Ein ergötzliches Beispiel von Stammes-Selbstgefühl gab mir der treffliche Präsident, als er ganz unbefangen Sailer's Vorzüglichkeit sich erklärte aus der Nachbarschaft von dessen Geburtsort mit der schwäbischen Grenze.

Im Anfang dehnte sich meine Praxis fast ausschließlich in den höheren Kreisen aus; die Bürgersfamilien faßten nicht so rasch Zutrauen zu einem Arzte, der nicht münchnerisch sprach, und zum geringen Volk sollte ich erst später durch die Spitalpraxis in nähere und vielfach herzliche Beziehung treten.[1])

Hier einige Fälle meiner Praxis, in welchen entweder sich meine Diagnose gegen die anderer Aerzte bewahrheitet, oder die Kur selber Aufsehen erregt hat.

Ein Kind von Loe, Enkelkind von Hartz, war schwer erkrankt; zu Rath gezogen, schloß ich auf Wasser in den Seitengehirnhöhlen, welche Krankheit ich zuerst durch Gölis in Wien, noch mehr durch Heim in Berlin hatte kennen gelernt; die beiden verwandten

---

ziehen, liegt in der Natur der Sache. Wer die authentischen (veröffentlichten) Berichte über Gaßner's Heilungen gelesen, muß sich von deren Aechtheit überzeugen. Auch Lavater, der den katholischen Exorcisten besuchte, sprach gegen Sailer seine Ueberzeugung aus, in Jenem einen ganz schlichten, wahrhaft evangelischen Mann kennen gelernt zu haben.

[1]) Anm. d. Schr. Doch mochte R. schon damals beginnen, eine bekannte Erscheinung zu werden, denn nach früh angenommener Gewohnheit las er im Gehen auf der Gasse, theils aus Lust und Drang des Lesens, theils um der Zeitersparniß willen, wie er denn zu den vielen philosophischen Werken, die er studirt hat, nur hier die Muße gefunden, theils endlich um sich, den sehr zu Transpiration und hiedurch zur Verkältung Geneigten, zur langsameren Bewegung zu zwingen.

Aerzte wollten es nicht glauben; das Kind war keinenfalls zu retten und die Sektion gab hier wie in einem anderen Fall, wo sich vertrocknete Hydatiden zeigten, meiner Diagnose Recht. Dieselbe Krankheit erkannte ich an einem etwa vierjährigen Knaben im Hause des Oberrechnungsrathes B., wo die zwei behandelnden Aerzte für die Zeit ihrer gemeinsamen Abwesenheit mich vorgeschlagen hatten. Ich fand die Pupille so erweitert, daß man von der Iris kaum eine Spur bemerkte und ein vorgehaltenes Licht keine Empfindung erregte. Eingedenk meiner Erfahrungen an Heim's Seite, verordnete ich heftige kalte Begießungen auf den Kopf von Stunde zu Stunde, Tag und Nacht, eine dazumal hier noch ungewöhnliche Behandlungsweise. Es dauerte Wochen und ein die Pflege theilender Hausfreund machte mir Vorwürfe, daß ich das Kind so unnütz plage; käme es mit dem Leben davon, so müßt' es doch blödsinnig bleiben. Die Mutter jedoch setzte volles Vertrauen in mich; bei einem früher gestorbenen Kinde hatte die Sektion auch schon Wasser im Gehirn ergeben und kurz vor meinem Erscheinen hatte sie geträumt, es werde ein Arzt kommen und ihren Knaben (den jetzt erkrankten) aus dem Grabe holen. So hielt die Frau mit einer Art von leidenschaftlichem Vertrauen an mir fest, während ihre Mutter ebenso leidenschaftlich an ihrem eigenen Arzte hing, der das verstorbene Kind behandelt hatte. Die Begießungen wurden ausdauernd fortgesetzt und sieh', der Kleine genas, wuchs heran mit vollen Verstandeskräften und starb erst gegen dreißig Jahre später an einer anderen Krankheit. Mein Kredit steigerte sich noch, als ich, nach der Heilung des Kindes nun doch beim schwerkranken Vater der Frau zu Rath gezogen, auf Eiter in der Leber schloß und Verlauf wie Sektion meine Vermuthung bestätigten.

In München nahm man damals noch wenig Rücksicht auf die Diagnose der Herzkrankheiten. In einem Fall, da ich den älteren S. zu Rathe zog, erkannte ich auf Verdickung der Herzwände. „Ex digitali, ex digitali,“ spöttelte S., indem er die Symptome, auf die sich meine Behauptung gründete, vielmehr dem Gebrauche dieser durch mich verordneten Arznei zuschrieb. „Sectio docebit,“ erwiderte ich. Der Kranke starb; S., der sonst nicht Leichenöffnungen beizuwohnen pflegte, erschien dießmal und zwar vor mir auf dem Platz, mußte aber zu seiner Ueberraschung erfahren, daß ich Recht behielt; die Verdickung, Vergrößerung und Erweiterung war vorhanden.

Bei Fräulein R. diagnostizirte ich als behandelnder Arzt auf krankhafte Flüssigkeit im Eierstock. Der mitberufene Militärarzt war bereit, seinen Kopf dagegen zu verwetten. Wir zogen noch einen zufällig in München anwesenden Militärarzt aus Königsberg zu Rathe; dieser zuckte die Achseln, sich des Urtheils enthaltend. In Gegenwart der Beiden stach ich mit dem Troicar den Leib der Kranken an. Schon hatte ich die Nadel fast bis zum Heft hineingestoßen und noch zeigte sich nichts; man kann sich meine Verlegenheit denken; aber im Augenblick als mein Münchner Kollega wie triumphirend rief: „Hab' ich es nicht gesagt?“ ... da spürte ich, daß beim Vordringen der Widerstand im Leib geringer ward, ich gebrauchte nun ein längeres Instrument und in weitem Bogen sprang die faule Flüssigkeit heraus und dem ungläubigen Thomas in's Gesicht. Den verwetteten Kopf hab' ich ihm aber gelassen.[1])

[1]) Ein anderer Kollege hat nicht nur sein gegenwärtiges, sondern alles künftige Besitzthum, das er je erwerben würde, mir zusprechen wollen, wenn ich in einer gewissen Sache Recht behielte. Recht behielt ich; was aber sein Besitzthum anlangt, so wär' ich froh gewesen, hätt' er mir je die 30 fl. gezahlt, die er schon vor der Wette mir schuldete.

Ein Sohn des Hofmarschalls v. G., mein Zeitgenosse von der Universität, wo ich ihn öfter getroffen, lag schon lang an einem bösen Hüftgelenk-Rheumatismus zu Bett. Ich erinnerte mich der Erzählung eines Pfarrers, der, am Podagra leidend, in verzweifeltem Schmerz vom Instinkte getrieben, sich unter den Pumpbrunnen hatte bringen und mit Erfolg mehrere Minuten lang das kranke Bein begießen lassen. Wenn das bei einem älteren Mann und in der Gicht gelungen, dachte ich, wo jedenfalls der Versuch bedenklicher war, so kann ein junger mit bloßem Rheumatismus sich demselben um so getroster unterziehen. Mein Vorschlag ward angenommen, der volle Wasserstrahl des Brunnens schaffte sogleich Erleichterung und bald war bei Wiederholung des Verfahrens das Uebel verschwunden. Dem Publikum war die Kur um so auffallender, als Niemand mehr etwas wußte von der früher allerdings vielfach gepflogenen Wasserheilmethode. Später hat mir Medizinalrath Dr. Hahn in Aachen erzählt, daß Karl X. von Frankreich eben einen Podagra-Anfall hatte, als er aus dem Lande fliehen sollte. Um ihm die Flucht zu ermöglichen, rieth man ihm kalte Ueberschläge, er wandte sie an mit sofortigem Erfolg und ohne Nachtheil für die Zukunft. Die Krankheit mußte eben entzündlicher Natur sein, um solch ein gewaltsames Mittel rathsam zu machen.

Ein Beamter, welcher so furchtbare Schmerzen litt, daß er dabei oft die Tünche von den Wänden kratzte, hatte sich, da kein Arzt ihm geholfen, schriftlich um Rath an die berühmte medizinische Fakultät einer deutschen Hochschule gewendet. Dieselbe gab ein Gutachten ab, er sei merkurialkrank (d. h. krank durch Mißbrauch von Merkur). In der That hatte er wider eben diese Schmerzen vielen Merkur bekommen, der Merkur hatte sie beschwichtigt,

aber Speichelfluß erzeugt; diesen zu stillen, hatte man mit dem Merkur innegehalten, sogleich kehrten die während des Speichelflusses gestillten furchtbaren Schmerzen zurück und so ging es immer im Rade fort. Nun machte obige Universitäts-Fakultät ihre Verordnungen, aber auch sie brachten keine Hülfe. Da wandte der Unglückliche sich an mich. Den Fall erwägend, sah ich ein, daß jener stets wieder in Folge des Merkurs eingetretene Speichelfluß ein kritischer gewesen und dachte, wenn man den Wagen nur bis hart an den Gipfel des Berges und nicht bis auf die Fläche hinauf bringe, so rolle er eben zurück und man müsse von vorn anfangen. Ich setzte daher die Merkur-Behandlung fort, wandte Räucherungen von Zinnober (also Verbindung von Merkur und Schwefel) an, hüllte ihn somit völlig in eine Atmosphäre von Merkur, hörte nicht auf, als der Speichelfluß sich einstellte, that auch nichts um diesen zu stillen, sondern ließ den Kranken während mehrerer, vielleicht acht Wochen sich ausspeicheln, bis der Fluß von selber aufhörte. Die Schmerzen blieben aus, der völlig Abgemagerte nahm wieder zu an Fett und Fleisch, genas vollkommen, und er, der vorher kinderlos gewesen, ward noch Vater eines Kindes. Einige meiner religiös ungläubigsten Patienten hielten mich in Folge dieser allerdings kühnen Kur ordentlich für einen Wunderthäter, und meinten jetzt nur um so lustiger darauflos leben zu dürfen. — —

Einer meiner chirurgischen Verrichtungen, der Exstirpation einer verhärteten weiblichen Brustdrüse an der Frau eines deutschen Diplomaten, wohnte Sömmering bei, welcher das in verhärteten Drüsen charakteristische Bläschen nach der Herausnahme anatomisch präparirte. Nebenher bemerkt, erhielt ich für meine Leistung zwar kein ärztliches Honorar, ward aber dafür von der Genesenen

um ein Darlehen gebeten. Zurückerhalten hätt' ich es sicherlich nie.[1])

Ich habe hier einigemal vorausgegriffen in spätere Zeiten; doch gehören die Kuren, die ich nannte, ausschließlich der ersten Epoche meiner Praxis an und von dieser Epoche habe ich noch ferner zu reden. Obschon nämlich die ärztliche Thätigkeit meine Kräfte vielfach in Anspruch nahm, minderte sich doch keineswegs mein Interesse an den religiösen Fragen; aber noch war ich verstrickt im Netze der Separatisten, ja verwickelte mich eine zeitlang immer mehr darein. Es hatten sich in Bayern die Gegensätze seit der Zeit, da ich zuerst von diesen Dingen Kenntniß genommen, bedeutend geschärft und in manchen Herzen war die sprüchwörtlich bekannte „häretische Hartnäckigkeit" eingekehrt. Hierüber gingen mir aber die Augen erst später auf.

2. Separatismus.

Ueber die separatistische Bewegung. — Berichte an Savigny: Ueber Lindl und Andere, über einen Besessenen (siehe eine Aeußerung Walther's); sodann über Boos; Betrachtungen, wiederum über Sailer, über einen Bund mit dem Teufel. — Die Pinzgauer, in zwei Briefen von Christian Brentano und Ringseis. — Sailer's Rügebrief und R.'s Antwort. Allmählige Umkehr; (in Anm. eine Mahnung Röschlaub's.) Zwei Briefe von Haid. Nachbetrachtung. — Langer Brief von Chr. Brentano: Kirchliches und Anderes. Anna K. Emmerich. Savigny's Ansicht über R.'s Wendung. — Eine Professur in Würzburg wird rückgängig und warum. Anstellung am Münchner-Spital.

Man erinnert sich, wie tief mich der religiöse und sittliche Ernst ergriffen, der aus der separatistischen Bewegung hervorzuleuchten schien und bei Vielen, wie ich

[1]) Anm. der Schreib. R. that sich gerne etwas zu gut auf die Fälle, worin er sich gegen ein solches Ansinnen standhaft verhalten. Das Versagen war gewöhnlich nicht seine Sache, vor Allem natürlich bei Armen. Von zweifelhaften Borgern nahm er wohl eine Quittung, die dann auf ewige Zeiten in seinem unbestrittenen Besitz zu bleiben pflegte.

nicht zweifle, ursprünglich in der That vorhanden war, wenn gleich sich geistiger Hochmuth gegenüber der rechtmäßigen kirchlichen Autorität gar bald mit eingeschlichen hatte. Jener erbauliche Eindruck erhielt nun eine Folie durch Blicke, die mein ärztlicher Beruf mich thun ließ in manche von Illuminatismus durchfressene Kreise, wo bald Einzelne, bald ganze Familien in religiöser Beziehung die vollendetste Gleichgültigkeit und Frivolität an den Tag legten, nicht selten auch eine Sittenlosigkeit, die mir wahrhaft Grauen einflößte. Mit dem Volk, das größtentheils in jener Zeit noch Glauben hatte, und mit der Bürgerschaft, wo ich vielfach strenge Sitte hätte beobachten können, kam ich ja wie gesagt noch wenig in Verbindung. Und so vortreffliche Menschen und Familien ich auch theilweise im Adel und in den höheren Beamtenkreisen kennen lernte, so waren es doch unläugbar diese höheren Stände, in welchen Unglauben und Sittenlosigkeit am meisten um sich gefressen hatten. Die Aufregung aber, in welcher die Führer des Separatismus sich und ihre Anhänger erhielten, lenkte nicht nur das Augenmerk unaufhörlich auf das wirklich vorhandene Verderben, sondern ließ auch bezüglich der Ausdehnung desselben die erhitzte Phantasie Alles in's Ungeheuerliche steigern, den Verstand nicht zur ruhigen Beobachtung und Ueberlegung kommen, ob denn wirklich die Verderbniß eine so allgemeine sei und in wie fern man die kirchliche Behörde, die eigentlich bei uns in Bayern nicht Dasein hatte, — es war ja die bischoflose Zeit – für jene Zustände verantwortlich machen dürfe.

Es versteht sich, daß die Illuminaten und sonstigen Glaubenslosen für die hypergläubigen Separatisten nur Spott und Verachtung hatten; ihren eigentlichen Haß aber wahrten sie für den eigentlichen Gegner, die römisch-katholische Kirche, und gegen diese war immerhin der

Separatismus, mochte er wollen oder nicht, eine Art Bundesgenosse. Ich aber glaubte, eine solche unfreiwillige Bundesgenossenschaft vielmehr zwischen den Ungläubigen und den Leitern der römischen Kirche zu finden, weil nicht selten der Separatismus, den ich für eine Erweckung des ursprünglichen christlichen Geistes hielt, durch die Bischöfe (z. B. im kurz vorher noch selbstständigen Augsburg, im österreichischen Linz), bei uns aber durch die noch übrig gebliebenen kirchlichen Behörden mit größerem Eifer verfolgt wurde, als es durch die Ungläubigen geschah; besonders fand ich mich in dieser Meinung bestärkt, wenn ich bei Orthodoxen, sei es Priestern, sei es Laien, eine wirkliche Sittenverderbniß, oder doch vollständige Geisteslosigkeit und Verknöcherung fand. Wie? Diese innerlich Losgefaulten, vom Geist des Christenthums Abgefallenen, oder die in leerer Form Verknöcherten blieben, wenn sie nur nicht offenkundig der Lehre widersprachen, äußerlich im Schooße der Kirche, während sittenreine Männer, vom Feuereifer der ersten Christenheit beseelt, censurirt und mit Ausschluß bedroht wurden? Das konnte ich, der ich vom Organismus der Kirche noch wenig Begriff hatte, gar nicht verstehen.

Es haben die separatistischen Bewegungen, welche nach der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts unter Katholiken aufgegohren sind, eine gemeinsame Eigenthümlichkeit. Sie lassen zum Schein den Primat des Papstes zu Recht bestehen, und in wie fern nicht besondere Umstände Einzelne hindrängen zum offenkundigen Austritt, wollen ihre Anhänger durchaus zur Kirche gehören. Die Politik der Unaufrichtigen darunter gestaltet sich aber verschieden. Während es ihnen einmal erstaunend schwer fällt, die so leicht verständlichen Unterschiede von Amt und Person festzuhalten, betonen sie ein andermal jenen Unter-

schied auf das schärfste, um unter angeblicher Verehrung des Amtes die Person mit Steinen zu werfen, in der gegründeten Hoffnung, daß der Rückschlag doch das Amt mit treffen werde. Und da man auch gern die Begriffe von Lehrunfehlbarkeit und Sündelosigkeit ineinander zu wirren sucht, die Personen unserer Päpste aber seit langer Zeit von unantastbarer Verehrungswürdigkeit sind, so greift man immer und immer wieder nach einigen Gestalten der Vergangenheit. Oder es werden mit ängstlicher Sorgfalt die feineren Unterscheidungen innerhalb des Amtes selber hervorgehoben, fortwährend die Kirche der Kurie gegenübergesetzt, die Kurie dem Papst, der Papst wiederum der Kirche und eigentlich will man nur der letzteren gehorchen, und da dieselbe für gewöhnlich nicht anders als durch Kurie und Papst zu sprechen vermag, so wird alle kirchliche Autorität hiedurch zum Schatten entkräftet. Sind doch in gesucht feinen Unterscheidungen die Jansenisten so weit gegangen zu sagen: Zweifellos ist die kirchliche Behörde unfehlbar in Aufstellung der Dogmen, aber nicht unfehlbar im Verständniß der von einzelnen Gliedern der Kirche aufgestellten Sätze; die Behörde mißversteht uns nur, denn sonst müßte sie, gerade weil sie unfehlbar ist, nothwendig unsere Sätze bestätigen. Welch ungeheuerliches Maß von Selbstinfallibilität in dieser Behauptung liegt, das hat, wie es scheint, den Herren nicht eingeleuchtet; daß sie aber auf solche Weise bequemlich jedes Joch der Autorität von sich abzuschütteln vermochten, das werden sie wohl im Innern schmunzelnd erwogen haben. Gelegentlich beruft man sich wohl auf ein zu erwartendes Koncil. Wie ernst es solchen Geistern sei mit der Unterwerfung unter das Koncil, das hat sich am Vatikanum deutlich erprobt. Ob nach Denen, welche noch am Un-

fehlbarkeitsdogma selber scheitern, solche Spiegelfechtereien unter Katholiken länger möglich sein werden, dürfte sehr im Zweifel stehen; sind sie aber mit Annahme dieses einen Dogma's abgeschnitten, dann ist auch die vielbestrittene Frage der Opportunität glänzend zu Gunsten dieser Opportunität gelöst.

Immer gab es jedoch unter den Separatisten auch solche, die nach ehrlicher Selbsterforschung sich und Anderen gestunden, daß auf diesem Weg ihnen überhaupt der Begriff der sichtbaren Kirche im Werth gesunken, und so kam auch ich dazu, eine wenn schon kurze Weile, nichts von der äußeren Gestalt zu halten; ich wollte nichts als das „reine Christenthum" ohne alle „menschliche Zuthat," wofür ich den Konfessionalismus und die sichtbare Gestalt der Kirche erachtete. Daß wenn der Heiland Menschen zu Trägern kirchlicher Gewalt erkoren, er auch ein gewisses Maß von „menschlicher Zuthat" gewollt, — daß zudem jedes Ziehen der Grenze zwischen „reinem Christenthum" und „menschlicher Zuthat" nach Gutdünken des einzelnen Gläubigen selber nichts Anderes als menschliche Willkür sei, das erwog ich nicht.

Bestätigt in meiner Ueberzeugung von der Göttlichkeit der separatistischen Erweckungen ward ich durch Zeichen, welche die aftermystischen Erregungen zu begleiten pflegen als satanische Nachäffungen der ächten göttlichen Wunder. Zwar wenn einst Pfarrer Boos über einem Haus eine Feuerflamme niederfahren gesehen, und hineilend keinen Brand antraf, wohl aber einen Mann, der im Begriffe stund eine schwere Sünde gegen die Sittlichkeit zu begehen und durch Boos' Ankunft daran gehindert und erschüttert wurde, so kann jene Flamme durch himmlisches Wunder erschienen sein; denn die spätern Verirrungen Boos' beweisen noch nichts gegen die Aechtheit früherer Gnaden-

erzeigungen; nah jedoch liegt der Gedanke an ein Blendwerk des Teufels, um ihm die falsche Sicherheit beizubringen, als sei er ein ganz besonderes Rüstzeug des Herrn.[1]) Daß andere merkwürdige Dinge, auf welche ich hier anspiele und wovon ich noch Einiges erzählen werde, nicht leere Hirngespinnste waren, das mögen Solche, die genug wissenschaftlichen Ernst besitzen, um auch das schwer Begreifliche nicht ohne weiteres zu verwerfen — ich sage, sie mögen es aus dem Umstande schließen, daß nicht nur Franz Baader sich lebhaft für jene seltsamen Erscheinungen interessirte, sondern auch Schelling, welchem sie Freund Pfetten erzählte, mit dem ihm eigenen Ernste davon Notiz nahm und sie keineswegs als Hirngespinnste behandelte. Ebenso erregte in der Folge deren Erzählung Schuberts und Görres' lebhaftesten Antheil; sie hatten sich von der Richtigkeit verwandter Thatsachen bereits gründlich überzeugt. Wie selbstgenügsam sind unsere heutigen Schulmeister, die mit wenigen Worten all das abzumachen ver-

[1]) Ich weiß nicht, ob je veröffentlicht worden, was Lavater verschiedenen Freunden, darunter Sailer, schriftlich mitgetheilt hat, wie er nach Kopenhagen geladen wurde (ich glaube, durch Minister Bernstorf), um seine Ansicht über eine orakelhafte Erscheinung abzugeben. In den Versammlungen gewisser Frommen pflegte sich über den Häuptern eine Wolke zu bilden, welche durch Heller- und Dunklerwerden Bejahung oder Verneinung abgab. Lavater's Ansicht war, die Erscheinung sei zwar keine göttliche, aber auch nicht vom Bösen. Ein Katholik hätte den Nachsatz schwerlich zugegeben. Nun sei erwähnt, daß Lavater die Wolke befragte, ob in der heiligen Schrift über Seelenwanderung etwas zu finden sei. Antwort: Ja. Ob bei Matthäus? Ja. Im 1. Kapitel? Nein. Im 2.? Nein. Und so fort bis zum 11. Kap. 14. Vers: „Und wenn ihr es annehmen wollet, er selber ist Elias, welcher kommen soll.“ Schon diese Deutung der Stelle zu Gunsten der Seelenwanderung müßte genügen, jenes Orakel mehr als verdächtig zu machen.

stehen, worüber so erlauchte Männer sich den Kopf zerbrachen! Man hat mich wegen meines nie verläugneten Glaubens an jene geheimnißvolle Welt der Dämonen unzählige Male der Phantasterei beschuldigt; ich kann mir also wenigstens schmeicheln in guter Gesellschaft zu sein. Doch irrte ich damals in der Auslegung, welche ich den fraglichen Wundern zu Gunsten des Separatismus gab.

Auch deßhalb bin ich oftmals ein Phantast genannt worden, weil ich der Gesammtheit der Dinge einen einheitlichen Gedanken unterlege, weil ich Wissenschaft und geoffenbarte Religion zwar nicht verwechsle — dieß konnten nur Gehässigkeit, Geistesbeschränktheit oder Leichtsinn mir aufbürden — aber doch sie in geordneter Wechselwirkung und Beziehung erblicke. Wer hiefür keinen Sinn hat, mag in seiner jämmerlichen Weltanschauung mich noch heut einen Phantasten schelten. Wohl aber besteht Phantasterei gerade umgekehrt in einseitiger Verfolgung Eines Gedankens, Einer Anschauung, ohne genügende Rücksicht auf das Ganze, und so gibt es denn keine ärgere, weil kleinseligere Phantasterei, als die der nüchternen Verstandes-Philister des Unglaubens; denn ihr einseitig zur Geltung gebrachter Verstand hört in dieser Einseitigkeit alsbald auf Verstand zu sein, wie das Gehirn eines Anatomirten aufgehört hat, als Organ der Denkkraft zu dienen.

Und dennoch war ich damals Phantast, denn auch ich verfolgte einseitig gewisse Richtungen, anstatt mir die allseitige Anschauung der Kirche anzueignen; alle Separatisten waren mehr oder minder Phantasten, aber bei meinem besonderen Naturell trat jener Zug um so drastischer hervor.

Meine damalige Stimmung, die Erlebnisse, worin sie gründete, mein aufrichtiges Streben, aber auch meine Irrthümer spiegeln sich in folgenden Bruchstücken aus Briefen, die ich an Savigny, seine Frau und die anderen Freunde in Berlin gerichtet; ich besitze dieselben in einer Abschrift von Clemens Brentano's Hand, vielleicht jene, die er für Joseph Görres zu beliebiger Benützung gefertigt hat.[1])

München, den 28. Mai 1816.

Geliebteste! Der Friede und die Gnade unseres Herrn sei mit Ihnen mit allen ihren Segnungen. Ich grüße Sie mit tief und innigst bewegtem Herzen, mit einer Bewegung, in der ich Ihnen noch nie geschrieben habe. Ich kam gestern Abend von Baindlkirchen (Dorf zwischen München und Augsburg) zurück, wo ich acht Tage war. Hier ist Lindl, den ich Ihnen schon genannt habe, Pfarrer, und eine halbe Stunde von da hat Baron R., ein Vetter von G., ein Gut. Was hab' ich hier gesehen? Es war mir immer unbegreiflich, warum der lebendige Glaube nicht auch in unserer Zeit eben die Wunder und Wirkungen hervorbringen sollte, die er zu der Apostel Zeiten hervorbrachte, namentlich und zuerst die gänzliche Umkehrung, Verklärung und Veredlung des verderbten Gemüths, unter allen das größte Wunder, und dann die übrigen Zeichen, die im Gefolge des Glaubens erscheinen. Aber gepriesen sei der Herr, der wahrhaftig ist, alles was den Aposteln möglich war, ist auch uns möglich, wenn wir glauben. Schon hier fand ich bei meiner Zurückkunft aus Frankreich das Reich Gottes viel mehr ausgebreitet, als es bei meinem Abgang der Fall war, die Liebe der Gläubigen inniger, den Eifer größer, bei einigen wie brennend; täglich sind Versammlungen bei Goßner oder in den Häusern der übrigen, wo aus der Schrift oder aus anderen Erbauungsbüchern vorgelesen und gemeinschaftlich gebetet wird. Das gemeinschaftliche Gebet ist von unaussprechlichem Nutzen, es ist sichtbar, wie der Glaube dadurch lebendiger, die

[1]) Auch hier erlaube ich mir kleine Styländerungen, wie ich sie zur Zeit des Entstehens beim Ueberlesen selber getroffen hätte, lasse aber das Wesentliche unberührt.

Liebe inniger und wahrhaft brüderlich wird. Menschen aus allen Ständen (doch wenige aus den höheren) werden zum Reich Gottes gezogen. Einer der gläubigsten ist z. B. der erste Ballettänzer von hier und ein Theaterdiener. Fast ebenso innig sind zwei Pantomimiker und einige Maler. Aber alles, was ich hier sah, ist nichts gegen die Erregung unter den Dienstboten des Barons R. in E. bei Dachau, in W. bei Baindlkirchen und am meisten an letzterem Orte selbst. Die Zeiten der ersten apostolischen Gemeinden sind wiedergekehrt, Unzüchtige, Säufer, Spieler, Betrüger sind fromm und innig voll Glauben und Liebe geworden, Mägde und Knechte haben ganz verklärte, veredelte Gesichter und zeigen eine Einsicht in die heiligen Schriften, vor der ich mich mit Beschämung und Rührung beugen mußte; der Pfarrer mit seiner Gemeinde, der Baron mit seinen Dienstboten leben in brüderlichen und schwesterlichen Verhältnissen. Fast täglich sind Versammlungen in den Häusern unter gemeinschaftlichem Gebet. Auch ich lebte wie unter Brüdern und Schwestern. Nie ist mir ein Prediger vorgekommen wie Lindl. Zweimal hörte ich ihn; mit einer ungeheuren Gewalt hat er gesprochen, mir zuckte es ein- um das anderemal wie ein Blitz durch alle Glieder, und er schreibt nie eine Predigt vorher auf, sondern überläßt sich der höhern Eingebung.[1]) Oefter hat man gesehen, daß alle Zuhörer in Thränen der Liebe und des Schmerzes zerflossen, und nach jeder Predigt war eine sichtbare Zunahme der Gnade und Liebe und Erleuchtung unter den Anwesenden zu bemerken. Zehn Stunden weit von München, Augsburg, Dachau rc. kommen Zuhörer und kehren häufig ganz verwandelt wieder heim. Er predigt, daß wir Alle sündig seien, daß nicht Einer gut sei, daß Jeder in jedem Augenblick sündige (siehe „Weg zur Seligkeit"), daß wir zum Heiland müssen, daß es aber nur Einen Heiland gebe, unser Laufen,

---

[1]) Heilige pflegen aber, ganz absonderliche Fälle ausgenommen, nie sich auf Eingebung zu verlassen, sondern bereiten sich mit gewissenhafter Sorgfalt auf die Predigt vor; denn jene Eingebung, die der Herr den Seinen verheißen hat, wenn sie für seinen Namen vor weltlichen Richtern stehen und zum voraus nicht wissen können, was sie gefragt werden, ist nicht auch dem unvorbereiteten Kanzelredner zugesagt.

Rennen, Beichten, Kommuniciren, Fasten, Beten, Wallfahrten, Almosengeben, wenn wir uns selbst den Himmel mit verdienen wollen, nicht helfe, daß Jesus Christus nur aus Gnade die Gläubigen selig mache und daß nur die Werke, die aus gläubigem Gemüthe kommen, geheiligt seien.[1]) Maria und die Heiligen können uns nichts helfen; zu Ihm, zum Erlöser müssen wir. Die Weltmenschen würden sagen: wenn Diese (in Baindlkirchen) die Wahrheit hätten, so würden sie nicht geschmäht, verfolgt, verspottet werden von geistlicher und weltlicher Obrigkeit; aber gerade diese Schmach sei ein Beweis für die Wahrheit ihrer Sache, denn Christus habe gesagt: Nicht den Frieden bringe ich euch, sondern das Schwert 2c. Jeder Christ müsse leiden, verspottet werden als Narr, Thor; die wahre Kirche werde bis zur Vollendung der Dinge nie die herrschende sein; Geist Christi und der Welt seien sich feindlich entgegengesetzt. Auch jetzt würde Christus, lebte er noch, getödtet werden und werde wirklich verfolgt in jedem frommen Christen. Dieß letzte bin ich auch lebendig überzeugt: Wenn Jemand im Ernste Christ ist, nicht bloß äußerlich in der Form, so steht der Teufel auf gegen ihn mit allen seinen Mächten, und er ist auch hier aufgestanden und wüthet furchtbar; geistliche und weltliche Obrigkeit haben sich bewaffnet gegen diese Lehre und diese Christen. Besonders die geistliche, die Hohenpriester und Pharisäer und suchten den weltlichen Arm zu borgen, aber der Minister,[2]) vielleicht aus Haß gegen Rom und die Hohenpriester, sprach unerwartet: „Lasset die Leute auf ihre Weise fromm sein, ich will nichts von dieser Sache hören," und Lindl und Goßner, deren Versetzung schon beschlossen war, blieben. Aus der Pfarre Baindlkirchen hatten drei Personen an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit den innern unwiderstehlichen Trieb, zu Gott zu beten, daß er ihnen ihren Pfarrer lasse und alle drei erhielten innerlich die bestimmte Versicherung, daß er ihnen nicht ge-

---

[1]) Man sieht, es findet sich hier dieselbe Verquickung von Wahrheit und Irrthum, wie in der nächst besten häretischen Predigt; aber ich möchte doch nicht behaupten, daß ich als Laie nicht in der Auffassung und Wiedergabe vielleicht Sätze, die bloß bedenklich am Rande der Wahrheit hingingen, unbewußt in's eigentlich und bestimmt Unkatholische hinübergespielt habe.

[2]) Ohne Zweifel Graf Thürheim.

nommen werden würde, liefen den folgenden Tag alle drei zu Lindl, der damals nicht zweifelte, verwiesen oder eingesperrt zu werden, und betheuerten, sie wären gewiß, daß er ihnen bleibe! O Kraft des gemeinschaftlichen Gebets!

Was sagen Sie zu folgendem: Es ist ein Mensch von dreißig Jahren in der Gegend von Baindlkirchen, der nicht schreiben kann, dieser zeigt zwei ganz verschiedene Naturen. Wenn die eine, die gute, ihn regiert, so ist er voll Liebe, Demuth, voll des eifrigsten Gebets, in der ganzen Gegend bekannt als schlicht und einfältig, er hat zwei Jahre bei dem Pfarrer gewohnt, ist diesem also genau bekannt. Wenn die andere, die böse ihn beherrscht, so spürt er, daß ein ihm innerliches Wesen sich seiner Sprache und Bewegungsorgane bemächtigt, er muß Gott und Jesum und die Gemeinde lästern, er muß brüllen, daß Alle sich entsetzen und man ihn über eine Stunde weit hört, er schwingt sich oder es schwingt ihn mit Pfeilesschnelligkeit über Zäune, Bäche und Häuser hinüber, er schwimmt oder sitzt vielmehr wie die Ophelia, aber ohne Reifrock, wie Lotos auf der Wasserfläche, ohne unterzugehen. Eine Viertelstunde lang steckt er mit dem Kopf im Wasser, die Füße aufwärts gerichtet, ohne zu ersticken. Man sagt, der Geist mache leicht und trage über die Erde, es muß vielleicht ein sehr geistreiches Wesen in ihm stecken, vielleicht ist es eine neue Art magnetischen Zustandes, man muß die Naturforscher fragen.[1]) Aber weiter: Seit einigen Monaten muß der Bursche Tag und Nacht laufen, so schnell, daß man ihn zu Pferd nicht einholen könnte. In einer Nacht lief er neulich von Baindlkirchen durch München,

[1]) Man verkennt schwerlich, daß ich die modern-rationalistischen Ausleger solch' übernatürlicher Erscheinungen hiemit ironisirte. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Phil. v. Walther einst bei Schelling, zugleich in Niethammer's und meiner Gegenwart äußerte: „Wer jemals einen Besessenen beobachtet hat, wird ihn nie mehr mit einem Wahnsinnigen verwechseln." Meine Frau, die an Walther's Seite saß, blickte ihn überrascht an, darauf wiederholte er seine Rede mit Bekräftigung. Uebrigens irrte Walther. Man sieht aus den Berichten des schon erwähnten Pfarrers Gaßner (voriges Jahrhundert), daß zuweilen die allergewöhnlichsten Krankheitssymptome von dämonischen Einwirkungen kommen.

ohne von der Wache aufgehalten zu werden, bis Freising, also siebzehn Stunden weit und wieder zurück, und kehrte in München, ohne je dagewesen zu sein, im Haus einer gläubigen Seele ein, wohin ihn der andere bessere Geist trieb. Weil's bei seinen Exkursionen durch Distel und Dorn geht, so sind seine Fußsohlen und Unterfüße fast immer entzündet, geschwollen und geschwürig, einmal waren sie so brandig, daß große Stücke mußten weggeschnitten werden, aber das hindert ihn nicht, seine Läuferkünste fortzusetzen. Neulich hüpfte und sprang er mit Einem Fuß, indem er den andern mit den Händen festhielt, in so großgewaltigen Sätzen weiter, daß die geübtesten französischen Tänzer mit zwei Füßen nur Tröpfe gegen ihn sind. Er schwebt häufig wie ein Vogel auf Zweiglein, nicht so dick, als der kleine Finger. Oft halten seine zwei Naturen wunderliche Zwiegespräche mit einander; die Eine sagt: „O Herr Jesu hilf mir, Du kannst helfen, Du hast so Vielen geholfen, o liebs Herrle, o liebs Herrle (sie schwäbeln hier schon ein wenig), hilf mir, o hilf mir!“ Er betet erschütternd. Die andere Natur erwidert: „Du dummer Kerl, du Lümmel du, dein Jesus kann dir nicht helfen, fluche, daß der Himmel schwarz wird, fluche Jesu, so wirst du besser!“ Dabei hat er Konvulsionen, die gräßlich sind und wobei er sich nicht wenig beschädigt. Die böse Natur sagt weiter: „Du Esel mußt mir in die Hölle; meinst du ich werde über dich nicht Meister? Ich bin es über so viel Gescheidte und Gelehrte, ja über die Meisten geworden! Hansnarr, es ist so arg nicht in der Hölle, du hast die schönste Gesellschaft!“ Häufig wird Joseph, so heißt dieß Amphibion, von seinem Dränger genöthigt, alle Stege, die über das Wasser nach Baindlkirchen führen, abzubrechen, damit die Gläubigen sollen gehindert werden, dahin zu kommen, wenn das Wort von der frohen Botschaft gepredigt wird. Einmal war Joseph in die Hölle verzückt und ein anderesmal in den Himmel; in der Hölle verfluchten die Verdammten beständig Gott, sagend: Ist das auch ein gerechter Gott, der uns so quält? rc. Die Geistlichen sah er schaarenweise in der Hölle ankommen rc. Dieß Gesicht war nicht von der bösen Natur,[1]) denn da Joseph sehr

---

[1]) Ist das so ausgemacht? Widerspruch in sich selber beweist ja nichts gegen teuflisches Wirken. Wenn er verwirrt, ist der Teufel ebenso zufrieden, wie wenn er falsch beruhigt.

beruhigt dadurch ward, sagte jene: „Esel, das habe ich dir vorgemacht." Sein himmlisches Gesicht war auch sehr merkwürdig, seinen Pfarrer und Kaplan sah er im Himmel,[1]) er redete immer während den Gesichten, ob er gleich wie starr da lag. Einmal bei einem gemeinschaftlichen Gebet, dem ich beiwohnte, schlug Joseph während zwei Stunden an Thüren und Fensterläden, warf die größten Steine dagegen und wüthete furchtbar. Der Pfarrer that ein erschütterndes Gebet, daß ich glaubte, es müßte durch die Wolken und Himmel brechen, und alle Gegenwärtigen schluchzten. Einmal sprach der Pfarrer in Gegenwart von zehn Personen: „Ich beschwöre dich, du böser Geist, im Namen Jesu, Gott das Zeugniß zu geben, warum quälst du den Joseph? Die böse Natur knirschte mit den Zähnen und wollte nicht sprechen; endlich ließ sie sich vernehmen: „Dieser Mensch würde sich allen Lastern ergeben haben, da hat mir der da droben befohlen in ihn zu fahren ꝛc." Sie fügte hinzu: „Wir (zum Pfarrer) kommen schon noch einmal zusammen, aber nicht so, sondern als Freunde, aber erst nach ‚Ewigkeiten' (Aeonen), o (heulend) wenn ich nicht zum Gerichtstag müßte, so ließe ich mich tausend Jahre lang an einem Sägemesser, das vom Firmament bis zur Erde reicht, auf- und abschleifen ꝛc." und noch viele andere dergleichen interessante Gespräche. Jener Geist muß ein Anhänger sein von der Lehre der Wiederbringung aller Dinge. O ich könnte einem Dramadichter vielen Stoff liefern, es wäre der Mühe werth, sich daran zu machen, der Gegenstand ist in unserer Zeit neu und originell. Göthe hat ihn nicht erschöpft. Die Wahrheit des Erzählten bestätigten mir der Pfarrer und viele Augenzeugen, z. B. Baron R., bei dem Joseph lang wohnte und Knecht war.[2]) Und was sagt das dumme, leichtgläubige Volk zu der Sache? Es glaubt, Joseph habe den Teufel. Und was sagen die gescheidten Leute dazu? Diese sind getheilt. Einige glauben, es wäre ein stärkerer Grad von

---

[1]) In einer ächten, von Gott ertheilten Vision wird schwerlich solchen Menschen, die noch im Kampf des Lebens sind, ihr künftiges Weilen im Himmel gezeigt; das geschieht höchstens bei vollendeten Heiligen, deren Demuth eine bereits unerschütterliche geworden.

[2]) Außerdem auch Freund Joseph Schlotthauer, der tüchtige Maler und Erfinder, der bekannte Herzensfreund von Peter Cornelius.

fallender (sog. laufender, springender) Sucht; komplicirt mit einer etwas starken und unwillkürlichen Bauchrednerei. Andere meinen, es wäre lautere Verstellung, nämlich daß er wie ein Blatt auf dem Wasser sitzt oder kopflings drinnen steckt oder über die Häuser springt. Herr Georg Brentano, den ich seit einigen Tagen hier zu sehen die Freude habe, sagt, es sei ein höllischer (?So?) Mischmasch von Verrückung, Verzückung, Desorganisation des Gehirns, vielleicht mit etwas Hydrops Cerebri, exaltirter Phantasie mit Beimischung von Verstellung 2c., ich weiß nicht ob von Seite Josephs oder meiner, des Pfarrers und der übrigen Sekte, wahrscheinlich von beiden Seiten. Ein von Amtswegen beauftragter Arzt, der den Joseph und eine Magd, welche mit noch einer Dritten ähnlichen Spuk treibt, untersuchen mußte, hat berichtet, auf Universitäten wäre über einen ähnlichen Casus und Status morbi nie tradirt worden, auch fände er in keinem compendio therapiae specialis, noch in anderen ihm zu Gesicht gekommenen naturhistorischen Werken etwas dergleichen notirt; es möchte vielleicht unmaßgeblich eine Gattung, eine quasi species des so verschrieenen Magnetismus sein, an welchen er jedoch selbst nicht recht glauben könne, indem es vielleicht, jedoch unmaßgeblich, zuletzt nichts anderes sei, als eine Art Aberglauben oder Einbildung. Jedoch der Mann irrt, wenn er glaubt, es sei noch nichts ähnliches notirt. In alten Fabelbüchern und Traditionen wird viel ähnlicher Aberglauben erzählt. — Es ist natürlich, daß wo das Christenthum lebendiger wird, auch der Satan mit seinem ganzen höllischen Heer sich mehr zeige, wie zu Christi zeitlicher, sichtbarer Gegenwart auf Erden. O ich habe von der Macht und der Ausbreitung des Reichs des Satans nun viel ausgedehntere Begriffe; ich bin des festen Glaubens, daß der oder die Teufel (denn ihre Zahl ist Legion) auf jeden bösen Gedanken, noch mehr jedes böse Werk Einfluß haben oder dadurch bekommen.

Den 6. Juni. Alles aber, was ich aus der neuen Zeit im katholischen Deutschland weiß, übertrifft, was sich in der Gemeinde von Boos ereignet hat und ereignet. Boos ist ein wahrer Apostel, ein Paulus, und alle Wunder des Glaubens erneuten sich in seiner Gemeinde. Ein Jahr lang war er eingesperrt und durch ein Mausloch ging seine Korrespondenz, wir erhielten wöchentlich zwei, drei lange Briefe. Fast Alle, die sich

ihm nahten, wurden entzündet und bekehrt, und Kraft ging aus allen seinen Gliedern aus. Sein Gefängniß mußte seiner Gemeinde zur Stärkung und vielen Unglücklichen zur Bekehrung dienen. Mehrere Mönche im Kloster, in dem er eingesperrt war, und seine Kerkerdiener wurden durch ihn gläubig und sind nun eifrige Prediger; durch diese ward die Korrespondenz durch das Mausloch geführt. Seine Erweckungsgeschichten, die in Wien gelesen wurden, haben dort Viele zum Glauben erweckt. Die hohen Priester haben ihn verfolgt, wähnend, damit dem Herrn einen Dienst zu leisten. Bloß um seine Gemeinde nicht zu ärgern und ihr ein Beispiel des Leidens zu geben für den Glauben, hat er ein Jahr lang im Kerker geschmachtet und unsäglich, besonders im Geist, gelitten. Denn, hätte er gleich im Anfang seine Entlassung nach Bayern (er ist ein Altbayer) verlangt, so würde er sie erhalten haben. Erst nachdem sich seine Gemeinde überzeugt hatte, daß man ihren Pfarrer ganz unwirksam machen wollte für sein ganzes Leben, drang sie in ihn, Oesterreich zu verlassen und die frohe Botschaft anderswo zu verkündigen. Diese Gemeinde hat heldenmüthige Proben von Glaubensstärke, christlicher Liebe, von Aufopferung an Geld und Gut gegeben für ihren Pfarrer. Viele Tausende haben sie zusammengeschossen, unzählige Gänge haben sie gethan für Boos. Allen Versuchen der Priester, sie wieder vom Glauben abzubringen, haben sie widerstanden. Die Bibeln wollte man ihnen wieder nehmen, aber da Jeder zwei bis vier Exemplare besitzt, so gab Jeder eines her und behielt eins bis drei; erklärt haben sie, eher das Leben, als die heiligen Schriften zu lassen. Nun ist Boos hier (in München) und sucht Aufnahme in Bayern; ein großer, breiter Mann, aber voll Einfalt und Schüchternheit im bürgerlichen Leben, der sich schlecht in seiner Muttersprache ausdrückt; den die Meisten, welche das Innere nicht kennen, für einen Pinsel und Dummkopf halten würden. Sailer hat von ihm gesagt, er (S.) sei nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen.[1]) Mit solchem Eifer predigt er immer, daß diejenigen, welche unter der Kanzel stehen, tropfnaß werden von dem Schweiß, der gleichsam in Strömen von seinem Haupte

[1]) Dieß mag eine frühere Aeußerung des demüthigen Sailer gewesen sein; jedenfalls sollte sie schwerlich eine unbedingte Billigung von Boos' gesammtem Thun aussprechen.

rinnt; das ist ohne Uebertreibung wahr, er hat es mir selbst gesagt. Gestern hat er uns selbst seine Schicksale während seiner ersten Verfolgung erzählt; lang irrte er in Bayern und der Oberpfalz umher, ohne irgendwo Aufnahme zu finden; aus großer Noth wollte er einmal bei einem Schweinhirten Dienste nehmen, der ihn aber als Priester erkannte und ihm die Hand küßte, so daß er sein Anerbieten nicht wagte. Endlich schrieb Sailer dem Verwalter Scharl in Grünbach, mit Kutsch' und Pferd nach Erding zu fahren. Scharl (ehemals Jesuitenbruder) kam folgsam nach Erding. Hier übergab ihm Sailer den Boos mit den Worten: Da, nimm diesen Mann mit auf Dein Schloß, versorg ihn gut und frag ihn nie, wie er heißt! Scharl, in Allem willig und gehorsam, hat den Boos fast ein Jahr lang mit größter Liebe bewirthet und nie um seinen Namen gefragt, bis Boos in Linz Aufnahme fand. Im Linzer Bisthum war er neunzehn Jahre, endlich baten ihn die Linzer (wie die Gerasener den Herrn Jesum), er möge so gut sein, aus ihren Grenzen zu gehen, nachdem sie ihn erst mit dem Großkreuz der Schmach des Kreuzes Christi geziert hatten. Ob die Pilatusse und hohen Priester ihn hier dulden werden, wissen wir noch nicht. Die Basler haben ihm einen Zufluchtsort angeboten, doch möchte er nicht gern unter die Protestanten gehen, der üblen Nachrede wegen; im Nothfall ist er entschlossen, nach Amerika auszuwandern. Vielleicht wäre im Westfälischen, Münster'schen auch eine Aussicht für ihn. Seine Erweckungsgeschichte haben Sie indessen, hoffe ich, durch Schubert erhalten. Ein ähnlicher Geist ist in Oberndorf bei Donauwörth in der Gemeinde des Pfarrers B...e und seines Kaplans lebendig, diese Gemeinde ist auch ungemein erweckt, vorzüglich durch den Kaplan, der mit mir auf der Universität war. Die Gläubigen der verschiedenen Gemeinden besuchen einander häufig, obwohl weit entfernt. Der Kaplan B., von Lindl getrennt und an den Staffelsee nach Uffing versetzt, hat auch mit mir studirt, versteht die Schrift in der Ursprache und erweckt den Glauben dort. B. schrieb uns ein merkwürdiges Aktenstück. Sein Pfarrer lebte in der größten sittlichen Strenge; Beten, Fasten, Almosen, Krankenbesuch waren seine stete Beschäftigung, er war ein vollendeter Werkheiliger, er wollte den Himmel durch die Werke verdienen, da ihn doch bloß Christus für uns ver-

dient hat und uns durch den Glauben dessen theilhaftig macht. In seiner letzten Krankheit war er gleichwohl der Verzweiflung nah, er verdoppelte seine frommen Werke, verschenkte sehr viel, betete ganze Nächte, betete halbe Tage lang und als sein Beichtvater nach der Beicht ihn bat: „Wenn Sie vor Gottes Angesicht kommen, so bitten Sie auch für uns“ — so erwiderte er: „Gottes Angesicht werde ich nie schauen, denn ich habe nie den rechten Glauben gehabt.“ Zu dieser späten Ansicht kam er durch das Werklein „Weg zur Seligkeit“, und durch seinen Kaplan, der ihm aus der Schrift, besonders aus Paulus, zeigte, daß die Werke nur durch den Glauben geheiligt werden, daß der Glaube und nur der Glaube die einzige wahre Geistesarznei sei; dessen habe ich mich nun lebendig überzeugt; welches andere Mittel könnte diese außerordentlichen Wirkungen hervorbringen, die ich selber sah? Aber es ist von meiner Seite größerer Ernst nothwendig, als ich bisher angewendet habe, größere Abkehrung von den Gütern der Welt, gänzliche Gelassenheit (sich Ueberlassen an Gott), beständiges, ununterbrochenes Gebet, beständiges Einkehren in's Innerste seiner selbst (in's Allerheiligste, wo der Herr wohnt).

Verehrte gnädige Frau, man wird deßwegen kein Kopfhänger. B., L. und G. sind wie Sailer fröhlich und heiter, nur die Werkheiligen glauben Unrecht zu thun, wenn sie ein fröhliches Gesicht machen; wer wird da trauern und fasten, wenn der Bräutigam bei ihm ist! Man muß auch nicht selbst trauern und fasten wollen, um etwas Gutes zu thun; man muß es nur willig annehmen, wenn der Herr es schickt; der weiß besser als wir, wenn es uns gut ist. Ihm, dem Haupte, müssen wir, die Glieder, gehorchen, darum dürfen wir, die Glieder, keinen eigenen Willen haben.

Schwabing bei München, im Haus des Generalsekretärs v. Kobell, bei dessen kranken Frau ich bis zum Tod zu bleiben, von Frau v. Pfetten gebeten bin, 9. Juni.

Was wird aus alledem werden? Wenn man den Einfluß des römischen Hofes und der Vikariate noch eine Zeitlang niederhält, so entsteht gewiß ein Schisma im südkatholischen Deutschland, denn die Sache verbreitet sich mit reißender Schnelligkeit. Von den kleinen Schriften, die vertheilt werden, geschehen wiederholte Auflagen von zehntausend Exemplaren. Vom Blick auf

Christus wurden von Dresden zehntausend Exemplare hier bei Giel bestellt. Wenn Sailer einmal recht mit der Herzenssprache herausginge, so würden die Anhänger des Glaubens noch viel zahlreicher werden, aber er hält noch immer etwas hinter dem Berg. In ganz Oesterreich nennt man ihn schon das Haupt der mystisch antipapistischen Partei und geheimen Gesellschaft, weil man bei Boos Briefe von ihm fand. Selbst Schlegel wittert, als wäre Sailer gleichsam fast nicht recht orthodox römisch-katholisch, und macht ein bedenkliches Gesicht. Boos ist gesinnt, einstweilen in der Gegend von Baindlkirchen sich ein Bauerngut zu kaufen, auch G. mit seiner Schwester will sich dort ansiedeln; Goßner ist nicht ungeneigt dahin zu ziehen; die Gemeinde will durch Vereinigung sich stärken. Wenn ich in diesen Gemeinden Arzt werden will, so bin ich freudig aufgenommen. Gewiß bin ich lieber unter diesen, als in München[1]) . . . Man hat mich aufgefordert, hier in M. zu bleiben, aber ich habe Grauen und Entsetzen davor, weil ich meine, des Himmels Zornflamme falle auf sie nieder, obwohl doch mehr Gerechte hier sind, als ehedem in Sodoma, die aber vorher ausziehen werden. Am Inn drunten predigt auch ein Freund von uns, Pfarrer L...r; merkwürdig, dieser ist förmlich verheirathet, hat schon vier Kinder, und dennoch hängt die gläubige Gemeinde mit der größten Liebe an ihm und will ihn nicht lassen. Sie ersehen aus dem Erzählten, daß die Ansichten der Genannten sich denen der Herrenhuter und zum Theil denen der Quäker nähern, ob sie sich schon in den Formen des katholischen Gottesdienstes bewegen, eigentlich gehören sie aber gar keiner Sekte an, sondern sind, denke ich, rein christlich.

(Ueber mein Examen und verzögerte Anstellung rc. und hierauf bezüglich.) Ich werde täglich überzeugter, daß ein guter und liebender Vater, ja wir dürfen ihn so nennen, unser Mitbruder J. Chr. mein Schicksal leite; ich weiß und habe es auch zu mehreren gesagt, daß die Menschen, welche mich drängen wollen, ein Stecken in der Hand des Herrn sind, mich noch mürber zu klopfen, bis alle Eitelkeit und Selbstsucht und Ehr-

---

[1]) Die kräftigen Ausdrücke, womit ich München im Brief belege, bringe ich hier nicht wieder, weil sie zwar bezüglich der Kreise, die mir im Sinn lagen, nicht aber bezüglich der Allgemeinheit verdient waren.

geiz, welcher nicht des Herrn Ehre sucht, ausgeschwitzt sein werden. „Ihr glaubt, ihr thätet es," sagte ich zu Jemand, „ihr wollt mir schaden? Ihr müßt mir nützen, ihr mögt wollen oder nicht." Das hat nun Dieser freilich nicht so verstanden wie ich. Die geheime innerliche Scheu treibt mich von M., es müßte mir denn der Himmel, zu dem ich immer bete, seinen Willen, ich solle bleiben, deutlicher eröffnen. Sobald die Kranke hier gestorben, gehe ich nach Haus, meiner Mutter und Schwester das Evangelium noch ernstlicher zu predigen . . . — Sie haben hier gewittert, daß ich nicht zu ihrer Partei gehöre: „es ist schade, daß er auch im Tugendbund ist, nach Berlin hätte man ihn nicht sollen lassen, er hat Anlagen gezeigt, es hätte was aus ihm werden können;" bald wird es heißen, ich sei übergeschnappt, wie sie es von G., Lindl und Anderen gesagt haben. Mit R. haben sie es so weit gebracht, daß Vater und Mutter vorzüglich durch Baron F. (der Mutter Bruder) ihn enterben wollten, „weil er wahnsinnig geworden." Indessen starb der Vater fast plötzlich und die Mutter ist nun recht gläubig geworden. R. aber war entschlossen, eher das große Erbe von mehr als 700,000 fl. als seinen Glauben zu lassen. So daß es also wahr ist, was Paulus vom Christenthum sagt: „den Juden (unsern Formchristen und Priestern) ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit;" ich fühle es nun wieder lebendig, daß es fast unmöglich ist, ein Christ im evangelischen Sinn zu sein, ohne Schmach und Verfolgung zu leiden, ohne von den Ungläubigen für einen Narren und Schwärmer, und von den Pharisäern und Namen-Christen für einen Ketzer und Verführer gehalten zu werden. Das hat Christus, das haben im Kreis meiner Erfahrungen Sailer, Boos, Feneberg, Goßner, Lindl, G. und R. erlebt. So wesentlich und durch und durch ist das ächte Christenthum vom Aberglauben und Unglauben verschieden.[1]) Dieß lebhaftest empfindend will ich lieber unter die Knechte und Mägde in Baindlkirchen gehen, als unter den Heiden und Pharisäern hier leben; doch nicht mein, sondern des Herrn Wille geschehe! Ich überlasse mich der Leitung des Himmels und will nichts aus Eigenwille thun. Die Sucht, als Lehrer rc. zu glänzen, ist mir ziemlich vergangen, auch kann ich nun G.'s Beginnen, kein Staatsamt

[1]) Sehr wahr, aber anders, als ich damals meinte.

zu suchen, nicht mehr mißbilligen. Ich weiß es zwar, es muß Jeder von uns beitragen, seine Umgebung so glücklich zu machen, als möglich, indessen glaube ich den Satz „Suchet zuerst das Reich Gottes und alles Uebrige wird euch zugegeben werden," immer mehr zu verstehen oder vielmehr durch innere Erfahrung zu empfinden. Das Reich Gottes suchen ist aber keine Arbeit, die man so im Vorbeigehen verrichten kann, es bedarf einen rechten Anlauf, eine gänzliche Aufopferung aller eigensüchtigen Absichten, so daß man bloß Gott, oder vielmehr den Heiland in sich wirken lasse, wiewohl ich überzeugt bin, daß man in jedem Stande Christ sein kann. — Unsere Begierde, eine vollkommene bürgerliche Verfassung zu erringen, scheint mir der Erwartung der Juden nicht ganz unähnlich, durch den Messias ein weltliches glänzendes Reich gegründet zu sehen. Die schlechten drückenden Regierungen sind gewiß zur Heilung unseres kranken Geistes ebenso nothwendig, als unser Leib, der unseren Geist auch von allen Seiten drückt und beengt und durch seinen Druck von allen Seiten den Geist zwingt, die senkrechte Richtung aufwärts zu nehmen, da sie der gefallene Geist nicht freiwillig nehmen würde. Wäre dieser allseitige Druck unserem sündigen Geist nicht nothwendig, der Herr hätte ihn nicht in diesen Leib der Sünde, in diesen engen Kerker gesteckt. So verstehe ich nun auch das Gebot: „Seid unterthan der Obrigkeit! Denn sie (auch die böse) ist von Gott." Ich läugne deßwegen nicht, daß Jeder nach Kräften beitragen muß, die bürgerliche Verfassung so gut als möglich zu machen, und ich führe jene Stelle nur zu einem Troste an, und meine, daß wir zuerst das Reich Gottes und dann erst das Andere suchen sollen; ja das Andere, insofern es nothwendig ist, wird uns von selbst gegeben. O wie wahr ist das! . . .

Hier folgen Klagen über politische und andere, das Publikum damals interessirende Zustände, bezüglich deren ich theilweise zu schwarz sah, theilweise mit Recht eine tiefe Verstimmung empfand.[1])

---

[1]) So viel der religiöse Zustand im Lande zu wünschen ließ, so haben doch die Separatisten arg übertrieben. Gerade unter Sailer's Schülern gaben die treu an der Kirche Haltenden vielfach Zeugniß dafür, wie an vielen Orten, dank zum Theil Sailer

10. Juni. R. ist hier, er hat bis auf Weiteres Boos zum Erzieher seiner jüngeren Brüder nach E. mitzunehmen beschlossen. Boos will seine Lebensgeschichte für seine Freunde schreiben, die voll Wunder ist, aber noch nicht gedruckt werden soll. Ich will eine Abschrift für Sie besorgen. Nun weiß ich, daß Sailer, Feneberg ꝛc. durch Boos sind erweckt worden; wenngleich Boos früher Sailer's Schüler war. Nämlich in der erweckten Gemeinde von Boos im Allgäu bei Schongau zeigten sich die seltsamsten Erscheinungen, Prophezeihung, Gesichte, Verzückungen. Boos, dem das selber etwas Ungewöhnliches war, bat seine Freunde Sailer und Feneberg zusammen. Sie trafen sich in Seeg, der Pfarre des letzteren; Feneberg hielt diese Zeichen nicht für Wirkungen des Geistes und Glaubens. Sailer sagte demüthig: „Ich kenne diesen Geist nicht, ich verstehe ihn nicht;" eine Magd aus der Gemeinde Boos sagte zu ihm: „Darf ich reden, darf ich sie widerlegen?" Boos erwiderte: „Um Alles nicht." Endlich sagte die Magd: „Ich kann nicht mehr, ich muß," und fing an: „Ihr beide seid Pharisäer, habt das Christenthum bloß äußerlich, aber nicht innen" ꝛc. und redete die ganze Nacht hindurch begeistert zu beiden. Sailer erwiderte, er wisse noch nicht, was er von der Sache denken solle, Feneberg aber war ganz aufgebracht und jagte den Boos sammt der Magd aus seinem Pfarrhause weiter. Die Magd sagte noch zu Sailer: „Du wirst auf deiner Heimreise" — und zu Feneberg, „du nach drei Tagen erleuchtet werden" ꝛc. und so geschah es auch . . .

11. Juni. Von Frankfurt . . . habe ich auf den letzten Brief, in welchem ich die Geschichte vom besessenen Joseph meldete, keine Antwort. Ich bereute, daß ich das geschrieben, denn ich weiß nun, daß man in Frankfurt nicht an den Teufel glaubt, obwohl man nicht an Christus glauben kann, ohne jenen stets zu spüren. In allen christlichen Gemeinden in Bayern zeigen sich nun Besessene, ja ich weiß nun, daß böse Dämonen sehr häufig Magnetiseur und Magnetisirte regieren, wiewohl auch beide von guten Geistern regiert sein können

---

selbst, zum Theil den Exmönchen aus aufgehobenen Klöstern, das geistliche Leben nicht erloschen war, oder auch neu entflammt worden.

und sind.[1]) Es zeigen sich bei uns auch mehrere Erscheinungen, die den alten Orakeln gleichen, die gewiß größtentheils von bösen Dämonen geleitet wurden. Daß man in unserer Zeit so wenig an den Teufel glaubt, ist, weil man so ganz und gar von ihm besessen und beherrscht wird, denn um ihn zu merken, muß man sich schon frei von ihm gemacht haben, auch wäre er ein rechter Pinsel, wenn er sich Jenen zeigte, die nicht an ihn glauben, dadurch käme er in Gefahr, seinen Prozeß zu verlieren. Was ich Ihnen einmal von einer Gesellschaft sagte, die mit dem Teufel im Bunde, hat nur zu sehr seine Richtigkeit. Nicht bloß von Baader, sondern von Lindl, Goßner, Buchner (Sailer's Schüler) weiß ich es, diese Gesellschaft hat ihre Mitglieder hier in München, in Schwaben und der Schweiz ꝛc. . . . . . .

Der Brief erzählt nun Geständnisse eines Mitgliedes der Gesellschaft über Mordzauber, über satanische Gräuel wie Jene, vor denen im alten Testament so erschütternd gewarnt wird, über die geistige und leibliche Schreckensherrschaft, welche der Satan in sichtbarer Gestalt besonders an Solchen ausgeübt, welche an Ausscheiden aus der Gesellschaft und an Bekehrung dachten.

„Was sagen Sie zu dieser etwas starken Phantasie? Uebrigens hält diese Frau (in A.) Niemand für eine Phantastin oder wahnsinnig, denn so schlau ist sie in ihrem Wahnsinn, ihre Visionen den Profanen nicht aufdrängen zu wollen. Keine Nachbarin zweifelt an ihrem haushälterischen prosaischen Verstand. Daß der Teufel bei uns einige vornehme Leute unsichtbar regiere, habe ich schon längst gewußt, aber daß Andere auf so vertrautem Fuß und auf Du und Du mit ihm umgehen, war mir neu; es sind die von seiner höllischen Majestät besonders Begnadigten, sowie einstens der Herr auch mit seinen Lieblingen, dem Abraham, Jakob, Moses umging. Von noch mehr Teufeleien habe ich bestimmte Nachricht." [2])

---

[1]) Ob auch von guten, das ist doch wohl zweifelhaft.

[2]) Anm. der Schreib. Andere Stellen des Briefes, welche hier zu weitab führen würden, geben wir in Beilage 2 zu diesem Kapitel.

Aus den verschiedenen Daten meiner Berichte nach Berlin ergibt sich, daß mein separatistischer Taumel sich mehrere Monate auf dem Höhepunkt erhielt. Nun hatte mir gleich zu Anfang meines Münchner Lebens Herr Georg Brentano, dessen Besuch oben erwähnt ist, nachfolgenden scherzhaften Brief seines Bruders Christian gebracht; darin nimmt letzterer in heiter launiger Weise Bezug auf mündlich oder schriftlich besprochene philosophische Dinge und zugleich auf das bekannte lustige Lied von den kirchfahrenden Pinzgauern (Pinschgern), das ich unzählige Male in meinem Leben, also vermuthlich auch in Frankfurt gesungen habe. Obschon meine Erinnerung mir die Beziehungen nicht mehr vorhält, deren Kenntniß zum vollen Verständniß des halb ernsten, halb spielenden Geplauders nöthig wäre, so scheint mir dasselbe doch charakteristisch brentanoisch genug, um manchem Leser unterhaltend oder von Bedeutung zu sein; auch bedarf ich desselben, um meine Antwort zu erklären, die wiederum zur Charakteristik meiner Entwicklung dienen mag. So viel scheint zu erhellen, daß Christian mich neckt als den — etwa mit Beute — aus dem Krieg heimgekehrten Pinschger, dann aber sich selber als solchen hinstellt, und sich beglückwünscht, wieder zur Kirche hineingefunden zu haben, wobei mein kräftiges Organ (das geistige und leibliche) ihm zu Hülfe gekommen, und nun ermahnt er sich, durch nichts Irdisches mehr sich hemmen zu lassen.

„Lieber Ringseis! Wenn Sie schon ein pudelnärrischer Kerl sind, so muß ich mich doch bei Ihnen bedanken; aber wofür, das soll verschwiegen bleiben. Es kommt alles darauf an, daß eine Sache zur Laterne wird, so scheint das Licht freilich heraus, wenn welches darin war;[1]) nun aber kann man be-

[1]) Vielleicht hatte ich gesagt oder geschrieben, daß man sein Licht müsse leuchten lassen!

haupten, daß aller Körper zu Glas wird, wenn man ihn nur recht putzt; (wenn man nämlich glaubt, daß aller Körper nur ein mehr oder minder trübes Glas ist.) Könnte ich nicht fortfahren und sagen, daß das Trübende auch etwas Körperliches sei und daß also auch dieser Körper zu Glas werden kann, wenn man ihn recht putzt; daß dieß ein chemischer Prozeß der Reinigung sei, der erst bei der höchsten Identität eine Grenze seiner Laborirsucht findet? Allein dann würde ich, wo es auf eine bloße allegorische Neckerei angelegt war, in die Hoffart einer dogmatischen Mystik gerathen, die das Licht selber verlöschen macht, um es in eine Emanation zu zerlegen. Ich bleibe also bei meinem Vorsatz und sage: Die Pinschker wollten Kirchfahren gehn, sie wollten gern' singen und konntens nicht gar schön: daß das eine sehr schöne Laterne ist mit einem Licht darin, sich selbst zu beschauen; denn auf diese Art komme ich aus der Allegorie in die Symbolik und wann ich nun gar die Pintschker für meine Landsleut erkenne, so ist's höchste Zeit, daß ich nach meinem Ränzel sehe, wenn ich den Plunder noch ferner schleppen will. Die Pintschker, die gingen um den Dom herum; also auf der öffentlichen Straße, denk ich, die gewöhnlich in der Nähe eines Doms eine Art Trödelmarkt ist; die Fahne war zerbrochen, so gingens mit dem Trum; kamen also wahrscheinlich aus dem Krieg — aber das Ränzel? So war wohl gar Kriegsbeute drin? — Die Pintschger gingen in den Dom hinein — daß sie die Thür gefunden haben, **ein Glück!** Die Heiligen thaten schlofen, sie konntens nicht erschrei'n. Ja freilich; wenn aber so eine Mordlunge zu Hülf kömmt (o du närrischer Waldvogel mit deinem wilden Morgengesang!) so machen sie doch wohl ein bisgen die Augen auf. Aber das Ränzel! Fort mit ihm! Wer kann zum Himmel schauen, wenn sich sein Rücken krümmen muß. Leb wohl, lieber Ringseis! Aus dem Mehrschreiben würde für diesmal doch nichts herauskommen. Beth zu den Heiligen im Dom, daß sie ansehen mögen deinen Christian."

„Diesen und einliegenden Brief von Passavant gibt Ihnen mein Bruder Georg, der von dem Unfrieden und der Leere nach Italien getrieben wird. Dieser Arme bedarf der Heiligung, sichtbare Zeichen der unsichtbaren Gnade! kannst du ihm solche sehen lassen, so thu's um der Liebe willen."

Ich antwortete ihm erst spät und zwar aus der Heimath.

Schwarzhofen im Nordgau, den 14. Juli 1816.

Lieber Jan!

Einen meiner besten und schönsten Grüße, weil H. Christ den Christian zum Christen machen und sein Herzensränzel mit etwas Besserem füllen will, als die dummen Pintschger in ihrem Ränzel oder Kropf hatten, denn es steckte wahrhaftig nichts anderes darin, als alte zerrissene Schuhsohlen, auf denen kein Mensch mehr vorwärts gehen konnte, und stinkender Schmierkäs (von Selbstgerechtigkeit und Werkesheiligkeit), der keine gesunden Säfte gibt und keinen Menschen nährt, und dennoch waren sie so verkehrt, nach jedem Schritt nach dem Ränzel zu schielen, wenngleich der H. Christ gesagt hatte zu seinen Jüngern: Nehmt keine Ränzel mit Euch, keinen Stock und kein Geld, weil Er ihnen Ränzel, Stock und Geld sein wollte und uns allen noch ist, wenn wir nur ihn vor allen suchen. Wenn man nicht gerade vorwärts, sondern beständig rückwärts auf's Ränzel sieht, wie ist es auch möglich, in den Dom vorwärts hineinzukommen, darum gingen die Pinsel 9mal 99mal immer wie ein blinder Gaul um den Dom herum[1]) und als sie endlich, wie durch ein Ohngefähr hineingeplumpt in den Dom, weil auch eine blinde Henne manchmal einen Edelstein findet, so wandten sie sich wieder nicht an den Rechten, sondern irrten bei allen Heiligen in der Runde herum, diese konnten sie freilich nicht hören; hätten sie sich gleich an den rechten Mann gewendet, der hätte gewiß nicht geschlafen. — Ich hoffe, Dir bald wieder schreiben zu können rc.

Daß ich damals selber Schmierkäs im Ränzel führte, den Schmierkäs separatistischer Selbstweisheit und daraus gefolgerter Selbstgerechtigkeit aus Glaubensdünkel, das merkte ich nicht. Gott sei Dank hab' ich ihn allmählig hinausgeworfen, und gebe mir Gott, daß wenn ich am Ziel der Wallfahrt anlange, sich auch Einiges zwar nicht

[1]) Anm. im Brief: Die Fahne war ja gebrochen, die ihnen den geraden nächsten Weg zeigen sollte zum rechten Heiligen, die Bibel genommen, oder nur ein Trum, ein Brocken davon gereicht.

von todter Werkheiligkeit, aber doch von jenen Werken des Lebens im Ränzel vorfinde, von denen die Kirche lehrt, daß sie Gott wohlgefällig seien!

Meine Berichte an Savigny machten diesem große Freude; weniger angenehm berührt fand sich davon seine Frau; ganz fremdartig erschienen sie dem Ehepaar v. Arnim; in Clemens Brentano's Kämpfe fielen sie (wie schon früher bemerkt) als aufregendes Element. Eine Nachricht darüber gelangte an Gräfin Sophie Stolberg, die zweite Gemahlin Friedrich Leopolds, und beunruhigte die kirchlich gesinnte Frau insbesondere durch die auf Sailer bezügliche Stelle. In ihrer Bekümmerniß schrieb sie dem hochverehrten Freund, und nun erhielt ich von dem mir sonst so wohlgeneigten und von mir so unaussprechlich hochgehaltenen Lehrer, der mich sonst zu dutzen pflegte, folgende scharfe Epistel:

Statt der überschriftlichen Ansprache:

„Meggen bei Luzern 1816.

An H. Medikus Ringseis.

Sie haben durch Ihren Brief an S—y in B viele katholische Gemüther tödtlich verwundet, indem sie durch Ihre überschäumende Beschreibung veranlaßt, glaubten, es könnte ein frommer Katholik so unvernünftig oder so frevelhaft sein, eine Trennung auch nur zu wünschen. Schweigen Sie doch von mir wenigstens, denn ich bin aus Ueberzeugung katholisch und will in dieser Ueberzeugung leben und sterben. S. — Behalten Sie auch dieß Blättchen für Sich ... Tacuisse non poenitebit. Antworten Sie mir nicht."

Dieser Brief überraschte, erschütterte und betrübte mich auf das heftigste. Immer hatte sich Sailer lebhaft für jenen Kreis eifriger Männer interessirt; trotz seiner Warnung, die Erweckung innerhalb der Kirche zu suchen und zu pflegen und jede Trennung zu meiden, hatte man

immer doch gehofft, auch ihn für solche Trennung zu gewinnen; als dieses nicht gelang, da wollte man es ihm als Menschen-Rücksicht deuten, und hierin lag, wenn auch in zweiter Reihe, mit ein Kränkendes in meinem Brief. Wann ich obige Rüge erhalten, weiß ich nicht, vermuthlich nicht vor dem Oktober,[1]) denn das schwer leserliche Konceptblättchen meiner dem Verbote trotzenden Antwort datirt vom 23. jenes Monats.

Es lautet:

„Geliebter, schwer gekränkter Vater!

Die Nachricht von dem Aergerniß, das mein Brief nach Berlin verursachte, macht mir unaussprechliches Herzeleid und seit Empfang Ihres Briefes habe ich keine ganz frohe Stunde gehabt, werde auch gewiß keine haben, bis ich weiß, daß Sie, verehrtester Vater, wie jene, welche so tief durch mich gekränkt worden sind, mir vollkommen verziehen haben und wieder beruhiget sind. Mit Thränen, womit ich dieß Blatt befeuchte und womit ich mein nächtliches Lager benetzt habe, bitte ich Alle um Verzeihung. Ich habe auf der Stelle nach Berlin geschrieben und lege Ihnen eine Abschrift jenes Briefes bei. Sagen Sie mir, was Sie sonst noch für gut halten, das ich thue und es soll gerne geschehen. — Es ist wahr, daß ich eine kurze Zeit hindurch eine Trennung wünschte, weil ich es für Pflicht hielt, daß Menschen, welche Gott recht dienen wollten, sich von den übrigen Namenchristen absonderten und weil von der höheren geistlichen Obrigkeit so wenig geschieht, die getauften Unchristen zu bessern oder auszuschließen, ja bei dieser, die sich für die wahre Kirche ausgibt, der Glaube und die Liebe viel weniger zu finden waren, als bei jenen, die sie verfolgte; ohne Zweifel kenne ich die Verfolgungen von Boos noch mehr im Einzelnen als Sie, und in diesem Zeitpunkt und in der Lebendigkeit dieses Gefühles haben alle Gründe für die Wahrhaftigkeit unserer Kirche nichts vermocht, obwohl ich diese aus der wiederholten Lesung Ihrer Religionslehre und anderer Schriften kannte.

---

[1]) Röschlaub schreibt im September, Sailer wollte etwa den 15. nach Schwaben und von da nach der Schweiz gehen.

Es war aber, glaube ich, dieser Wunsch mehr Verblendung als Frevel, auch habe ich außer jenem Briefe, gegen Niemand etwas geäußert.[1]) Schreiben Sie mir, ich beschwöre Sie, sobald als möglich etwas zu meiner Beruhigung."

Ich finde unter meinen Papieren keine Antwort von Sailer, kann mich auch an eine solche nicht erinnern; jedenfalls aber kam mein Verhältniß zu dem hochverehrten Manne bald wieder in das alte von mir so heiß gewünschte freundschaftliche Geleise.

Aus meinem Brief an Sailer ist ersichtlich, daß um jene Zeit bereits eine wenn auch leise Wendung in mir eingetreten war. Obschon mir die Zeitfolge nicht mehr deutlich ist, so erinnere ich mich doch der Thatsachen, welche zuerst mir einiges Bedenken eingeflößt haben, und diese will ich hier auseinandersetzen.

Wir haben gesehen, ein Hauptvorwurf der Separatisten gegen die alte Kirche oder doch ihre Leiter war, daß sie den ursprünglichen apostolischen Feuergeist hätten erkalten lassen, den todten Buchstaben über Alles höben. So war die Forderung nur billig, daß eine solche Erkaltung bei den „Erweckten" so rasch nicht eintrete. Aus der Geschichte der Sekten wissen wir, daß was am scheinbar geistigsten begonnen, nicht selten am fleischlichsten geendet; in der separatistischen Bewegung, in welche ich gerathen, waren die aftermystischen Wogen nicht so hochgegangen wie in manchen anderen entschiedenen Sekten und daher der Rückschlag kein so jämmerlicher. Dennoch konnte ich nicht umhin mich verletzt zu fühlen, als ich bei Pfarrer Lindl eine gewisse sinnliche Vorliebe für die eine oder andere seiner weiblichen Erweckten merkte, wie er denn später in der That, aus der Kirche ausscheidend,

[1]) Ob ich hierin mich nicht getäuscht, vermag ich jetzt nicht mehr zu beurtheilen.

eine solche geheirathet hat. Merkwürdig! Während man mit übertriebener Strenge jeden Lauen auszuschließen strebte, verlor man den Sinn für die eigene höhere Berufsgnade und büßte die priesterliche Jungfräulichkeit ein!

Weiter gab mir Bedenken, daß ich wahrnahm, wie auch bei den Separatisten der Geist alsogleich wieder zum todten Buchstaben wurde, und wie nach dem ersten innigbegeisterten Zusammenhalten die Anmaßung des Einzelnen auftauchte, seine Privatauslegung und jeden seiner Einfälle in Deutung der heiligen Schrift den Anderen als Eingebung des heiligen Geistes aufzudrängen. Dazu kam dann eine sehr ungöttliche Gereiztheit bei fremdem Widerspruch gegen die eigene Deutung.

Auch im praktischen Leben berührten mich die Aeußerungen geistlichen Hochmuths unangenehm. So war ich zugegen, als Baron R.'s Oberknecht, ein gescheidter stattlicher Mann und seines Gebieters „erweckter Bruder im Herrn", diesen wegen einer ihn ungeistlich bedünkenden Handlung abkanzelte. Der Baron nahm die Rüge gelassen hin, doch fühlten er und ich, der unfreiwillige Zeuge, schweigend das Verkehrte des Verhältnisses.[1])

Mochte ich diese Wahrnehmungen vielleicht für's Erste mir nicht zugestehen, gemacht waren sie. Und nun die Erfahrung, daß ein Sailer, der, wenn er zu ihnen gehörte, die Krone und Perle der Erweckten sein mußte, sich mit Abscheu gegen die Zumuthung verwahrte, eine Trennung

---

[1]) Anm. der Schreib. Ergötzlicher war, daß im Haus eines angesehenen, separatistisch gefärbten Mannes eine ältliche unschöne Magd, in Ringseis verliebt, ihm ihre Bereitwilligkeit zur Ehe zu verstehen gab, und von ihrem Gebieter zur Rede gestellt, in ächt pietistischer Zuversicht erwiderte: „O wenn es Gottes Willen ist, so nimmt er mich doch." „Das ist aber sicherlich nicht Gottes Wille," meinte man, sie jedoch blieb dabei: „O wenn es Gottes Wille ist" u. s. w.

von der Mutterkirche heimlich zu wünschen! Bei meinem persönlichen Verhältniß zu dem theuern Lehrer, mußte mich dieß Erlebniß tief erschüttern, wenn es auch nicht sogleich die wünschenswerthe Fülle der Klarheit herbeiführte.[1])

Im Juni, also im Höhepunkt meines separatistischen Eifers, hatte ich an Herenäus Haid geschrieben, der noch immer segensreich in der Schweiz verweilte und wirkte, und erhielt nunmehr, also einige Monate darauf, von dem treuen Freund nachfolgende Antwort:

„St. Gallen, den 13. November 1816. Geliebter Freund Nepomuk! Du hast wohl recht und darfst es glauben, was du in deinem letzten Briefe an mich geschrieben: immer habe ich herzlichen Antheil an dir genommen. Und noch nehme ich den herzlichsten Antheil an deinem Schicksale, an deinem äußern und noch mehr an deinem innern. Siehe darum schreibe ich dir auf deinen letzten Brief an mich, datirt von München den 10. Juni 1816, — den aus Oehringen im Hohenlohischen habe ich nicht erhalten. Nach Frankreich schrieb ich dir einmal ‚zur bayerischen Armee‘. Es scheint aber nicht, daß du dieselben Zeilen empfangen hast. Immer hoffte ich, der liebe Gott werde es fügen, dich im Vaterlande, in München oder Landshut zu sehen, zu sprechen, aber ich hoffte vergeblich.

„Ich sehnte mich mit dir zu sprechen. Denn ich muß dir gestehen — als Freund, der dich unter Vielen am ausgezeichnetsten liebte und liebet, aufrichtig muß ich dir gestehen, daß mir die Aeußerungen deines Briefes das Herz verwundet haben. ‚Das innere Christenthum habe in dir zugenommen und in dem Verhältniß als Christ in dir lebendiger geworden, haben der äußere Gottesdienst und die äußere Kirche für dich

[1]) Am 2. Nov. 1816 schreibt Röschlaub an Ringseis: „Ungemein freuet es mich, daß Sie von der mir geäußerten Ansicht von der katholischen Kirche zurückgekommen sind. Um Alles bitte ich Sie, vorsichtiger und minder rasch in (vorzüglich) religiösen Ansichten zu sein, 2. doch ja die Perlen nicht vor Säuen hinzuwerfen, wie in der Schrift steht, oder vor irreligiösen Menschen nicht von tiefen Gegenständen der Religion zu sprechen.“ Ringseis mochte in seinem Eifer wohl Solches gethan haben.

an Bedeutung verloren.' Dieser zweite Satz, daß sich in dir die Bedeutung der äußern Kirche und des äußern Gottesdienstes verloren, ist ein Beweis, daß der Christ in dir nicht lebendig — und das innere Christenthum, so betrachtet, ein Phantom ist. Wo in aller Welt gibt es ein Inneres ohne Aeußeres, wo eine Ursache ohne Wirkung, wo einen Inhalt ohne Gefäß — einen Geist ohne Gefäß des Geistes, wo ein Licht ohne Strahlen?! Gib wohl acht, ob du nicht statt des Innern leere Luft fassest. Der Böse ficht am liebsten im geistlichen Gewande und im Innern. Denn so schleicht sich das giftige Thier Hoffart desto leichter und gewisser in das Herz und frißt es an, ohne daß es bemerkt wird, und schwächt den Mann, so daß das Böse leichter Ueber=Mann wird. Auch ist nicht Alles Gold was glänzt, nicht Alles voll Wunder, was man als solches sieht. Freund! Es hat auch einmal der Böse mich also hinterlisten wollen, aber der Herr sandte mir einen Engel, welcher mir den Staar gestochen und das gefärbte Glas abgenommen, ehe ich von dem innern — so genannt innern Christenthum berauscht worden bin. Ich lernte und lerne immer mehr danken für die große Herrlichkeit, welche Gott in seiner christlichen Kirche niedergelegt hat. In der katholischen Kirche kann und soll ich innerlich — verborgen mit Christus in Gott leben. Und so ich nur äußerlich christlich lebe — mich bloß in Ceremonien, äußeren Andachten bewege, bin ich kein wahrer katholischer Christ. Lies alle Kirchenagenden und strafe mich Lügen, wenn es anders ist.

„Auch die göttliche Schrift ist geachtet; als schriftliche Urkunde göttlicher Offenbarung steht sie in allen Beweisen der Wahrheit oben an. Alles, was in der katholischen Kirche wesentlich ist, wird durch die Schrift entweder wirklich mit dürren klaren Worten ausgesprochen oder wenigstens angedeutet. Nichts wesentlich wird geglaubt oder gehandelt, was wider die Schrift wäre. Aber die Schrift als Faktum muß bewahret werden — daß sie da sei — als heilig Buch, — daß der Sinn dieser und jener Stelle der sei und kein anderer, weil alle ersten Christen der apostolischen Gemeinden ihn so genommen haben, und allezeit ihn so genommen haben. Ferner ist die göttliche Schrift auf Anlässe — also als Fragmente, als Gelegenheitsschreiben und als Memorabilien entstanden zu Eins,

kann also nicht Alles enthalten — kann schon keine Agende des Kultus sein. Das Meiste ward mündlich übergeben, der Kultus ward sichtbare Handlung und als Einsetzung von Vorsteher zu Vorsteher amtlich überlassen, ohne schriftliche Akte. Die heilige Ueberlieferung ist Beweis für das Dasein göttlicher Schrift und auch die wahre Deuterin ihres Sinnes. Ohne sie ist Alles ungewiß und schwankend. Und bei einem Streite, Spaltung, — wie schon früh Ketzereien entstanden sind — wer sollte richten, wer den Ausspruch thun? Ein Jeder, der da sagt: Er habe den heiligen Geist. Der Andere sagt auch, daß er ihn habe. Es gibt kein ander Mittel, als was alle Apostel gethan. Alle Apostel kamen aber zusammen unter dem Präsidium Petri — und nachdem sie gebetet, die Stimmen abgehört, beschlossen sie und Petrus sprach: Dem heiligen Geiste und uns hat es gefallen — gedünkt . . . . Nach diesem Ur-Koncilium waren alle allgemeinen Koncilien gehalten. So ist der heilige Geist bis an das Ende der Tage bei seiner heiligen Kirche.

„Ach, mein Freund! könnte ich doch mit dir reden von Mund zu Munde! Prüfe doch die Geister, die dir anderes sagten und sagen, ob sie aus Gott seien. Und das, mein Freund, will viel sagen, bis du und ich sagen können: Christus selbst wurde in mir lebendig. Wie leicht gibt dir der Teufel Solches ein, auf daß er dich berausche, taumelnd und endlich fallend mache — einschläfere und dich sicher mache. Und wenn ‚der in dir lebendig gewordene Christus‘ dir den Glauben genommen hat an den Vorzug der römischen Kirche und die Untrüglichkeit der Aussprüche allgemeiner Koncilien, so ist dieser Christus der Anti-Christus, verstaltet in Christi Gewand und herrschend in deiner Phantasie. Ein Polykarpus, Irenäus, Cyprian, Augustin, Hieronymus und viele andere Bischöfe apostolischer Kirchen im Orient hatten vor der Kirche, welche die Fürsten Apostel Petrus und Paulus gegründet haben, die größte, eine ausgezeichnete Hochachtung, vor einer Gemeine, in welcher die Ersten Apostel gelehret, Einrichtungen getroffen, gelitten haben, gestorben sind. Diese Gemeine mußte wohl wissen, was Christenthum sei, was Christenthum nicht sei. Zudem war es ja wesentlich, daß der Apostel seinem Nachfolger im Amte das Werk des Amtes, nicht bloß die Schrift, sondern das Werk des Amtes übergeben, als Erbe übergeben habe.

Diese Apostel haben es dem ersten Bischofe Roms nach ihnen auch übergeben und dieser seinem Nachfolger u. s. f. und die Reihe ist ja bekannt. Ist es nicht sogar Vernunft-gemäß, daß man vor der Kirche zu Rom einen eminenten Respekt hatte und noch habe?

„Und dann, in wem soll sich der Geist aussprechen — in dir, in mir, in einem unserer Freunde? Wie beweisen es ich, du, unser Freund Anderen? — Und ist's nicht wohl anmaßend, bei unseren Schwachheiten zu sagen: Der Geist redet in mir, der Geist ist lebendig in mir — darum ist Das Nichts und Jenes Etwas? Und wenn das Kirchlein unsichtbar ist — wie wirkt es sichtbarlich auf Andere, die noch nicht zum Kirchlein gehören, und sichtbarlich muß es nach der Natur der Sache auch hergehen. Oder ich bin nicht sicher, daß es nicht bloß Gefühl, Ueberspannung, Schwärmerei sei. Ferner: Was machst du, wenn Einer sagt: Dieser Brief ist nicht Pauli und diese Stelle in Pauli Brief hat nicht den bisher geglaubten Sinn, und ein Anderer sagt dir wieder einen anderen Sinn und ein Dritter einen dritten — Wer entscheidet gewiß — wahr?! Aber wenn eine heilige Versammlung von Bischöfen und zwar aller oder der meisten in der Christenheit zusammentritt und alle vorhergehenden allgemeinen Kirchenversammlungen revidirt, um zu sehen, was geglaubt und warum das geglaubt worden ist und so hinauf bis zum ersten allgemeinen Koncil nach dem Urkoncilium der Apostel, und dann diese versammelten Väter nach Anrufung des heiligen Geistes den Schluß fassen: Das ist Sinn und Wahrheit, weil solcher Sinn und diese Wahrheit von jeher und überall und von allen als der Sinn und als diese Wahrheit geglaubt worden ist, und wenn dieser Beschluß dann ausgesprochen wird von dem Nachfolger Petri, als dem rechtmäßigen Präsidenten der heiligen Versammlung: so fordere ich Jeden, der nur gesunden Verstand hat, auf, ob so einem Ausspruche widersprochen werden könne?!

„Es ist hier die Rede von dem, was Glaube sei, was christliche Tugend, was Zucht und Ordnung im Hause Gottes sei.

„Freund, es gibt auch eine wesentliche Form des Geistes, ein wesentliches Aeußere des Inneren, und das wesentliche Aeußere der katholischen Kirche ist so wesentlich, als das Innere und fällt mit ihm in Eins zusammen. Ach und wir dürfen uns des-

selben gar nicht schämen, und wenn es schon oft über die Vernunft ist, wider sie ist es niemals. Ueber das ist die heilige Kirche das göttliche Archiv des geschriebenen Wortes, das göttliche Archiv der Geheimnisse, welche heilig und selig machen.

„Die vielen Kirchen einigen sich in Eine — die römische, als die sichtbare Repräsentantin aller Kirchen. Was diese glaubt, glauben alle. Und ihr Bischof als Nachfolger Petri ist der Mittelpunkt aller Bischöfe der ganzen wahren Christenheit. Und strebt nicht Alles in der Natur und im Geisterreiche auf Einheit hin?! Und welch schöne Ordnung: Gläubige — Kleriker — Sub- und Diakone — Priester — Bischöfe — der Erste der Bischöfe, in der sichtbarlichen Kirche, die Christus gegründet, und Christus der Erzbischof, aber unsichtbar. Ich schwöre auf Niemanden als auf Christus, der sich seiner Kirche geoffenbaret hat und stets offenbaret — und glaube, was die allgemeine Christenheit glaubt; aber leid thut es mir, daß du streiten und kämpfen magst, da dich der Herr nicht dazu beruft, und mit Leuten, die du mir im Briefe nanntest, welche offenbar recht haben, weil sie sich an das Allgemeine halten und hingegen du das Sonderliche liebest, was offenbar zerfallen muß, weil es auf eigener Einbildung beruht und nicht auf dem Glauben aller ersten Christen, den uns beurkundeten in die Hunderte heiliger Männer, welche amtlich sprachen, sprachen was ihnen von den Aposteln anvertraut worden ist und es öffentlich aussprachen und dafür sterben konnten gut und groß.

„Ich bitte dich, verzeihe mir doch, ich schreibe dir aus liebendem Herzen. Ich genieße gern in der Stille an Glaubens-, Sittenlehre und Geheimnissen, was Jesus Christus in seiner heiligen Kirche mir hinterlassen hat aus Liebe und Gnade, und fliehe Streit — denn Streiten ist schon ein Beweis der Ungewißheit wenigstens von Seite eines Anderen. Aber als freilich unwürdiger Diener Jesu Christi und Ausspender göttlicher Geheimnisse mittelst Handauflegung lege ich dir Punkte dar, welche zu beherzigen ich dich bitte. — Aber resignire auf eigene Meinung und bloße Meinung, und laß dich führen von einem frommen und erleuchteten Manne, dem es Beruf ist zu lehren — und der seinen Beruf fühlt und dir den ganzen Gang göttlicher Offenbarung weiset. Stolberg als Schriftsteller kann dich viel lehren.

„Wenn ich schon also geschrieben habe — gerad, aufrichtig, so liebe ich dich nicht weniger, sondern nur noch mehr. Ich hoffe, auch du wirst noch lieben mit alter Liebe deinen Freund von Herzen

Dr. Haid."

Es scheint, daß ich diesen Brief längere Zeit nicht beantwortet habe, vielleicht aus Unschlüssigkeit, was schreiben, vielleicht nur aus Zeitmangel, und so erhielt ich noch folgendes Zettelchen:

„Geliebter Freund! Doch noch geliebt von dem, den du entweder vergessen zu haben oder zu verschmähen scheinst. Daher bei guter Gelegenheit, die sich mir eben darbeut, Gruß von Herzen und den Wunsch: Friede sei mit dir! Es gebe dir ihn Der, welcher heißt Friedefürst und Herr, und Der gieße durch seinen heiligen Geist die Liebe in dein Herz aus — zur unverwelklichen Freude. In Liebe dein Freund von Herzen

St. Gallen, den 12. Februar 1817.

Dr. Haid.

„Vom 9. bis 17. feiere ich wieder das Andenken deines Bruders, welcher den Schlaf des Friedens schon im dritten Jahre ruhet."

So viel hatte ich gelernt, daß mit Absonderung nichts gewonnen sei, indem in der abgesonderten Gemeinde alsbald wieder Namenchristen zum Vorschein kommen und folgerichtig wieder müßten ausgestoßen werden. Selbst neuen Zuwachs von Erweckten angenommen, liefe man dabei Gefahr, die Grenzen der gottgefälligen Gemeinde immer enger zu ziehen, bis man auf den Standpunkt jenes pietistischen vornehmen Herrn käme, der für die ganze Menschheit wenig Hoffnung auf's Himmelreich hegte, mit Vorbehalt seiner selbst, seiner erlauchten Frau Gemahlin und allenfalls hochdero Kammerjungfer.

Der Absicht nach hatte ich also mit dem Separatismus gebrochen; doch schälten sich nicht mit Einem Schlag alle seine Irrthümer, Vorurtheile, Zu- und Abneigungen

von mir los. Theils mochte, wenn ich mir dessen auch nicht bewußt bin, menschlicher Stolz sich dawider stemmen; theils fehlte es mir noch an einer tieferen wissenschaftlichen Kenntniß des gesammten katholischen Lehrgebäudes, sowie der Geschichte unserer Kirche; denn das Werk von Stolberg war in der Zeitfolge nicht weit genug gediehen, um mir eine Uebersicht derselben zu gewähren. Ich hatte noch keinen Begriff davon, wie auch das Wehen des göttlichen Geistes sich vermöge der menschlichen Beschränktheit und Unvollkommenheit an Epochen der Schwankung gebunden sieht, die wir mit Fluth und Ebbe vergleichen würden, wenn dieß Bild nicht einen Begriff von Naturnothwendigkeit erregte, der sich mit der göttlichen und menschlichen Willensfreiheit nicht vereinbart, und wenn nicht die Kirche aus jeder dieser Epochen der Erkaltung und eines neuen Aufschwungs mit einem entschiedenen Fortschritt der Entwicklung hervorginge. Bleiben wir aber mit dem nöthigen Vorbehalt bei diesem Bild, so können wir sagen: die Fluthzeit reißt Viele zu einem höheren Maß der Vollkommenheit empor, die zur Ebbezeit sich im besten Fall an einem Mittelmaße genügen lassen; aber auch in der Ebbe zählt die Kirche noch immerhin, wenn auch vielfach im Tiefverborgenen, sei es einzelne Seelen, sei es ganze Lebenskreise, welche das heilige Feuer in sich nähren, nicht nur im gewöhnlichen Sinn, sondern nicht selten im allerhöchsten Maße, freilich nur um den Preis tiefer und geheimnißvoller Seelenkämpfe und Leiden, um in solcher Weise eine kommende bessere Zeit für die weiteren und weitesten Kreise vorzubereiten.

Aber nicht nur in der Kirchengeschichte im Großen und Allgemeinen, auch in der Biographie der einzelnen Heiligen hatte ich mich noch nicht genügend umgeschaut; ich kannte noch nicht ihre staunenswürdige Herrlichkeit,

welche ein so auszeichnendes Merkmal der wahren Kirche bildet. Meine Zeit war offenkundig eine Zeit der Erkaltung für die Menge und die Heiligen meiner Tage lebten großentheils jenes erwähnte verborgene Leben, aus welchem nur hie und da geheimnißvolle Blitze brachen. So segensreich ein Michael Wittmann, ein Clemens Maria Hoffbauer und Andere unter uns gewandelt sind, so groß die Schätze ihres inneren Lebens, die Früchte ihres Ringens mit der Gottheit gewesen sein mögen, äußerlich hatte ihr Wirken nicht die zündende Natur früherer Tage, da die großen Ordensstifter, die mächtigen Volksprediger, die mystischen Feuerseelen durch die Welt zogen; selbst mit der zwar milden, aber unbegreiflich viele offenkundige Bekehrungen umfassenden Wirksamkeit eines Franz von Sales war keine Aehnlichkeit zu finden. Und trat einmal das mystisch Wundersame recht unläugbar hervor, wie an der Nonne zu Dülmen, so wurde es doch nach Möglichkeit todtgeschwiegen oder todtverläumdet und man wußte in der Ferne nicht, woran man war. So blieb mir für's Erste zum Vergleich der Akatholiken mit den Kindern der Kirche nur der Mittelschlag der immerhin wahrhaft Frommen, dazu die große Menge der Lauen und endlich die in Glauben oder Sitte Abgefallenen. Bei diesem oberflächlichen Vergleich (d. h. beim Ausschluß der eigentlichen Heiligen) mochte denn freilich ort- und länderweise, oder je nach Lebenskreisen die Entscheidung zu Ungunsten der Katholiken ausfallen. Eine Anstalt aber, welche bestimmt ist, alle Länder zu umfassen, wenn auch für's Erste nicht gleichzeitig, und alle Zeiten zu durchleben, wenn auch nicht allerorten, eine solche Anstalt darf nicht von dem beschränkten Standpunkt des Tages, der Oertlichkeit oder des einzelnen Lebenskreises beurtheilt werden.

Großen Eindruck hätte mir es gemacht, wenn ich damals schon einen Blick hätte thun können in die Geschichte der christlichen Missionen, so unsäglich reich an Opfern des Lebens und darum so glorreich für die katholische Kirche, so kläglich trotz der reichsten Geldopfer (weil arm an Martyrern und darum arm an Erfolg) für die anderen Konfessionen.

Indessen fing ich doch wieder an zu begreifen, daß der Herr, wenn Er ein Bleibendes gründen wollte, unmöglich es konnte gänzlich abhängig machen von der Würdigkeit der Einzelnen, daß vielmehr außer der allerdings nie entbehrlichen subjektiven Mitwirkung dieser Einzelnen noch ein objektiv Unantastbares, eine unverrückbare, wenn auch an lebende Persönlichkeiten geknüpfte Autorität vorhanden sein müsse. Bleibt auch das Wort des Herrn zu Recht bestehen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ — so muß doch für jene Fälle, wo Namenchristen keine Früchte bringen, weil sie eben nicht wirklich die Gebote halten, nicht wirklich oder doch in unrichtiger Weise die Gnadenmittel anwenden — für jene Fälle muß doch der objektive Inhalt der christkatholischen Lehre, die geschichtliche Begründung der Kirche durch Christus und die Apostel, die Erhabenheit ihres Ziels, das Ideal von Glauben und Sitte, welches sie aufstellt, ein Leuchtthurm für den Sucher der Wahrheit bleiben. Ich begriff, daß wenn auch viele ihrer Mitglieder, selbst wohlgesinnte, jenes Ideal nicht erfüllen, keine Heiligen sind, andere geradezu schwere Sünder, doch nur sie, die Kirche, die Anstalt ist, welche für alle in Möglichkeit und Wirklichkeit erscheinenden Mängel, Irrthümer und Schäden das Korrektiv in sich besitzt. Wird dieß Korrektiv aus Schuld der Priester im einzelnen Falle nicht gereicht, oder

aus Schuld der Bedürfenden nicht angenommen, so bleibt dieß eben die subjektive Schuld der Einzelnen.

Um etwa die nämliche Zeit wie der Brief aus St. Gallen lief aus Frankfurt folgender von Christian Brentano ein:

„Mein lieber Freund und Wohlthäter und (in Spe[1]) Bruder!“

„Gestern trug mir meine Schwester Meline auf, dir in ihrem Namen zu schreiben, damit du von den Umständen unterrichtet würdest, welche sie hindern es selbst zu thun, und nicht etwa denken mögest — so sind ihre eigenen Worte — sie sei gestorben oder unsinnig, daß sie so liebevolle Zuschriften unbeantwortet ließe. Die Ursache, die sie zwingt, mich statt ihrer schreiben zu lassen, ist Hauskreuz, nämlich kranke Kinder und drohende Niederkunft; sie trägt's schön, ist aber davon den ganzen Tag in Beschlag genommen, daß sie auch das Liebste lassen muß. Sie sagt, daß sie dich in deinem letzten Brief recht ganz so wiedergefunden habe, wie deine, ihr liebe persönliche Erscheinung in ihrem Andenken war. — Lieber, guter, herzlicher und gütiger Freund! wie soll ich dir meine Erkenntniß deiner Wohlthaten vergeltend an's Herz legen. Beten thu ich täglich für dich und nenne dich zuerst unter den Wohlthätern, für die ich Gott unter den Menschen empfangen zu haben danke. Aber was ist das Gebet eines armen Sünders, der noch so weit von dem Wohlgefallen Gottes steht, der wohl die Stimme jenseits des Bergs hört und ihre Wahrheit vernimmt, auch von ihrer Liebe gerührt wird, ja im Geiste wohl zehnmal den Weg hinüber macht, aber allzeit den schweren trägen Leib vor dem Berge liegen lassen muß und zu ihm weinend zurückkehrt ohne die Kraft zu erschwingen, ihn über den Berg hinüberzutragen? was ist das Gebet eines armen Sünders außer dem Stand der Gnade? — Ich will dir hierüber nicht zweideutig bleiben, lieber R.. Mein Gebet wird verschlungen von meinem eigenen Bedürfniß, und dieses ist kein anderes als die Buße. Die Reue, die übernatürliche Gewalt des Hasses und der Liebe, wie ich weiß, daß sie durch=

[1]) Er meint: in christlicher Hoffnung.

aus erforderlich ist, um einem so sündhaften Leben, als das, womit ich Gottes schönen Tempelbau verwirrt und verunreinigt habe, die Wundergnade des Sakraments zu erwerben, habe ich zwar allerdings ihrem Wesen nach empfangen, aber als ein Kind, das noch viel Nahrung und Erstärkung bedarf, um den neben ihm gelagerten alten Feind meiner Seele, den Hochmuth, die Eitelkeit, die Weltscheu im Kampf zu würgen und aus dem Land zu werfen. — Darum, Lieber, bet für mich; laß fromme Freunde für mich beten! Thuet's um Jesu, nicht um meinetwillen; wiewohl wenn der größte Sünder die größte Barmherzigkeit benöthigt, so spricht auch meine Noth sehr für mich. Darum bittet für mich; ich glaube fest an die Kraft der Fürbitten, und denke, ich muß sie erfahren haben; denn was mag sonst die unbegreifliche Gnade auf mich abscheulichen Sünder [1]) geleitet haben, wovon ich doch so offenbare Zeichen erhalten habe, daß ich weine und schaudre und ein End der Langmuth fürchte, wenn ich auf sie und auf mich, auf den Segen und auf die Frucht blicke. Wie konnte mir es werden, meinen sündigen Augen, daß sie vor dem so lang verdienten Tod noch Gottes Hand gewahrten, winkend nach dem Weg des Heils, indem sie mir Zeiger gibt für den Glauben, Erleuchtung für die Wahrheit, ach Gott! auch die Hoffnung, daß beide nicht an mir verloren gehen werden! O Liebe! Liebe! Wachse, daß du alles Unkraut um dich vertilgest, keinen fremden Gott neben dem einen duldest, keine Welt mehr kennst und achtest und scheuest, als das Christenthum.

„Du glaubst nicht, lieber Bruder aus Güte! wie sehr mich dein letzter Brief durch die Nachricht erquickt hat, daß du die katholische Kirche wieder ganz kindlich als Mutter ehrst. Gott wolle dir darin vollkommenen Glauben und Erleuchtung schenken. In ihr allein ist das Heil, in ihr allein ist das geweihte göttliche Licht, und wer seins nicht bei ihr anzündet, der hat gar keins oder ein Irrlicht. Ich will hier zunächst von mir selbst reden, weil meine Lage ein praktischer Beweis davon ist. Ich

---

[1]) Es ist hier für Manche nöthig zu bemerken, daß eine so lebhafte Reue nicht etwa außerordentliche Sünden voraussetzt, sondern wir haben im schlimmsten Fall an jene immerhin sehr ernst zu nehmenden, leider aber sehr gewöhnlichen Verfehlungen zu denken, wie sie einer glaubenslosen Jugend natürlich sind.

bin überzeugt, wäre ich Protestant, so würde ich mich für im Stand der Gnade stehend halten; und ich wähnte auch so — so lang ich protestantisch dachte. Ich würde überzeugt sein, mein Glaube sei hinreichend groß, die Reue, wie ich sie habe, da ich täglich meine Sünden beweine, sei hinreichend, und ich würde wähnen, ich sei theilhaftig der Versöhnung durch des Sünder liebenden Heilandes Blut. Ich würde keinen Anstand nehmen, zu seinem Tisch zu treten und seinen Leib zu meiner Heiligung zu empfangen; und ach, in wie großem Irrthum wäre ich da! Ich würde nimmer genesen. Der unbegreiflich liebende Gott hat mich seine Gegenwart in der katholischen Kirche glauben lassen, und seit ich mein Licht an ihrem geweihten Feuer angezündet habe, und mich damit betrachte, wie ganz anders komme ich mir vor! O wie göttlich ist hier das Werk von der Wahrheit und die Wahrheit vom Werk bedingt; — wie laut die Mahnung, welche die dämonisch subtile Täuschung des unwissenden Pharisäers anruft! Wer in der besten Selbstmeinung über seine Erbauung den Weg des Heils wandelt, kömmt in dieser Gotteskirche gar bald an verschlossene Thore, und indem er den Schlüssel bei sich sucht ohne ihn zu finden, wird er gar bald gewahr, wie schlecht ihn seine Erbauung ausgerüstet hat; und wie sehr wenig es ihm frommen würde, diesen Weg zu wandeln, auch wenn es keine verschlossenen Pforten darauf gäbe. Er wendet sich zurück zum heiligen Geiste mit Gebet und ringt auf's neue, Gnade zu gewinnen aus dem Bund der Taufe, die die Mutter der Gnade ist. — So ungefähr ist mein Fall; ich sehe darüber ganz hell, so Trübes ich auch in dieser Helligkeit in mir sehe, so danke ich Gott und der Kirche doch für dieses Hellsehen, denn wenn es die Decke der Beruhigung wegzieht, die mein Uebel verbarg, so zeigt es die Hoffnung auch in einem eigenen Glanze, der die radikale Genesung auf krystallklarem Boden hat und somit eine Sehnsucht und Liebe zum Wachsen gebärt, die sonst nimmer geworden wäre.

„Ich sagte oben, wer sein Licht nicht bei dem der katholischen Kirche anzündet, hat gar keins oder ein Irrlicht, und ich muß nach strengster Ueberzeugung dabei bleiben; denn daß viele fromme Christen, die sich nicht zu dieser Kirche bekennen wollen, dennoch Licht haben, ändert die Wahrheit nicht; sie haben es von ihren Eltern und diese von den ihren und diese,

soweit zurück als man rechnen mag, doch nur aus der Kirche. Ob sie nun in dem Punkt, daß sie damit außer der Kirche wandeln wollen, den rechten Gebrauch davon machen, ob es christlich ist, die Mutter, die es so viele Jahrhunderte hindurch treu bewahrt, zu verläugnen, ob es kindlich ist und vertrauend auf Gottes Verheißung, diese Mutter in Ansehung dieser Bewahrung, der Untreue zu bezüchtigen, mit dem Buchstaben gegen das Leben kämpfen zu wollen und zwar nach einem Privatgeist, der sich in den ersten Zeiten dieses traurigen Unternehmens schon als ein Geist der Leidenschaft, des Zweifels, des Widerspruchs, der Inkonsequenz, also gewiß als keinen göttlichen offenbart, und am End zu dem buntesten Unglauben und Eigenglauben geführt hat: darüber wollen wir hier nicht gar viel reden, weder du noch ich sind darüber im Zweifel; Gott der Herr möge ihnen helfen. Der Mensch, der sich selbst helfen will und zwar mit Bruch eines Gehorsams, welcher die herrlichste historische Erscheinung unter Menschen, Folgsamkeit und Befehl bis zu dem Wandel und den Lippen Jesus unseres Erlösers in einem Geschichtsfaden darstellte, — wiederholt den Sündenfall des ersten Menschen. Selbst wenn man den historisch sehr zweifelhaften Fall annehmen will, die Kirche sei zu der Zeit der Reformation in äußerer Erscheinung krank gewesen und dieß sei der alleinige Grund des Protestantismus, — so war es Mißtrauen in Gottes Fürsorge, der seine Kirche wohl selbst heilen kann und wird, ohne daß man ein so heiliges Band, als durch Jahrhunderte von Generationen zu Christus hin lebendiger Gehorsam ist, durch dessen Bruch zerstört. Noch weniger zu entschuldigen und ein sehr böses Kennzeichen der Sache war die uneinig einige Verwerfung so vieler lebendiger Heilmittel bei dieser Gelegenheit, ein Zeichen eines böswaltenden Geistes, der die Gemeinden auch, wie die Zeit zeigt, unter die Kanzeln der schändlichsten Irrlehrer gebracht hat; so daß deren Kirche nach den paar Jahrhunderten, wenn sie nur noch möglich wäre, eine ganz andere Reformation erleiden müßte und bedürfte, als die katholische nach 15 hundert Jahren, und die, wenn sie nicht mehr leistete als die erste, nach einiger Zeit doch wieder auf dem alten Zerstörungspunkt ankommen müßte. — Doch was ist davon zu reden, ich habe gegen Niemand zu predigen als gegen mich, und rede auch nur von mir; denn ich, und so geht es wohl sehr vielen Menschen, habe die ganze

Geschichte des Protestantismus in mir selbst erlebt. Den Anstoß, die Ungeduld, das Mißtrauen, das Jochabwerfen, die Freiheit, die menschliche Schwachheit in Verstand, Unglauben, Leidenschaft, Sünde, Thorheit, Heillosigkeit. Die mich nun zum Heiland und zu seiner Kirche zurückgeführt hat, diese unbegreifliche Liebe wolle mich weiter führen und Alle, die im Irrthum sind, zu der Demuth, ihn zu erkennen, zum Gehorsam, zur Versöhnung. — Ich wiederhole, daß es meine Absicht nicht ist, Andere zu richten, ich bete für sie, weil es die Kirche will; aber weil dieses mit Buchstaben gepanzerte Freichristenthum, welches sehr versteckt das Eigenlicht zum Kirchenlicht macht, eine kurze Zeit mein eigener Irrthum war, so darf ich wohl meines eigenen Heils halber noch etwas davon sagen. — Ich weiß nicht, was eigentlich für dich das Motiv war, der Kirche dein Vertrauen und deine Kindschaft wieder heimzutragen — ich vermuthe aber aus deinem Brief die Erkenntniß der historischen Kontinuität ihrer Lehren und Gebote aus Christo ihrem nun unsichtbaren anfänglich aber sichtbaren Haupte, aus Christo dem Eckstein, dessen Baues Hausgenossen wir sein sollen, der gebaut ist auf dem Grund der Apostel und Propheten (S. Math. 21, 42, Ephes. 2, 20.). Mich führte die Gnade von einer andern Seite zu demselben Ziel. — Die Erkenntniß der Ordnung der Gnade, deren Einsetzung ein Werk der Erlösung heilend waltet über der Ordnung der Natur. Versteh mich recht, es gibt: eine Naturordnung, ein Naturgesetz, in dessen Fesseln wir schmachten, und das uns hindert zu Christo zu gelangen, und: eine Gnadenordnung, ein Gesetz der Gnade, wodurch wir von diesem Naturjoch erlöst, befähigt werden, zu Christo zu kommen. Diese Gnadenordnung ist allein in der Hand der katholischen Kirche, es geht von der Aeußerlichkeit aus und führt zum Innern. Ich kann diesen Gegenstand hier nicht erschöpfend berühren, aber die Sache ist unbezweifelt wahr. Diese Gnadenordnung wird durch das Priesterthum administrirt, dessen Weihe von Hand zu Haupt von Christus aus bis auf die letzte Zeit unerläßliche Bedingung ist — die Weihe des Tempels, des Altars, des Wassers, des Feuers u. s. w., die Weihe der Sakramente u. s. w. sind erforderlich zu dieser Erlösung mehr oder weniger, worüber nur die Kirche zu lehren Weisheit hat. — Diese dem Priesterthum vertraute Gnadenordnung sind die Schlüssel, denen man viel zu enge Be-

deutung gibt, wenn man sie im engen Sinn auf das Sakrament der Buße beschränkt, im weiten Sinn ist unser ganzes Erdenleben Buße, und dann werden die Schlüssel recht verstanden. Sie sind die Schlüssel, welche unsere Fesseln lösen; daß wir glauben, hoffen, lieben können wie wir sollen. Diese Schlüssel sind nur bei der katholischen Kirche; wer außer ihr zum Ziele kömmt, kann es nur durch ein Wunder der zweiten Potenz, durch ein Wunder, welches die Wunderordnung der Erlösung überschreitet, wie ein gewöhnliches die Ordnung der Natur.

„Ich schreibe hier keine private Erfindung, sondern Lehre der Kirche, die von ihr allzeit gepredigt und gewiß von vielen verstanden worden ist. So sagt Papst Eugen III. in seinem bekannten Brief an die heilige Hildegardis von diesen Schlüsseln: ‚Man sagt, du sollest viele heimliche Dinge sehen, verstehen und hervorbringen. . . . Was können wir aber hiezu sagen, die wir den Schlüssel der Erkenntniß habend, daß wir könnten zuschließen und aufthun, solches weislich zu thun versäumen durch unsere Thorheit.‘ Uebrigens ist die Kirche nichts weniger als von Menschen gebaut und darum können dich weder Priester noch Bischöfe so damit bekannt machen, daß du sie kennest, als hättest du oder der Priester sie selbst gebaut, was darin gesagt und gethan ist, ist von jeher von Gott; und selbst der das Organ dieses Wortes und dieser Handlung war, kann keine oder auch wohl gar irrige Meinung von seinem Wort und Handlung haben unbeschadet der Heiligkeit (S. hier Joh. 11, 49. 50. 51). Manches darin ist geheim gehalten nach Menschenweise (dieses bezeigt z. B. der Eid eines Weihbischofs), Manches nach göttlicher Weise, das ist: offenbar dem Schein nach, aber der Wahrheit nach nur dem, den Gott darüber erleuchtet nach seinem Willen durch einen weisen Gebrauch der Schlüssel. Wer dieß durch seine Thorheit versäumt, der hat nur die Schale, der Kern bleibt unerschlossen. Auch diese Wahrheit bestätigt obige merkwürdige Briefstelle. Ich zweifle, ob je ein katholischer Christ hienieden, selbst ein heiliger, die Kirche ganz zu kennen vermocht hat, deren Bau zum Grund hat die Tiefe der Vergangenheit, zum Bestand die Breite der Gegenwart, und zum Gipfel die Höhe der Zukunft, deren Umfang die irdische und überirdische Welt umfaßt, die sichtbar und unsichtbar ist (Offenb. 12, 1); der weiseste Priester kann dich nur hineinführen, auch wohl dir aufschließen, was dein Bedürfniß ist;

und dem soll man folgen; denn wer nicht durch die Thüre geht, ist ein Mörder. Was das Priesterthum lehrt von seiner Stelle aus, ist wahr, ist untrüglich, es ist Gottes Wille. Aller Anstoß ist natürliche Kritik; religiöser ist übernatürlicher Gehorsam, der gegründet ist auf die vollkommenste Zuversicht auf Gottes Verheißung, auf seine Vorsehung und die Gewißheit, die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. — Ich wünschte, ich möchte dir über die Schlüssel des Priesterthums deutlich gewesen sein, und bitte dich dann mir zu schreiben, ob diese Ansicht die deine auch ist. Ich habe viel Trost und Freude dadurch gehabt, denn ich habe die Kirche dadurch erkannt, an sie glauben und sie lieben gelernt. Ich habe die Kraft der Schlüssel auch erfahren; so oft ich jetzt in ein geweihtes Haus der Kirche gehe, nach ihrer Weise das Weihwasser nehme, das Kreuz (ein wunderbarer Inbegriff des Ganzen der Weihe) über mich mache, dem Altar nahe, durch die geweihten Flammen zum Heiligsten schaue, ergreift mich die Kraft der Weihe, der Rapport leitet sich ein und wäre ich rein, welche Seligkeit würde ich genießen! Das ist so wenig Schwärmerei als der Magnetismus; mit dem es wohl verglichen werden kann, und, wenn vorsichtig, auch wohl verglichen werden darf. — Siehst du, die Seite hat mich hauptsächlich zur Kirche gezogen im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung — aber auch die Weide, denn der Gehorsam ist mir in seiner ganzen Lieblichkeit, Heilsamkeit und Nothwendigkeit erschienen und das ist die andere Seite der Kirche, von welcher ich also jetzt drei berührt habe. Nämlich die Kirche ist Bau; Schlüssel; Weide, wie alles unser Heiland, der mir gnädig sei, gelehrt hat. Ich will dir die Schriftstellen, soweit meine Laienarmuth ausreicht, hersetzen.

„Bau, Matth. 21, 42 (vom Eckstein, und dasselbe an vielen anderen Orten); Eph. 2, 20. 21. 22 (das Fortschreiten des Baues); Matth. 16, 18 (die Steine, womit dieser Bau fortgesetzt wird, sind Christen); Joh. 1, 42.

„Schlüssel, Math. 16, 19; 18, 18; Joh. 20, 23 (hier speciell auf Sündenvergebung). — Hieher auch den Apostel I. Tim. 4, 14, und alles was auf Weihe Bezug hat und Priesterthum, Offenb. 3, 7.

„Weide, Joh. 21, 15. 16. 17. Math. 28, 19. Luk. 10, 1. Joh. 15, 16—17. Math. 18, 20. Luk. 22, 32. Offenb. 2, 1— 3, 22.

„Unter den Stellen, welche die Weide beurkunden, ist besonders die erste von der Art, daß ich die Verblendung derjenigen, welche keine sichtbare, sondern bloß unsichtbare Kirche statuiren, nur bedauern, aber nicht begreifen kann, da sie doch Schrift bekennen und mit ihrem Buchstaben fechten. Es ist zu bedauern, da in diesem Irrthum so viele Brüder sind, die unsere Liebe durch ihre ausgezeichnete natürlich-gute Eigenschaften anziehen; ja solche, welche fromm sind und zu Christo hinstreben mit einer Liebe, die erbaulich ist, und uns, ‚die Schlüsselhabende, aber Versäumende durch unsere Thorheit‘ oft beschämend zurücklassen. Wie mir dünkt, wird hier sichtbar, daß der Abfall von der Kirche eine Wiederholung des ersten Sündenfalls ist und, wie jener, seine eigene Erbsünde zur Strafe trägt. Eine Verblendung, die unwillkürlich ist. Solche unsere liebe Brüder, denen Gott helfen möge, wandeln vielfach und herrlich gerüstet und haben guten Fortgang auf den Straßen der Wahrheit, so weit ihre Selbstverläugnung reicht, wo sie aber an die Pforte (Ps. 118) des Gehorsams kommen, gegen den sie gesündigt, da stockt's; da fehlt der Schlüssel, und der gemein menschliche Verstand, wiewohl sie ihn selbst als erbsündlich verworfen, daß sie auch ganz quitt zu sein dachten, der sie aber heimlich und unsichtbar begleitete, reicht ihnen ganz versteckt seinen Dietrich, sie klempern an dem Schloß, aber ‚öffnet sich ihnen eine Thüre, so ist es ein Thor des Irrthums, der hundert Thore hat wie Babylon‘ (Stolberg's Kirchengeschichte, Vorrede Thl. 1. XXII). — O mögen sie die Demuth des Kämmerlings empfangen (Apostelg. 8, 31), so möchten sie bald im Schooße der Wahrheit sein. Sie würden eintreten in den Tempel des Herrn und einnehmen im Bau die Stelle, die ihnen bereitet ist, zur Zierde oder zur Noth, tragend oder lastend würden sie Sockel, Säule oder Schlußstein sein, alles nach des Herrn Willen durch den Gehorsam. Wie muß sich der Baumeister grämen, oft so herrliche Steine in Zierde und Kraft liegen zu sehen außerhalb des Baues und sich nicht fügen wollen in die Gemeinschaft der übrigen, welche sich in Liebe und Gehorsam verbinden zu einem Bau nach Gottes unergründeter Absicht. Mögen sie so, wie sie abgesondert auf sich ruhen, noch so würdig prangen mit der Zierde ihrer Bildnerei, die alle gewachsen ist aus ihrer Bestimmung; so würden sie sich doch erst dann recht verstehen, wenn sie in den Tempel treten wollten auf ihre Stelle; das Funda-

ment unter ihre Füße, die Last auf ihr Haupt, die eine Seele durch ihr Herz und den einen Geist, der den Adam wieder erbauen will aus seiner Zertrümmerung, in die Nachkommenschaft. Was ist ein Sockel, eine Säule, ein Kapitäl, ja ein Altar selbst; sei jedes ein Wunder der Bildung; wenn es nicht an seinem Ort steht, so ist's ein trauriges Bruchstück, ein Bruchstück, dessen Bruch ein Bruch des Gehorsams und der Liebe ist. — Ich bin hier geleitet, auch das vierte Eigenthum der Kirche zu nennen, das vierte mysterium ecclesiae, die:

„Gemeinschaft. I. Kor. 12, 25. 26. 27. 28. — I. Kor. 14, 33. — Ephes. 4, 4. 5., welches die wahre Kirche auch in's übersinnliche Leben und Ueberirdische glauben gelehrt und offenbart hat. Eine Offenbarung, welche von Vielen traurig dahin mißbraucht wird, die hierortige Gemeinschaft, die sichtbar kirchliche zu übersehen und zu übergehen. Also schon wieder in den Schafstall wollen und nicht durch die Thür. Ich weiß wohl was ich sage und daß die Thür Christus ist — aber wenn ein anderer Weg wäre als durch die Aeußerlichkeit zum Innern, so wäre nicht Gott dieser unser lieber Christus selbst äußerlich geworden, unter unseren rohen Händen zu sterben, sein sichtbares Blut zu vergießen, alles für unser Heil. Aber so sind die Kinder gegen ihre Mutter, daß sie den Honig, der ihnen schmeckt, ablecken von dem Brod, das sie ihnen reicht, und dieses wegwerfen, da jener ihnen doch einzig durch dieses gedeihlich werden könnte.

„Da hast du also einiges von dem, lieber Bruder, was ich rücksichtlich unserer Kirche meine Ueberzeugung nennen kann; bin ich darin irrig und du kannst mich darin zurechtweisen, so werd' ich's von Niemand lieber annehmen als von dir, durch dessen Hülfe mich Gottes Barmherzigkeit zuerst geweckt hat." ...

Weiter redet Christian's Brief von seinem Gedanken, die Insel Herren-Chiemsee zu kaufen,[1]) wozu ich ihm den Vorschlag gemacht, und Freund Baierhammer mit

[1]) Siehe in den gesammelten Briefen von Clemens Brentano den an mich vom 20. August 1816, wo er unter Anderem sagt: „Ich habe mir es (Herren-Chiemsee) im Merian betrachtet und meine schon, ich sehe ihn den ganzen Tag auf dem See in einem durchlöcherten Kahn fahren."

ihm brieflich mit „ausnehmend liebevoller Dienstfertigkeit“ verkehrt hatte. Sie war um 40,000 fl. (!) geboten. Der Besitzer, der sie wahrscheinlich um einen noch geringeren Spott erworben, beging, von allen höheren Rücksichten abgesehen, den ökonomischen Schnitzer, die Abteikirche zu Profanzwecken zu verwenden und entwerthete hiedurch sein Bräu- und Wirthshaus; denn die Bauern, nicht mehr durch Gottesdienst herbeigezogen, blieben gänzlich von der Insel weg. Die herrlichen Waldungen aber zogen besonders den Antheil von Freund Baierhammer, dem Kenner und eifrigen Fürsprecher des damals schnöd vernachlässigten Waldwesens an sich. Es ist jedoch aus Christian's Kauf nichts geworden. Auch der preußische Ritterschaftsdirektor und Landrath Wilhelm v. Schütz, Dichter von „Lacrimas“, Romantiker und Konvertit, schrieb mir in gleichen Kaufgedanken, die ebenfalls sich nicht verwirklichten. Später bat mich der Besitzer, die Insel für eine Kreisirrenanstalt vorzuschlagen. Ich that amtlich davon Erwähnung, aber man fand den Platz nicht geeignet.

Im Lauf jenes Sommers brachte Christian einen ihm hochwichtigen Plan zur Ausführung; er reiste nach Westfalen, zur wunderbaren Nonne von Dülmen, der gottesminnigen und sinnigen, nicht minder liebens- als merkwürdigen Bauerntochter Anna Katharina Emmerich, und es ist dieser Besuch Christian's seinem Bruder Clemens Anlaß geworden zu dessen eigener, so folgenreichen Reise an's Lager der Ekstatischen. Wie Christian im obigen Brief schon einen Vergleich gezogen zwischen der Welt der Sakramente und dem Magnetismus, so in einem späteren zwischen dem Magnetismus und den Geheimnissen der Ekstase und Stigmatisation; er zeigt, wie diese, der Neuzeit weniger bekannten Erscheinungen durch Analogie mit jenem glaubhaft werden. Mochte er immerhin vom Mag-

netismus zu günstig denken — denn es fragt sich, ob all' jene „Magie", die nicht aus himmlischer Uebernatur stammt, einen anderen als dämonischen Ursprung haben könne — so bleiben doch des geistreichen Mannes Ausführungen, deren Wiedergabe mir hier der Raum verbietet, höchst bedeutsam. In der That hat der Magnetismus neben den Vielen, die er auf gefährliche Abwege geführt, auch manchen Ungläubigen zur Ueberzeugung von geheimnißvoller Fortpflanzung geistleiblicher Wirkungen vorbereitet und so ist aus Ueblem, zum mindesten Verdächtigem, durch Gottes Gnade auch Gutes hervorgegangen.

Eine der merkwürdigsten Erfahrungen bei Anna Katharina hat mir Christian später mündlich erzählt. Er mißtraute ihrer Gabe der Reliquienerkenntniß, bei welcher die ihr und Anderen oft ganz unbekannten Lebensläufe der Heiligen sich gleichsam dramatisch vor dem visionären Auge entrollten. Nun brachte ihr Christian in verschlossenem Päckchen etwas, das er als Reliquie bezeichnete. Sie nahm es und fing an: „Dieß kommt nicht von einem Heiligen; ich sehe ein ungeheures seltsames Thier . . ." und es ausführlich beschreibend, fuhr sie fort: „Dasselbe ist in einer weiten Landschaft mit vielen anderen großen und seltsamen Thieren zusammen," und beschrieb nun auch diese anderen nach ihrer Mannigfaltigkeit. Es war aber das, was Christian ihr gebracht hatte, ein Splitterchen von einem Mammuthgerippe, in seiner Art allerdings eine Reliquie, und das Ergebniß dieser Probe war geeignet, ihn mehr zu ergreifen und zu überzeugen, als vielleicht bei dem Knochenrestchen eines wirklichen Heiligen das poetischste Lebensbild es vermocht hätte.

Savigny, mit meiner wieder erwachenden kirchlichen Gesinnung unzufrieden, entgegnete mir schriftlich am 1. Februar 1817, wenn auch der hingebende blinde Glaube

an die Lehre der Kirche von mir angenommen werde, so müsse doch dieser Glaube irgend eine Grenze haben.

„Denn woher erfahre ich denn die Nothwendigkeit eines solchen Glaubens überhaupt? Woher, daß dieses die rechte Kirche ist und nicht etwa ein Blendwerk des Teufels? Dazu muß es doch irgend eine Instanz geben, die also außer und über der Kirche liegt. Und wo kann die Instanz anders gesucht werden, als in der Menschen eigenem Gemüthe, in dem innersten und heimlichsten Verkehr der eigenen Seele mit Gott? Es gibt also einen solchen Verkehr für jeden einzelnen Menschen, dieser Verkehr ist für ihn absolut das höchste, und alle äußere Heilsanstalt kann bloß Beförderungsmittel desselben sein."

Savigny übersieht hier, daß wenn die allerdings richtige aber einseitige Forderung des inneren Zeugnisses im Menschenherzen uns über die Kirche stellte oder als Grenze für die kirchliche Autorität zu bezeichnen wäre, wir ebenso sagen müßten, unser inneres Zeugniß für die Aechtheit der Bibel, ja für die Göttlichkeit Jesu, ja für die Existenz Gottes überhaupt, sei eine Grenze für die Autorität dieser Existenzen und stelle uns über sie. Die subjektive Anerkennung des objektiv Wahren besteht ja niemals darin, daß wir dasselbe beherrschen, sondern wir sind es, welche die Beherrschung erleiden, uns in Wahrheitsliebe davon beherrschen lassen. Einseitig ist Savigny's Forderung, weil dem leicht uns trügenden, wenn alleinstehenden inneren Zeugniß nothwendig auch das geschichtliche, d. i. die ununterbrochene Tradition von der Uroffenbarung bis zur Offenbarung an Abraham und Moses, von dieser bis Christus, von Christus in der Kirche herab auf unsere Zeiten und bis an's Ende der Welt zur Seite stehen muß.

Einstweilen mehrte sich meine Praxis und ich fing an, die Beschaffung von Pferd und Wagen an Stelle der bis

dahin benützten Miethkutschen in's Auge zu fassen, als sich mir unerwartet, aber höchst willkommen etwas dazwischenschob, was meiner ganzen weiteren Laufbahn eine glückliche Wendung geben sollte.

Etwa zu Anfang des Jahres 1817 gelangte an mich eine Anfrage von Würzburg, ob ich daselbst Professor der medizinischen Klinik werden wolle. Natürlich konnte mir zunächst nichts erwünschter sein, ich bejahte, die Hofkommission schlug mich erst zum Sekundärarzt, dann, weil Friedreich kränklich geworden, zum außerordentlichen, endlich zum zweiten ordentlichen Professor der medizinischen Klinik vor, der König genehmigte und ernannte mich am 26. März; schon war die Sache bekannt, obwohl noch nicht ausgeschrieben, schon hatte mir Schubert, damals in Erlangen, eine Schrift unter meinem neuen Titel gewidmet, schon hatte ich das Reisegeld für Würzburg empfangen, da ließ König Max I. mich auffordern, den Kronprinzen Ludwig auf dessen italienischer Reise zu begleiten. Das Semester 1817/18 stund nicht so nahe bevor, daß durch eine Absage die Würzburger Fakultät in Verlegenheit kam — mein Ernenner selber, der König war es, der zu der lockenden Reise mich rief — Italien, das Ziel so vieler Wünsche, lachte winkend herüber. — „Eine Professur," dachte ich, „kann mir auch nach der Reise nicht fehlen," und so ging ich auf das königliche Anerbieten mit hoher Freudigkeit ein, schrieb einen Absagebrief nach Würzburg, wo man Schönlein statt meiner berief, und erhielt am 16. August 1817 die Ernennung zum zweiten Primärarzt, d. h. zum ordinirenden Arzt auf der zweiten Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses zu München, und mit ihr zugleich den nöthigen Urlaub zur fröhlich erwarteten Reise.

Siebentes Kapitel.

Erste Italienfahrt. 1817—1818.

1. Bis zum Abgang aus Neapel.

Der Kronprinz und seine Reisegesellschaft. Durch Tyrol; Szene in Ala; der Herzog v. Dalberg; des Prinzen Stimmung; Wahrnehmungen über Italien. Von Rom nach Neapel, Basilisken. Aufenthalt in Neapel.

Da auch nach dem Verlust der zwei schönen Alpenstädte an der Salzach und am Inn, Kronprinz Ludwig noch immer nicht in der Hauptstadt, sondern bald in Würzburg, bald in Aschaffenburg lebte, so konnte ich erst drei Tage vor dem Abgang aus München ihm meine Aufwartung machen. Die Erwählung zum Reisearzt verdankte ich vorzüglich der Freundschaft von Loe, welcher als zweiter königlicher Leibarzt neben seinem Schwiegervater Hartz am Hofe aus- und einging, sodann Hartz's eigenem Wohlwollen und endlich der Gunst des Staatsraths Egid von Kobell. Diese hatten, weil Medizinalrath Distlbrunner bei der Kronprinzessin bleiben mußte, mich dem Könige vorgeschlagen und da mein ärzlicher Ruf Geltung besaß, so war die allerhöchste Genehmigung leicht erlangt worden. Ich weiß nicht, ob der Prinz sich noch erinnerte, daß er meine Anstellung in der Armee befördert und in Paris mich in Audienz empfangen hatte; jedenfalls war ihm mein Name schon lang bekannt und fanden wir

viele Berührungspunkte.[1]) So z. B. nahm er es sehr lebendig auf, als ich ihm den Namen des P. Ulrich Heiß aus Waldsassen nannte, (s. 1. Kap.[2]) und er sprach von ihm mit großer Achtung. Mit sarkastischem Humor aber hat er uns erzählt, daß der norddeutsche Arzt, den man eigens berufen, um ihn auf seiner ersten Reise nach Italien (im J. 1805) zu begleiten, zugleich den ministeriellen Auftrag erhalten hatte, drei Monate vor der Abreise in München einen Kursus — der Veterinärkunde durchzumachen!

Zwei Tage darauf ward ich dem Könige vorgestellt, der in seiner bekannten natürlich-einfachen und wohlwollenden Art mich sehr gnädig empfing. Denselben Tag erhielt ich auf Kobell's Verwendung meinen Gehalt für acht Monate vorausbezahlt, und fuhr am Abend nach Nymphenburg, wo ich nebst den anderen Herren des Gefolges übernachtete, um früh Morgens zum Aufbruche bereit zu sein.

Die Reisegesellschaft des Prinzen bestand aus dem General der Hartschiergarde Grafen Sceverras Testaferrata, dem Regierungsrath Grafen Karl von Seinsheim, dem Inspektor (nachmaligen Direktor) der königl. Bildergalerie Georg Dillis und meiner Wenigkeit. Als Dienerschaft begleiteten uns zwei Hoflakaien und je ein Kammerdiener der beiden Grafen.

Als wir im Vorzimmer uns versammelten, bemerkte Dillis dem Kronprinzen, ich sei einer seiner eifrigsten Galeriebesucher. Schon früher, wenn ich vorübergehend

---

[1]) Anm. der Schreib. Baierhammer, welcher zur Zeit des Befreiungskrieges und länger in dienstlichem Verhältniß zum Kronprinzen gestanden, schreibt zwischen 1816 und 18 an Ringseis: „Es wäre der Mühe werth, daß Sie den Prinzen näher kennen lernten und das könnte, da er ohnehin die vortheilhafteste Meinung von Ihnen hat, sehr leicht geschehen.“

[2]) Außerdem Beilage 1a und d zum 2. Kap.

nach München gekommen, war ich ihm durch mein häufiges und anhaltendes Erscheinen in der Sammlung aufgefallen; wenn er Fremde durch die Säle geführt, pflegte ich mich so weit anzuschließen, daß ich von seinen Erklärungen Nutzen zog, und endlich hatte ich ihm selber meine Aufwartung gemacht. Vergnügt klatschte der Prinz in die Hände, daß er nun auch in seinem Arzt einen Kunstliebhaber mit sich führe.

Gleich bei der Abfahrt zeigte der Prinz, daß er auf der Reise sich nicht an die Etikette zu binden denke, indem er nicht Graf Sceverras, den Vornehmsten, zu sich in die Kalesche rief, sondern, seinem Herzen folgend, Graf Seinsheim, seinen Jugendfreund und früheren Reisegenossen. Doch ermangelte er nicht, am nächsten Tag den General, ein andermal Dillis, endlich auch mich an seine Seite zu nehmen, und von da an nach Belieben frei zu wechseln.

Graf Sceverras war einer jener vielen Italiener, die unter Karl Theodor, wie früher unter Max Joseph III. in bayerische Dienste getreten sind, von welcher Einwanderung noch heutzutage verschiedene Familiennamen Zeugniß geben. Er war im Ganzen ein gutmüthiger Mann und galt als tapferer und unterrichteter Offizier. Durch obige Anordnung am ersten Tage mochte er sich betroffen und vom Platze gerückt fühlen, da er nun mit uns zwei Bürgerlichen den zweiten Wagen zu theilen hatte, mochte wohl auch fürchten, es werde dabei sein Bewenden haben. Daher suchte er uns — jedoch ohne Unfreundlichkeit — seine Stellung und Bedeutung klar zu machen. Längst war zu merken gewesen, daß der Prinz ein Aug' auf ihn geworfen. Da waren die Fragen des hohen Herrn über „la Sicile que je connais comme ma poche"; da hatte auf einem Hofballe Höchstderselbe, um sich zum

Tanze zu stellen, ihm, dem General, sein Casquet zur Aufbewahrung anvertraut! Und nun beim Abschied, was hatte Graf Thürheim, der Minister, zu ihm gesprochen? „Ihnen übergeben wir den Kronprinzen, Sie tragen die Verantwortung.“ Dillis, welcher längst des Prinzen selbstständigen und auf Selbstständigkeit eifersüchtigen Charakter kannte, schmunzelte still in sich hinein; wenn der Minister solches gesagt, dann schwerlich anders denn als satyrischer Schalk. Ueber unsere Rollenvertheilung äußerte zu verschiedenen Malen Graf Sceverras, der bald französisch, bald italienisch mit uns sprach, sich folgendermaßen: „Il conte Seinsheim sovra la cassa, il pittore sovra l'arte, il dottore sovra la salute, ed io sovra tutto.“ Der Prinz, dem wir diese Anordnung später erzählten, fügte dem sovra tutto bei: „Si, si, come il vento“ [1]) und sprach nun häufig von ihm als vom *„Anemos,“* dem über Alles hinwegbrausenden Wind, ein Ausdruck, welcher ihm aus seinem stillen Begleiter Homer geläufig war.

Der Graf hielt sich also für den Reisemarschall, der Prinz aber hatte ihn lediglich um Siciliens willen geladen. Da geschah es unterwegs einmal, daß wir Abends auf einer Station anlangten, von welcher Niemand unter uns zweifelte, wir hätten hier über Nacht zu bleiben. „Halten, aussteigen, abladen,“ befahl der Graf zum Wagen hinaus. Augenblicklich streckte auch der Kronprinz den Kopf hervor und rief lachend: „Sitzenbleiben, umspannen, weiterfahren!“ Wir bekamen nun statt des guten Nachtquartiers ein schlechtes, aber der Prinz hatte gezeigt, daß er nicht über sich verfügen lasse.

---

1) „Graf Seinsheim über die Kasse, der Maler über die Kunst, der Doktor über die Gesundheit und ich über Alles.“ „Ja, ja, über Alles, wie der Wind.“

Mit des Grafen Kenntniß de la Sicile wie seiner Tasche hatte es übrigens gute Wege. Obschon (wenn ich nicht irre) selber Sicilianer, kannte er nur ein paar Küstenstädte, in die er auf seinen Pflichtreisen als Malteserritter gekommen war, dagegen nichts vom Innern der Insel, verstand nicht den Dialekt der Leute, brachte den Prinzen, der sich auf ihn verlassen hatte, zusammt der ganzen Gesellschaft in manch' peinliche Lage und hatte überhaupt keinen Begriff von dem, was ein im ernsten Sinne des Wortes wißbegieriger Reisender, wie Kronprinz Ludwig, unter Kenntniß eines Landes, seiner Geschichte, Sitten, Gesetze, Dialekte u. s. w. versteht.

Zu den Wichtigkeiten, die der Graf sich beilegte, gehörte es, daß er der Erste in Europa von Napoleons Ueberfahrt nach Egypten Kenntniß erhalten; nach Malta reisend, wollte er das Schiff Bonaparte's erkannt haben, wußte zwar nichts zu melden von einer geschichtlichen Folge der großen Entdeckung, aber — „Je le dirai à l'Europe oui à toute l'Europe,“ fügte er dann hinzu.

Des Grafen Karl Seinsheim, nachmaligen langjährigen Finanzministers, natürlich-liebenswürdige und leutselige Heiterkeit, die ihn bis in's hohe Alter begleitet hat, ist noch Vielen in freundlicher Erinnerung. Mit dieser hervorleuchtenden Eigenschaft verbanden sich klarer Verstand, Vielseitigkeit des Unterrichts wie der künstlerischen Theilnahme, sogar tüchtige Kenntniß der verschiedenen Kunstschulen, und machten seine Gesellschaft behaglich, lehrreich und unterhaltend. Im Alter hatte er zwei Jahre vor dem Kronprinzen, eines vor mir voraus.

Dillis, gleich dem Grafen Sceverras schon in den Sechzigen, war ein ruhiger freundlicher Mann, hatte längere Zeit in Italien gelebt und war als Fachmann in Sachen der Kunstschulen, sowie als selbstthätiger Künstler

zur Reise geladen. Daß er Priester sei, erfuhr ich erst spät. Zwar las er von Zeit zu Zeit die Messe, doch weiß ich nicht, welches seine religiösen Gesinnungen gewesen.

Dem einen der beiden Hoflakaien und dem wackern Italiener Ghecco, langjährigem Kammerdiener des Grafen Seinsheim, oblag auch Dillis' und meine Bedienung.

Meine Reisebriefe gingen mit den Kurieren des Prinzen nach München, wo die Freunde sie lasen und über Landshut nach Schwarzhofen beförderten.

Fano am adriatischen Meer, den 22. Oktober 1817. Abends.

Theuerste Mutter! Liebste Schwestern! Verehrteste Freunde und Freundinen!

Seien Sie mir auf's Herzlichste gegrüßt aus dem himmlisch schönen welschen Lande, vom Ufer des mondbeleuchteten adriatischen Meeres, und empfangen Sie gleich von vornherein die freudige Versicherung, daß ich von Herzen vergnügt bin. Der erste Tag heute, an dem ich ein wenig meine Gedanken sammeln und Ihnen niederschreiben kann ... Am 15. Morgens fuhr die ganze Reisegesellschaft um 5 Uhr in zwei Wagen von Nymphenburg ab ... Es regnete und wir schmeichelten uns, daß die Thränen der Zurückgelassenen sich mit jenen schweren Tropfen gemischt ... Unser Wagen (dem des Kronprinzen folgend), vortrefflich ausgerüstet und groß wie ein Haus, war vollgestopft mit vielen Flaschen guten Weins und mehreren Nahrungsmitteln, und mit dankbarem Innern segneten wir oft auf der Reise die vorsorgende Güte Sr. Exzellenz des Herrn Hofmarschalls.[1])

In Italien, wo man im Laufe der Jahre besagten großen Wagen oftmals hat hin- und herziehen sehen, nannten ihn die Leute „Il Bastimento di Baviera," (das bayerische Schiff).

Schon am ersten Tag, an welchem wir über Kufstein bis Rattenberg in Tyrol gingen, zeigte mir ein kleiner Zug einerseits das Maß, welches der Prinz in seinen

---

1) Baron von Goren.

Ausgaben hielt, andererseits die Meinung, welche sich darüber gebildet hatte. Sein eigener Wagen kam Nachts um 10 Uhr an, der unserige erst um 2 Uhr nach Mitternacht, theils weil er für sechs Pferde etwas schwer, theils weil er — nach der Ansicht wenigstens von Graf Sceverras — „zu wenig geschmiert" war. Es erhielt nämlich jeder Postillon einen Kronenthaler Trinkgeld; so viel pflege er, der Graf, zu geben, wenn er auf eigene Rechnung reise; einem Kronprinzen also gezieme mehr. Schon hatte der hohe Herr Bedeutendes für's allgemeine Beste zu leisten begonnen, allein das war erst im Werden und zog als Solches mehr die spottlustige Kritik und Zweifelsucht auf sich, als ermunternde Bewunderung. Noch ahnte man nicht die staunenswürdige Leistungsfähigkeit, für welche jenes sparsame in's Kleinste Berechnen ihm den zuverlässigen und unentbehrlichen Grund und Boden schuf. Noch wußte man nicht, daß dieß haushälterische Sparen, das allerdings hie und da an's Komische und darum Unfürstliche streifte, nicht Selbstzweck war, sondern höchst fürstlichen Zwecken uud Absichten sich unterordnete; und gewöhnt an die überfließende Freigebigkeit seines Vaters, mißdeutete man häufig — von manchen Seiten mit Bosheit — des Sohnes so ganz eigenartige Weise.

„Den 16. weiter über Schwatz, wo noch starke Spuren von unseren Landsleuten, nach Innspruck und über den Brenner. Um halb 12 Uhr Nachts führten unweit der höchsten Spitze, über der Wolkenregion, die nachlässigen Postknechte unseren schweren Wagen in den Straßengraben; obwohl acht Pferde zogen, obwohl wir ausstiegen und schieben halfen, obwohl die Postknechte aus Leibeskräften fluchten, wollt' es doch nicht vorwärtsgehen. Es war gar nicht behaglich, in bitterer Kälte, bei heftigem Schneien, seit Morgens nichts Warmes im Leib. Erst nach 2 Uhr, nachdem aus einem benachbarten Dorfe noch zwei Pferde herbeigeholt waren, ge=

lang es den Wagen aus dem Dreck zu ziehen, wir fuhren den Rest des Berges hinauf, auf der anderen Seite herunter und holten nach Vier den zeitlich angelangten ersten Wagen in Sterzing ein, wo wir eilig, jedoch fröhlichen Muthes, um halb 5 Uhr früh des 17. Oktobers die Hauptmahlzeit für den 16. einnahmen, aber gar nicht mehr zu Bett gingen. Nun weiter nach Mittenwald, wo die Sachsen so zugedeckt wurden, über Brixen nach Botzen. Hier ließen wir bei einem fröhlichen gutbesetzten Abendessen uns wohl sein."

Wir feierten mit köstlichem alten Rheinwein, welchen der Prinz zu diesem Zwecke eigens mitgenommen, den Vorabend zum vierten Jahrtag der Völkerschlacht bei Leipzig, da wir den 18. selber nicht mehr auf deutschem Boden sein sollten, denn an diesem ging es schon den reißenden Eisack, die Etsch entlang, nach Trient, Roveredo und Ala.

Hier in Ala ereignete sich folgende erstaunliche Geschichte, wie ich sie aber erst im Tagbuch meiner zweiten Italienreise verzeichnet habe. Als am Morgen des 19. beim Aufbruch Graf Sceverras, Graf Seinsheim und ich in den Wagen steigen wollten, bemerkte erstgemeldeter Herr Graf, daß sein Diener Jean, ein Lothringer, der deutschen und französischen Sprache gleich mächtig, die Geldkasse in den Wagen zu bringen vergessen hatte. Der Herr Graf trug somit die Kasse eigenhändig, aber ganz unbemerkt dorthin, wartete und wartete, um sich zu überzeugen, ob es denn möglich wäre, daß Jean wirklich seiner Seele so ganz und gar vergessen könnte. O gab es denn keinen guten Geist, der den armen Jean an einem Zipfelchen seines Gedächtnisses gezupft hätte?! Ach nein, das Ungeheuere mußte geschehen. Jean war wirklich schon auf seinen Thron vor der Kutsche gestiegen, die Postillone trieben schon die stolzen Rozinanten an; da donnerte es auf einmal aus Graf Sceverras Munde: „Halt!"

Comte Sc.: Jean!

Jean: Monsieur le Comte?

Comte Sc.: N'avez-vous rien oublié?

Jean: Non, Mr. le Comte.

Comte Sc.: Je vous demande encore une fois, n'avez-vous rien oublié? N'avez-vous rien oublié?

Jean: Non, Mr. le Comte.

Comte Sc. (in wüthendster Wuth): Mon pistolet, mon pistolet, où est mon pistolet pour vous brûler la cervelle? Je serai pendu, je le sais, et vous serez donc, misérable, la cause de la mort de deux braves gens, (d. i. des Jean und des Herrn Grafen), mais je serai vengé.

Niemand von uns hatte die Unbesonnenheit, dem wüthenden Grafen eine Pistole zu reichen und so gestaltersachen unterblieb für diesesmal das Blutvergießen, und uns ward das Leben zweier werthgeschätzten Reisegefährten für die Folge der Reise erhalten.

Ueber Verona, wo mir die Arena zuerst einen Begriff von der erstaunlichen Großheit römischer Bauten gab, den 19. nach Mantua. Hier und damals, wenn nicht ein andermal, ist Folgendes geschehen, was mir, dem nicht Anwesenden, nachher erzählt worden. Der Herzog von Dalberg, welcher in Napoleons Diensten seinem deutschen Vaterland mancherlei Schaden zugefügt, weilte zufällig im nämlichen Gasthaus wie der Kronprinz und begehrte ihm aufzuwarten. Vielleicht wollte er dem deutschgesinnten Fürsten gegenüber sein Deutschthum betonen, jedenfalls gebrauchte er die Muttersprache, während der Prinz, was sonst seine Liebhaberei nicht war, sich des Französischen bediente. Zum Nachgeben gezwungen, antwortete der Herzog französisch, augenblicklich wechselte der Prinz und sprach nun

deutsch. Wie fließend die Konversation gewesen, läßt sich denken.[1])

Am 20. Oktober über Modena nach Bologna, wo die Gemäldesammlung mich erfreute, den 21. nach Cesena, dem Geburtsort der Päpste Pius VI. und VII., den 22. über Rimini, Pesaro, beständig dem Ufer des adriatischen Meeres entlang nach Fano, im Vordergrund die gewaltige Fläche des Meeres, im Hintergrund gegen Osten schneeweiße Wolken, Eisgebirgen ähnlich, von verschiedener seltsamer Gestalt, ein ungemeiner Anblick, mächtige Brandung am Gestade. Von Fano auf- und immer aufwärts in das apenninische Gebirge, durch die schönsten mannigfaltigsten Gegenden, über Fossombroni, Cagli nach Cantiano, schon fast in der Wolkenhöhe; den 24. Morgens noch ein wenig aufwärts auf die Ostseiten-Spitze des Apennins, wo man an heiteren Tagen zugleich gegen Westen das mittelländische und gegen Osten das adriatische Meer sieht; dann abwärts an den Seitenwänden der schönsten Berge hin über Nocera, Foligno mit seiner Rafaelischen Madonna, nach Spoleto, wo wir noch um halb neun Uhr des Urbinaten Anbetung der heiligen drei Könige besahen. Den 25. über Terni — der Wasserfall in der großartigen Natur eines der gewaltigsten Schauspiele, die ich bis dahin gesehen hatte — nach Otricoli als letztem Nachtquartier vor Rom.

„Der Kronprinz ist bisher außerordentlich vergnügt gewesen. Er ist unter uns der unermüdlichste und freut sich über allen Ausdruck, Rom und Sizilien zu sehen.[2]) Vor Freude

---

[1]) Görres hat mir nachmals erzählt, der Herzog habe sich einst bei Minister von Stein anfragen lassen, ob er, Dalberg, den Freiherrn besuchen dürfe. „Kömmt er in Geschäften," erwiderte Stein, „so werde ich ihn empfangen, kömmt er aber als Herzog von Dalberg, so schmeiße ich ihn die Treppe hinunter."

[2]) Rom zum zweiten, Sizilien zum ersten Male.

ißt, trinkt und schläft er kaum. — Seine vier Gefolgsherren betreffend hat er bemerkt, daß wir sämmtlich mit gewaltigen Nasen bevorzugt sind. Da der Wagen, in dem ich mit meinen zwei Reisegefährten saß, sehr groß und ansehnlich ist, so haben die Leute, welche häufig nach der Dicke und Breite urtheilen, den Kronprinzen in diesem Wagen gesucht und mich, als den Jüngsten, dafür gehalten und begrüßt, wogegen ich mich denn immer sehr gnädig verneigte."

Für die eisenbahnlose Zeit konnte unsere Reise ein bloßes Durchfliegen des Landes genannt werden; immerhin genoß man die Gegend auch so noch unvergleichlich besser als heut. Erst die fruchtbare, doch einförmige Ebene mit ihren baumdurchpflanzten Feldern, diese Bäume durch Rebgewinde gleichwie durch Bänder in einander geschlungen; dann die Arme des Apennin uns umfangend und je höher tragend bis etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche; die Straßen zumeist hinlaufend auf dem Kamme, die Ortschaften liegend auf den Spitzen dieser bis oben hinauf fruchtbaren Berge, die, nicht hoch wie die Alpen, dem Auge dennoch gleich hoch erscheinen, weil sie dem Meere näher und somit tiefer liegen. Die Linien jedoch viel sanfter und geschwungener, und schon die Fruchtbarkeit es verrathend, daß ihre Höhe nicht wirklich Alpenhöhe; die einzelnen größeren Ortschaften durch unzählige Häuser und Villen in Verbindung, daher fast nirgends eine häuserleere Gegend, so daß mir ganz Italien wie eine zusammenhängende Stadt erschien; die Gebäude durchgehends aus Stein, in einem edleren, größeren Styl, fast in allen, auch in den Dörfern, Architektur, allenthalben Säulengänge, in den Städten prächtige Straßen mit köstlichen Palästen, überall gewaltige Spuren des alten Roms, als herrliche Landstraßen, aus ungeheueren Quadern erbaute Brücken, Wasserleitungen, das ganze Land ein reich geschmückter Garten. . . . Lauter bekannte Dinge, die jedoch

dem Eisenbahnreisenden schwerlich mit solcher Deutlichkeit sich darstellen.

„Aber in dieser schönen Natur und zwischen dieser stolzen Architektur, welche Menschen! Gern gebe ich zu und bin es überzeugt, daß in Italien eine Menge der vortrefflichsten Leute und Talente seien, wie aber kann ich ein würdiges Porträt entwerfen derjenigen, die uns auf unserer Reise vorzüglich begegnet sind, der Kutscher, Postillone, Wirthe und des Gassenpöbels! Solch' ein Gesindel, solche Lumpen, solche Spitzbuben, solche Diebe, solche Bettler sind mir noch nicht vorgekommen. Auf zehn Schritte weit von ihnen ist man schon bestohlen und wenn man sie nur ansieht, jucken einen die Läuse am ganzen Körper ... Industriös sind sie, die Italiener, das muß man sagen, sehr industriös. Kaum ist der Fremde in einem Ort oder im Gasthof angekommen, so sind im Augenblick zehn bis zwanzig Personen, von der Gasse her, bereit, ihn zu bedienen — Menschen von allen möglichen Kostümen, Männer und Weiber, Große und Kleine; drei bieten sich an, einen guten Gasthof zu zeigen, drei andere die Merkwürdigkeiten des Ortes, vier bis sechs thun, als wollten sie den Wagen in's Haus hineinschieben helfen, den die Pferde ohnehin ziehen, —"

und wenn sie selber mit unvergleichlicher Unbefangenheit Ort und Umstände nehmen und brauchen, wie sich's trifft, so ist ihre Dienstfertigkeit um so erfinderischer, dem Fremden Alles zu weisen und bis in's Einzelnste darzubieten, was bei den Forderungen der Alltäglichkeit nur immer wünschenswerth und reinlich erscheinen kann — Alles für ein Trinkgeld natürlich.

Um hier sowohl dem Land als meinen damaligen Eindrücken gerecht zu werden, muß ich daran erinnern, daß in der That Italien das Mißgeschick hatte, dem Extrapostreisenden gegenüber sich in seinen allerjämmerlichsten Individuen darzustellen. Wenn es wahr ist, daß Habsucht und Verschmitztheit nun einmal besondere Klippen im Charakter des Italieners sind, so begreift es sich, daß in

diesem meistdurchwanderten Land Europa's, wo der Verkehr auf schmalgestrecktem Gebiet sich drängt, jene pfiffige Habsucht besonders den Reisenden zum Gegenstand nahm und durch eben den vielen Verkehr genährt und immer neu gereizt wurde. Ebenso begreift es sich aber auch, daß der Reisende im fortwährenden Kampf mit ihm ganz neuen und durch die fremde Volksart besonders abstoßenden Typen der Gemeinheit nicht sogleich Zeit und Laune zu billigen Betrachtungen fand, im besten Fall nur die gute Laune, dem Spektakel seine komische Seite abzugewinnen. (Das Eisenbahnwesen mag Vieles ausgeglichen haben, wennschon es bezüglich der Einzelkenntniß der kleineren Orte dem Wanderer gewiß nicht zum Vortheil gereicht.)

Wüßt' ich es nicht von Anderen, so konnte ich auf meiner dritten Italienreise mich selber überzeugen, daß abseits von der Heerstraße oft die lieblichste Einfalt wohnt, und selbstverständlich läßt auch an den besuchteren Orten immer nur ein Bruchtheil der Bevölkerung sich in jenes lästige Getümmel ein.

In Rom, von wo ich meinen ersten Brief absandte, hielten wir uns für dießmal nur ein paar Tage auf. In einer Wohnung am spanischen Platz angekündigt, wurden wir im eingebrochenen Dunkel von einer wunderlieblichen Frauenstimme begrüßt; wie war ich am nächsten Morgen enttäuscht, zu der Engelsstimme einen alternden Engel zu finden!

„Rom, 27. Oktober. Ich habe heut nichts gesehen, als die Aeginetischen Kunstwerke;[1]) sie sind von ausgezeichneter Schönheit, die Gesichter ausgenommen,[2]) Eines so-

[1]) Der Kronprinz hatte sie kürzlich erworben.

[2]) Es scheint, daß der große Künstler, dem diese Meisterwerke ihre Entstehung verdanken, es nicht wagen durfte, den herkömmlichen, ohne Zweifel religiös geheiligten Gesichtstypus zu ändern.

viel werth, als alle mit einander gekostet haben, und von Thorwaldsen vortrefflich ergänzt. Man wird erstaunen, wenn man diese Statuen zusammen sieht, die allein schon eine Galerie bilden. München wird in Zukunft in Kunstsammlungen der erste Ort nach Rom sein. Der Kronprinz ist ganz entzückt. Morgen sehe ich noch die Peterskirche . . . Aus Palermo bald mehr.“ —

„Bei meist trübem, theilweise Regenwetter legten wir den Weg nach Neapel zurück, den ersten Tag (29. Oktober) über Albano nach Velletri, den zweiten durch die pontinischen Sümpfe, wo alle Menschen, die wir trafen, ein blasses, gelbes, krankes Aussehen hatten, nach Terracina, dem alten Anxur, von großartigem Eindruck, da man von Süden und Norden schöne Vorgebirge erblickt. Von da wollten wir über Fondi nach Molo di Gaeta, also schon in's Neapolitanische. Aber was begegnet uns in Fondi? Wir kamen um halb vier Uhr Nachmittags an. Unsere Pässe mußten unterschrieben werden; der Kronprinz, dem das zu lange dauert, geht zu Fuß mit Dillis und mir voran, wir wandern fast eine Stunde, es kommt kein Wagen nach; wir vermuthen Hindernisse und kehren um; eine halbe Stunde darauf, schon sechs Uhr Abends, kommt uns Graf Seeverras im Wagen des Kronprinzen entgegen und erzählt, halb athemlos, fiebernd vor Zorn, daß der Polizeikommissär zwar die fünf Herrschaften, aber keineswegs die zwei Bedienten passiren lasse, weil diese keine Gesundheitspässe hätten. (Die zwei andern Bedienten hatten wir unwohl in Rom zurückgelassen, damit sie den nächsten Tag in einem langsam fahrenden Wagen uns folgten.) S. Kgl. Hoheit fuhren nun mit Graf Seeverras und Dillis nach Molo ab, und ich ging nach Fondi zurück, wo Graf Seinsheim bei unserm Wagen und den zwei Beanstandeten geblieben war. — Was ist schuld an diesem Ereigniß? Hat der neapolitanische Gesandte in Rom gewußt, daß es so streng gehalten wird, warum gab er nicht das Erforderliche? Er, der täglich Pässe ausfertigt, muß doch wissen, was nöthig. Am nämlichen Abend wurde auch ein Engländer aus derselben Ursache aufgehalten. — Man hat uns in Fondi selbst gesagt, das sei Absicht vom Gesandten, damit die Leute Hindernisse finden und sich dann mit Geld abkaufen, wovon er auch sein Theil bekommt. In der Nacht um zwei Uhr indessen kam ein Kurier mit einem

Schreiben des Gouverneurs der Festung Gaeta an den Polizeikommissär, uns sogleich zu entlassen, und so brachen wir auf. Im Neapolitanischen fanden wir, in Entfernungen von hiesigen Meilen, d. i. von starken Viertelstunden, militärische Pikete von 5—8 Mann auf der Straße aufgestellt, der Straßenräuber wegen; und dennoch geschehen Angriffe auf die Reisenden im Zwischenraume von zwei Piketen. Wie muß es um den moralischen Zustand eines Volkes aussehen, wo solche Maßregeln nothwendig sind? In Deutschland, das doch unendlich mehr gelitten hat, reist der Fremde sicher, unter dem Schutze deutscher Treue und Redlichkeit. D'rum sei du mir gepriesen, deutsches Vaterland! Rauher bist du wohl, aber freundlicher und herzlicher, als dieser warme, leuchtende Himmel, der Schlangen und Basilisken hegt."

Obwohl Schinderhannes und Komp., sowie verschiedene andere berühmte Helden dieses Schlags nicht eben neapolitanische Basilisken waren, so bleibt es freilich richtig, daß das Räuberunwesen gerade in Italien tief in Nationalfehlern und Verhältnissen wurzelt und darum bei jeder günstigen Gelegenheit auf's neue lustig emporwuchert. Aber abgesehen davon, daß es auch im Neapolitanischen später wieder sich besserte, als die Nachwehen des Krieges mehr verschwunden waren, so ist es überhaupt ein ganz falscher Schluß, den ich — gemeinsam mit Vielen — aus dem Vorhandensein einer größeren Menge Räuber auf den moralischen Zustand des übrigen Volkes zog. Es ist ungefähr das Nämliche, wie wenn ich aus dem Vorkommen vieler Kretinen in gewissen Gegenden, z. B. der Schweiz, auf ein niedriges Geistesmaß der Nichtkretinen dortselbst zu schließen mir erlaubte, oder — um auf dem moralischen Gebiet zu bleiben — als wenn ich von jenen zahlreichen Deutschen, welche heutzutage den Erfolgen der Gewalt ihre kriechende Huldigung darbringen, auf Verkommenheit der übrigen Theile der Nation einen Rückschluß beliebte. Auch hier berühren sich eben die Gegensätze.

Neapel, das prächtige, empfing uns mit seinem Volksgebrause und seinen Naturherrlichkeiten, seinem Himmel voll Sonnenschein, seinen amphitheatralischen Bergen voll bunter Pflanzenpracht, seiner lachenden Bucht voll Segel, seinem köstlichen Gegenüber von Inseln — das Schönste und Größte, was ich bis dahin gesehen. Auf der Chiaja am Ufer des Meeres wohnend, genossen wir vom Haus der schönsten Aussicht auf die Bucht, links den Vesuv, der uns Nachts wie eine große Kohlenpfanne leuchtete, rechts der Posilipp mit seinem weltberühmten Durchgang. Der Prinz war fortwährend seelenvergnügt und meine Wenigkeit trotz Schlangen und Basilisken nicht minder. Unsere kranken Bedienten waren genesen rasch nachgefolgt, aber das Schiff, das uns nach Palermo bringen sollte, war Windstille halber noch gar nicht eingelaufen, und die aufgezwungene Frist genossen wir in vollen Zügen. Unsere Wanderungen durch die Stadt, ihre Kirchen, ihr herrliches Museum u. s. w. wechselten mit Ausflügen. So fuhren wir nach Puzzuoli, sahen den Tempel, wo der hier gelandete Apostel Paulus zuerst gepredigt, die Trümmer des gewaltigen Serapistempels — jenseits der Bucht von Bajä den durch Erdbeben 1540 entstandenen Monte Nuovo, den düsteren Avernersee, einer der Eingänge in die Unterwelt; wurden bei Fackelschein in der schauerlichen Grotte der Sibylle von Cumä auf Menschenrücken durch das Wasser getragen, schauten die aus Stein gehauenen Bäder des Nero, unmittelbar am Ufer, — die Ruinen der Venus-, Merkur- und Dianentempel, die vielen aus dem Meere hervorragenden großen Trümmer der Brücke, durch die einst Kaiser Caligula Bajä mit Puteoli verbunden u. s. w. Daß wir dabei versäumt hatten Proviant mitzunehmen, und uns bei schlechtem Wein begnügen mußten mit elenden Fischen, angemacht in übelriechendem Oel,

das erhöhte nur die fröhliche Stimmung; mit großem Appetit verzehrten wir das schlechte Zeug und waren guter Dinge; am meisten Spaß machte es dem Kronprinzen. — Dann Pompeji, dann die Villa des Duca di Gallo, von wo vielleicht die schönste Ansicht von Neapel und Umgegend, endlich am 6. November Besteigung des Vesuv.

Nicht nur meiner Mutter und meinen Schwestern, auch dem Münchnerkreise konnten zu jener Zeit, da noch nicht so viel gereist und beschrieben wurde, ausführliche Berichte willkommen sein; aber ich mußte die Augenblicke mir erstehlen, in solcher Hast lebten wir. Wechselte doch täglich die Stunde der Hauptmahlzeit; genossen wir sie um fünf, halb sechs Uhr Abends, so brachen wir um sechs, halb sieben Uhr schon wieder auf; oder wir kamen erst um acht oder neun Uhr zu Tisch. Dazu das betäubende Gebrause. Wie Alles sich regte, sich drängte, sich schob, wie Alles rannte und schrie, daß mir beständig die Ohren gellten; es klang von fern nie anders, als ob ein Aufruhr tobe, als ob der Vesuv losbräche; aber Neapel zählte, obwohl weit kleiner als Wien, damals schon über 400, nach Einigen gegen 500 Tausend Einwohner. Nirgends, auch in Italien, hatte ich nur annähernd eine Lebendigkeit des Wesens gefunden wie hier und in Capua. Angebettelt, hatte ich Miene gemacht etwas zu geben, da sah ich mich schon von 20—30 anderen Bettlern, besonders Buben umringt, welche waren „wie junge Teufel".

„Als ich mich mit ihnen einließ, machten sie Sprünge, Purzelbäume, Grimassen aller Art, daß unsere ganze Gesellschaft sich ausschütten wollte vor Lachen; darunter die gescheidtesten, aber verschlagensten Gesichter. Obwohl ich ihnen geschenkt hatte, kamen sie doch wieder, und machten mir neue Fratzen vor. Von der Unverschämtheit dieser Art hat ein Deutscher keinen Begriff. Und wie die Bettelbuben, so die meisten anderen Menschen, mit denen wir auf unserer Reise in Berührung ge-

kommen; die früher bemeldeten Herren (die Postillone, die Stallknechte, die Wirthe, die Kellner, die Stiefelwichser, die Lohnlakaien), wenn sie auch schon gut bezahlt waren, immer kamen sie wieder und verlangten noch etwas darüber für Branntwein. Manche Reisende haben es versucht und das Doppelte, ja Dreifache des Taxmäßigen gegeben, es half nichts, um noch etwas für Branntwein kamen sie doch. Und wenn man ein Pferd ihnen schenkte, so würden sie auch noch das Zeug dazu verlangen."

Uebrigens ist bemerkt worden, daß dieses Wiederbegehren nicht nach der Summe des Erhaltenen sich richtet; der auf zweimal zwei Soldi erhält, ist vergnügter, als der auf einmal drei bekommen; es scheint also diese Lust des Erbettelns und Durchsetzens nicht bloße Habsucht zu sein. Aehnlich liegt bei uns dem Wilderer oft weniger am Wild, als an der Lust des heimlichen Erjagens. Auch beim Bettler wurzelt in Italien die Unverschämtheit häufig mit in Muthwillen und Humor.

Der eigentliche Diebstahl, auf der übrigen Halbinsel damals selten, blühte doch üppig in Neapel. Daß mir am ersten Tag ein seidenes Sacktuch aus der Tasche gestohlen wurde, war bei der Sorglosigkeit, mit der ich meist und zum mindesten einen Zipfel heraushängen ließ, nicht wunderbar, aber auch die anderen Herren — man sah uns ja gleich an, daß wir Fremde seien — wurden auf der Gasse gewarnt: „Geben Sie Acht, daß Sie die Sacktücher nicht verlieren!"[1])

---

[1]) Zu Ernst von Lasaulx sagte in Neapel ein schon länger dort weilender Deutscher, als von der Fertigkeit der Taschendiebe die Rede war: „Bei mir wollt' ich es Keinem rathen; — eine fremde Hand in meiner Tasche, die drehte ich ihm um! (mit entsprechend grimmiger Pantomime) Abdrehen würd' ich sie ihm!" Sie schreiten weiter, da ruft hinter ihnen eine Stimme: „Signori, Signori!" Und umblickend sehen sie in einiger Entfernung einen Mann ein

Ein vornehmer Neapolitaner, der längere Zeit in München und am Hofe König Max I. gelebt und vor einigen Jahren der Königin Karoline hetrurische Vasen in mehreren Kisten zum Geschenk gemacht hatte, bot dem Könige seine „berühmte" Gemäldegalerie gegen eine Leibrente an. Nach Neapel gekommen, wollte der Kronprinz sie sehen. Der Besitzer meldete auf Befragen, er sei zwar in hohem Grade leidend und liege zu Bett, dieß aber sei kein Hinderniß, die Dienerschaft habe Befehl, alle Säle zu zeigen, auch bitte er um die Gnade, nach vollendetem Besuch der Galerie S. Kgl. Hoheit sehen und sprechen zu dürfen. Beim Durchwandern der Säle erklärte Dillis die Gemälde der „berühmten Meister" für lauter Kopien. Hierauf besuchten wir den Besitzer, fanden ihn im Bett liegend und elend hustend; er „fürchtete", kein Jahr mehr zu leben, der Kronprinz sprach ausweichend. Im Nach-

Sacktuch schwingen. Der deutsche Landsmann wird bleich und roth, der Kerl aber wirft das Tuch verächtlich hin und ruft: „Ma che vergogna! Un Signore, un Signore come lei, portar seco un fazzoletto di cottone! E una vergogna!" (Aber welche Schande, ein Herr, ein Herr wie Sie, baumwollene Sacktücher zu tragen, es ist eine Schande!) — Freund Schlotthauer, den auch schon unliebsame Erfahrungen gewitzigt hatten, wurde auf einem Gang durch die Hauptstraße von Neapel, den volkreichen Toledo, von einem Landsmann unterrichtet, er solle gleich den Einheimischen das Sacktuch auf der Brust tragen. Soeben wird der Belehrende von der andern Seite der Straße gegrüßt, erwidert den Gruß durch Schwingen des Hutes — und kömmt mit leerer Hand zurück ... Ein Vorübereilender hat ihm den Hut entrissen. — Jüngst noch bemerkte ein Deutscher in Neapel im Augenblicke der That die Entwendung seines Sacktuches; er setzt dem Diebe nach, einem unerwachsenen Buben — da vertritt ihm ein Polizeimann den Weg: „was er mit dem armen Kinde denn wolle;" bis der Deutsche (selbst ein lebhafter Südtyroler und päpstlicher Zuave) zornig die Sache auseinandersetzt, ist das „arme Kind" natürlich im neapolitanischen Volksgewimmel verschwunden.

hausefahren erzählte Dillis, wie es sich mit erwähntem Geschenk antik-hetrurischer Vasen an Königin Karoline verhalten habe. In sämmtlichen Kisten hatten sich nichts als Scherben vorgefunden. König Max hatte sofort den Auftrag gegeben, unter Dillis' Leitung die Herstellung der einen oder anderen Vase aus den Trümmern zu versuchen, aber trotz der peinlichsten Mühe war die Zusammensetzung nicht einer einzigen gelungen. — Die Befürchtungen aber des kranken Besitzers für sein Leben sind gottlob nicht in Erfüllung gegangen.

„Die Neapolitaner sind größer als die übrigen Italiener, man sieht nicht selten, besonders auf dem Lande, häufiger bei dem schönen Geschlecht und bei Kindern, blonde Haare und blaue Augen. Die Weiber finde ich im Ganzen hier nicht schön, nur die Augen groß und feurig. Die Römerinen aber haben etwas Edles in ihrem Wesen ... Hier im Neapolitanischen scheint mir schon ein orientalischer Zug in die Mischung des Charakters eingegangen; auch ihre Kleidung erinnert daran, das Bunte (Roth, Grün, Blau), das Tragen der Mäntel. Menschen, so original zerlumpt und zerrissen, habe ich nie gesehen; die Fetzen hängen oft wie Eiszapfen und so reich wie die Borsten beim Igel oder Stachelschwein von ihnen weg, und doch darüber oft noch ein eben so lumpiger über die Schulter geschlagener Mantel, ein runder Hut auf dem Kopf, ein Schnurrbart im Gesicht, kein Schuh an den Füßen.

In den Kirchen geht es nicht sehr heilig her; es herrscht bei uns wenig Erbauung; aber hier, so viel ich bis jetzt sah, noch weniger; sie halten schier Markt darin.[1])

So eine herrliche Stadt Neapel ist, so schmutzig erscheint es in den Häusern und Straßen, alles voll Auskehricht, Un=

[1]) Beiläufig bemerkt, fiel mir auf, daß ich wenig Rosenkränze sah. Was die Erbauung bei uns betrifft, so konnte sich dieß nicht auf unser Volk beziehen, das im Ganzen recht andächtig war, sondern auf die höheren Stände, die jedoch bekanntlich in einer nachfolgenden Epoche sich sehr gebessert haben. Leider ist diese Epoche vorüber, aber die Unerbaulichen meiden jetzt großentheils die Kirche, was seine guten Seiten hat.

rath, todten Viehes. Man hat es recht bequem hier, . . . nicht bloß auf Gassen und in Winkeln, selbst auf den Treppen und Seitengängen von Palästen; häufig, wenn man schnell einem Wagen ausweicht, tritt man hin, wo man nicht gerne hingetreten ist."

Als ich z. B. das große Spital besuchte, stieß ich in drei Winkeln eines ausgedehnten Krankensaales auf je eine Sammlung höchst mannigfaltigen Datums von 50 bis 60 solcher Schätze, die man anderwärts den Sinnen zu verbergen strebt. Der mich umher führende Arzt, den ich von Wien her kannte, bemerkte meinen staunenden Blick. „Ja bei uns kann man es nicht so einrichten, wie in Deutschland," meinte er, und in der That, das Volk liebt seine Gewohnheit.

„Daher auch die ungeheure Menge Ungeziefers hier, und wer behauptet, er habe in Italien keine Läuse und Flöhe bekommen, der ist nicht dagewesen; wir wissen Alle davon zu sagen. Die Betten, die wir in Fondi hatten, waren zwar weiß überzogen, aber unter dem Weißen steckte das Braune; ich und Graf Seinsheim sahen am ganzen Leib aus wie gesottene Krebse. Ich fragte den Kellner, es müßten Skorpione im Bette gewesen sein, er aber versichert zu unserm Trost, es wären nur Wanzen und Flöhe, ich vermuthe noch ein drittes Insekt. Aber das war nur ein Spaß gegen das was wir hier, in Neapel selbst, von dem Thier, das man im Italienischen Pulci nennt, zu leiden haben. Der Kronprinz bezahlt täglich 25 Scudi, d. i. über 60 Gulden bloß für die Wohnung, und dennoch solche massive Unreinlichkeit; auch hier sehen zwar die Betten sehr rein und ordentlich aus, aber auch hier müssen sie jenes dicke, roth punktirte Unterfutter haben, denn wir litten gleich in der ersten Nacht erstaunlich und tragen die Abdrücke desselben eingeätzt an unserm Leib. Solche . . . . sind die Italiener."

Einen Theil der blutdürstigen kleinen Bestien muß man freilich auf Rechnung des Klimas setzen, ebenso einen Theil der Unreinlichkeit, der thätigen sowohl als der faul leidenden.

Eines Morgens, da ich noch im Bette lag, stund Dillis vor seinem auf dem Tisch ausgebreiteten Mantel und bearbeitete denselben mit einem Hammer in kräftigen Schlägen. „Was thun Sie denn?“ fragte ich verwundert. „Etwas, das ich dringend auch Ihnen rathe; in den Nähten sammelt sich das Ungeziefer, da schlag' ich es zu Schaaren todt.“ —

Am Tag vor unserer Abreise geschah die Vesuvbesteigung und nicht ohne Fährlichkeit. Die Esel hatten uns von Portici aus zwischen den Weinbergen des Lacrymä-Christi und vorüber an der Eremitenklause zum steilsten Abhang gebracht; hier stiegen wir ab und klommen in der bekannten Weise hinauf, Jeder von uns in seinen Bemühungen unterstützt durch ein gerollt um den Leib gebundenes Tuch, an dem sein voranschreitender Führer ihn nachzog. Es war schon dunkel und das Steigen sehr beschwerlich über die vielspitzigen Lavaschlacken, die zum Theil unter unseren Tritten wegrollten, und durch die viele Fuß hohe und nachgebende Asche; doch ermunterte uns der von Zeit zu Zeit in sprühenden Funken auflodernde Krater, der glühende Steine auswarf, so daß ich wider meine Gewohnheit den Hut aufsetzte, damit allenfalls die Schlacken ihn durchbrännten, eh's mir an den Schädel ginge. Nun kamen wir in einen seit Langem ausgebrannten Krater von 5—600 Fuß im Umfang, doch rauchte es noch aus mehreren hundert uns umgebenden Oeffnungen und wir unterschieden deutlich den Geruch von salzsaurem Gas, — der Boden unter uns und die ganze Atmosphäre wie in einem Dampfbad. Noch hatten wir eine Höhe von 7 bis 800 Fuß vor uns, die erst seit wenigen Jahren durch einen der letzten Ausbrüche entstanden war. Die Führer fragten, ob wir weiter verlangten, wir dachten nicht anders, als das müßte so sein, um auf einer anderen Seite

hinabzukommen, denn wir verstunden — selbst Graf Sceverras — den Dialekt der Leute nur sehr wenig und so sagten wir Ja. Hierauf nahm einer der Führer Reißaus. Die andern geleiteten uns bei Fackelschein über eine große Fläche von erst vor acht Tagen ausgeworfener Lava, noch brennend heiß, und bloß fußtief unter unseren Sohlen so glühend, daß einer der Führer seine Fackel daran anzündete, ganze große Spalten in Lavafelsen breiteten einen schreckhaften Schein durch die Nacht hin. „Gott sei Dank, daß dieß vorüber ist," athmete der Prinz auf, als wir an eine bessere Stelle gelangten, aber wie groß war unser Befremden bei der Nachricht, wir müßten den nämlichen Weg wieder zurücklegen. Zornig fuhr der Prinz den Hauptführer an, den selber ein Grausen befallen zu haben schien, warum er uns so gefährliche Pfade leite; „Der da hat's ja gewollt," entschuldigte sich der Mann, auf Graf Sceverras deutend; das Mißverständniß war geschehen, es half nichts, wir mußten zurück, von wo wir gekommen; aber gottlob, wir langten, wenn auch mit verkohlten Stiefelsohlen, so doch mit heiler Haut, wieder drüben an. Jenesmal tafelten wir erst um zehn Uhr Nachts, eine Speisestunde, die an Vornehmheit nur durch die nachmitternächtliche in Sterzing überboten wurde; um so plebejischer mag unser Hunger gewesen sein. Der Kronprinz aber wünschte, daß wir von dem Abenteuer des Tages nach München nichts vermelden sollten.

2. Nach Palermo und weiter bis Selinunt.

Schifffahrt. Palermo; Bettelwesen und sicilianische Zustände. — Brief aus Segeste und Selinunt: Schilderung, Reisebericht.

Den Tag nach unserer Vesuviusfahrt, 7. November Mittags, brachte eine Barke uns zu dem Kriegsschiff Il

Leone, Brigg von vierzehn Kanonen, zugleich gewöhnliches Packetschiff zwischen Neapel und Palermo.

Es war ein herrlicher Tag; kein Wölkchen am Himmel, glänzender Sonnenschein; noch am Nachmittag segelten wir zwischen den Inseln Ischia und Capri durch und hatten von diesem Standpunkt die wahrhaft bezauberndste Aussicht zurück gegen Neapel und seine Umgebungen — fast die ganze große Bucht in einer Ausdehnung von mehr als sechs bis acht Stunden, an ihrem Ufer mit schönen Gebäuden bekränzt, welche besonders in der Stadt und deren Nachbarschaft reihen- und stufenweise übereinander liegen, alle Bergeshöhen durch Villen belebt, dazwischen das reiche Farbengemälde der auch im November noch frischen Natur, im Hintergrund der dampfende Vesuv, zur Rechten die vielfach eingeschnittenen Buchten — die von Sorrento mir werth durch Tasso's Geburt (hatte ich doch schon als Knabe das befreite Jerusalem im Preisbuch erhalten), die von Salerno wichtig dem Arzt, die wunderschöne Insel Capri, die August und Tiberius so bevorzugten, links die liebliche Bucht von Bajä und die hohe Felseninsel Ischia; das Meer ruhig wie ein Spiegel, die Lüfte warm und duftig. So war das Wetter denn herrlich, die Schönheit zu betrachten, aber nicht erwünscht für unsere Weiterförderung; nur ein gelindes Lüftchen wehte und dieses gelinde von dort, wohin wir wollten — es war Scirocco; wir mußten laviren, immer im Zickzack vorwärts streben, indem unser Schiff die Diagonale beschrieb der beiden Richtungen, welche ihm Ruder und Wind ertheilten. Geht es sehr günstig, dann segelt man in achtzehn Stunden von Neapel nach Palermo, in Einer leicht sechs und mehr zurücklegend. „Und wir," so schrieb ich am 11. November vom Schiff aus, „schon im Angesicht der sicilianischen Küste, worüber Gott gelobt sei, wir bringen schon

vier Tage und Nächte auf unserer Reise zu und es frägt sich, ob wir heute noch nach Palermo kommen."

Der Kronprinz hatte an drei Tagen dem Meergott geopfert, ich war ein paarmal nahe daran gewesen und begriff, was Einige sagen, daß ihnen ihr Leben um einen Strohhalm feil war, oder daß sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätten, diesen abscheulichen Zustand, falls er länger dauerte, los zu werden, wenn nicht bloß das Schiff zu schwanken scheint, sondern Zimmer, Himmel, Wasser und Alles drin, drauf und dran in Einem großen Schwindel durcheinander- und zusammenfällt.

„Den 9. sahen wir nichts, als Himmel und Meer, auch den 10. An diesem ward ich Morgens, eh' es tagte, geweckt durch eine Woge, die durch mein rechts geöffnetes Fenster drang und mein Zimmerchen überschwemmte. Zugleich hörte ich heftigen Wind, starkes Schlagen der Wellen, über mir auf dem Verdeck ein lebhaftes Hin- und Herlaufen, Schreien und Rauschen der Segel und des Tauwerks. Ich stieg aus dem Bett, ward aber, wegen der gewaltsamen Bewegung des Schiffes sogleich an die entgegengesetzte Wand geschleudert und konnte mich kaum auf den Füßen erhalten. So warf ich nur meinen Mantel um und eilte baarfuß, weil meine Schuhe voll Wasser waren, an den Wänden mich anklammernd, auf das Verdeck. Hier fand ich das Schiffsvolk in starker Bewegung, die Richtung aller Segel ändernd, den Kapitän am Hintertheil des Schiffes, der erhabensten Stelle desselben, mit einem Sprachrohr Befehle ertheilend. Der ganze Himmel war überzogen, nur gegen Aufgang, weil die Sonne im Anzug war, feuerroth, die Wogen gingen hoch und majestätisch, und das Schiff eilte so rasch voran, daß es schien, das Meer ziehe wie ein ungeheuer schnell bewegter brausender Strom an uns vorüber. Wir fragten, ob das Sturm wäre, die Schiffleute sagten: nur „vento forte."

Mir machte es viele Freude, diese heftigen Bewegungen zu sehen; es war, denk' ich, keine Gefahr zu fürchten. Jedoch mußt' ich mich stark anhalten, um nicht wie ein Ball hin und her geworfen zu werden. Selbst das an Bord befindliche, für den Kronprinzen von Neapel (Vizekönig von Sicilien) bestimmte

Kalb von Sorrento schien sich nicht in einem seiner durchlauchtigsten Bestimmung entsprechenden Wohlsein zu befinden. (Die Kälber von Sorrento sind die wohlschmeckendsten, die ich je gegessen habe. Von Farbe grau.) Dieser heftige Wind war uns aber noch immer nicht günstig, noch immer Scirocco; um Mittag wurde er gelinder. Gegen Abend vor Sonnenuntergang entdeckten wir die zwei Inseln Felikud und Alikud mit ihren Felsenspitzen aus dem Meer hervorragend, beide nicht fern von der nördlichen Küste Siciliens.

Die vorige Nacht war die ruhigste, die ich auf dem Schiffe zugebracht, ich ward nicht so oft aufgeweckt. Heute Morgens, als wir auf's Verdeck kamen, sahen wir zu unser Aller großen Freude, außer den genannten Inseln, die hüglige Nordküste von Sicilien und nordwestlich davon die Insel Ustika. Aber das gelobte Land im Auge, wissen wir doch nicht, ob wir es heute noch erreichen; denn wir haben fast gänzliche Windstille. Daß das Mittelmeer eines der gefährlichsten und sturmvollsten sei, war schon den Alten bekannt.

Auf unserem Schiffe, das 80 Fuß Länge hat — der mittlere Mast 100 Fuß Höhe — sind 85 Seelen. Das Schiffsvolk seltsam gemischt aus Menschen von allerlei Kostümen und Gesichtern. Die Ordenstracht der Franziskaner und Kapuziner ist in Stoff, Form und Farbe noch immer die der niedersten Volksklassen Italiens, der Fischer, da ja der heilige Franz in seiner Demuth und Liebe das Kleid der Geringsten anzuziehen begehrte.

„Die Luft den 11. November so mild, daß man selbst die Nacht ohne sonderliche Winterkleidung auf dem Verdeck unter freiem Himmel zubringen kann. — Unsere ganze Reisegesellschaft hatte einen wahren Abscheu vor Wein, auch dem besten; sehr gut bekommen uns scharfe und gesalzene Speisen. Ich aber fühle große Sehnsucht nach Milch, nach guter nämlich, und denke gerührt der vortrefflichen Schwabinger und des klassischen, von Herrn v. Grimmeisen bereiteten Kaffee's. Seit wir in Welschland, habe ich keinen guten mehr getrunken; nirgends Rahm.

„11. Abends. Seit ein paar Stunden sehr günstiger Wind, unser Schiff fährt wie ein Pfeil dahin, das sicilische vielfach und lieblich eingeschnittene Ufer erscheint immer klarer,

die Sonne geht feurig und golden unter in der Fluth, und unsere Freude, bald anzukommen, vergoldet Meer und Meeresufer besser als die Sonne. Wir werden zwar heute noch landen, aber die Nacht auf dem Schiffe zubringen. Singet, springet und schwinget! gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!

„Den 12. Frühmorgens halb 3 Uhr, noch an Bord. Ich habe gestern eine dreimal gute Nacht gewiß von Herzen gewünscht, aber wir hatten eine dreimal herzlich schlechte; noch kein Auge zugethan von Abend bis zum Morgen. Ich schrieb Ihnen, daß uns der Wind so günstig; (zwar Südost, uns südwestlich Strebenden zum Theil entgegen, aber durch Stellung der Segel und des Steuerruders kann jeder, der nur nicht schnurgerade entgegen ist, den raschen Lauf fördern; ein und ein halber Wind, d. h. ein solcher von den 32 der Rose, welcher vom ganz entgegengesetzten nur um anderthalb Zweiunddreißigstel abweicht, ist schon ein günstiger; ja selbst beim schnurgerad widrigen kömmt man durch Laviren noch weiter, als bei Stille.) Aber jener uns günstige ward, nicht in einer Minute, sondern einer Sekunde, somit plötzlich, für uns unterbrochen, als das Schiff auf gleicher Linie stand mit den beiden Vorgebirgen, welche die schöne große Bucht von Palermo bilden; der rasche Lauf des Schiffes ward ebenso plötzlich gehemmt, die vorher schwellenden Segel sanken wie leere Beutel zusammen, wir hatten einige Minuten gänzliche Stille — dies alles nicht etwa, weil die Vorgebirge, die zu beiden Seiten einige Stunden weit von uns entfernt lagen, die Richtung des uns hereintreibenden Windes auf unser Schiff unterbrochen hätten, nein diese waren so gelegen, daß sie die Bucht völlig der Wind, richtung geöffnet ließen, sondern weil die Wirkungssphäre des Seewindes oft haarscharf begrenzt ist; letzterer wehte jenseits der Grenze gewiß mit gleicher Heftigkeit fort; aber wir waren nun unter die Herrschaft des festen Landes getreten und es erfolgte auch nach wenigen Minuten ein so heftiger Stoß des uns ganz entgegengesetzten Landwindes, daß ich glaubte, das Schiff falle um. Bei fortgesetztem guten konnten wir in einer Viertelstunde im Hafen sein, aber nun mußten wir laviren, vier=, fünfmal die Richtung der Segel ändern, endlich bei ganz eingetretener Stille das Schiff in den Hafen bugsiren (durch kleine Boote ziehen) lassen. Das war ein Hin= und Herrennen,

ein Auf- und Abwärtsklettern zu und von den Masten, ein Getrampel, ein Getrottel, ein Getrappel, ein Ziehen und Zerren an Seilen und Rollen, ein „oi, ui, oi“ Brüllen der Matrosen, ein Dazwischenkommandiren des Kapitäns — Alles über unsern Schlafkammern — von 9 Uhr Nachts bis halb 3 Uhr (und es hat noch kein Ende), daß es hieß: gute Nacht, Schlaf! Ich bin darum aufgestanden, Ihnen dieß Alles zu erzählen. Nun spring' ich ein wenig auf's Verdeck, zu sehen, was es gibt; dann leg' ich mich wieder in's Bett und lese in meinem griechischen Evangelium; denn ich werfe mich jetzt stark auf's Griechische, weil es eine schöne Sprache ist, behaupten die Gelehrten.

Ich komme vom Verdeck, da ist es stockfinstere Nacht, aber die Matrosen zerren und zappeln an ihren zehntausend Seilen noch immer fort, als wenn es helllichter Tag wäre; es ist an kein Schlafen mehr zu denken. St, St — daß ich nur Sie nicht aufwecke; denn es ist die beste Schlafenszeit.

4 Uhr. Wir sind im Hafen — zwischen zwei geraden, schönen, aber sparsam beleuchteten Gassen Palermo's.

Den 13. Früh. Schönen guten Morgen nach einer, endlich wieder einmal ruhig zugebrachten Nacht auf dem festen Land. -- Gestern Morgens 8 Uhr, noch ehe wir unser Schiff verlassen hatten, war der Kommandant der Marine in einer geschmückten Barke herangefahren, den Kronprinzen im Namen des Vicekönigs zu begrüßen und in ein königliches Gebäude als Absteigquartier einzuladen. Der Kronprinz hat das abgelehnt. Als er hörte, daß mehrere Tausend Menschen schon am Ufer warteten, theils aus Neugierde, theils unter verschiedenen Titeln zu betteln, so beschloß er nicht gleich in der Nähe unseres Quartiers auszusteigen, sondern an der entgegengesetzten Seite des Hafens, um von da den schönen dreispitzigen Monte Pellegrino, wo das Grab der heiligen Rosalia ist, zu besteigen. Dieser Berg, vielleicht 2000 Fuß hoch, besteht aus Kalkstein, der ein sehr eingeschnittenes, wie zerhacktes Ansehen hat, fast wie geschmolzenes und dann plötzlich erstarrtes Metall. Eine breite, mit Quadern belegte, über hohen Bogen fortgeführte Straße läuft hinauf, beständig im scharfen Zickzack, niedrige Mauern zu beiden Seiten. Es war sehr warm (etwa wie bei uns im Juni), heller Sonnenschein, wir sahen Schmetterlinge, hörten Lerchengesang und schwitzten am ganzen Leibe.

Während wir aber Schatten suchten, sahen wir mehrere Eingeborene, welche ausdrücklich in die Sonne flüchteten, weil es „so frisch“ wäre. — Schon an unser Schiff waren Morgens Bettelleute gefahren, auch eine Gesellschaft Musikanten, die unseren Ohren ein Frühstück brachte. Auf der Hälfte des Berges holte uns ein gutgekleideter, sehr höflicher, überaus höflicher Mensch ein und ging uns voran. Seine Höflichkeit machte uns schon vermuthen, daß er Absichten auf uns habe. Auf der Hälfte des Weges bekömmt man in einer Hütte gutes Brod und schlechten Wein, wir erquickten uns ein wenig und der überaus höfliche Mensch, der uns vorangeeilt war, blieb in einiger Entfernung barhaupt stehen. Wir fragten ihn, was er wolle, und er sagte, er gehe bloß zu seinem Vergnügen auf den Berg, allenfalls auch, Sr. königl. Hoheit zu dienen. Wir sprachen noch mit ihm, als gleich neben uns — auf der halben Höhe des Berges, welche Industrie! — eine Gesellschaft Musikanten anfing, aus Leibeskräften zu geigen und zu blasen. Wir schenkten ihnen etwas und jagten sie fort. Einige hundert Schritte weiter aufwärts gegangen, sahen wir schon einen anderen, großen, gutgenährten, glänzendfetten Mann keuchend uns nachlaufen. Wir fragten, was er wolle. Er sagte, als getreuer Unterthan Sr. Maj. des Königs Ferdinand fühle er mit allen Unterthanen sich aufgefordert, Sr. königl. Hoheit zu dienen. Wir jagten ihn weiter. Nun kamen wir zur Grotte der heiligen Rosalia, einer in Felsen gehauenen, durch eine Oeffnung im Berge von oben und durch Lampenlicht von innen erhellten großen Höhle, die zur Kirche umgewandelt ist. Unter einem der Altäre liegt die Statue der Heiligen mit freundlich lieblichem Gesicht. Unter großer Anstrengung stiegen wir nun auf die höchste Spitze des Berges und genossen schöner Aussicht auf das Mittelmeer, auf die Stadt Palermo und ihr Thal im Westen, das wie ein geographischer Plan regelmäßig mit schönen Häusern, Wiesen und geradlinigen Wegen vor uns ausgebreitet lag. Bis auf diese so mühsam zu erklimmende Höhe war uns nachgestiegen eine Frau von 40 Jahren, mit Spuren ehemaliger großer Schönheit, in einem schwarzen langen, hin und wieder zerrissenen Kleid, mit schwarzem Kopftuch, wie man es hier trägt. Dem Kronprinzen eine Schrift vorzeigend, die er jedoch nicht las, gab sie an, daß sie aus einem ansehnlichen Hause von maurischer Abkunft — der maurische Adel wird hier und

in Spanien sehr geschätzt — und durch Unglück herabgekommen sei. Ein sehr schöner Knabe von zwölf Jahren begleitete sie. Sie ward beschenkt und bedankte sich sehr anständig. Beim Heruntersteigen kamen uns nach und nach, zum Theil bis auf die Hälfte des Berges sechs bis acht Züge von Bettlern entgegen, unter mehreren gut aussehenden und gar nicht schlecht gekleideten auch viele in hohem Grad Elende, besonders Blinde, deren Zahl in ganz Italien ungeheuer ist (zum Theil Folge der grellen Strahlenbrechung). Welche Schmach für die Regierung, die in einem vor allen Ländern Europa's gesegneten Land die Müßiggänger nicht zu beschäftigen und die wirklich Bedürftigen nicht zu erhalten und zu unterstützen vermag, oder es gar nicht will."

Daß die neapolitanische Regierung ihre Schuldigkeit oft heillos versäumt und die materiellen Interessen des Landes so gut wie die geistigen vernachlässigt hat, werden wir noch öfter zu bemerken den Anlaß finden. Indessen muß man aus dem Umstande, daß der Bettel erlaubt ist und darum nothwendig auch viele Müßiggänger lockt, nicht einseitig ungünstige Schlüsse ziehen. Wird denn das reiche und thätige England Herr über die stets wachsende Armuth der Geringen in seinen riesigen Städten? Und wird diese Armuth weniger drückend, weil keine Belästigung des Reichen durch den Bettel stattfinden darf?

„Um 9 Uhr waren wir aus dem Schiff gegangen, um halb 5 Uhr kamen wir erst vom Berge zurück; ich war ungeheuer ermüdet und schläfrig, da ich die vorige Nacht gar nicht, die frühere wenig geschlafen hatte."

Der schwerhörige Kronprinz war fast nicht gestört worden und ahnte nichts von unserer Erschöpfung.

„Die Wirthin in unserem Gasthaus ist eine Engländerin und darum diese Wirthschaft die beste, die wir in Italien gefunden. Vortreffliches Mittagsmahl, Alles rein, schöne Zimmer, Betten — und Alles viel wohlfeiler als in Rom und besonders Neapel.

„In großem Ruf steht hier der königliche Bibliothekar Sterzinger, ein geborner Bayer, in mehreren Reisebeschreibungen (von Münter, Bartels, Stolberg) sehr gerühmt. Er ist Theatiner und Bruder des Theatiners in München, der gegen Pater Gaßner geschrieben hat. Ich freue mich, ihn zu sehen und zu sprechen, einen Landsmann in so großer Ferne.

„Palermo, zum Theil von Eingebornen, alten Sikanern, zum Theil von Griechen erbaut, ist auch nachher (wie das ganze übrige Sicilien) fast immer von Ausländern beherrscht worden, von Ostgothen (dem großen Theodorich), von Saracenen, von Normannen (König Roger), vom deutschen Kaiser (Friedrich II. ist hier begraben), endlich von Arragoniern und Bourbonen.

„Es ist heute ein herrlicher, sonnenvoller Tag und ich freue mich recht, ihn zu benützen. Dieser Brief geht um 12 Uhr ab, in 24 bis 30 Tagen können Sie ihn haben."

In einem späteren Briefe heißt es:

„Palermo ist eine große, regelmäßig gebaute Stadt von 130,000 Einwohnern, und noch lebhafter als Neapel, die Gassen vollgestopft von Leuten, und da die Sicilianer, wie alle Insulaner, sehr neugierig sind, so war um den Kronprinzen, der öfter zu Fuß mit uns durch die Gassen ging, das Gedräng ungeheuer. Wir besahen mehrere Kirchen, deren es 300 hier gibt, und wovon viele außerordentlich prächtig sind durch die Schönheit und Größe ihrer Säulen, durch den Mosaikreichthum des Fußbodens, der Seitenwände und der Altargeländer. Wir trafen mehrere Altärchen ganz von Lasur gemacht. Doch ist in der Architektur hier der Einfluß des saracenischen Styls nicht zu verkennen, nicht mehr die einfache Größe des griechischen und römischen, sondern Alles überladen.

„Unser Wirth in Palermo, der uns sehr ehrlich schien, hat sich in seiner Rechnung um 25 Scudi zu seinem Vortheile verzählt; Graf Seinsheim entdeckte das Versehen; es wäre der erste ehrliche Wirth in Italien gewesen. Einen ähnlichen Rechnungsfehler beging unser Wirth in Rom."

Da ich in meinen Briefen gar häufig bald über das sicilianische Volk, bald über die Regierung mich entrüste, so dürfte hier eine kleine allgemeine Bemerkung am Platze sein. Wahr ist es, daß seit Langem und noch heutzutage

die Sicilianer des verhältnißmäßig schlechtesten Rufes unter den Italienern genießen. Als im Jahre 1871 ein Deutscher über ungebührliches Benehmen italienischer Soldaten in der unmittelbaren Umgebung des Vatikans Empörung äußerte, da ward ihm erwidert, es sei eben ein sicilianisches Regiment. Vielleicht hat schon Großgriechenland in seiner Bevölkerung dem Christenthum ein ungünstiges, weil sittlich und physisch verkommenes Material geboten. Noch ungünstiger scheint das saracenische Element gewesen zu sein; denn wo es vorherrscht, im Westen und Südwesten der Insel, da hat das Volk den schlimmsten Kredit von allen. Die Normänner brachten Kraft, aber auch Gewalt und Haß in's Land. Und daß die hohenstaufischen Deutschen, die Spanier, die Calabresen u. s. w. nicht eben ihre mindest abenteuerlichen Elemente hier abgelagert haben, das dürfte nicht zu bezweifeln sein. Und bei solcher Bewandtniß welche unaufhörlich wechselnden Geschicke! Vermöge ihrer Lage und ihrer natürlichen Reichthümer ein Zankapfel der Nationen, hat diese Insel die Dynastien sich ablösen gesehen, ohne daß vielleicht eine einzige derselben ernsthaft den Willen gehabt hätte, des Landes bleibendes Wohl zu fördern. Betrachten wir die bedenkliche Volksmischung, so sind wir geneigt, die einzelne Regierung zu entschuldigen; betrachten wir die Sünden der Regierungen, so erfaßt uns Mitleid und Nachsicht für das Volk. — Eine besondere Sünde der Bourbonen war es, daß sie, die neapolitanischen gleich ihren Vettern in anderen Staaten, z. B. dem kirchebedrückenden Ludwig XIV. in Frankreich, nichts Besseres zu thun wußten, als den Klerus ihrer Länder möglichst unabhängig von Rom und möglichst abhängig von der Regierung zu machen. Die revolutionären Früchte sind ihnen nicht ausgeblieben. (Aehnliches geschah freilich auch in Deutschland von Seite katholischer, selbst geistlicher

Landesherren.) Wo aber in einem organischen Körper der erforderliche Zusammenhang eines Gliedes mit dem Einheitspunkte gehemmt oder gar aufgehoben wird, da tritt mit Nothwendigkeit theilweise oder vollständig Fäulniß des Gliedes ein, und zwar nach dem Maßstab des „Corruptio optimi pessima“. Es gibt keine größere Beschränktheit, als wenn man die Stiftung Gottes, welche den Beruf hat, die auseinander gefallene Menschheit zu einigen, zur Nationalanstalt herabwürdigt; ich sage Beschränktheit, denn immer ist es gerade die Nation, die Gefahr läuft, an solchem Versuche zu Grunde zu gehen; vide außer Neapel und Sicilien das gallikanische Frankreich und andere mehr. —

„17/11. Auf den Trümmern des alten Segeste[1])
40 ital. Miglien südlich von Palermo;
Nachmittag um 3 Uhr.

Meinen herzlichsten Gruß und Kuß zuvor!

Eine schauerliche Oede, aus der ich Ihnen schreibe, und in der Dillis und ich allein zurückgeblieben, indem der Kronprinz mit den übrigen nach Trapani, 20 Miglien von hier, vorausgegangen. — Eine Reihe sanft erhobener, lieblich gerundeter Hügel und höherer Berge, wechselnd mit muldenförmigen Thälern, in der Ferne das dunkelblaue Meer mit seinem schönen Busen, ein reiner, blauer, warmer Himmel, ein fettes, öliges, klebriges Erdreich; alle mögliche Willigkeit der Natur, reichlich zu geben dem, dessen Fleiß sie befruchtete; — und doch in dieser so empfänglichen Gegend auf 30 Stunden gegen Westen hin kein Dörflein, weithin kein Mensch sichtbar, kein fröhlicher Ton aus den Lüften, kein Bäumchen auf den Höhen, kein frisches Gräslein im Thale; nur hie und da ein armseliges Häuslein; ein Kreischen, ein Grillen und Zirpen von niedrigem

[1]) Eigentlich ist der Ausdruck unrichtig, denn der Tempel ist fast ganz erhalten, von der Stadt im Uebrigen sind selbst die Trümmer verschwunden.

Gethier; zwischen den alten Gesteinen eilfertig und furchtsam hin- und herwischende Eidechsen; weithin ein Meer von dürrem Gras und Disteln; dieß Alles in der Gegend, in der einst das reiche, viellebendige Segeste gestanden! Aus dieser lebensleeren Oede erhebt sich auf dem Rücken eines sanft ansteigenden Hügels, in dessen Hintergrund ein höherer Berg emporragt, fast noch ganz erhalten seit dritthalbtausend Jahren, ein altgriechischer Tempel in seiner dorischen Säulenpracht, nebst wenigen Spuren eines alten Theaters, das einzige noch übrige Zeichen einer großen untergegangenen Herrlichkeit. Der Stein sog. Travertino, eine Art Tuff. Dillis macht eine Zeichnung vom Tempel, und ich leiste ihm freiwillig in der Einsamkeit Gesellschaft."

Und in dieser Einsamkeit, so fern von der Heimath, wie rührte es mich, die Namen deutscher Handwerksburschen auf den Säulen eingekritzelt zu finden!

„Diese Nacht blieben wir in einem ganz einschichtig stehenden, eine Viertelstunde vom Tempel entfernten Hause, Dillis und ich mit unseren zwei Mauleseltreibern und einem berittenen Soldaten (Campiere), der als Wache mit uns ist. Dieß Haus bewohnt ein Mann mit zwei Kindern das ganze Jahr; gleichwohl ist in demselben kein Tisch, kein Ofen, kein Herd, kein Bett, kein Glas u. s. w. — schlafen werden wir auf einigen Brettern, von unseren Mänteln und ich von meinem Rhabarberrock noch insbesondere zugedeckt. Wir brachten kalte Küche und Wein mit uns, und unser Wirth hat uns einen Vogel, den er geschossen, auf dem Ziegelfußboden des Zimmers gebraten.

„Abends 7½ Uhr im Hause. Wir haben ein sehr herrliches Abendessen gefeiert; wie Könige vergnügt in unserem dickrußigen Zimmer auf Blöcken um einen höheren Block herumgelagert; auf diesem sogenannten Tisch brennt festgepappt ein von uns mitgebrachtes Wachslicht; dazu der Mond durch ein hohes Fenster scheinend. Wir gaben unseren Leuten und den Wirthen von unserem Braten und Wein und sie wurden kreuzfidel; unser Wirth blies auf dem Dudelsack, der Soldat dazu auf seiner Pfeife, die Eseltreiber tanzten einen Sicilianischen, und ich bekam große Lust, mitzutanzen. Wir tranken alten Rheinwein auf das Wohl aller unserer Lieben, recht von Herzen,

um so herzlicher, da wir so einsam waren, und sangen das Rheinweinlied von Claudius —

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein“ ꝛc.[1])

„18. Morgens. Aber auf Freude folgt Leid; nun kommt der Schatten in's gestern entworfene niederländische Gemälde. Nachdem wir eine Weile recht fröhlich zusammen gelebt und gesungen hatten, fing unser Wachslicht an zu Ende zu brennen, und da wir eben nicht unschläfrig waren, verlangten wir auf unser Lager zu gehen. Wir hatten unseren Wirth schon früher gefragt, ob er frisches, gutes Stroh hätte, „paglia fresca, senza pulci, capite?“ (frisches Stroh ohne Flöhe, versteht ihr?) Er sagte: „Capito, eccellenze, capito, paglia fresca senza pulci.“ Wir besahen unser Lager; es war, statt Stroh, das, was man bei uns Gehäcksel, Gesott nennt und was, damit es nicht in Staub aufgehen solle, mit einem sehr weitfadigen Grobtuch überzogen war, so einem ungefähr, wie bei uns die Bauern die Schweinchen drin auf den Markt tragen. Wir legten uns nicht ohne Besorgniß nieder. Nach einiger Zeit ward ich wach und hörte den kleinen Knaben unseres Wirthes aus Leibeskräften sich scharren und kratzen, ohne daß er jedoch zu erwachen schien. Ich spürte unwiderstehliche Neigung, ihm heftig Gesellschaft zu leisten, ein Eseltreiber that deßgleichen und Dillis machte das Quartett vollständig. Letzterer meinte, unser ganzes Bett sei lebendig, ich fürchtete, die Bestien möchten sich mit uns und dem Bette fortbewegen; solcher Braten muß dem kleinen Vieh lange nicht vorgekommen sein; was wir Aehnliches in Fondi und Neapel erfahren, war nichts werth dagegen. Aber es scheint, die Flöhe seien ebenso gute Kameraden der Italiener, als die Wölfe und Läuse der Polen. Sie thun einander nicht sehr weh.

[1]) Dieses Lied sang ich einige Zeit darauf zu München in fröhlicher Gesellschaft dem einfallenden Chore vor. „Ach,“ sagte ich am Schluß, „ich wüßte schon Einen, der traurig liegt, aber er braucht nicht den Wein, sondern das Geld,“ und erzählte von einem Kranken, den ich in großem Elend getroffen. Gleich gab mir Emil Herder einen Kronenthaler, aus allen Händen flossen mir Gaben zu und so hatte der alte Claudius denn richtig wieder mit seinem Rheinweinlied Einen froh gemacht.

Unsere Noth uns gegenseitig klagend, hörten wir unterm Stroh etwas mit Macht sich durcharbeiten, mit starkem Sprung auf die Erde gelangen und sofort mit sehr feiner Stimme ein Gespräch anfangen wie zwischen einer alten Rattenmutter und ihren zarten Jungen.

„Wir trösten uns, daß es bald Tag werden wird; Dillis läßt seine Uhr repetiren; es schlägt 1, 2, 3, 4, 5 bis 12 und 3/4. Das war schier zum Verzweifeln. O hätten wir noch ein Wachslicht! Ich stund auf, ging in's Freie und sah nach dem Siebengestirn, dahin, wo mein liebes Vaterland liegt, und wo so Viele der mir Lieben jetzt schlummerten. Schlaft besser als wir, und der Herr schütze euch gnädig!

„Die Nächte sind hier sehr kühl. Ich kehrte auf mein Lager zurück und fügte mich geduldig, ja scherzend und großartig in das, was ich nicht ändern konnte. Licht hatte ich nicht, sonst hätte ich mich lesend getröstet. Wir haben nun Alles gehabt, nur noch keine Skorpionen und keine F-lzl-se; aber wir sind auch noch nicht am Ende unserer Reise.

„21. Nov. *Mittags 12, nach ital. Zählung 18 Uhr.* Meinen Brief setze ich fort am Ufer des afrikanischen Meeres, an der Südküste Siciliens, auf den ungeheuren Trümmern des alten *Selinunt*, schreibend auf einem Stück umgestürzten und abgebrochenen Säulenschaftes. Folgen einige Blümchen, die auf dem Schafte wachsen, eines für meine Mutter, das andere bleibt in München; wer es bei meiner Zurückkunft mir zeigen kann, soll mir eine große Freude machen.

„Ich unterlasse noch die Fortsetzung meiner Reisebeschreibung von Palermo her, um etwas vom Eindruck auf's Papier zu bringen, den die nahe Gegenwart einer gewaltigen Umgebung hervorbringt. — Als wir heut Früh von Castel *Veterano*, sechs Miglien von hier auf dem Abhang eines Berges gelegen, hieher wanderten, glaubten wir auf dem Weg, eine Stadt vor uns zu sehen; näher kommend merkten wir, daß es die Ruinen, und bloß diese, von drei Tempeln des alten Selinunt seien. *Trümmer* von Säulenschäften, welche *fünfe* von uns *nicht* umklammern konnten, liegen, ohne Zweifel von einem Erdbeben so seltsam durcheinander geworfen, zu vielen Hunderten, ja Tausenden über- und nebeneinander, dazwischen ganze Kapitäler, Stücke vom Fries und einige Säulen, fast noch ganz, wie Thürme hervorragend. Wohl das kolossalste Trümmerwerk, das

es gibt! Südlich das grünliche Meer, ringsum Wüste, nichts als Disteln und kurzes, dürres Gestrüpp.[1])

„In den nahen Buchten verbargen schon öfter afrikanische Seeräuber ihre Barken, sie selbst versteckten sich zwischen den Ruinen, überfielen die vorübergehenden Landleute und führten sie gebunden fort; ich sah die Abbildung eines ähnlichen Vorfalls. Gleichwohl bleibt Dillis, um bis zum Abend hier zeichnen zu können, diese Nacht hier, in einem nahen, einzelnen Haus am Meer, und ich leiste ihm Gesellschaft. Wenn ich morgen diesen Brief fortsetze, so werden Sie daraus merken, daß wir nicht gestohlen sind worden. Damit es uns nicht wie bei Segeste ergehe, so haben wir uns Matratzen und Leintücher mitgebracht; die Folgen jener Nacht haben wir noch nicht ganz vom Leibe geschafft. Ein Campiere, wie sie in Sicilien die Reisenden zur Sicherheit begleiten, bleibt noch mit uns. Der Kronprinz, Graf Seinsheim und Seeverras fahren diesen Nachmittag wieder nach Castel Veterano, uns aber wird morgen eine von Mauleseln getragene Sänfte zugeschickt, und darin gehen wir nach Sciacca.

„Abends 8 Uhr in unserem Nachtquartier. Wir haben ein lustiges Abend- (oder Mittag-) Essen vollbracht, unserem Wirth von unserer Küche mitgetheilt und ihn und seine Angehörigen dadurch sehr munter gemacht. Das Haus, worin wir wohnen, gehört dem Prinzen von Monte Leone, Herzog von Terra Nuova, der große Güter in Sicilien, Neapel, Spanien und Südamerika besitzt. Wir haben ein gutes Zimmer und scheinbar gute Bettstellen; aber morgen erst wollen wir die Nacht loben. Unser Haus steht unmittelbar am Meeresufer; der Mond scheint am Himmel durch trübe Wolken und beleuchtet sparsam und melancholisch die Riesentrümmer der drei Tempel; die Meereswoge, vom Nordwinde bewegt, schlägt brausend an's hohe Ufer, ferne höre ich noch Kühglockengeläut; unser Wirth, in seiner Kapuze versteckt, geht mit einer Oellampe durch's Zimmer und ordnet noch manches; und ich schaue sinnend und der Heimath gedenkend, hinaus in's endlose Meer; ringsum Nacht und Stille; selbst Dillis ist schon zu Bett. Ich bin müde von dem vielen Herumsteigen. Gute Nacht, der Herr

[1]) Einstens, zu Virgils Zeiten, palmengesegnetes Land: Teque datis linquo ventis, *palmosa Selinus*.

schütze Sie! Morgen früh will ich Ihnen von unserer Reise von Palermo bis hieher (Selinunt) erzählen. Gute Nacht!

„22. Morgens. Es ist ein herrlich schöner Tag, daß Einem das Herz im Leibe hüpft und wir haben auch sehr gut geschlafen. Gestern Nachmittags 4 Uhr habe ich im salzigen, bewegten Meer gebadet, was in diesem Monat kein hitzegewohnter Italiener thut. Ich hielt mich mit den Händen an Felsen an, um von den stark an's Ufer schlagenden Wellen nicht weggespült zu werden."

Nun zur Reisebeschreibung:

„Den 16. zogen wir von Palermo aus mit acht Reitpferden und acht Mauleseln, welche theils unsere Sachen, theils zwei Sänften für je zwei Mann trugen. Zwei Stunden weit, bis Monterealе ging's auf einer vortrefflichen Straße, die aber dann aufhört, weßwegen man in Sicilien kaum in Kutschen, sondern nur zu Pferd oder zu Esel reisen kann. Nachtquartier in Alcamo, dem Geburtsorte der Lais — schlecht, jedoch zu ertragen. Es ist zu merken, daß es fast in ganz Sicilien keine Gasthäuser gibt; selbst in Palermo war vor der Ankunft der Engländer, d. h. vor fünfzehn Jahren, noch keines. Es wird wenig gereist, und wer es thut, muß Empfehlungen haben und nimmt Quartier, wo er empfohlen wird, häufig in Klöstern. Den 17. kam unsere ganze Karavane um 9 Uhr beim Tempel von Segeste an, von wo der Kronprinz Nachmittag um 2 Uhr abging bis Trapani (dem alten Drepanum, wo Aeneas landete). Dillis und ich folgten erst den 18. Abends. Der Weg von Alcamo bis Trapani, 30 Miglien (12 Stunden) lang, ist der elendeste von der Welt, bei nassem Wetter gar nicht zu machen, eigentlich gar kein Weg, voll Steine und Schrollen, keine Brücken über die Bäche, rechts und links nichts angebaut, lauter Wüste, man kann unterwegs gar nicht einkehren, die Thiere zu füttern. Wir hatten nach Trapani keine Empfehlung; als daher Sceverras lange vergeblich ein Quartier gesucht hatte, kam der Befehlshaber der Festung und bot uns sein Haus an. Dillis und ich, die nicht mehr Platz dort fanden, schliefen in einem Kloster. Er hatte mehrere Offiziere und Generäle eingeladen, und die Tafel war auserlesen, nur konnte fast Keiner von uns seinen Durst stillen, weil das Wasser schlecht und die aufgesetzten süßen Weine uns widrig. Bei Trapani ist der

altberühmte Mons Eryx, auf dem Aeneas seines Vaters Anchises Leichenfeier beging. Auf der Spitze dieses Berges, der fast immer in Wolken gehüllt ist, des höchsten nach dem Aetna, liegt eine Stadt San Giuliano, von 8000 Einwohnern; diese sind so eifersüchtig, daß nie eine Frau vor einem Fremden, überhaupt nie ohne Schleier sich zeigen darf. Kein Fremder, Keiner, der nicht aus San Giuliano, kann sich rühmen, eine junge gesehen zu haben, die alten gehen bisweilen aus den Häusern. Sie sollen sehr schön sein. Auch im Haus unseres Governatore zu Trapani kam Keinem von uns ein weibliches Geschöpf vor Augen. So strenge Wache taugt nicht, keine Tugend ohne Freiheit; die deutschen und die englischen Frauen, die im Ganzen der größten Freiheit genießen, sind im Ganzen auch die sittlichsten, —

so meinte ich damals, aber der Ausspruch hat nur sehr bedingte Geltung. Man sagt häufig, in Italien werde die Jungfrauschaft bis zur Ehe besser gehütet, in den nordischen Ländern die Ehe heiliger gewahrt. Ich will davon absehen, wie es heutzutage in den großen nordischen Städten etwa mit der Heiligkeit der Ehe aussehen mag, ebenso davon, daß auch in den Städten Italiens die Ehe viel regelmäßiger gehalten wird, als manche Deutsche und Engländer in nationaler Befangenheit und manche Gegner des Katholizismus uns wollen glauben machen, letztere theils deßhalb, weil sie ein besonderes Interesse daran haben, die Unauflöslichkeit der christlichen Ehe als ein Uebel darzustellen, theils weil die katholischen, besonders die romanischen Völker systematisch und um jeden Preis heruntergesetzt werden müssen; jedenfalls ist in Italien so gut wie bei uns zu unterscheiden zwischen großen und kleinen Städten, zwischen Stadt und Land, zwischen dieser und jener Gegend. Mir erzählte einst der nachmalige Kardinal Reisach, er habe zur Zeit, als er Rektor der Propaganda gewesen, bei einem großen Kirchenfest in Albano ausgeholfen; unter 600 Beichten, die er hiebei gehört, ent-

hielten nur Zweie die Selbstanklage wegen Vergehen wider die Sittlichkeit, und die betreffenden zwei Beichtkinder waren nicht Landleute, sondern Römer. Freilich mag in den jetzigen schlimmen Zeiten sich Vieles auch auf dem Lande verschlechtert haben. — In Sicilien waren es übrigens orientalische Einflüsse und Traditionen, welche jenes nicht eben christliche Absperren der Frauen beförderten. Man muß aber auch Rücksicht nehmen auf die leidenschaftlichen Naturen, welche diese Südländer, Männer wie Weiber, schon auf die Welt mitbringen.

„Der Kronprinz hat auf San Giuliano (wohin er und die Anderen gingen, während ich durch Unwohlsein gehindert war) einen Kopf von phönicischer Arbeit aus gebrannter Erde erworben — merkwürdig, weil selten.

„Am 19. ging es beständig am Meeresufer hin, die Inseln Levanzo, Maritimo und Favignana vorbei, nach Marsala (dem antiken Lilybäum), wo wir die Höhle einer alten Sibylle besahen, von da nach Mazzara, beständig in großer Hitze durch ein wenig-angebautes, häuser- und bäumeleeres Land, 32 Miglien weit. In Mazzara, wo wir zur Nacht ankamen und das neugierige Volk uns fast zu Tod gedrückt hat, wurden wir im Palast des abwesenden Bischofs einquartiert und befanden uns wohl darin. — Der Kronprinz wird überall mit Aufwartungen gequält.

„Am 20. nach Campobello; in dessen Nähe besahen wir den großen Steinbruch, in dem die Säulen zum größten der Tempel von Selinunt gehauen wurden. Wir fanden mehrere Säulen, d. h. Theile derselben, ganz aus dem Felsen herausgearbeitet und nur auf ihrem Grund noch mit ihm zusammenhängend — sehr kleinkörniger und festverbundener Sandstein, wovon ich einige Stückchen mit mir genommen. Von Campobello nach Castel Veterano, wo wir im Palast des Herzogs von Terranuova beherbergt und herrlich bewirthet wurden.

„Den 21. (gestern) fuhren wir hierher zu den Ruinen, wo der Kronprinz mit großem Vergnügen bis Abends verweilte. Noch vor unserem Abgehen (von Castel Veterano) erlebten wir einen Auftritt. Der Capitaneo der Stadt hatte uns bei unserer Ankunft gesagt, wir könnten die von Palermo mitgenommenen

Thiere und Treiber zurückschicken, weil wir ohne Anstand neue bekämen. Als wir gestern Morgens wieder fragten, wie es mit unseren von hier zu nehmenden Thieren und Treibern stände, zuckte er die Achseln und sagte, es würde kaum möglich sein, welche zu bekommen. Nun haben wir die Spitzbuben von Beamten schon kennen gelernt in Italien.[1]) Sie stehen mit Wirthen, Zoll-, Mauth-, Polizeibedienten, Mauleseltreibern ꝛc. in Verbindung und theilen den Gewinn oder Diebstahl. Es sollte uns nur recht bange gemacht werden, Thiere zu bekommen, wir sollten uns ein Weniges nicht in die Hand brennen lassen ꝛc. Aber der Capitaneo gewann nur, daß er höllisch ausgeputzt wurde, so daß er versprach, gewiß Maulthiere zu schaffen.

„Es ist eine elende Regierung hier. Man will die Sache nicht besser haben; ist es nicht unverzeihlich, dieses so gesegnete Land halb ungebaut zu lassen? Aber der Bauer ist nicht Eigenthümer; warum soll er bauen, was seine Kinder und Enkel nicht genießen? — Dann sind die Beamten zu schlecht bezahlt; sie müssen niederträchtig werden, die Regierung weiß das, muß stillschweigend zugeben, daß sie betrügen; das Volk weiß es auch. — Man hat hier die schönsten Steinbrüche, die Steine liegen schon in brauchbaren Formen in denselben, und scheinen die Menschen zu bitten, daß sie so gütig sein möchten, sie auf die Straßen zu setzen. Nichts; die elendesten Wege hier.

„Morgen geht es nach Girgenti, dann nach Syrakus. Nun wird unsere Reise immer merkwürdiger.“

3. Nach Girgenti und Noto.

Brief aus Girgenti. Reisebericht; eine Fürbitte. Die Stadt und allerhand Einwohner. — Weiterreise, wichtiges Gespräch; Verkehr des Kronprinzen mit seinen Herren. Allerhand Abenteuer; ein Urtheil über die Regierung. Münzenverpackung.

„Girgenti (Agrigentum der Alten) 25. November.

Herzlichen Gruß! Mögen Sie ebenso vergnügt sein als ich; besonders die Mutter und Schwester, deren Namenstag ich heute durch ein freudiges Gebet feiern will. Amen. — Den abgebrochenen Brief setze ich fort im Zimmer des Pater Lektors der Dominikaner, von dessen hoher Lage ich eine entzückende

---

[1]) Sollte heißen, im Neapolitanischen.

Aussicht habe gegen Süden, über einen Theil der Stadt, über Orangen- und Olivenwäldchen hin, auf das weite, im Strahl der Mittagssonne glänzende Meer.

„Den 22. also um 12 Uhr reisten Dillis und ich von der Marinella, dem Haus am Meer, wo wir übernachteten, in einer Sänfte ab; größtentheils unbebautes, an Disteln und anderem Unkraut reiches, an Wohnungen armes, fast leeres Land; eine lange Strecke ganz nahe am Meeresufer hin, dessen Wellen die Füße unserer Maulthiere häufig bespülten, öfter durch kleine Meerzungen, die sich in's Land hinein erstrecken; durch Flüsse, über die man schwer setzt bei ganz trockenem Wetter und gar nicht setzen kann bei Regen, weil nirgends Brücken. Es reitet immer ein Campiere voraus, um die bequemste Stelle zum Uebersetzen zu suchen. Mehrere Städte haben schon Summen gesammelt, um Brücken und Straßen in ihrer Nähe zu bauen; dann kommt aber immer die Regierung, ihnen diese Summen zu nehmen. Ein so gesegnetes und zugleich so verwahrlostes Land ist mir noch niemals vorgekommen. Auf unserer Reise haben wir fast kein Dorf getroffen, nur Städte und hin und wieder einsame Häuser."

Die Regierung wollte zum Theil aus politischen Gründen, ähnlich wie früher König Fritz von Preußen, keine Straßen haben, weil sie annahm, daß dieselben die Eroberung der Insel fördern könnten, was allerdings nicht der Wahrscheinlichkeit entbehrte. Erst fürchtete sie die Engländer und dann Napoleon.

„Abends 5 Uhr kamen wir in Sciacca an, einer Stadt von 12,000 Einwohnern, die an einen Berg hingebaut ist, und fanden die übrige Reisegesellschaft einquartiert im Kloster der Padri della Redenzione. Wir hatten alle von unseren erhöhten Zimmern die Aussicht auf's Meer und sahen die Sonne, rings Wolken, Lüfte und Wellen entzündend, in der Fluth untertauchen. — Abends 6 Uhr Hauptmahlzeit, die beste und köstlichste auf der ganzen italienischen Reise. Das Kloster zählt sechs Priester und zwölf Novizen. Jene beschäftigen sich mit dem Unterricht jüngerer Leute. In Sicilien ist kein Kloster aufgehoben worden.

Den 23. hörten wir — es war Sonntag — Alle um 5 Uhr Messe, frühstückten und reisten um Sechse ab; trotz der Morgenstunde war große Hitze, weil wir über Schwefelboden wanderten; es ging auf engen Steigen, Berg auf, Berg ab, über Stock und Stauden, durch seichte Meerzungen und Flüsse, auch über den Halikus der Alten. Die Gebirge, durch die wir reisten, bestunden aus Gyps (Alabaster) und zwar Frauencis, von welchem es große gewaltige Felsen gab, die heftig im Sonnenlicht glänzten. Mittag machten wir, in einem Orangenwäldchen liegend, in Monte allegro, vor uns gegen Westen ein hoher weißer Fels — auf ihm, an ihm und rings um ihn die Häuser zwischen Oliven und Myrthen hingebaut. Viel Volk war versammelt, das von verschiedenen Höhen des Berges und von den Dächern auf uns sah, in lebhaften Worten, Bewegungen und Mienen sich äußernd. Da kömmt eine Frau, von vier kleinen Kindern umgeben, im Ausdruck heftigen Schmerzes wirft sie sich dem Prinzen zu Füßen, eine Schrift ihm überreichend; Graf Seinsheim und ich lesen sie:

‚Mein Mann ward von einem anderen mit einem großen Stein wiederholt auf den Kopf geschlagen, daß er niederstürzt; in der Wuth zieht er ein von den Gesetzen nicht verbotenes Messer, sticht Jenen in den Leib und derselbe stirbt, vielleicht wegen schlechter ärztlicher Behandlung, an den Folgen der Wunde; mein Mann wird eingesperrt, und, weil er aus Armuth seinen Prozeß nicht verfolgen kann, vielleicht verurtheilt.‘

„Sie fleht um die Verwendung Sr. Kgl. Hoheit bei dem Herzog von Calabrien um Gnade. Mit den Bitten der Frau vereinigt sich das Flehen ihrer Schwester, mit einem säugenden Kind an der Brust und fünf anderen neben sich; hinter Beiden aber ruft, händeringend, mit einem schwarzen zurückgeschlagenen Schleier auf dem Kopf und mit glühenden Augen, die Schwester des Ermordeten um Rache, Rache, die hier eine Tugend ist. Das Volk auf den Höhen, in dichten Gruppen, in der Nähe und Ferne spricht laut für den Thäter. Der Prinz ist gerührt, er schickt den Grafen Seinsheim zum Richter; dieser kommt, redet selber zu Gunsten des Gefangenen und bittet den Prinzen, sich bei dem Hof in Palermo um Gnade zu verwenden; der Prinz verspricht es; nun nimmt die Bewegung im Jubel des

Volkes zu, der ganze Berg scheint Leben zu erhalten, kleines Geschütz wird gelöst auf allen Höhen ringsum, die Freude zeigt sich in tausend Tönen und Farben, und im Geleit von Segnungen ziehen wir von Monte allegro ab."

Der Prinz hat wirklich vorgebeten und mit Erfolg, der Angeklagte wurde begnadigt. Meine briefliche Erzählung des Ereignisses sandte ohne mein Vorwissen ein Freund an den Herausgeber der „Zeit-Schwingen" in Jena (später Offenbach), den Bayern Pfeilschifter, welcher sie aufnahm, und von dort ging sie über in französische, italienische und andere Blätter.[1])

„Abends 6 Uhr kamen wir in Molo di Girgenti unter großem Zulauf des Volkes an, von da ging es zwei Stunden beständig aufwärts bis Girgenti; (die alten Städte in Griechenland, Italien und Sicilien waren zu ihrer leichteren Vertheidigung — wohl auch wegen der Gesundheit und des Wassers — häufig auf Höhen gebaut). Der Kronprinz und die beiden Grafen wohnen im Hause des Barons Rotulo di Arragona, Dillis und ich im Dominikanerkloster, alle zusammen aßen wir bei Rotulo. Girgenti hat jetzt 16,000 Einwohner, da Agrigentum 800,000 hatte, darunter waren nicht 30,000 Bürger, das übrige (häufig äußerst hart gehaltene) Sklaven. Griechische Freiheit! — Der Reichthum, die Baulust und das Wohlleben der alten Agrigentiner war so groß, daß Empedokles, der sicilische Philosoph, von ihnen sagte: Die Agrigentiner bauen, als wollten sie ewig leben, und leben (so üppig), als wollten sie morgen sterben. Ehemals hatte die Stadt zehn italienische Miglien (zwei deutsche Meilen) im Umfang. Noch jetzt ist sie einzig schön gelegen; stufenartig baut sie sich an einem hohen Berge hin, mit der prächtigen Aussicht über sanft gewölbte Hügel und flache Thäler auf das Meer.

„Wir gingen am Morgen nach unserer Ankunft zu den großen Ruinen der alten Tempel, die jetzt dreiviertel Stunden vor der Stadt, ehemals im Umfang derselben waren; erst zum Tempel der Juno Lucina (nach anderen der Pudicitia,

---

[1]) Anm. der Schreib. Wir haben sie nie zu Gesicht bekommen.

was ich sehr wünsche), der nur von der Nordseite, — dann zum Tempel der Concordia, der fast ganz erhalten ist, auch mit der Cella im Innern, der eigentlichen Kirche, worin das Opfer gebracht wurde, und die man fast nirgends mehr erhalten findet. Mir war diese Cella sehr merkwürdig, weil sie mir widerlegt, was man von der Heiterkeit der alten Tempel sagt; sie ist finsterer, bei weitem, als alle unsere s. g. gothischen Kirchen.

„Dann kamen wir zu den Trümmern des Herkules= (poca cosa) und endlich zu denen des Jupiter=Tempels (Olympius). Gegen die Säulentrümmer, die wir hier fanden, sind — nicht an Menge, aber an Dicke — die von Selinunt nur Kinderspiel; denn ein Stück hat über vierzig Fuß im Umfang. Dazu wenige Reste von den Tempeln der Minerva, der Proserpina, des Jupiter polyeios (stadtbewahrend), des Jupiter atapyrion (fulminans feuerschleudernd), des Vulkan und des Aeskulap. Alle diese Tempel stunden neben der alten Stadtmauer, noch von dieser eingeschlossen und über sie hervorragend, auf erhöhten Orten, im Kranze um die Stadt herum. Wir haben in der christlichen Zeit wohl noch viel größere Kirchen, z. B. die von St. Peter in Rom, welche 500 Fuß (da der alte Tempel des Olympius nach Diodorus Siculus nur 340 lang war), sodann die in Köln u. s. w. Aber die dorische Säulenordnung und das schöne Verhältniß der Theile bei den altgriechischen Tempeln macht einen täuschend großen Eindruck. Und man denke sich diesen Kranz von Tempeln an den höchsten Stellen einer schon so hoch liegenden Stadt, mit ihren großen freien Säulengängen! Gleichwohl ist zu bedenken, daß die altgriechischen Tempel etwas einförmig waren, indem fast einer stets dem andern glich.“

Hier dürfte ich in den nämlichen Irrthum verfallen sein, wie als ich die Franzosen alle einander ähnlich fand. Einem Hellenen fiele an unsern gothischen Domen zuerst ohne Zweifel das allen Gemeinsame auf, bis er allmählig auch das einzeln Unterscheidende gewahr würde. — Uebrigens drängt sich hier eine weitere Betrachtung herbei: Wie unvergleichlich erhabener, den Stempel der Religiosität an der Stirn, mußte solch' eine heidnische

Stadt erscheinen, als unsere modernen Industrieplätze ohne jeglichen Ausdruck eines höheren Gedankens!

„Von der Nordseite, wie Polybius genau beschreibt, ist die alte Stadt fast unzugänglich gewesen, durch hohe Felsen, welche ihre natürlichen Mauern bildeten.

„Wir haben in der Domkirche ein schönes Bassorilievo gesehen, vorstellend auf vier Seiten die Geschichte des Hippolyt und der Phädra, in Anspielung auf den Tod des hiesigen Tyrannen Phintias, der von einem Wildschwein getödtet wurde. Dieses Bildwerk ist so berühmt! Das beste Bassorilievo, das ich bis jetzt gesehen, ist das von Ghiberti, wovon wir in München einen Abguß haben, Geschichten des alten Testamentes vorstellend, aus dem 15. Jahrhundert. Aber da es heilige Geschichten sind, konnte es unmöglich so gut sein, als eines aus dem alten Heidenthum, aus der heiteren Zeit der Griechen! — Von einigen Münzsammlungen, die wir gesehen, vorzüglich sicilischer Münzen, bei uns so selten, wird wohl der Prinz ohne Schwierigkeit einen Theil für uns erwerben.

„Der Philosoph Empedokles, einer der angesehensten Bürger von hier, ist noch jetzt in gutem Andenken. Er hat der Stadt viele Wohlthaten erwiesen, unter andern diese, daß er einen Berg in der Mitte durchbrechen ließ, wodurch der Nordwind, hier der gesündeste, Zutritt zur Stadt bekam und die häufigen Seuchen vermindert wurden. Sie wollten ihn zum König machen, er nahm es nicht an, doch prägten sie Münzen zu seiner Ehre, von welchen mehrere in hiesigen Sammlungen zu sehen. — Vom Reichthum, sowie von der Gastfreiheit der alten Agrigentiner erhält man einen Begriff, wenn man liest, daß Gellias vor jeder Thür seines Hauses einen Sklaven hielt, der jeden Fremden einzukehren nöthigen mußte. Als einmal 500 berittene Soldaten von Syrakus nach Agrigentum kamen, nahm Gellias alle zu sich in's Haus, ließ allen auf der Stelle frische Leibröcke und Wäsche (?) geben und sie vortrefflich bewirthen. Das konnten einzelne Bürger! Der Oelbaum, damals im nahen Afrika noch nicht gebaut, brachte solchen Reichthum, das agrigentinische Oel war das berühmteste.

„Noch jetzt sind die Sicilianer sehr gastfrei, auch von den Bewohnern des unteren Italiens wird es gerühmt. Ohne diese Gastfreiheit könnte man hier fast nicht reisen, bei dem schlechten

Zustande der Wirthshäuser ꝛc. Sie halten es für Pflicht, dem Fremden zu dienen, ihn in's Quartier zu nehmen, ihm Früchte zu schicken, Empfehlungsschreiben zu geben. Bei dem Pater Lektor dahier hat vor uns ein sächsischer Baron, ein Mineralog gewohnt. So sind an jedem Orte Gewisse, an die sich die Reisenden vorzüglich wenden.

„Unser Padre Gazza [1]) ist übrigens kein großes Licht. Mein griechisches Evangelium hielt er für deutsch, er kennt also weder deutsche noch griechische Buchstaben. Noch mehr: Gestern sang ich: Gaudeamus igitur, juvenes germani, da sagte er: „Ecco, un canto tedesco!“ Noch ein anderer gegenwärtiger Dominikaner wußte es auch nicht besser.[2]) Aber es gibt auch sehr gescheidte Leute hier, z. B. den Kanonikus Raimundi, ein sehr unterrichteter Mann, der uns viele Dienste leistete, von ursprünglich deutscher Familie; und der hiesige Professor der Philosophie, der sich bei mir fleißig um die deutsche Philosophie erkundigte, Weltpriester und Mann von äußerst geistreichem Gesicht.“

Jacobi machte es Freude, als ich ihm nach der Rückkunft erzählen konnte, daß der Girgentiner Professor sich besonders angelegentlich um ihn erkundigt hatte.

Gern gedenke ich zugleich des Sgre. Raffaele Politi, dessen zahlreiche Abhandlungen über die Alterthümer von Girgenti viele Anerkennung gefunden und der mit großer Freundlichkeit meine mineralogischen Wünsche mit wunderschönen Cölestinen, Selenit- und Schwefelkrystallen befriedigte und dagegen sich erfreute, seine Wohnung mit Lithographien nach schönen Bildern der Münchener Kunstepoche auszuschmücken, die ich ihm allmählig sandte, da wir noch lang in brieflichem und Geschäftsverkehr geblieben.

---

[1]) So hieß der Pater Lektor zwar nicht in der That, wir nennen ihn aber Scherzes halber so, über seinen wirklichen Namen aus gewissen Gründen den Mantel der christlichen Liebe breitend.

[2]) Allerdings unterscheiden Aussprache und Cantilene das Latein des Italieners sehr vom unserigen.

Aber auch anderwärts in Sicilien verschaffte ich mir Prachtexemplare von obigen Mineralien — zolfi nennen sie unterschiedslos die Einheimischen, weil sie sämmtlich in den Schwefelbergwerken vorkommen. Man traf sie bis dahin sehr selten in den Sammlungen des übrigen Europa und sie stunden hoch im Preis, denn ihre Fundorte waren nicht recht allgemein bekannt; das Wiener Mineralien-Kabinet erhielt die seinigen erst gelegentlich der österreichischen Militärexpedition in den Jahren 1820—24. Ich spähte überall nach den Tändlerläden, und nicht nur Mineralien, auch antike Münzen, Kupferstiche, seltene Bücherausgaben u. dgl. erwarb ich oft um billigen Preis. Der Prinz sowohl als die anderen Herren nahmen Antheil an meiner Sammellust und machten mich aufmerksam, daß dort oder da etwas zu finden sein könnte, und auch von Einheimischen erhielt ich, wo man meine Liebhaberei bemerkte, als ärztliches Honorar manchen werthvollen Gegenstand. Doch machte ich es nicht wie jener sächsische Gelehrte, Namens Schweigger, dem ich bald nach meiner Rückkehr Adressen für Sicilien gegeben und der in seinem wissenschaftlichen Entzücken einem seiner Führer in Girgenti zurief: „O was habt ihr für Schätze, ohne es zu wissen!" Der Elende meinte nicht anders, als daß der Fremde Gold und Edelsteine entdeckt hätte, und brachte ihn um. Puliti war der Erste, der mir davon Nachricht gab, und ich sah mich in der traurigen Lage, den Bruder des Ermordeten (bekannt als Professor der Physik in Halle und Herausgeber einer physikalischen Zeitschrift) in Kenntniß zu setzen.

„Von der Neugierde der Eingebornen hat man keinen Begriff. Sie gehen uns bis auf's Zimmer nach, um, wie sie sagen, uns ihre Aufmerksamkeit zu bezeigen; täglich Abends von 6 bis 8, 9 Uhr ist auf unserem Zimmer eine Zusammenkunft von acht bis zehn Personen, die sich um Alles, auch das Kleinste erkundigen. Eine der ersten Fragen von unserem Zimmerherrn,

dem Padre Gazza war: wie viel Dillis und ich Gehalt bekämen. Schon am Abend nach unserer Ankunft gefiel ihm mein goldener Ring mit der Mosaik so wohl, daß er meinte, ich solle ihm denselben überlassen, von Dillis wünschte er die Augengläser und ein Gemälde.

„Gestern waren drei Doktoren von hier in der Abendgesellschaft, alle ungemein höflich und bescheiden, alle Brownianer. Zu drei Koncilien bin ich schon gerufen worden. Von einem der Patienten wurden mir dafür vier Flaschen köstlichen Rosoglios und eine Menge Zuckerbackwerk zugeschickt, und fast dasselbe Geschenk erhalte ich soeben von einer Kranken, die ich besuchte. Ich weiß nicht wohin mit all dem Zeug und wollte, Sie hätten etwas davon, es ist sehr gut, aus sicilischen Früchten. — Von vielen Dingen bei uns haben diese Insulaner gar keinen Begriff. Gestern fragte uns ein Mönch, was wir denn thäten, wenn es schneite? Ich sagte, wir ließen es schneien. Ob wir alsdann immer im Hause bleiben müßten?"

Als ich am ersten Nachmittag vom Schlaf erwachte, glaubte ich einen wahren Engelsgesang zu vernehmen; ich sprang auf, trat vor die Thür, und dem Schalle nachgehend, gelangte ich in ein Oratorium, von wo ich, in die Kirche hinabblickend, Frauen und Mädchen der Stadt gewahrte, die mit wunderschönen Stimmen den Rosenkranz (Litanei?) im Wechsel von zwei Chören sangen. Verlor sich bei der täglichen Wiederholung jener ganz überirdische Eindruck, welchen im Erwachen die Ueberraschung hervorgerufen, so blieb mir dieser Gesang doch in rührendem Erinnern. „Es ist nichts schöner," schrieb ich damals, „größer und ergreifender als Herzensgebet im Gesang ausgegossen."

„Gestern fragte uns Padre Gazza, ob wir auch täglich Messe hörten. Ich sagte: „Nicht alle Tage." Er: „Sie hören also bisweilen keine Messe." „Richtiger: Wir hören bisweilen Messe." Ich setzte hinzu, ich wäre der Meinung, der Mensch müsse beständig ohne Aufhören beten. — Hier überzeuge ich mich, daß für diese Südländer mit dem lebhaften unruhigen

Blute der kirchliche Zwang nothwendiger ist als für uns ruhigere Deutschen. Indessen wer einmal vom Geiste Christi wahrhaft frei gemacht worden ist, der ist frei in jedem Klima. Hier müssen sie ja auch die Frauen einsperren, daher man keine aus den höheren Ständen zu sehen bekömmt. Ich indessen als Arzt habe schon viele gesehen, und mehrere darunter sind wirklich schön, mit Augen wie feurige Räder.

„29. November. Wir sind schon acht Tage hier und werden noch einige Tage bleiben, weil Dillis für den Kronprinzen sehr viel zu zeichnen hat. Auch ich habe alle Hände voll zu thun. Es sind zehn Aerzte hier und fast alle haben mich zur Konsultation gezogen, acht Miglien weit sind Kranke zu mir gekommen; ich bin oft verlegen über die ungewöhnliche Bescheidenheit, die Aerzte und Kranke gegen mich äußern.[1]) Vom Marchese Sclavani habe ich einen goldenen Ring mit schöner Camee bekommen, ein anderer schenkte mir zwei sehr schöne Fossilien, die nur in Sicilien vorkommen. —

„Unser Aufenthalt erregt bei den Eingebornen erstaunliche Theilnahme. Seit mehr als zwei=, vielleicht dreihundert Jahren ist gewiß keine so hohe Person hier gewesen; der König von Neapel, obwohl er mehrere Jahre in Palermo zugebracht hat, war niemals hier, nie der Kronprinz, der in Palermo Residenz hält; denn es ist mit halsbrechender Gefahr verbunden, hieher zu kommen.[2]) Man kann sich nicht genug wundern, daß der Kronprinz mit uns schier wie mit Kameraden umgeht; daß er so gewaltige Spaziergänge zu den Tempeln macht, da die reichen Eingebornen nie zu Fuß dahin gelangen. Er ist auch wirklich ein ungewöhnlicher Fußgänger.[3]) Sie laden hier die Leute, welche uns auf unseren Ausflügen begleiten und Sachen von

---

[1]) Das hätte mich eigentlich nicht wundern sollen. War ein Principe di Baviera eine magische Erscheinung, so mußte doch auch sein Leibarzt etwas Vorzügliches sein!

[2]) Solch hohen Herren stunden ja doch wohl Schiffe zu Gebot?

[3]) Sie bewunderten zugleich den Muth und die Wißbegierde, die ihn trieben, sogar ganz allein und Stunden lang mit dem Notizbuch zur Hand in den so entlegenen einsamen Ruinen umherzugehen, wo sowohl von Raubgesindel wie von Schlangen ihm Gefahr drohte.

uns tragen, zu sich ein und bezahlen ihnen Wein, damit dieselben erzählen, was wir gethan, gesagt haben u. s. w.

„5. Dezember in Noto, einer Stadt von 14,000 Einwohnern. Ich setze unsere Geschichte in Girgenti fort. Den 30. November kamen bis Abends halb 9 Uhr Kranke zu mir. Mir ward der Kopf so heiß, daß ich mich aus dem Kloster flüchtete, weil ich zu des Prinzen Abendessen zu gehen habe, was allerdings auch der Fall war. Um ein Viertel nach 9 Uhr kehrte ich zurück, aber da fand ich neue Kranke vor, mit denen ich mich bis dreiviertel auf 11 beschäftigen mußte, und ich hatte noch so viel zu thun, da wir den folgenden Morgen um 5 Uhr abgehen wollten, nämlich noch zwei Kisten mit Mineralien zu packen, ein Geschäft, das ich Keinem überlassen wollte, weil so zarte Sachen darunter waren. Ich packte daher die ganze Nacht bis halb 4, kam gar nicht in's Bett, konnte aber doch nicht fertig werden und mußte das Zunageln dem Padre Gazza überlassen, der auch die Sendung der Kisten bis Palermo besorgen will. Schon den Tag zuvor hat er altes Papier zum Einwickeln der Mineralien in Werg für mich kaufen lassen, er rechnete dafür zwei Thaler, d. i. 5 fl.; früher hatte er gesagt, der Transport möchte zwei Thaler kosten, ich gab sie ihm, nun verlangte er noch zwei; ich gab sie ihm; endlich noch zwei, ich gab sie wieder. Nun hatte er acht spanische Thaler, d. i. über 19 fl. Er bemerkte, um die Kisten fester zu machen, wäre ein tüchtiger Strick gut, und verlangte dafür 1½ Thaler. Ich gab ihm einen Dukaten, und verlangte, er sollte mir herausgeben. Das that er aber nicht, sondern sagte, der Rest sei für allenfalls noch vorkommende unvermuthete Ausgaben!! — Sie werden sich wundern über meine Geduld und Nachgiebigkeit. Ja, unter anderen Verhältnissen wäre sie auch nicht so weit gegangen. Aber bedenken Sie, es war Nacht, in einer Stunde sollte ich abgehen; brachte ich den Schlingel auf, so verdarb er mir aus Bosheit vielleicht meine Mineralien, oder packte sie so schlecht, daß sie mir auf der Reise zu Grund gingen, und so wollte ich lieber die acht spanischen Thaler opfern; denn die Mineralien sind viel mehr werth. — Aber hören Sie weiter. Ehe ich ging, schrieb er mir auf einen Zettel seine Adresse, unter welcher ich ihm zwei seidene Tücher von Catania aus schicken sollte, gab mir aber kein Geld dazu; diese Tücher sollten bloß ein

kleines Geschenk, ein Andenken sein für die Bewirthung, die er, oder vielmehr das Kloster uns angedeihen ließ. (Wir hatten nichts als Dach und Fach und dafür gaben wir dem, der uns das Bett machte, 6 fl.) Nach einigen Minuten begehrte Padre Gazza die Adresse wieder zurück, „weil er etwas daran ändern müßte". Nun, was änderte er? Statt zwei Halstücher schrieb er vier. Der Mann muß starke Züge von Gutmüthigkeit an mir bemerkt haben. Mir zittert die Hand vor Unwillen, indem ich dieses schreibe. Ich will ihnen bei meiner Zurückkunft die korrigirte Adresse zeigen. Hat man bei uns einen Begriff von einer solchen Unverschämtheit? Ich hielte so was für unmöglich, wär' es mir nicht selbst begegnet. — Aber noch mehr. Als der Padre Gazza am Abend unserer Ankunft den Ring mit der Mosaik von mir begehrt hatte, versprach ich, um für die Aufnahme im Kloster erkenntlich zu sein, von Rom aus eine Mosaik zu schicken, indem ich ihm die meinige, die ich selber zum Andenken erhalten, nicht geben könnte. Es war mir Ernst. Beim Abschied, 1. Dezember Morgens, sagte mir Padre Gazza: „Wenn Sie mir die piccola roba (die Kleinigkeit) von Rom aus schicken wollen, so adressiren Sie dieselbe an die Prinzessin Butera in Palermo" (die uns an Padre Gazza gewiesen hatte). — Ja, sobald ich meine Mineralien habe, will ich ihm schreiben, warum ich ihm die piccola roba nicht schicken kann."

Ich bin überzeugt, daß Padre Gazza obendrein für sein Verfahren sich irgend eine Staatsraison gebildet hat, etwa daß wir in einem Gasthaus doch noch mehr hätten zahlen müssen oder dergl. Man beschaut sich ja niemals gern in der nackten Schlechtigkeit, sondern findet sich vor seinem Gewissen mit einem ihr umgehängten Mäntelchen ab. War ich dazumal ingrimmig, und kochte noch lange nachher vom bloßen Erinnern mir die Galle auf, so gewann schließlich auch die ergötzliche Seite des Vorganges ihr Recht, und aus diesem Gesichtspunkte glaube ich dem verständigen Leser, den die rühmliche Sorgfalt unserer Gegner nicht minder als die Wahrheitsliebe unserer eigenen Geschichtsforscher mit dem Vorhandensein verkommener

Klöster denn doch schon vertraut gemacht hat, die interessante Bekanntschaft meines Padre Gazza nicht vorenthalten zu sollen.

Obwohl ich die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, so machte ich an jenem 1. Dezember doch mit dem Kronprinzen zehn Miglien zu Fuß, wie er denn öfter pflegte, bei solchen Wanderungen den einen oder anderen von uns an seine Seite zu nehmen, um sich mit ihm zu unterhalten. Auf dieser Strecke wird es gewesen sein, daß er mich plötzlich frug, was ich thun würde, wenn ich König von Bayern wäre. Es war kurz nach der Wartburg-Feier, und hierauf Bezug nehmend erwiderte ich: „Königl. Hoheit, auf eine solche Frage bin ich nicht gefaßt; denn zu meiner Universitätszeit war es noch nicht üblich, daß Studenten wie nun in Jena sich um hohe Politik bekümmerten, und diejenigen Wissenschaften, die zunächst in die Regierungskunst einschlagen, blieben mir so ziemlich seitab. Nur das weiß ich aus der Geschichte wie aus dem Glauben mit vollster Ueberzeugung,“ — und ich betonte die Worte mit allem Nachdruck — „daß eine Regierung, um gründlich gut zu sein, durchaus *christlich* sein muß. Wenn ich also eines Tages wie der Mann im Märchen mit der Krone auf dem Haupt erwachte, so würde ich Tag für Tag mit heftiger Inbrunst Gott anflehen, mir die rechten Rathgeber zu senden, und das so lange bis Er mich erhörte.“ Dann aber knüpfte ich an: *In einer* Beziehung glaubte ich, theils durch eigene Erfahrung, theils durch Verkehr mit gewiegten, sachverständigen Männern, einigermaßen Bescheid zu wissen, und das sei das *Universitäts*-Wesen. Ich sei nämlich überzeugt, daß unsere Hochschule mit Wien, Göttingen, Berlin in gleiche Linie treten könne, *wenn*, aber auch *nur wenn* sie nach *München* verlegt werde, welches

nicht nur durch seine Bibliotheken und sonstigen wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen, durch seine Kunstschätze, durch seine Spitäler und so viele Gelegenheiten zu geistiger und praktischer Ausbildung mit einer Universität nothwendig in reichste Wechselwirkung treten müßte, sondern auch in verschiedenen bereits anwesenden Gliedern seiner Akademie vortreffliche Lehrer für die Hochschule den aus Landshut zu Berufenden an die Seite zu stellen vermöchte. Elektrisirt von dem Gedanken, malte der Kronprinz sogleich denselben aus, nannte Namen, die zu berufen, andere, die auszuschließen seien. „Denken Sie weiter darüber nach," ermahnte er mich; „Gott erhalte meinen Vater noch lang am Leben, aber es ist Pflicht, solche Dinge für die Zukunft in's Auge zu fassen." Und daß der Gedanke in ihm haften blieb, zeigte sich, da er auf der Rückreise von Rom aus freien Stücken mit mir wieder davon zu reden begann.

In späteren Tagen, als die unter König Ludwig so schön erblühte Hochschule nach seiner Kronablegung durch gewaltsames Eingreifen der Regierung eine so ganz andere, traurige Gestalt annahm, da habe ich mich wohl gefragt, ob etwa mein Rath dort zwischen Girgenti und Syrakus ein übler gewesen, ob in der Provinzstadt die Universität vor der Eigenmächtigkeit der gewalthabenden Partei wäre geschützter gewesen. Und als auch in Würtemberg eine Auswanderung der Tübinger nach Stuttgart geplant wurde und Prof. Mohl schriftlich meine Ansicht zu vernehmen wünschte, da verhehlte ich nicht mein Bedenken und daß ich das ehedem von mir so eifrig Geförderte schier bereute. Indessen konnt' ich mir auch zum Troste sagen: Hatte denn in Landshut die Regierung minder eigenmächtig und betrübend eingegriffen als es unter Max II. in München geschah? Unser menschliches Rathen und Thun ist eben

immerdar ein kurzsichtiges und hätten wir nicht den Trost, daß Gott denen, die Ihn lieben, Alles zum Besten lenke — und das trifft doch hoffentlich im Ganzen und Großen auf das Bayerland noch zu — so müßten wir an allem eigenen Wort und Werk und an aller Zukunft verzagen. — Eine eigenthümliche Erfahrung war es für mich, daß an derselben Universität, deren Gedeihen mir so innig am Herzen gelegen, in späteren Tagen ein Kollega meine Entlassung beantragte — ich weiß nicht ob wegen notorischer Unfähigkeit meinerseits oder weil ich der Hochschule mit meinen entschieden katholischen Grundsätzen gefährlich war. Und doch vermochte und vermag mir Niemand eine intolerante Handlung gegen Andersgläubige vorzuwerfen.

Bei oben erzähltem Anlaß, welcher zeigt, wie gnädig vertraulich der Prinz sich mit mir unterhielt, will ich erwähnen, daß ich überhaupt bald in ein für mich erfreuliches Verhältniß zu ihm gerathen war. Selber glühender Patriot, hatte er Wohlgefallen an meiner Begeisterung für's engere und weitere Vaterland; er achtete den Ernst meiner Gesinnung in Theorie und Praxis und ließ meine nicht immer hofmännische Aufrichtigkeit gelten. Wenn bei Tisch auf Fuß- und anderen Partien, bei Ausflügen, beim Besuch der Kunstgegenstände u. s. w. nicht bloß über Tagesereignisse, sondern häufiger noch über politische, wissenschaftliche, religiöse und Kunstdinge gesprochen und gestritten wurde, da stund ich in meinen Ansichten nicht selten allein und ward bisweilen von dem Einen oder Anderen wegen meines Freimuths oder zu großer Lebhaftigkeit erinnert, wie denn besonders Graf Seeverras mir öfter mahnend abwinkte, ja sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Aber Ringseis, so spricht man ja nicht mit dem Kronprinzen.“ Dann aber rief Dieser: „Nein, lassen Sie ihn, ich hör' ihn gern! Reden Sie, Ringseis, reden Sie!“ — Daneben

hatte er große Freude an meiner Heiterkeit, meinem studentischen Gesang, meinen Erzählungen, und wenn wir auf dieser unserer höchst vergnügten, aber häufig sehr gefahrvollen und meist sehr ermüdenden Küstenreise im Freien zum Imbiß lagerten oder Abends in schlechtem Quartier beisammen saßen, dann sagte er oft: „Ringseis, erzählen oder singen Sie uns was!" Und dann sang ich gewöhnlich Studentenlieder oder erzählte lustige Schnurren. Oft auch, wenn er eben ausgestiegen war und zu Fuß wanderte, brachte er mir Steine an die Sänfte oder (im übrigen Italien) an den Wagen, damit ich sie besehe, und im Fall es sich mineralogisch verlohnte, sie für mich behielte.

„Abends um 3 Uhr kamen wir in Alicata an (dem alten Gela nach Einigen, während Andere letzteres im heutigen Terranuova sehen). Unzählige Menschen gingen uns entgegen. Mehrere schienen auf Anreden studirt zu haben; schade darum, gewiß waren es schön vorbereitete und alle gingen verloren, weil der Kronprinz nirgends ein Ceremoniell annimmt."

Wir setzten hier über den Fiume Salso, den sie auch Fiume Grande nennen, ein elender Bach, der, kaum geboren, sich schon in's Meer wirft. Ein Einheimischer fragte mich, ob wir daheim auch so stattliche Flüsse hätten. „Dreißigmal so breite," erwiderte ich. Das hielt er natürlich für elende Aufschneiderei. „Ma che bugiardo!" sagte Einer so laut, daß ich's hörte. Das große weite Meer dünkt sie nichts Besonderes, das haben alle Küstenanwohner mit ihnen gemein; aber den „großen Fluß", den besitzen nur sie.

„Nachdem wir weiterziehend bei Nacht zweimal den Weg verfehlt hatten, kamen wir nach 9 Uhr in Terranuova an, einer Stadt des Prinzen von Monte Leone, stiegen auch im Palast desselben ab. Die Bewirthung war sehr gut, zum ersten Mal ein Wein, der uns nicht zuwider war; alle sind uns zu

stark und haben etwas Abstoßendes (einen Geruch vom Schwefelboden, worauf sie wachsen). — In Terranuova hat selbst der Palast des Prinzen nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, die übrigen Häuser nur das letztere, wegen der Erdbeben, bei welchen die hohen Gebäude leichter einstürzen. In den wenigsten Häusern sind Fenster; die Hausthüröffnung, die nach oben noch mit einem Seitenausschnitt versehen ist, wie bei uns die Kramläden, gilt an Fensters Statt, damit im Sommer die Hitze weniger eindringe. Die Bauart ist in fast ganz Sicilien wie im ausgegrabenen Pompeji bei Neapel. Wie es jetzt steht, ist Terranuova von Kaiser Friedrich II. dem Hohenstaufen gebaut.

„Den 2. Dezember erblickten wir eine Stunde außerhalb Terranuova links den Aetna, von oben bis soweit wir ihn von unten sehen konnten, mit Schnee bedeckt. Abends 3 Uhr kamen wir im Dorf Sta. Croce an und blieben, weil uns gesagt ward, es sei unmöglich, diesen Tag noch bis Modica zu gelangen. Von dem Berg, auf welchem Sta. Croce liegt, führt eine sehr breite, mehr als halb natürliche Treppe, wie aus dem Felsen amphitheatralisch herausgewachsen, hinab zu einem in der Fläche liegenden mauerumkränzten Quell. Ehe wir wußten, daß wir im Dorf übernachten würden, lagerte unsere Gesellschaft mit den Maulthieren auf der Felsentreppe und beschäftigte sich, kalte Küche einzunehmen. Da kamen die Weiber des Dorfes, wohl über dreißig, mit den blauen Tüchern über dem Kopf und jede einen Krug auf demselben, den Berg herabgestiegen, um aus dem Brunnen klares Wasser zu schöpfen, und so wieder zurück, die einen auf-, die anderen abwärts wandelnd — eine alttestamentliche Scene, die mich an die Geschichte des Elieser erinnerte, wie er bei dem Brunnen die Rebekka fand. Bemerken Sie, daß man hier das Wasser noch nicht auf den Berg geleitet hat. Am Abend herrlicher Sonnenuntergang, der Himmel voll Gluth, wir in einem dunkelgrünen Orangenwald, in dem noch viele goldgelbe Früchte hingen. Gutes Nachtquartier im Hause des Segreto (der ersten Obrigkeit in den Städten Siciliens).

„Den 3. Dezember ging's weiter auf einem lasterhaften Wege [1]), Felsengrund mit tausend und tausend Hervorragungen, und dieser durch eingewachsene Unebenheiten so rauhe Weg noch

[1]) Via scelerata, verbrecherischen Weg, nennen die Sicilianer dergleichen.

mit unzähligen losen Steinen wahrhaft übersät, so daß man kaum einen Fuß setzen kann auf festem Boden; solches dauert 18 Stunden bis Modica. Gleichwohl wäre hier sehr leicht eine gute Straße zu machen, da der Grund fest ist und aus Kalkstein besteht, den man leicht bearbeiten kann. Und dennoch thut die Regierung gar nichts. In Sicilien gleicht jede Stadt einer Insel auf weitem Ocean; eine weiß von der anderen nichts, da die Mittheilung durch den gänzlichen Mangel der Straßen fast aufgehoben ist. Man erzählt hier, daß Töchter, welche durch Verheirathung nur 15 Stunden sich von ihrer Heimath entfernten, in ihrem ganzen Leben ihre Mütter nicht mehr sahen, weil Mütter und Töchter die halsbrechende Reise zu einander fürchteten. Was soll man von einer Regierung sagen, die 50 Procent nimmt, und nichts, nichts für das Land thut? . . .

„In Modica kehrten wir bei dem Malteserritter Cavaliere Grimaldi ein und waren da sehr wohl aufgehoben. Die Stadt, welche 24,000 Einwohner zählt, hat eine seltsame Lage, indem sie an die Seitenwände von drei hohen Bergen hingebaut ist. Der Eingang von Terranuova her wie in das elendeste, furchtbar schmutzigste Dorf; gleichwohl sind schöne Paläste im Ort, schöne Kirchen und viele Klöster. Abends lud Grimaldi Gesellschaft zu sich.“

Den 4. Dezember setzten wir unsere Reise fort, auf immer gleich lasterhaftem Weg sechs Miglien weit, in das Thal Ispica. Ehe wir dort ankamen, stürzte, durch einen aus dem Boden ragenden Felsenzapfen aus ihren Stangen geschleudert, die Sänfte, in der Graf Sceverras und ich uns befanden, heraus, und wir stunden in derselben fast auf dem Kopf. Ein Glück war es, daß zu jener Zeit die hölzernen Fensterladen gerade auf der Seite geschlossen waren, auf welche die Sänfte fiel; sonst hätten wir uns vielleicht den Schädel auf den spitzen Steinen eingeschlagen. „Denken Königl. Hoheit!“ betheuerte Graf Sceverras nachträglich — „als wir auf dem Kopf in der Sänfte standen, fuhr der Ringseis noch fort zu lesen!“ [1]) —

[1]) Anm. der Schreib. Wer in den Arkaden des Münchener Hofgartens auf dem Bilde, welches den Namen Messina trägt,

„Das Thal Ispica ist fünf Miglien lang und besteht aus treppenförmig übereinander gelagerten Felsenmassen, welche alle, theils von der Natur, theils von Menschenhand zu Wohnungen ausgehöhlt sind; man sieht noch deutlich, daß ehedem alle bewohnt waren; jetzt aber halten sich nur einzelne Menschen darin auf. Ein seltsamer Anblick, solch eine Troglodytenstadt! Wir haben eine noch jetzt bewohnte Felsenhöhle besucht; sie besteht aus zwei Stockwerken und ist mit wenig Zuthat der Menschen fast ganz von der Natur gebaut."

Hier war es, daß ein Bauer, auf des Kronprinzen Frage nach Stand und Befinden, erwiderte: „Cosa volete sotto un governo così infame?" (Was wollt Ihr unter solch einer niederträchtigen Regierung?) Sehr betroffen, schrieb sich der Prinz den Sachverhalt sogleich in's Taschenbuch. Während nämlich in einigen Theilen der Insel die Hungernden Gras aßen, ließen in anderen die Besitzer das Getreide auf dem Felde verfaulen, theils weil die Weiterbringung in dem straßenlosen Land nicht möglich war, theils weil eine hohe Mahlsteuer die Ausnützung des Gottessegens zu kostspielig machte; schenkte man einem Armen das Getreide, so half es ihm nichts, wenn man ihm nicht die Mahlsteuer dazu bezahlte. Als wir sechs Jahre später nochmal Palermo besuchten, erzählte uns ein General der österreichischen Truppen, die zu Besiegung des Aufstandes anwesend waren, sie müßten ihren Kornbedarf aus Odessa und von amerikanischen Schiffen holen, weil im Winter die angeschwollenen Gebirgsflüsse den Transport unmöglich machten. Der General that hievon Meldung an seine Regierung, erhielt aber Befehl, den übelriechenden Brei nicht aufzurühren (!).[1])

---

in dem lesenden Figürchen in der Sänfte trotz mangelnder Porträt-Aehnlichkeit den Dr. Ringseis will angedeutet finden, der hat des Malers Meinung nicht falsch gedeutet.

[1]) Sieh 11. Kap., Brief v. 30. Jan. 1824.

„Bei unserer Zurückkunft aus dem Thal hielten wir am Eingange desselben, auf Kisten und Koffern sitzend, im hellen Mittagssonnenschein, unser kaltes Mahl. Der Baron Grimaldi hatte uns von Modica aus bis Ispica einen ungeheuern Humpen köstlichsten Weines und süße Sachen nachgeschickt. Wir tranken fröhlich. Graf Seeverras war vorausgegangen, Nachtquartier zu bestellen, und nun waren wir lauter Deutsche, lauter Bayern beisammen. Es wurden viele deutsche Lieder gesungen, angestoßen, daß es bis zum Himmel erklang und man's in München hören mußte, auf's Wohl aller Lieben! Der Kronprinz war begeistert, wir waren es Alle.

„Wir gingen mit einem Campiere zu Fuß voraus, der nochfolgende Campiere, der unsere Sachen begleitete, verfehlte den Weg, der Kronprinz, Graf Seinsheim, Dillis und ich, die wir schon 8 Miglien zu Fuß gemacht hatten, mußten nun noch acht weitere gehen auf diesen furchtbaren Wegen. Es war schon dunkel, wir noch 2 Stunden von Noto entfernt, als wir mit den Verirrten zusammentrafen und uns steinmüd in die Sänften setzten. Diese sind so schmal, daß nur eine magere Person auf jedem der zwei sich gegenüber befindlichen Sitze Platz hat; auf zwei langen Stangen ruhend, und von zwei Maulthieren getragen, gehen sie 3 Fuß hoch über der Erde und schwanken beständig von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, daß man immer glaubt, sie müssen umstürzen. Dillis und ich saßen nun in einer solchen zusammen, in dunkler Nacht, als wir plötzlich die Sänfte niedersinken merkten, unter wiederholtem Ruf der Treiber: O Gesu Maria, o Gesu Maria! Mit Erschütterung war die Sänfte auf den Boden gestoßen, doch stund sie aufrecht, wir wußten nicht was vorgefallen, fürchteten aber Alles und riefen mit Ungestüm den Treibern zu, schnell zu öffnen, weil wir von innen es nicht konnten. Glücklich herausgelangt, was sahen wir? Nur noch halb und mit einer Stange, der linken, haftete die Sänfte auf dem Rand einer schmalen geländerlosen Brücke; die rechte Hälfte mit ihrer Stange schwebte ganz frei in der Luft; das vordere Maulthier lag zu Boden, mit dem Kopf auf einem Felsen am Ausgang der Brücke, mit dem Hintertheil noch auf der letzteren ruhend, die Füße über den Abhang des Felsens und den Brückenrand frei hinausstreckend; das hintere Maulthier stund neben der Brücke auf dem Abhang. Die Geistes-

gegenwart des einen Mauleseltreibers, der dem gestürzten Thiere freundlich zuredete, ruhig liegen zu bleiben, und zugleich die freischwebende Stange in die Höhe hielt, hat uns gerettet. — So kam ich an einem Tag zweimal in große Gefahr! Der Kronprinz war durch diesen Vorfall nicht wenig bewegt.

„Wir befanden uns noch eine Stunde von Noto entfernt, sahen aber schon eine stark beleuchtete hohe Gegend der Stadt. Als wir hier ankamen, zeigte sich, daß die Beleuchtung im Hause des H. Giovanni Impellizeri, Barone die San... (?), von dem wir sind aufgenommen worden. Eine Reihe von reich und glänzend gekleideten Bedienten empfing und führte uns auf breiten Treppen von geschliffenem Marmor in schöne hohe, ausgemalte, glänzend beleuchtete Säle. Das Abendessen war bereitet, das üppigste, feinste, reichste, dem ich je beigewohnt; selbst der Kronprinz sagte: Mai non ho mangiato meglio. Fische, süße Speisen, Gefrorenes ohne Zahl. Jeder von uns bekam anfangs drei silberne und zu den süßen Sachen drei goldene Bestecke. Fünf-, sechserlei auserlesene Weine, Rosoglio wie Oel, Mokkakaffee, dem selbst der des Herrn v. G. nachstehen muß, eben so gute Chokolade &c. Welch' ein grelles Licht zu dem Schatten, in dem wir noch vor 2 Stunden wandelten! Aber Schade! Während wir nicht Alles hätten verzehren können, auch wenn Jedem von uns die tägliche Leistungsfähigkeit wäre verzehnfacht worden, so befand sich der eine Magen, mit welchem uns Gott gesegnet, nicht in der richtigen Stimmung des Genusses; es war schon ein Viertel über 9 Uhr, als wir zu Tisch gingen und alle fühlten wir uns noch bewegt von der heutigen Reise und ihren Erlebnissen. Ich dachte mir während dem Essen, es wäre besser, das Geld, was solche Tafeln kosten, zum Straßenbau zu verwenden. Aber freilich, wenn es die Regierung nicht duldet!

„Den 5. kam ein Hauptmann aus Modica, also 18 Miglien weit nachgeritten, um dem Kronprinzen die „Hand zu küssen" (hier etwas gewöhnliches), weil er es am Morgen vor unserer Abreise von Modica wegen Kopfweh hätte unterlassen müssen. Welche Aufmerksamkeit!

„Der Kronprinz hat von dem Baron Astuto mehr als 400 sicilischer Münzen gekauft, woran es unserer Sammlung in München noch immer gebrach."

Da der Prinz, welcher am 5. Noto nach einem köstlichen Gabelfrühstück verließ, die Verpackung der Münzen ungern fremden Händen anvertraute, erboten sich Graf Seinsheim und ich dazu und blieben zu diesem Zwecke vom 5. bis zum 6. Mittags in Noto zurück. Für uns lud unser Baron zum Abend Gesellschaft ein, vier Damen und mir zu lieb sechs Aerzte. Wieder auserlesenes Essen, man merkte kaum, daß der Prinz fort war. Am Morgen setzten wir das Verpacken fort. Es wäre sehr genußreich gewesen, die Münzen zu betrachten, da sie vielfach von schönster Arbeit waren, aber hiefür mangelte Zeit, und das ganz mechanische Geschäft machte uns Beiden schier zum Erbrechen übel, ja erregte beinahe die Gefühle der Seekrankheit. Um meinen Magen in bessere Stimmung zu versetzen, ließ ich mich verleiten, an der sehr köstlichen Chokolade, die vor dem Abschied uns mit anderen Herrlichkeiten aufgesetzt wurde, zu nippen, verdarb mich aber hiedurch so gründlich, daß ich von da an mehr als 55 Jahre lang Chokolade weder sehen noch riechen, geschweige kosten mochte. Welch' ein Erinnerungsvermögen der Magennerven! Vielleicht wäre der Ekel kein so bleibender geworden, wenn ich gleich damals recht kräftig hätte den heiligen Ulrich angerufen. (Für etwaige Nichtkenner des St. Ulrichkultes die Notiz: Das Vertrauen auf des heiligen Bischofes Beistand, um Nadeln und derlei nicht in Schlund und Magen gehörige oder andere von diesen Organen ungütlich aufgenommene Dinge zur Umkehr zu bewegen, ist so groß, daß man unter dem Ausdruck „den heiligen Ulrich anrufen," schon die wunscherfüllende Wirkung versteht).

4. Nach Syrakus und weiter bis Palermo.

Brief aus Syrakus. Die Stadt. Erschüttertes Vertrauen und die Folgen. Brief aus Catania. Zug-Beschreibung. Villa Asmondi u. s. w. Catania selber. Aus Taormina; St. Agata; Natur, Menschen, Klöster. Messina, Kilian. Nordküste. — Aus Palermo. Dankes-Ausruf; gefährlichstes Stück der Reise. Ankunft in Cefalu. Sturm, Wetterglück; Aussehen. Einschaltung der Schreiberin und capella palatina.

„Syrakus, den 7. Dez. Nach dem Abschied ließen wir in der Sänfte uns auf flachem Wege hieher tragen. Die Mauern des heutigen Syrakus sind rings vom Meere bespült; nur durch einen schmalen Damm hängt es mit dem festen Lande zusammen, das sieht prächtig aus von fern. Es zählt 14,000 Einwohner, das alte hatte eine Million und einen Umfang von 22 Miglien, den man jetzt noch deutlich erkennt, war also größer als Rom."

Der Leser weiß aus Beschreibungen von den Ruinen des alten Amphitheaters, den noch mächtigeren des Theaters der Griechen, an erhabenem Ort, mit der Aussicht auf's Meer; der ganze hochgestufte Zuschauerraum nicht gebaut, sondern in Einem Stück aus dem Felsen gehauen. Dann das Ohr des Dionysius, jene riesige Felsengrotte mit dem starken Echo, von dem erzählt wird, es habe dem Tyrannen die Klagen der hier verwahrten Gefangenen zugetragen, und die Latomien, jene nicht minder als Gefängnisse berühmten Steinbrüche. Besonders eigenthümlich bettet sich der Garten der Kapuziner in eine dieser Latomien, deren jetzt dachlose Felsenwände von häufig 120 Fuß Höhe sich in labyrinthisch malerischer Verwirrung durcheinanderziehen, da und dort überspannt von natürlichen Felsenbrücken, Alles vielfach überhangen und gesäumt von Epheu, indischen Feigenbäumen und anderen Pflanzen, während in der geschützten und warmen Tiefe die Orangen, Limonien, Zitronen, Oliven, Granaten und Lorbeerbäume auf's reichlichste ge-

deihen. Fünf Felsen sah ich gesprengt durch aufkeimende Olivenbäume. Und während hier die Sonne die köstlichsten Früchte reifte, war sie außerhalb des Kapuziner-Klosters so gefällig, den Kandidaten des Priesterseminars, die auf ihrem Spaziergang sich die Sacktücher gewaschen hatten und sie nun ausgespannt zwischen den Händen einhertrugen, mit den nämlichen majestätischen Strahlen zu trocknen.

„So gut wir es in Noto gehabt, so schlecht ward es uns in Syrakus; schmutzige Zimmer im Gasthaus, übel bereitetes Essen, ein uns widriger Wein."

Ich habe schon Eingangs dieses Reisekapitels angedeutet, daß des Grafen Sceverras „Je connais la Sicile comme ma poche," das der Kronprinz gemäß seiner eigenen Gründlichkeit buchstäblich genommen hatte, nur ein oberflächliches Kavaliersgerede gewesen, und da der Prinz immer nur kurz in München geweilt, hatte er nicht Gelegenheit gehabt, solches zu durchschauen. An Ort und Stelle zeigte sich denn bald, wie ganz anders der Prinz die Sache auffasse als der Graf, der nicht einmal mit dem Dialekt der Leute zurechtkam. Ich erinnere mich, wie Sceverras einmal, eine Wirthin nicht verstehend, seine Ungeduld in lebhaften Worten heraussprudelte und diese die ihr ebenfalls unverständlichen Laute nachsprudelnd verspottete. Andererseits ist es gewiß, daß der Kronprinz in seiner unermüdlichen Wißbegier seine Anforderungen an den guten Grafen zu hoch gespannt hatte, und diesem war es im Grund nicht zu verdenken, wenn er bei Antritt der Reise keine Ahnung gehabt von dem zwar liebenswürdigen, aber seltsamen Herrn, den er zu begleiten unternahm. Es haben manche geglaubt, Ludwig den I. leicht zu durchschauen; in Wahrheit aber kehrte er immer neue und überraschende Seiten hervor und war ganz unberechen-

bar, nicht wegen Wandelbarkeit, wohl aber höchst mannigfaltiger Originalität des Charakters. Allerdings glaube ich meinestheils, in einer Reihe von Jahren ihn gründlich kennen gelernt zu haben, aber zu dieser Kenntniß gehörte eben die Erfahrung seiner Unberechenbarkeit, es sei denn in Dingen, die man vermöge seiner Grundsätze vorausbestimmen konnte. Nachdem der Prinz einmal entdeckt hatte, wie es mit des Grafen Kenntniß von Sizilien stund — und das war bald entdeckt — da verlor er sogleich alles Vertrauen auf einmal und handelte fortan ganz nach eigenen Rezepten. Nun sind aber Prinzen, auch die unterrichtetsten, unerfahren in zahllosen Dingen, die wir anderen früh auf die eigenen Füße gestellten Menschenkinder schier bewußtlos lernen; und obwohl Kronprinz Ludwig hervorragend Autodidakt und selbstständiger gewesen als die große Menge seiner Standesgenossen, so konnte es doch nicht fehlen, daß er in einem so eigenartigen Lande einen Verstoß um den anderen beging. War Graf Sceverras trotz seines Alters oft unbesonnen und rasch zu Entschlüssen, die sich als unzweckmäßig erwiesen, so pflegte zwar der Prinz bei aller Lebhaftigkeit sehr wohl zu überlegen, aber hier bedurfte es nebst der eigenen Ueberlegung noch der sachkundigen Rathgeber. Die gewöhnlichen einheimischen Führer waren hierin ungenügend; theils merkte er nicht auf sie, theils wenn er es that, fuhren wir nicht minder übel. Vernünftigen Vorstellungen zugänglich, scheute er es doch, sich von Jedem einreden zu lassen und von uns schien zu solcher Einrede Keiner berufen als Jener, zu dem er eben das Vertrauen verloren hatte, Graf Sceverras. So kam es, daß der Prinz nunmehr durch seine Anordnungen nach eigenem Gutdünken uns häufig in große Schrecken und Gefahren brachte, indem wir z. B. auf halsbrechenden Wegen in's

Dunkel der Nacht geriethen u. dgl. m. Begreiflich empfand Graf Sceverras seine Stellung häufig nicht angenehm, aber bei allen Strapazen und trotz aller Seltsamkeiten des Prinzen konnte man diesem nicht gram sein; trug er doch selber die Beschwerden mit so fröhlichem Muth, war es ihm doch so gründlich ernst, zu lernen und zu erwerben, was zu Nutz und Frommen des Vaterlandes dienen konnte, und lag in seinem ganzen Wesen doch so viel Geist und Gemüth, daß man die Originalitäten theils in den Kauf nahm, theils gerade durch sie sich angezogen fühlte.

Wir wollten noch den 8. nach Lentini, dem alten Leontion kommen, wo wir schon angekündigt waren. Man warnte uns, ja nicht zu spät zu gehen, weil es 24 Miglien weit liege und wir Nachts unmöglich ohne Lebensgefahr zu reisen vermöchten. So pünktlich nun der Prinz im Ganzen die gegebenen Stunden einzuhalten pflegte, so gab es für ihn eine Ausnahme und das war, wenn er in's Briefschreiben gerieth; da vergaß er Zeit und Maß und reihte einen Brief an den anderen. So geschah ihm auch an jenem Tag, und nach der um halb 6 Uhr gehörten Messe harrten wir Anderen zur Reise gerüstet vergeblich im Vorzimmer bis dreiviertel auf 1 Uhr, ehe wir Syrakus verließen. Auch dann noch ward unser Vorankommen durch häufiges Zufußgehen verzögert.

„Catania, 11. Dez. 1817.

Ich wollte, ich könnte Ihnen unseren Zug ein wenig beschreiben. Voran auf stattlichem Rappen ein Campiere in rother, blau ausgeschlagener Uniform, die feine Zipfelhaube auf dem Kopf; dann mit grünlederner Kappe der Prinz zu Fuß, Graf Seinsheim neben ihm in ähnlichem Kostüm wie er; der Bediente des Kronprinzen mit schief über die Brust geschnalltem Ranzen zu Pferd; ich auf einem Maulesel, mit Schuhen, langen gelben Hosen, dem Rhabarberrock, grüner Haube, Brillen auf

der Nase und einem Buch in der Hand, weil man auf diesen sichergehenden Thieren höchst bequem lesen kann; dann eine leere Sänfte, von 2 Maulthieren getragen, noch ein drittes leergehendes, seines Reiters gewärtig; in der zweiten Sänfte Dillis, ebenfalls die Brille auf der Nase, aber die Gegend betrachtend und zeichnend; Graf Seeverras auf einem stolzen Maul, edel wie ein General und gewandt wie ein Italiener; hierauf im langsam schweren Zuge folgend die Bedientenschaft mit den Lastmaulthieren, die einherziehen hoch und breit von Kisten und Koffern wie bewegliche Häuser; Ghecco, der Kammerdiener des Grafen Seinsheim, als Adjutant auf einem flüchtigen Maule den Zug auf- und abreitend und das Proviantwesen kommandirend; schließend endlich die ganze Karavane, ein zweiter Campiere auf einem Falben, eine Wurst in der einen, eine Flasche in der anderen Hand. Häufig muß die gesammte Kavallerie absitzen und zu Fuß in Städte und Festungen einziehen. Ich beschreibe Ihnen hiemit nur Eine von den vielen hundert schönen Wendungen und Stellungen, in denen unser Zug voranschreitet.[1])

„Es gibt verschiedene Reisebeschreibungen von Sicilien. In der einen sind die Alterthümer, in der anderen der politische, in der dritten der naturgeschichtliche Zustand, in der vierten die malerischen Ansichten hervorgehoben. Unsere Reise ist ausgezeichnet durch Abenteuer — wenn nicht lauter romantische, so doch halsbrecherische und ergötzliche.

„In stockfinsterer Nacht kamen wir in Villa Asmondi an, einem dem Marchese di Sessa gehörigen Dorfe. Gerne wären wir da geblieben, denn noch 8 Miglien waren bis Lentini, in Villa Asmondi gab es nicht einmal eine Laterne oder Fackel, unsern Weg zu erleuchten; aber es gab auch kein Quartier, wir hatten außer unserm Frühstück von Kaffee oder Chokolade den ganzen Tag nichts gegessen, die letzten Brosamen waren aus unsern Taschen geholt, unsere Proviantmaulthiere schon um 10 Uhr von Syrakus nach Lentini vorausgegangen, in Villa Asmondi nicht das mindeste zu hoffen. So entschlossen

---

1) Auf einer Porzellanvase, Geschenk des Ministers Frhrn. von Lerchenfeld zu meiner Hochzeit, ist unser Zug in ungefähr obiger Weise nach einer Zeichnung von Dillis in sehr schönem sonnigem Gemälde dargestellt.

wir uns denn, unter Sturm und Regen weiter zu ziehen. Unser Steig führte, sich windend, über und neben großen Steinen hin, endlich verfehlten wir auch diesen, unsere Campieri suchten ihn mit den Händen, aber vergebens; wir erwarteten unter freiem Himmel übernachten zu müssen — hatten wir doch schon öfter in Sicilien von einem Nachtquartier zum anderen keinen Ort angetroffen, — als wir endlich das Dorf Villa Asmondi wieder erreichten. Wie fühlten wir uns so herzlich froh, war doch wenigstens der Hals gerettet! Unsere Thiere wurden in einem elenden Fondaco, wie hier die Wirthshäuser heißen, noch untergebracht, wir alle wärmten uns im Stalle desselben, während Graf Sceverras Quartier suchte. Der Kronprinz war bei alledem froh und vergnügt. Durch Drohungen (wenn auch nicht mit der Pistole) vermochte Graf Sceverras den Pfarrer, uns aufzunehmen. Wir bezahlten zum voraus, um etwas zu essen zu bekommen; Heißhunger hatten wir Alle. Im ganzen Dorfe, das 500 Seelen und Leiber zählt, wurde ein Ei aufgetrieben, dann setzten sie uns 3 kleine in ranzigem Oele gekochte Fische vor und zwei alte geröstete Hennen. Wir dankten Gott dafür, sättigten uns mit Brod und tranken den sauerherben Wein, den sie uns im Ueberflusse reichten."

Da blick' ich einmal zufällig in die Höhe — was entdeck' ich? Am Gebälk des Daches hangend die größten und herrlichsten getrockneten Trauben. Ein Jubelruf, in den die Anderen bald einstimmen, aber der Kronprinz in seiner Gewissenhaftigkeit gestattet nicht, daß man eine derselben antaste, bevor man den Pfarrer befragt. Man wird ja dafür zahlen — thut nichts, man hat kein Recht darauf. Also der Pfarrer wird geweckt und ist ärgerlich, daß man wegen solcher Bagatella seinen Schlaf unterbricht; dieser Bescheid erregt neuen Jubel und nun geht's über die Trauben her, und bei dem sauerherben Wein stimmen wir herzlich vergnügte Lieder an.

„Sehr müde insgesammt, legten wir uns nieder; der Kronprinz auf eine Matraze, Sc., S., D. und ich, mit den Bedienten des Prinzen, alle auf den Ziegelboden des selben kleinen Zimmers hingestreckt, bloß in unsere Mäntel gehüllt,

ohne andere Zudecke und Unterlage. Ich hatte nur leichte Beinkleider an und merkte immer auf der Seite, wo ich lag, empfindliche Kälte. Man muß sich nicht vorstellen, daß man hier den Winter gar nicht spüre. In den Wohnungen ist er für einen Deutschen empfindlich, weil es keine Oefen gibt und die Zimmer kühler sind als der freie Himmel; die ganze Bauart ist darauf berechnet, sie kühl zu erhalten. Man hat hier immer kalte Füße; wie unangenehm! — Die Nacht in V. Asmondi wurden wir, die wir auf dem Boden lagen, mit des Landes reichster Gabe reichlich beschenkt.

„Den 9. Morgens, so bald es hell war, zogen wir weiter, und nun konnten wir bei Tag die Gefahr des Weges sehen, den wir bei Nacht hatten zurücklegen wollen. Wahrhaftig, man sollte immer das Testament machen, ehe man in Sicilien eine Reise unternimmt. Es haben uns auch mehrere Eingeborne im Ernst erzählt, daß solches von Vielen, besonders von Damen geschieht, wenn sie Geschäfte halber nach Palermo müssen. Und doch ward von den Sicilianern schon so viel bezahlt, um Straßen zu erhalten, daß man dieselben, wie sie sagen, von Silber machen könnte. — Auf dem ganzen Wege von Syrakus bis Lentini und von da bis Catania sahen wir den Aetna vor uns, aber beständig hatte er eine Wolkenhaube auf, die er nicht einmal vor Sr. Königl. Hoheit abnahm. Der Kronprinz hat schon darauf verzichtet, ihn zu besteigen.

„In Lentini nahmen wir im Hause des Baron Sanza ein reiches und köstliches Gabelfrühstück ein. Hier waren drei schöne Fräulein, von denen wir uns schwer trennten.

„Noch vor Nacht kamen wir in Catania an. Der Wirth, bei dem wir sind, war uns bis Lentini, 18 Miglien weit, entgegen geritten, den Kronprinzen zu gewinnen, ja ein anderer zu gleichem Zweck 48 M. weit bis Syrakus gekommen. Aber wir sind schlecht daran, Zimmer und Möbel voll Schmutz, weder jene noch die Kästen verschließbar, alles voll Luftzug, der Wein nichtswürdig. Warum sind wir nicht lieber im prächtigen Kloster der Benediktiner abgestiegen, wo schon alles für uns bereitet war? Graf Sc. ist Schuld. — Zuerst in V. Asmondi, dann durch Regen beim Einzug in Catania verkältet, nicht sogleich im Stande Wäsche zu wechseln, weil unser Fuhrwesen später folgte, bekam ich in der Nacht von gestern auf heut

einen entkräftenden Krankheitsanfall, der noch nicht vorüber ist. Appetitlos mochte ich schon den vergangenen Tag nichts essen als Suppe und Kaffee, gleichwohl auch nicht versäumen zu sehen, was hier zu sehen war, ging, weil der Kronprinz morgen schon fortreist, den ganzen Tag mit der Gesellschaft in der Stadt herum, hatte Abends Fieber, unauslöschlichen Durst und war zum Umsinken müde. Heute bin ich etwas besser.

„Catania, das angeblich 60—80,000 Einwohner hat, ist eine Stadt von lauter geraden, langen, breiten Straßen, im Besitz eines altrömischen, nunmehr halb unterirdischen Theaters und Amphitheaters, eines Benediktinerklosters mit herrlicher Aussicht; die Universität sah ich nicht, weil ich fast den ganzen heutigen Tag zu Bette lag, dafür einige Münz- und Vasensammlungen, und obendrein kaufte ich selber eine von 400 Laven, die wohl im Transport mehr kosten wird als im Ankauf. Am meisten gefiel mir in Catania, was ich vorher nie so gesehen, das gewaltig bewegte Meer. Es wehte heftiger Südwest und die Wellen schäumten milchweiß und hoch empor an den niedrigen Lavafelsen, die wie ein schwarzer Saum das ganze große Ufer umgeben, und weit in die Fluth hineinstarren. Das Grün der hohen See, dieser milchweiße Gischt am Ufer, der schwarze Lavasaum und das üppige Pflanzengrün des Landes, welche Gegensätze!

„Alle Gebäude in Catania, alle Gartenmauern sind aus Lava gebaut und diese schwarzen Gestalten in Mitte der grünen, rothen und gelben Pflanzungen! Was hier die Häuser einreißt, abbaut, das baut sie auch wieder auf, die Lava nämlich. Siebenmal ward Catania schon von Ausbrüchen des Aetna zerstört und siebenmal wieder hergestellt; so lieb haben die Menschen diese schönen und fruchtbaren Gefilde. Keine Gegend in Sicilien fanden wir so angebaut, so bewohnt als die Umgebungen des Aetna."

„Taormina, den 12. Abends.

So eben sind wir hier im Kloster der Dominikaner abgestiegen und haben freundliche Aufnahme gefunden. Von meinem Fenster aus genieße ich die Aussicht auf Aetna und Meer. Schon bin ich wieder zu einem Kranken gerufen; ein Mauleseltreiber sagt es dem anderen, daß ich der Doktor bin. Heute früh um 7 Uhr reisten wir von Catania fort, auf minder niederträchtigen Straßen, zwischen den schönsten und fleißig be-

bauten Gründen, durch viele Dörfer, immer etwas aufwärts, die mannigfaltigsten Aussichten ringsum, rechts das Meer, vor uns links das ungeheuere Aetnagebirge, das bei unserer Annäherung nun doch die Wolkenhaube abgenommen, und dessen schneebedecktes Haupt im Strahle der Morgensonne unbeschreiblich glänzte. Wahrhaft ein Gebirge ist der Aetna, zusammengesetzt in seinen Gliedern aus vielleicht 200, darunter sehr hohen Bergen, seinen Söhnen, Enkeln und Urenkeln, die alle im üppigsten Pflanzenwachsthum noch jetzo grünen, während das Haupt vom Eise starrt."

„St. Agatha, westlich von Melazzo, an der Nordküste Siciliens, 18. Dezember 1817.

Ich setze meine Reisebeschreibung fort. Taormina (das alte Taormeneum) liegt auf einem hohen Felsenberge; auf einem noch so hohen, schmälern und spitzeren, und auf einem dreimal so hohen in der Fortsetzung der Felsenkette, befinden sich noch Dörfer, ringsum eng abgesondert durch die steilen Bergeswände, wie in den Lüften hangend und die Wolken berührend — welch ein Schauspiel! Das höchste dieser Dörfer, Molo mit einer festen Burg und 500 Einwohnern, haben wir bestiegen. Es liegt dem Aetna gegenüber und auch der See; man erblickt die Meerenge von Messina, die hohen Gebirgsufer von Calabrien, eine erstaunliche Aussicht, wie denn überhaupt die Umgebung von Taormina zu den großartigsten gehört, die ich gesehen.

„Und in dieser schönen Natur, welche Menge häßlicher Menschen, wie krank, gelb, bleich, aufgedunsen, wie bettellumpig! In dieser gewaltigen Natur welche niederträchtige, kleinlich verschmitzte Schelme, welche einstudirte Bosheit in der Volksklasse! Keiner traut dem andern, einer warnt vor dem andern. Treu und Glauben sind die Grundbedingungen alles Wechsel-, alles gesellschaftlichen Lebens; daher auch hier nichts geleistet werden kann, was Zusammenwirken von Vielen erfordert. So wahr ist es, daß die schöne Natur an und für sich nicht besser mache; ja gerade in dieser schönen Natur dahier finden wir einen Auswurf von Menschheit. Wir wissen was allein zu bessern vermag."

Da mir auch in Taormina im Kloster, wo wir herbergten, eine höchst unwürdige Mönchsgestalt begegnete

— dießmal ward meine Entrüstung erregt durch Unsittlichkeit — so schrieb ich, nachdem ich nebenher auch den Schmutz im Refektorium verglichen hatte mit der glänzenden Reinlichkeit im Kloster zu Schwarzhofen:

„Fürchten Sie nicht, daß ich, dieses erzählend, den guten ursprünglichen Geist der Klöster verkenne; ich ehre diesen höchlich, und glaube sogar, daß wieder Klöster in diesem Geist entstehen müssen.“

Letztere Ueberzeugung ist unter Katholiken so selbstverständlich, daß man sich in jene Zeit versetzen muß, um meine Betheurung nicht geradezu komisch zu finden.

„Am 15. reisten Dillis und ich Morgens von Taormina ab, immer am Ufer der Meerenge hinziehend im Angesicht der schönen hohen Küste von Calabrien und der am calabrischen Ufer liegenden alten Stadt Rheggio. Das Meer braust hier wie ein ungeheurer, zwei Stunden breiter Strom zwischen den beiden Ländern hin.

„In dem schönen großen, 60,000 Einwohner fassenden Messina mit seinen langen breiten Straßen, wovon besonders die am segelreichen Hafen hinlaufende gar herrlich ist, und seinen nahumgebenden hohen Bergen von salzburgischer Großheit konnten wir weniger sehen als mir lieb war, indem wir, um drei Uhr angekommen, am anderen Morgen schon wieder forteilten. Herzlich, ja kindlich über uns erfreut war der Wechsler Kilian, aus Augsburg gebürtig, ein liebes Gemüth, das uns viel Freundschaft erzeigte. Wie thut das wohl in diesem gemüthlosen Lande!“

Viele Jahre bin ich mit dem guten Kilian, welcher bald darauf bayerischer Konsul geworden, in Verbindung geblieben und preise ihn als meinen Wohlthäter, indem ich durch seine Vermittlung regelmäßig die köstlichsten Arten sicilianischer Weine, den rothen Faro, den feurigen Marsala, den öligen Syrakusanermuskat u. s. w. für meinen Keller zu erwerben vermochte. Dazwischen verehrte er mir von Zeit zu Zeit eine Kiste sicilianischer Orangen und

immer ging — man bedenke, wie selten und kostbar in der eisenbahnlosen Zeit diese Früchte in München gewesen — ein Jubelruf durch das Haus, wenn der Ankündigungsbrief, vollends wenn die Kiste selber gekommen; welch ein Fest war es für die Kinder, jede der goldenen Früchte aus der feinen seidenpapierenen Hülle zu wickeln; freilich nicht alle mehr golden, denn viele waren auf der langen Fahrt mehr oder minder blauschimmelig geworden, obschon sie in Rücksicht hierauf vor der völligen Reife gepflückt worden. Mit dem Jahr 1848 hörten die Weinbesorgungen sowie die Orangensendungen auf; der gute arme Kilian hatte, als die königlichen Schweizer zur Besiegung der Revolution nach Messina kamen, den unglücklichen Gedanken gehabt, sich Ansehens halber in seine bayerische Konsuls-Uniform zu kleiden, die Soldaten hielten ihn für einen aufrührerischen Offizier und fielen über ihn her; von den erhaltenen Wunden konnte er sich kaum mehr erholen, zugleich war sein Besitzthum theils durch Plünderung, theils durch die bösen Zeiten überhaupt geschmälert worden und der Wackere brachte die letzten Lebenstage in Kummer hin.

„Den 16. ging es weiter in die Gebirge hinein, wunderschöne, gutangebaute Gegenden vorbei, immer aufwärts und aufwärts, bis wir, auf dem höchsten Bergesrücken uns umwendend, die Stadt Messina mit ihrer ganzen Umgebung, den schiffreichen Hafen, die Meerenge und das gegenüber liegende Ufer von Calabrien, wie eine Karte vor uns ausgebreitet sahen, nach vorwärts eben so schön das die Nordküste von Sicilien, Melazzo u. s. w. bespülende Meer."

Hier entstund ganz plötzlich wie im Handumdrehen ein ungeheurer Sturm, der die eben noch spiegelglatte Wasserfläche zu Bergen zerwühlte, wie wir denn am folgenden Tag viele Bretter, Balken und andere Schiffstrümmer am Ufer fanden.

„Nachdem wir unterwegs im Gartenhaus eines armen Pfarrers, aber rings umgeben von reichbeladenen Orangenbäumen, kalte Mittagsküche gehalten hatten, gelangten wir Abends nach Melazzo, einer Festung auf weit in's Meer hineinreichender Erdzunge, gegenüber das feuerspeiende Berg-Eiland Stromboli sowie die ebenfalls vulkanischen liparischen Inseln. Quartier im Hause eines Fürsten. Am 17. über Aula, das Vorgebirg Olivieri, auf furchtbaren Wegen nach Giojosa; in einem elenden Gasthaus übernachtend, sind wir dennoch vergnügt. Den 18. über Cap Orlando, wo wir einen Trupp calabresischer Bösewichter sahen, Gesichter voll der Verruchtheit, hieher (S. Agata), wo wir Nachmittags um 1/24 Uhr ankamen. Hier wollte der Kronprinz durchaus nicht bleiben, sondern noch bis San Stefano, wohin noch 20 Miglien.[1]) Der uns bewirthende Adlige heißt Baron Sanza."

„Palermo, 21. Dec. 17.

Gott sei gelobt und gepriesen, daß wir wieder hier sind, nach solchen Märschen, auf solchen Wegen, in dieser Jahreszeit und zum Theil in der Nacht! Die gefährlichste und beschwerlichste Reise, die ich in meinem Leben gemacht habe! Ich bitte aber, daß dieß einstweilen im Kreise der Freunde verschwiegen bleibe, damit nicht etwa Manche sich unnöthig kränken über Gefahren, die nun vorüber."[2])

Dieser gefährlichen und beschwerlichen Reise weitaus gefährlichster und beschwerlichster Theil war aber der von St. Agata bis Cefalu. Wir gingen den 19. Morgens halb 5 Uhr ab und fortwährend auf Wegen, elender und schreckhafter als alle, die wir bisher gesehen hatten, kaum schuhbreit, mit Felsenstücken besät, über Abgründe führend, an Seitenwänden von Bergen hin, tief unter uns das Meer. Ein Fehltritt des Maulthieres, und wir liegen todtgeschmettert am Fuß der Felsenwand oder im Wasser.

---

1) Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß der Kronprinz doch nachgeben gemußt.

2) Der Kronprinz wollte besonders vermeiden, daß seine überaus ängstliche Gemahlin Kunde davon erhalte.

Die Sicilianer selbst, welche doch Wege, die man bei uns zu den schlechtesten zählt, noch vortrefflich nannten, weil sie von guten nichts wußten — sie sogar bezeichneten diesen als Strada sceleratissima, Camino del Paradiso (Himmelsweg), Corniccione, weil er schmal, wie an Häusern das hervorstehende Gesims, an der Felswand über dem Meere hinlief. Als wir an die gefährlichste Strecke kamen, hatte es zwei Stunden geregnet, und die Maulthiere und wir fielen an manchen Stellen bis an die Kniee in den fetten Grund — vielleicht, wie man nachher uns versicherte, unsere Rettung, weil dieß Einsinken häufig mochte den Absturz verhüten. Einmal hatten die Thiere durch das wildbrandende Meer zu gehen; unzähligemale mußten wir aus der Sänfte steigen und wieder hinein, lange Strecken zu Fuß machen und waren vor Müdigkeit wie gerädert. Einmal, da es schon stark dunkelte und Dillis und ich eben ausgestiegen waren, hörten wir Graf Sceverras, der ein Gleiches gethan, uns aber nicht bemerkte, vor sich hinstöhnen: „O mein Gott, laß doch diese Reise eine Buße sein für alle Sünden meines Lebens." Der gute Graf gehörte eben auch nicht mehr zu den Jungen. Aber zu diesem Seufzer eines zerknirschten Herzens befand sich der aus Gründen zusammengekauerte Schattenriß sowohl des Beters als der beiden Zuhörer in einem so hochkomischen Mißverhältniß, daß trotz unseres eigenen beginnenden Elends Dillis und ich nicht umhin konnten, durch lautes Lachen dem Grafen in der tiefen Dämmerung unsere Nähe und Theilnahme zu verrathen.

Der Jahreszeit entsprechend brach die Nacht ziemlich früh und sehr plötzlich herein, ihr Dunkel durch einen kaum merklichen Schimmer nur so viel erhellt, daß wir eben noch vorwärts konnten; Fackeln besaßen wir nicht, vermuthlich hatte man gerechnet, bei Zeiten anzulangen;

aber weiter ging's immer, und immer weiter, und wollte kein Ende nehmen und die mit der Müdigkeit stets wachsende Beschwerde schien jede nächtliche Stunde, wie sie der anderen folgte, zu verdoppeln und zu verdreifachen.

„Sei froh, daß D'n Weg net siachst," tröstete mich etliche Jahrzehnte später mein tyrolischer Führer, ein Simplicissimus, als ich bei tiefabendlicher Wanderung im Herbstregen über das Blumserjoch mein schon geschwächtes Augenlicht beklagte — „sei froh, daß D'n Weg net siachst," ... er meinte, da würde ich mich erst recht fürchten. Möglich, daß etwas Aehnliches dort vor Cefalu gegolten, aber es war auch wieder schaurig genug, im Dunklen das Meer unter sich brausen zu hören. Es ist später wegen meines Lesens auf der Gasse ein Lieblingsspruch König Ludwig's geworden: „Ringseis hat zwei Schutzengel, zwei Schutzengel, daß ihm niemals ein Unglück durch das Lesen begegnet ist." Nun, dann muß uns bei jener nächtlichen Wanderung, vier Stunden lang, auf solchen Wegen und in der Dunkelheit, ein ganzes Dutzend Extra-Schutzengel beigestanden sein. Ueberhaupt hatten wir Alle das Gefühl, daß auf dieser Rundreise Jeder von uns und unseren Führern (und die Thiere dazu) von Rechtswegen mehr als einmal hätten umkommen müssen und nur durch eine besondere Gnade und Hülfe Keinem etwas geschah.

Endlich, endlich um 10 Uhr Nachts langten wir an in Cefalu. Der Bischof, bei dem wir abstiegen, erwartete uns schon seit vielen Stunden mit dem im Palast versammelten Domkapitel, Alle in geistlicher Gala, und da kamen wir daher, todmüd, in unserer Reisetracht, von oben bis unten mit Straßenkoth bespritzt und gaben Bericht von der Wanderung dieses Tages. Die Herren erbleichten und schlugen die Hände zusammen, daß wir einen solchen

Weg, bei Tag schon so halsbrechend, in dunkler Nacht gewagt und ohne Unglück ein solches Wagniß bestanden hatten. Kurz vorher waren auf diesem nämlichen Wege zwei Maulthiertreiber zusammt ihren Thieren in die Tiefe hinabgestürzt. Plötzlich fing Dillis, der vorgerückte Sechziger, der mit seinem gerollten Mantel schweigend dagestanden, laut und heftig zu schluchzen an; waren doch wir Jüngeren von der Beschwerde wie gerädert, von der bestandenen Gefahr und der nachträglich noch gesteigerten Erkenntniß derselben ganz erschüttert. Tröstend nahm ich den alten Mann unter den Arm, und dem über diesen Ausbruch ergriffenen und bestürzten Prinzen die Hoffnung aussprechend, daß durch Ruhe, durch Stärkung mit kräftiger Suppe und edlem Wein das Gleichgewicht von Geist und Leib bald wieder hergestellt sein werde, geleitete ich den Erschöpften auf sein Zimmer, erbat mir, während die Gesellschaft zur Tafel ging, für mich selber Speise und Trank dorthin, bewog ihn sich zu legen und mit mir essend und trinkend sich zu erquicken und leistete ihm Gesellschaft, bis er entschlummert war. Den nächsten Morgen befand er sich wohl und vermochte über seinen gestrigen Zustand und die vorhergegangenen Abenteuer wieder herzlich zu lachen.

Häufig rief bei solchen gefährlichen Wanderungen und anderen Beschwerden unserer Rundreise der Kronprinz aus: „O was ist mein polnischer Feldzug im Vergleich zu diesen Strapazen!“ Uebrigens pflegte er in Sicilien denselben Mantel zu tragen, der ihm in jenem Feldzug schon gedient hatte und weil ihm neue Stiefel beim Zufußgehen lästig fielen, trug er die alten so lang als nur immer möglich, und wenn wir irgendwo so einmarschirten, fiel mancher Blick verwundert auf die Stelle, wo die fürstliche große Zehe, nur vom Socken geschützt, durch eine Lederspalte hindurch blinzelte.

„In Cefalu schöner Dom im byzantinischen Styl. Am 20. bis hieher (Palermo), immer am Ufer hin, das Meer seit dem 16. immer in stürmischer Bewegung, am 20. aber besonders majestätisch; hoch und gewölbt gegen die Mitte, von dieser gewölbten Mitte und Ferne her hohe und meilenbreite Wasserberge stürzend, Welle auf Welle treibend, alle am Ufer mit donnerndem Geräusch in milchweißen kräuselnden Schaum zerschellend.

„Dieser Sturm hat das Packetboot Tartaro von der Insel Ischia, von wo es bei gutem Wind in zwei Stunden hätte in Neapel sein können, zurückgeworfen, und am 19. Tag nach seinem Auslaufen aus Palermo lief es hierselbst wieder ein, ohne seinen Bestimmungsort Neapel berührt zu haben. Der Leone, der uns hiehergeführt, ist auch auf seinem Rückweg zehn Tage auf dem Meer gewesen und hat durch Sturm so gelitten, daß er muß gänzlich ausgebessert werden. Uns kann in dieser Jahreszeit der Stürme auch Aehnliches begegnen.

„Aber wir haben viel Glück vom Himmel, das Alle bewundern. Denken Sie, fast drei Wochen herrschte auf der Nordküste von Sicilien unaufhörlicher Regen, während wir — eine große Ausnahme in dieser Jahreszeit — auf unserer Reise an der West-, Süd- und Ostküste solchen nur einen einzigen Tag eine halbe und an der Nordküste nur einmal zwei Stunden lang gehabt. Immer hub er gleich hinter uns an. Trat er auch auf unserem Wege früher ein, so mußten die Gebirgsflüsse anschwellen, machten ein Darüberſetzen schlechterdings unmöglich; alsdann konnten wir an den übelsten Orten Wochen lang harren, und wären, da es hier kein Mittel gibt, sich zu wärmen, gewiß Alle krank geworden."

Wir genossen also das in der Folge sprichwörtliche Wetterglück Ludwig des Ersten. Ob es Wochen lang geregnet hatte, zu einem König-Ludwigsfest klärte es sich unzweifelhaft auf. Als das Standbild seines Vaters Max auf dem Residenzplatze dahier enthüllt wurde, hatte es den ganzen Tag geschneit, im Augenblick jedoch, in welchem die Hülle fiel — ich hab' es aus Cornelius' Wohnung mitangesehen — brach die Sonne hindurch, beglänzte das

Monument und verweilte, bis der feierliche Augenblick vorüber war. Auch nach seiner Kronabdankung blieb dem Könige jenes Glück getreu, z. B. bei Enthüllung der Statue Bavaria.

„30. December. Ich wollte, Sie hätten uns in den letzten Tagen der Reise gesehen. Wäre das Gerücht unserer Ankunft nicht an jedem Ort uns vorausgegangen, gewiß, kein Mensch hätte geglaubt, daß in unserer Gesellschaft ein Prinz und daß wir eines Prinzen Gefolge seien, so gar über die Maßen schlicht und — anspruchslos sahen wir aus. Den 28. und heute haben wir in der Gesellschaft von 12 bis 15 Fürstenpersonen gespeist bei Principe Butera, dem Haupt des ältesten Fürstenhauses in Sicilien; doch ist dieser gegenwärtige Fürst ein geborner Hannoveraner von bürgerlichen Eltern, aus einem Lieutenant in englischen Diensten durch Vermählung so hoch gestiegen. Außer dem Kronprinzen und den beiden Gastgebern waren anwesend: der Duca di Trabia mit Gemahlin und Bruder; der Principe di Pantelleria, der Duca di Monteleone, der Duca d'Achi, der Principe di Malvagno, der Princ. di Ruffano, die Fürstinen Paterno, Partanna ꝛc.“

Spätere Einschaltung der Schreiberin: Verschiedenes, was wir früher, ohne Widerspruch von R. zu erfahren, beim Jahr 1817 eingereiht hatten, verlegen wir nun aus Wahrscheinlichkeitsgründen in's Jahr 1823/24. Im Januar 1818 schreibt er aus Salerno:

„Ich habe in Palermo im königl. Palast und in Montereale bei P. Kirchen im byzant. Styl gesehen und kann nicht läugnen, (sic?) daß sie mir wohlgefallen und mich zur Andacht gestimmt haben. Alle Wände mit Mosaik, worin viel Gold, alle Figuren auf Goldgrund, in den Bildnissen des Erlösers und der Heiligen soviel Ausdruck von Frömmigkeit, Ernst und edler Einfalt bei aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung, im Ganzen soviel Anspruchslosigkeit, daß jeder Unbefangene gerührt werden muß und das ist viel.“

Vergleichen wir diese Briefstelle mit einer uns erst jüngst bekannt gewordenen vom Jahr 1823 (sieh elftes Kap.), so fragen wir uns, ob, was hier unten folgt, nicht auch in jene spätere Epoche gehört; dann ergeben sich aber Schwierigkeiten des Zusammenhangs mit dem, was Ende gegenwärtigen Kapitels

Venedig betreffend erzählt wird; denn 1823 geschah die Rückreise nicht über Venedig. Für unseren nächsten Zweck ist es nicht von Belang, ob und wo hier eine Verwechslung sitze; wohl aber könnte es von Interesse sein für König Ludwigs Kunstgeschichte. Schluß der Einschaltung.

Zur Weihnachtsmette gingen wir in den königlichen Palast, wo die byzantinische Kapelle in der feierlichen Beleuchtung und die schöne Musik bei der heiligen Handlung mich gar sehr zur Andacht stimmten. Als wir nach der kirchlichen Feier zu unserer Wohnung fuhren, rief der Kronprinz völlig hingerissen: „Solch eine Schloßkapelle will ich haben.“ Doch ist er nicht streng dabei geblieben, indem die Münchener Allerheiligenkapelle zwar im byzantinischen Styl gehalten ist, aber mehr die Markuskirche von Venedig zum Vorbilde hat als die Palatina. Ursprünglich hoffte der Prinz, auch ächte Mosaik anzuwenden, doch zeigte sich dieselbe bei uns als unerschwinglich und man mußte zur Malerei auf gewöhnlichem Goldgrund sich entschließen. Aber es tritt selbst dieser Goldgrund, als glatte Fläche aufgelegt, an Wirkung weit hinter dem musivischen Goldgrunde zurück, indem die feinen Fugen der Mosaik ein Netz von unmerkbar zarten und doch glücklich dämpfenden Schatten über die glänzende Fläche ziehen.

5. Nochmal Neapel. Pästum. Rom.

Brief aus Pästum. Reisebericht; Neapel; der Katechismus. Pästum; (das Bibellesen;) Salerno. Ueber Velletri nach Rom; Räuberwesen und verschiedene Urtheile.

„Pästum, 10. Januar 1818.

... Den 31. Morgens kam der Kommandant des Tartaro und meldete, daß der Wind günstig und wir jeden Augenblick absegeln könnten. Der Kronprinz hatte aber noch eine Einladung bei Fürst Butera angenommen, und es wurde 11 Uhr

Nachts, eh' wir das Schiff betraten. Wir begrüßten auf demselben die erste Stunde des Jahres 1818 mit frohen Wünschen für uns und alle uns Lieben, bei Punsch, den der Kronprinz hatte bereiten lassen, und begaben uns dann in unsere von Theer riechenden Kämmerlein. Es war ein Fehler gewesen, vor der Einschiffung, da man Weniges, aber Nahrhaftes und Leichtverdauliches essen soll, an reich besetzter Tafel zu erscheinen, wo dem Kronprinzen zu lieb viel Zuckerpapp und eine Menge verlarvter Speisen aufgesetzt worden, die einem an einfache Kost gewöhnten deutschen Magen nicht bekommen. Dann noch der Punsch mit mehr Citronensäure als Rum. Wir Alle litten schon heftig in der Nacht, noch mehr am folgenden Tag. Vor 10 Uhr wagte Keiner sich aus dem Bett. Um Zehn Kaffee mit Widerwillen. Unsägliche Uebligkeit. Der Länge nach liegen wir auf dem Verdeck, weil Liegen das Erträglichste — wir vom Gefolg; der Kronprinz liegt auch, zu tiefst im Elend, darum zu Bett. Mir ist der Kopf heiß, schwindlicht; Himmel und Erde drehen sich beständig um mich herum; wie ich das Haupt nur einen Schuh hoch über den Boden hebe, wird mir zum Sterben weh, beständig wie Einem, der zum Brechen genommen, und noch schlimmer. Um 5 Uhr legen wir uns zum Mittagessen, d. h. die Speisen werden zu uns auf den Boden gestellt. Kaum ist die Suppe genossen, muß Dillis, der schon öfter zur See Gewesene, der bisher nie gelitten hat, verschwinden . . . Graf Seinsheim spricht: „Der erste geht ab." Kaum ist das Wort seinen Lippen entschlüpft, so klingt es schon hinter ihm: „Der Zweite geht ab," dasselbe sage ich vom Dritten, ich aber gehe nicht ab, das ist eben mein Unglück. Von den Bedienten konnten drei gar das Bett nicht verlassen. Wir Alle litten viel mehr als bei der Herfahrt, vielleicht auch wegen dem trüben Wetter und dem Südwind, der das Mark in den Beinen zermalmt, und bei welchem man immer schlechter verdaut; die Italiener essen deßwegen nichts mehr zu Abend, weil man die nach dem Nachtessen hier so nothwendige Bewegung nicht mehr machen kann. (Als ich in Palermo einmal dagegen gefehlt hatte, war mein Magen wie ein todter Hund und rührte sich nicht, bis ein Brechmittel mir wieder Appetit geschafft.)

„An diesem Tag nur Himmel und Wasser. In der Nacht vom 1. auf den 2. wurde der Wind zum Sturm. Der erfahrene Schiffskapitän hatte den Muth, alle Segel auszuspannen,

damit der aus Süden kommende Wind uns schnell zwischen Capri und Ischia hindurch in den Meerbusen von Neapel treibe; denn er fürchtete, der Sturm möchte, wie so oft, seine Richtung ändern und uns wieder zurückwerfen. Als es am Morgen des 2. hell wurde, sahen wir auch schon den rauchenden Vesuv, und eine halbe Stunde darauf begann der Wind uns entgegen zu sein. Setzte der frühere fort, so waren wir in einer halben Stunde am Ziel. Jetzt mußten wir laviren und waren um halb 12 Uhr dem Hafen nicht viel näher als Morgens 8 Uhr. Die Seeleute haben ein Sprichwort: hundert Mittagessen für den Raum einer Stunde, und ein Mittagessen auf den Raum von hundert" (je nach dem Winde nämlich).

„Um halb 12 Uhr abermals Sturm, der uns in einer Viertelstunde in den Hafen trieb, ein neues Glück, für das ich Gott herzlich danke, denn am Nachmittag ward dieser Sturm ungeheuer heftig; jenseits der Inseln hätte er uns in deren Nähe große Gefahr gebracht; innerhalb des Meerbusens hatte er nicht mehr volle Gewalt. Vor einigen Tagen scheiterte ein englisches Schiff im Angesicht des Hafens. — Wie freudig es uns war, den Fuß an's Land zu setzen, kann nur empfinden, wer diese abscheulichste aller Krankheiten kennt. Aber noch ein paar Tage schwankten Erde und Himmel, Haus und Bett mit mir, und drei Tage hatte ich zu thun bis Magen und Appetit wieder in Ordnung waren." —

Zuhörer von Blumenbach in Göttingen erzählen, daß derselbe jährlich einmal in seinen Vorlesungen einen altgriechischen Schädel vorgezeigt habe, den er vom Kronprinzen Ludwig von Bayern erhalten; bei der dankbaren Erwähnung habe jedoch der Professor nie die Anspielung verschlucken können, wie theuer das Geschenk ihm zu stehen gekommen. Das war aber so zugegangen: Während eines unserer Aufenthalte in Neapel wurden in der Nähe altgriechische Gräber eröffnet. Der Prinz erinnerte sich an den Wunsch seines Lehrers, einen Hellenenschädel zu besitzen, verschaffte sich einen solchen, freute sich sehr, ließ ihn durch mich verpacken und sandte ihn nach Göttingen. Mit Recht nahm er an, daß eine unfrankirte Sendung sicherer gehe,

und ließ sich schwerlich träumen von der Höhe des Portos, welches dazumal gewiß in die Hunderte betrug. Da mochte trotz aller Freude an dem Geschenk ein deutscher Professor, und wenn auch Einer von der reichdotirten Universität Göttingen, wohl ein saures Gesicht ziehen. Privatgelegenheit zur Beförderung abzuwarten wäre das Zweckmäßigste gewesen.

Nach einer auf dem Ball zugebrachten Nacht fuhren wir einmal in kleiner Gesellschaft von gemischter Nationalität nach der Solfatara. Das Gespräch kam auf die wundervollen weiblichen Schönheiten in Neapel und Palermo und auf die „unwiderstehlichen" Reize und Verführungen, denen man in solchen großen Städten begegne. Mir gefielen solche Reden nicht und ich verhielt mich schweigend. Endlich sagte ein Italiener: „Il medico non parla niente. Cosa ne dice?" (Der Doktor redet nichts. Was sagt er dazu?) „Il medico?" erwiderte ich. „Das und das sagt er dazu." Das heißt, ich erklärte in kurzen Worten, die ich so ganz nicht wiedergeben will, ich hätte mich bezüglich des sechsten Gebotes bisher in der Praxis an Dekalog und Katechismus gehalten und dächte auch in Zukunft hiebei zu bleiben. „Impossibile," rief der Italiener. Ich: „Dev' essere possibile ciò che è reale." (Möglich muß sein, was wirklich ist.) Hierauf der Kronprinz: „Jo rispetto il Ringseis e son persuaso che dice la verità." (Ich achte den R. und bin überzeugt, daß er die Wahrheit spricht.) Ich bemerkte, was die „Unwiderstehlichkeit" [1]) anlange, so sei ich ein Jahr in Wien gewesen, ein Jahr in Berlin und ein paar Monate in Paris, ohne meinen

---

[1]) Selbstverständlich liegt hier der Nachdruck nicht darauf, daß ein Italiener das Impossibile gesprochen; es gibt ja auch Deutsche genug, die sich und Anderen ein solches Impossibile vorzuspiegeln suchen.

sittlichen Grundsätzen entgegenzuhandeln. Das wußte ich freilich, wennschon ich mich darüber nicht verbreitete, daß es hiezu der göttlichen Hülfe bedarf, die aber Keinem versagt wird, der ernstlich danach begehrt und die von Gott verordneten Hülfs- und Heilsmittel gebraucht. —

„Den 8. verließen wir Neapel, und gingen durch das berühmte Thal der Cava mit seinen einzig schönen Gegenden, nach Vietri, von wo aus wir den Meerbusen von Salerno übersahen, der, größer als der neapolitanische, von zwei langen, vielfach eingeschnittenen, schroffen, zackigen und sehr steilen Erdzungen gebildet wird — Bergufer von den seltsamsten und verschiedensten Gestalten, die Höhen vom Meer bis zu den obersten Spitzen hinauf mit häufigen Wohnungen, Dörfern, Städten und allen Arten von Pflanzen und Bäumen besetzt — eine Gegend, schöner als die von Neapel und Alles was ich in Sicilien gesehen. Dann über Salerno nach der kleinen Stadt Ebole, wo wir übernachteten; den 9. Morgens 5 Uhr bei Sturm und Regen über den Silaro, um Mittag Ankunft dahier.

„Pästum, 12. Januar.

Wir besahen alsbald die drei alten Gebäude. Vor den beiden anderen, in deren Mitte er steht, fesselt sogleich den Blick der Neptunstempel, an vereinigtem Ausdruck von Schönheit, Erhabenheit und Einfalt alle griechischen Gebäude übertreffend, die mir bis jetzt vor die Augen gekommen. Auf einer Grundfläche, die sich dreigestuft vom Boden hebt, zählt er bloß sechs Säulen an der Stirnseite, vierzehn nach der Tiefe, hat kaum die Breite, Höhe und Länge eines gewöhnlichen Hauses und dennoch welch erstaunender Eindruck von Großheit! Wie sieht und fühlt man es hier so deutlich, daß alle Wirkung vom Verhältniß der Theile zu einander und zum Ganzen kommt — um so deutlicher, da die nebenstehende, gleichfalls im altdorischen Styl errichtete Basilika, obwohl viel größer, neben dem Neptunstempel gar keine Wirkung thut. Ihre Säulen verjüngen sich zu sehr nach oben, Dicke, Höhe, Entfernung der einen von der anderen haben kein gelungenes gegenseitiges Verhältniß. Aehnliches gilt vom Cerestempel, der wie die Basilika aus jüngerer Zeit zu stammen scheint, weil die Säulen seiner Cella, dem ältesten dorischen Styl zuwider, schon Sockeln haben.

„Man kann nicht läugnen, daß die einsame Lage dieser Tempel ihren Eindruck mächtig unterstützt. Stünde der Dom von Köln oder die Stephanskirche von Wien hier! Auch ist nicht zu übersehen, daß die alten Tempel ihre größte Wirkung von außen thun, unsere christlichen aber, wie natürlich, von innen.

„Wir wohnen im einsamen Haus eines Baron de l'Isle, an den wir Empfehlung hatten. Der Herr war aber nicht hier und die Dienerschaft zeigte den schlimmsten Willen, sogar Wasser und Holz mußten wir holen lassen, drei Miglien weit. Dennoch sollten, nachdem der Kronprinz und die übrigen den 10. Mittags wieder abgingen, Dillis und ich (der ich mich angeboten, überall mit ihm zurückzubleiben, wo er etwas zu zeichnen hat) noch drei bis vier Tage hier verweilen. Ich nahm daher den 10. Morgens einen Mann auf, der mich nach dem zwei Stunden entlegenen Städtchen Cappaccio führte, um die Lebensmittel einzukaufen. Dort trat ich in einen Kramladen, traf einen Archidiakonus und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein: Er: Wer ist der Herr, mit dem Ihr gekommen? Ich: Der Kronprinz von Bayern und ich bin von seinem Gefolge. Er: So seid Ihr also Franzosen. Ich: Nein, Deutsche, Bayern. Er: In welchem Theile von Oesterreich liegt Bayern? (Er hielt es für eine österreichische Stadt.) — Ich fragte dann nach Rindfleisch, Kalbfleisch, Hühnern, Eiern; nichts zu haben. Einen welschen Hahn mußt' ich mit fünf Gulden bezahlen, sie sahen eben meine Verlegenheit. Dann kaufte ich vier Maß Wein, Brod, Mehl, Häringe, Salz, Pfeffer und Zimmet. Es dauerte zwei Stunden, bis Alles zusammengebracht war. Als ich nach unserer Wohnung kam, um dem Koch des Hauses die Sachen zu übergeben, sagte dieser, er hätte nicht Zeit, wir möchten in's Wirthshaus gehen. Wirthshaus, schlechter als bei uns ein Stall und ganz dunkel, daß Dillis auch nicht hätte arbeiten können. Wir gaben nun die besten Worte, sagten, es wäre Christenpflicht, auch in Sicilien gäbe es keine Gasthäuser und doch hätte man uns überall gastfreundlich aufgenommen, redeten von sehr gutem Trinkgeld u. s. w. Ein junger Mann, in einer Jacke im Winkel der Küche sitzend, redete nun auch drein und sagte, es wäre schon recht, man könne und wolle Jemand gern eine Nacht beherbergen, aber nicht vier. Wir merkten, daß dieser entweder der versteckte Herr des Hauses

oder ein Verwandter desselben (es bestätigte sich, daß er ein Bruder sei). Wir versprachen Alles zu bezahlen, und als er vollends hörte, ich sei Arzt, ward er sogar freundlich und versprach sein möglichstes für uns zu thun; denn er leidet am Hüftweh. Der Schloßkaplan rechnete es uns hoch an, daß unser König mit dem Papst ein Konkordat gemacht, und daß er bei mir die Bibel gefunden. (In Italien darf Jeder, das hohe Lied ausgenommen, die ganze Bibel lesen, und uns Deutschen will man die Schmach anthun, sie uns zu verbieten?) Er bat daher auch für uns. Wir sind somit für jetzt geduldet, aber gleichwohl nicht im behaglichsten Zustand; ein einschläfriges Bett ist uns angewiesen, dazu ein Kanapee, auf welchem man mit dem Mantel sich zudecken mag. Es ist aber im ungeheizten Zimmer sehr kalt, um so mehr, da seit drei Tagen ein ungeheurer Nordwind geherrscht, fast heftiger als ich je daheim ihn erlebt — die Kälte wie bei uns im November, und auf den Bergen Schnee."

Bezüglich dessen, was hier über das Bibellesen gesagt ist, erläutere ich nach jetzigem besseren Wissen: Rom hat nicht für Deutschland strengere Normen gegeben als für Italien; sondern ganz die gleichen Verordnungen gab für allerwärts der Kirchenrath von Trient, aber freilich mit dem Vorbehalt, daß die geistliche Behörde jedes Bisthums in Folge ihrer näheren Kenntniß der örtlichen Verhältnisse berechtigt sei, die einschränkenden Vorsichtsmaßregeln nach Bedarf zu verschärfen. Wenn also da und dort in Deutschland solche Verschärfungen eingetreten sind, so geschah es nicht von Rom aus, sondern durch einheimische geistliche Obrigkeit und ohne Zweifel wegen der seit Reformationszeiten bei uns wuchernden Manie persönlicher Infallibilität des Einzelnen. Die thatsächliche Wahrheit ist aber diese: In manchen deutschen Bisthümern wurden zeitweise die einschränkenden Gebote des Kirchenraths nur allzuwenig beachtet und der Verbreitung unapprobirter Bibelübersetzungen keine Hindernisse gelegt. In anderen geschah es allerdings, daß man die heilige

Schrift vernachlässigte, bald aus übelverstandener Befehdung des protestantischen Mißbrauchs derselben, bald aus Trägheit und Verknöcherung, bald aus Lauigkeit und Aufklärerei. Damit war freilich der Kirche ein schlechter Dienst erwiesen und sie hatte da nur zu klagen, daß man ihre Erlaubniß und ihre Mahnung — die Urtexte, die Vulgata, die approbirten Uebersetzungen zu lesen, inwiefern der einzelne Seelenhirt es nicht wehrte — sich so wenig zu Nutzen gemacht. Ohne diese bedauerliche Thatsache hätten nicht Protestanten und Separatisten es uns selber einzureden vermocht, uns katholischen Laien sei die heilige Schrift überhaupt ein verschlossenes Buch.[1])

„12. Nachts. Unser Hausherr ist so gefällig geworden, daß er uns zu Tisch eingeladen, wozu freilich wir auch unseren Beitrag lieferten. Es war noch ein Arzt da und ein Apotheker aus Cappaccio. Beide erschienen in kurzen und knapp abgeschnittenen Jacken, wie sie bei uns die Hausknechte tragen, und in sehr schmutziger Wäsche.[2]) Da ich noch einmal nach Cappaccio gehen wollte, so bot mir der Hausherr ein Pferd an und ich ritt mit meinem Herrn Kollega, der auf einem kleinen Eselein saß. Mein Pferd ging vortrefflich, und ich ließ den Kollegen (den Doktor meine ich) weit hinter mir. In Cappaccio trat ich wieder in den Kramladen von vorgestern. Der Krämer sagte, daß es ihn reue, nicht drei Scudi, d. i. 7 fl. 12 kr. für den welschen Hahn verlangt zu haben, und doch hatten alle Anderen ihn nur auf 2½ fl. geschätzt und selbst im theueren Neapel kommt so einer nur auf 4 fl. 12 kr. Ein geistlicher Herr, der die Rede des Krämers gehört, betheuerte, der Hahn (den er aber nicht gesehen) sei drei Scudi werth. Der Krämer brachte mir darauf angeblich antike geschnittene Steine. Eh' sie noch vorgezeigt waren, versicherte der Geistliche, es seien cose stupende. Ich erwiderte: „Ihr

---

[1]) Ich meinestheils hätte mich der Bilderbibel in meiner Eltern Haus erinnern sollen. Ohne Zweifel besaß sie die gebotenen Anmerkungen, an welche die Approbation geknüpft wird.

[2]) Im Allgemeinen aber halten die Italiener die Wäsche rein.

müßt also ein großer Kenner sein, da ihr ein solches Urtheil ausspracht." „Ganz gewiß," antwortete er. Was kömmt? Nebst einem Karneol mit dem Bild einer Minerva von ganz elender Zeichnung ein anderer mit dem eines Ritters im Kostüm des Mittelalters. „Ist das antik?" fragte ich noch einmal. „Versteht sich." Als ich nun zeigte, daß die Griechen und Römer nicht so bewaffnet waren, und dem geistlichen Herrn seine — Kühnheit verwies, sagte er, „nicht eigentlich er, sondern der Kanonikus, sein Bruder, sei der große Kenner." (Das ist einer von den Geistlichen Italiens, die auf der Gasse um Beschäftigung betteln.) So suchen die Italiener häufig den Ausländer zu betrügen, in ihrer vermeintlichen Geistesüberlegenheit denselben wie einen Laffen und Dummkopf behandelnd, ihn überredend, Dinge zu glauben, die sie selber niemals geglaubt."

Daß solche Luxusabbati, wie vermuthlich dieser würdige Bruder des „Canonico und eigentlichen Kunstkenners" einer gewesen, in Italien dem häufig sehr trefflichen Seelsorgsklerus durch ihre bloße Existenz das Leben sauer machten, läßt sich vermuthen, und da es für die geistliche Obrigkeit keine leichte Sache war, jene Beneficien aufzuheben, von denen sie lebten, so mag man immerhin wünschen, daß die seitherigen Stürme der Revolution, wenn auch vom Satan angezettelt, doch in diesem und manch anderem Punkt mögen der Providenz als Kehrbesen gedient haben.

„Ich besuchte in C. meinen Kollegen, den Doktor Don Sanzio, fand ein Haus mit Fensteröffnungen, doch ohne Glasscheiben, wie das in Italien häufig der Fall ist, ein Wohnzimmer, worin das irdene Küchengeschirr in ländlicher Einfachheit und italienischem Schmutze herumstand, eine Bibliothek aus zwei Fächern bestehend, darin den Baglivi, den Boerhave, Swieten und einige lateinische und italienische Dichter.

„Salerno, 13., Nachts. Die Sonne tauchte in's Meer, als ich Cappaccio verließ, Nacht war es, als ich nach Pästum kam, dazu das Lager auf dem Kanapee, daher Verkältung und Unpäßlichkeit. Heut' früh reisten wir mit vier Postpferden, von

Ebole uns entgegengeschickt, dahin ab. Für die je anderthalb Posten wurden uns, weil sie außerhalb der Poststraße lagen, so hin wie her je vier angerechnet. Ich frage den Kön. bayr. Oberpostrath v. Wolf [1]) auf Ehre und Gewissen, ob das billig ist. In schneidend kaltem Nord war verdoppelt warmer Anzug nicht im Stand, mich vor Frost und meine Fußspitzen vor Erstarrung zu schützen, und nicht ohne Grund tragen die Leute hier herum, weil in der Nähe des Meeres die Winde immer heftiger sind, sehr dicke und rauhe Zottelpelze. So etwa mögen, die spitzen Hüte der hiesigen Männer abgerechnet, die deutschen Bärenhäuter dreingeschaut haben. Aber der Menschenschlag dieser Gegend gefällt mir; schöne, regelmäßige Gesichter; häufig setzt die Nasenwurzel wie an griechischen Bildwerken (auch an den Abbildungen von Kurfürst Max III.) ohne bedeutende Vertiefung sich von der Stirn fast in gerader Linie fort. Bei Vielen steht die Spitze der Nase etwas tiefer als die Flügel. Nicht selten blonde Haare und blaue Augen. Sie rechnen sich nicht zu den Kalabresen und nennen sich Einwohner des Fürstenthums Salerno.

„Zwischen Ebole und Salerno, wo uns der Wind in den Rücken kam und die Sonne schien, erfreuten wir uns am hellbeleuchteten, nordwestlichen Ufer des Meerbusens, deßhalb so schön, weil es, als lange Erdzunge weit in's Meer hineingestreckt und mit der entgegengesetzten von Pästum eine ungeheure Wasserfläche umschließend, sich gleich vom Meer an fast steil und zu großer Höhe erhebt, vielfach und in sehr verschiedenen Gestalten eingeschnitten eine Menge seltsamer Grotten und kleiner Buchten bildet und überwuchert ist von Pflanzen und Blumen aller Art.

„Salerno, merkwürdig für jeden Arzt als die älteste medicinische Fakultät (von Saracenen im 10. Jahrhundert gestiftet), besitzt einen Dom, ursprünglich und noch jetzt zu einem Viertheil im byzantinischen Styl; dessen hat man sich aber geschämt, wie wir noch anderwärts erlebten, und mit einem völlig verschiedenen, dem neuitalienischen Styl hineingepfuscht; so ist er nun nichts Ganzes. Gebäude im saracenischen Styl, wie ich deren in Palermo gesehen und auch hier zu finden erwartete, habe ich nicht gefunden.

---

[1]) Einen der Leser meiner Briefe.

„Wie angenehm empfinden wir das gute warme Zimmer, das wohlbereitete Essen, das reinliche Bett, nachdem wir's in Pästum so übel gehabt! Gott sei Dank!

„Neapel, den 15. Januar. Morgen geht ein österreichischer Kurier von hier über München nach Wien. Mit ihm schicke ich diesen Brief. Seit dem 26. Oktober (als ich nach Rom gekommen) habe ich (in Einkäufen) 340 fl. ausgegeben."

In einem schon aus Rom datirten Briefe heißt es:

„Wir reisten den 19. Januar Morgens von Neapel ab nach Molo di Gaeta und besahen hier noch im Mondschein die Trümmer der ehmals dem Cicero gehörigen Villa, genannt Formianum, wo er auch ermordet ist worden. Reizende Lage am Meer, drei bis vier Zimmer mit ihren Gewölben noch erhalten; unser Cicerone zeigt uns in einem derselben die Stelle, wo Cicero's großer Spiegel gehangen; als Cicerone muß er das wissen. Mehr als zwölf Menschen aus dem niedersten Pöbel wollten uns mit aller Gewalt als Ciceroni begleiten und rauften sich einer mit dem andern um den Vorzug. Hier wie in ganz Neapel fanden wir Charakter und Tracht des Pulcinell und des Piero in den niederen Volksklassen noch völlig wieder. — An dem Tage, da wir von Molo nach Velletri reisten (den 20.), war es so kalt, daß wir häufig Eiszapfen von zwei Zoll Dicke an den Seitenwänden der Straße fanden — eine wahrhaft nordische Dezemberkälte mit schneidendem Wind.

„Auf dem Weg nach Velletri hatten wir drei bewaffnete Reiter mit uns, weil die ganze Gegend durch Räuber sehr unsicher ist. Graf Jenison, unser Gesandter in Neapel, erzählte uns gräßliche Geschichten, unter anderm: Ein reicher Mann aus der Gegend ward von den Räubern angegriffen, dann den Verwandten bedeutet, sie sollten, ich weiß nicht wie viele tausend Scudi an einen bezeichneten Ort bringen, sonst würde es dem Gefangenen übel ergehen. Die Summe wird am bestimmten Tage nicht gebracht und den folgenden erhalten die Verwandten beide Ohren des Gefangenen zugeschickt — darauf die Nase, und endlich, weil sie das Geld nicht aufbringen können oder wollen, den Kopf. Graf J. erzählte auch, daß man eine Ausraubungsassekuranzkasse zu errichten vorgebe, nach Art der Feuerversicherung, und daher von den Reisenden eine Abgabe fordere,

daß aber die Ausgeraubten gleichwohl keine Entschädigung bekommen. Die Frechheit und Sicherheit der Räuber geht in's Unglaubliche. Kein Wunder; konnte ja die neapolitanische Regierung sich so entehren, mit dem Räuberhauptmann einen förmlichen Vertrag zu schließen. Die Sitten sind so verwildert, daß uns adelige Familien in N. erzählten, sie wagen deßwegen nicht auf ihren Landgütern zu wohnen, weil sie fürchten, von ihren Dienstboten ermordet zu werden.

„In Velletri, das schon zu Rom gehört, erzählte unser Wirth in des Kronprinzen und unser Aller Gegenwart, daß vor zwei Tagen ein reicher Mann der Stadt sei ausgeraubt worden. Der Räuber mit zwei Gehülfen kam nach Sonnenuntergang in's Haus, zwang die Bewohner zu kochen und zu braten, blieb die ganze Nacht und nahm 2000 Scudi mit sich fort. Der Räuber ist ein bekannter Einwohner der Stadt, der Haus und Feld besitzt, aber schon seit drei Jahren bei Tag nicht sichtbar ist, Nachts aber, wie die Leute erzählen, in sein Haus kommt; die Wohlhabenheit seines Weibes hat indessen zugenommen, sie erwartet sich — wie man sagt — von ihm. Gleichwohl hat noch Niemand die Frau in Untersuchung genommen. Warum? „Sie theilt den Raub mit der Obrigkeit." So viel sind Worte des Wirthes."

Später heißt es in einem Brief aus Rom:

„Barboni, der Räuber von Velletri, hat sich freiwillig ergeben und kommt auf drei Monate in's Gefängniß, andere auf neun Monate. Dann werden sie los und können's wieder fortsetzen, wo sie es gelassen."

Man vergleiche mit dieser Aeußerung dasjenige, was Kardinal Wiseman im 10. Kapitel seiner „Erinnerungen an die letzten vier Päpste" [1]) über das Räuberwesen sagt, indem er erstens zeigt, wie die Landesbeschaffenheit demselben günstig, darum auch seinerzeit die französische Regierung im Römischen nicht darüber Meister geworden sei, und wie man es häufig nicht strenger beurtheilen dürfe als das durch Stadtbeschaffenheit begünstigte Lon-

[1]) Uebersetzung von Reusch, Köln 1864, Bachem. S. 130—144.

doner Gaunerwesen; zweitens erinnert Wiseman daran, daß an der erneuten Ueberhandnahme des Uebels die Revolution mit ihren Nachwehen Schuld getragen. Man sehe auch Histor.-polit. Blätter Bd. 44, S. 318 u. f.

Weil ich aber, abgesehen vom Räuberwesen, viel Ungünstiges über das Volk gesagt, schrieb mir Max von Freyberg Nachstehendes zur Beherzigung:

„Die Menschen, lieber Freund, die da im Süden ihr behagliches Dasein so wohlig verleben; weniger das Bedürfniß und bürgerlichen Wohlstand als die Gunst des Augenblicks und den überströmenden Segen der Natur in Anschlag bringen, deren Tage so in ihrer nächsten Umgebung beglückt, wie ihre Orangen in kräftiger Umlaubung, verglühen — diese Menschen scheinen dich nicht anzusprechen, wie ich aus deinen Briefen, die hierüber nicht ohne Bitterkeit sind, ersehen muß. Ach wolle doch keiner über Völker absprechen, deren Werth und Bedeutung in die Hand des Herrn niedergelegt, deren Schicksal in seinem Willen bestimmt und entschieden ist; einer seiner segnenden barmherzigen Blicke kann Unschuld und Seligkeit zuwenden auch jenen, die sie lange verloren."

In der That aber hatte sich in Sicilien und Neapel so viel industriöses Gesindel an uns gedrängt, ich hatte so viel Unsittlichkeit, Betrug,[1]) feine ausstudirte Bosheit zu Gesicht bekommen, solche Ehrlosigkeit, die auch die schändlichsten Schimpfwörter sich gefallen ließ — wie ich bis dahin weder in Deutschland noch in Frankreich gefunden. (War ich in Frankreich doch nie bestohlen und nur in Paris ein- oder zweimal betrogen worden.)

„Man hat in Sicilien und Neapel unserm Kronprinzen häufig zu verstehen gegeben, es sei jedes Kunstwerk zu haben, wenn man es sich was kosten lasse. Das Kunstwerk

---

[1]) Campare, — lösen, (Erlös) nannte man es beschönigend im gemeinen Leben, wie heut im politischen Leben „Annektiren" gesagt wird für Wegnehmen, oder wie wir in Deutschland zahllose beschönigende Scherzwörtchen brauchen für Berauschtsein.

schwindet aus dem Museum; „„es ist gestohlen worden,““ sagen die Aufseher. Dies gilt freilich nicht von Werken ersten Ranges, weil man diese in der ganzen Welt kennt, aber von Vasen u. s. w.“

Gern war ich bereit, so schrieb ich, meiner eigenen Erfahrung, meinen Sinnen zu mißtrauen, es für einen besondern Zufall zu halten, daß gerade wir in so üble Hände gerathen, daß gerade uns die Wirthe in Italien so häufig für einen Posten, über den man vergessen, im Voraus auszuhandeln, nicht etwa das Doppelte oder Dreifache des Werthes abgefordert, sondern das Zehnfache — (doch wohl sicher in der Erwartung, daß man nach italienischem Brauch versuchen werde, 90 Prozent, wo nicht 99, von der Forderung wieder abzuhandeln?). Aber die seit Jahren dort lebenden Deutschen bestätigten unsere Erfahrungen.

Sechs Jahre später kamen von dänischen und deutschen Kaufmannsfamilien, die ebenfalls seit Langem in Neapel wohnten, recht günstige Urtheile über das dortige Volk mir zu. Wer hatte nun Recht? Daß beispielsweise die zu jener Zeit als Korps organisirten Lazzaroni von musterhafter Redlichkeit gewesen, von einer sprichwörtlichen Verlässigkeit wie etwa die savoyardischen Kaminfeger zu Paris oder wie die venetianischen Gondelführer und Lastträger, daß sie keineswegs jene Müßiggänger waren, für die man sie verschreien hat wollen, sondern daß nur eine gleichmäßige Thätigkeit nach deutscher Weise durch das Klima theils unmöglich, theils überflüssig gemacht sei, das konnte kein Ehrlicher läugnen.[1])

Mein Brief aber fährt fort, indem ich zunächst an Neapel und Sicilien, halb und halb auch an's übrige Italien dachte:

---

[1]) Bekanntlich waren auch die italienischen Vetturini sehr verlässig; ich weiß aber nicht, ob sie sich aus ganz Italien, somit auch aus Neapel rekrutirten.

„Worin liegt wohl der Grund dieser Verdorbenheit? — Zum Theil, glaube ich, liegt er in der Race. Vier Fünftel der gegenwärtigen Italiener stammen von Sklaven ab (denn man rechnete bei Griechen und Römern auf einen Freien vier Sklaven; wie schlecht aber letztere waren, das weiß man); und diese feine, den Herrn betrügende Sklavenlist charakterisirt noch jetzt den Italiener. Weil die Deutschen ein freies Volk waren, darum ist im Deutschen schon ursprünglich etwas Besseres.[1]) „Aber der Geist der christlichen Religion, der den Menschen neugebiert, wandelt das sündlichste Gemüth um." Ja wohl! Allein am Geiste der christlichen Religion fehlt es in Italien mehr als in jedem anderen Land und dieses ist der Hauptgrund der Verdorbenheit. Es ist gar kein Zweifel, daß im itatienischen Volke mehr als bei jedem anderen der Wahn herrscht, man könne ohne innere Umwandlung, bloß durch äußerliche Uebungen und Gebräuche, sich von Sündenstrafe befreien."

Hier ist zu bemerken: Ja, es ist wahr: viele Italiener haben eine eigenthümlich widrige Art, ihre Leidenschaften, ja unverblümte Laster mit Religion und Kirchlichkeit zu verquicken; ich habe das in Sicilien das eine und andremal auch an Geistlichen getroffen. Aber die gründliche Umwandlung des ganzen Gemüths und Lebens ist immer und überall dem Menschen das Schwerste und nicht bloß in Süditalien klammert er sich an das, was ihm weniger Mühe kostet, hier an äußere Werke ohne sittlichen Werth, anderwärts an leeren Glauben ohne wirkensrüstige Bethätigung. Indeß haben die süditalienischen Heiligen und nach Heiligkeit Ringenden so gut wie die deutschen sich müd gepredigt und gearbeitet, um das Volk zum wahren Christenthum immer neu zu wecken, und dort wie bei uns

---

[1]) Wo bleiben die Fluthen der Völkerwanderung? Ist nicht in den heutigen Italienern auch viel deutsches Geblüt? Das hätte doch mit in obiges Rechenexempel gehört. Und man sagt sogar, die meisten germanischen Ueberbleibsel seien außer der Lombardei gerade im Neapolitanischen.

haben immer Viele sich erwecken lassen. In eben diesen südlichen Ländern, wo die Gemüthlosigkeit, das Aergerniß, das Verbrechen einen für uns so fremdartig abstoßenden Charakter annehmen, haben von jeher auch die Flammen höchster und südlich innigster Gottes- und Nächstenliebe gelodert, in Klöstern und Familien die duftigsten Blüthen der Einfalt, Reinheit und Selbstentsagung getrieben. An jener südlichen Gluth haben nicht selten unsere kälteren nordischen Naturen sich entzündet und ein neues Leben des Christenthums, seines Geistes wie seiner Werke begonnen und ausgeführt.[1])

6. Aufenthalt in Rom.

Brief des Malers F. Kobell. „Der Kronprinz von Bayern in Rom." — Faschingsberichte. — Architektonisches. Künstlerwerkstätten; der deutsche Rock u. s. w. Nochmals vom Verkehr des Prinzen mit seinen Herrn, allerhand Züge desselben. — Römische Persönlichkeiten (einheimische und fremde). — Ein Blick über Rom. Heiteres; auf Ripa grande. Kirchenpolitisches. — Leben und Treiben; Sparsamkeit; Richtung der Künstler; Rückert. — Charwoche mit Beicht; Ostern; die Engländer. Pläne. — Religiöse Eindrücke für und wider — durch die Künstler und Andere, z. B. Wolf. Rüge- und Mahnungs-Briefe; patriotischer Zorn. — Neue Kardinäle. Cornelius' Berufung. Abschiedsfest der Künstler. Eine Liebesschwärmerei. Rückreise; Hormayr; Venedig, Heimkunft.

Unter meinen Papieren ward jüngst das nachfolgende Stück Brief hervorgestöbert. Herrührend von der Hand des hochbetagten Landschaftsmalers Franz Kobell (1749—1822), der Ueber- und Unterschrift sowie des Datums ermangelnd, ward es vermuthlich für unsern damaligen Romaufenthalt verfaßt und dem Kronprinzen vermeint, aber an mich gesendet. Der Leser findet darin unter Anderm ein Geschichtchen wieder, das ich schon im 6. Kapitel gebracht habe; hier jedoch erscheint Kobell mit

[1]) S. hierüber beispielsweise Beda Weber's „Tyrol und die Reformation."

seinem Freundesrath in verändertem Licht. Ich glaube nicht so sehr, daß mein Gedächtniß mich getäuscht, als daß der alte Herr schalkhaft, je nach Laune, den Schluß der Erzählung veränderte; welche Variante die historisch richtige, laß' ich dahingestellt. Der Leser wird an dem originellen Schreiben leicht ergänzen, was von Satztheilen im Eifer der Gedanken ist in der Feder stecken geblieben. Der Brief lautet:

„Da ihro Königlichen Hoheit Sich ohnumstreitig dem schönsten Punkt in Europa wieder näheren, wo ich schon einmahl die Gnad hatte ihm den schönen Brunnen der Nympfe ‚itscheria' (Egeria) bekant zu machen, sambt ihrer reizenden Gegend, sind mir gegenwärtig noch 2 oder 3 Gegenstände eingefallen, die gleiches Verdienst haben, von ihro Königlichen Hoheit ja nicht vergessen zu werden.

„Der erste ist der Gesang, die Harmonie — als Schwester der Mahlerey, die beyde in Italien zu Hauß sein. Ein sehr heißer Tag brachte einen Claudlorain Abend sichtbarlich hervor, ich und ein Freund suchten die freie Luft und ein wenig Kühle zu genüßen, unser Schicksal führte uns vor die Porta Sanct Joani Laterano. Vor dem Thor wurden wir von einer Staub Wolke empfangen, die Sone trieb ihr Spiel auf 1000faltige Art damit, die Glöcklein von Sango Pansas Marstall gingen ohne Saacktücher mitten durch, und uns tönten die Glöcklein immer schwächer, bis sie am End ganz aufhörten.

„Aber wie es stille wurde, wir waren noch gar nicht weit von dem Eingang der Kirche, der Eingang war zugleich erfüllt von uns Zweien, nun waren wir in der Kirche; hatten wir von außen den Himmel vermuthet, so glaubten wir in unserm neuen Standpunkt von innen auf's neue und fest an seine Existenz. Es ist ein Trupp junger Römerinen, die des Abends Litaney sangen. Ich habe in Mannheim an Karl Theodor's Hof geschickte Castratten gehört, in Rom alle, die Nahmen hatten. Allein das ware nichts.

„Ein Außdruck von dem Freynd, der bey mir ware (ein Schweizer von Geburt, Alexander Trippel mit Nahmens, ein geschickter Bildhauer. Man konte nicht reden, die Gewalt des Gesangs; nachdem der Odem wieder in uns kam, sagte Trippel

zu mir:) ‚Wenn es mir nicht um meine Verwande wäre, ich würde hol mich der — Morgen fruh Catolisch‘ — ich rieth ihm zu es zu thun, und sagte ihm dem alten Mengs seinen Glauben.

„Es soll alle Abends der Gesang sein, wenn nur die Sytoiens Francosen bey ihrem Dasein nicht haben tauschen wollen, die Ehlenlange Triller und die verdorbene sauer gewordene Stimmen. Auch Napoleon der groſze, so mächtig er gewesen, konte das nicht befehlen, das man hören solte; und das an 30 Jahre, wie ich es gehört habe und noch itzo höre.

„Das 2. Object gehört der Baukunst an, ist also sehr lange betrachtungswerth; ich wette kein Antiquar hat solches ihro Königlichen Hoheit gezeigt, es liegt in dem Palast Collonna, hinten in dem Garten, auf einem Hügel, wogegen alle Frißßen, Architraven und Gesimmser der neueren Zeiten mit dem Brodmeßer und von geschnittenen Gelbe Ruben sind; man kann nicht anderst sagen als die Sache ist. Mann sollte glauben, die Alten hätten die Ornamenten gesäht — und sie in der lieben Sonne und fruchtbahren Regen aufgehn laßen. Was ist die Peters Kirch? in den 50er Jahren [1]) kostete sie 45 Millionen Scudi, eine unermeßliche Suma, um ein Behältniß zu machen, um die schlechte Bernini als Epitavia aufzuheben. Die Paläste von Rom sind alle fast sehr schön, biß dem Antinori ware es aufbewahrt, das elendigste, das erbärmlichste als ein bleibendes Denkmal seiner lang Ohren zu gründen. Er bauete die Sacrüstey.

„Das 3., wieder eine Erinnerung der Ewig unvergeßlichen Pyramite (?) der schönen alten Baukunst, mit 2 Reihen freistehender Säulen, auf dem großen Platz der Porta Sanct Joani Laterano. Ich glaube, sie heißt, Sanct Lorenzo Fuori delle mura. Die Kirche hat 2 Reihen Säulen; jede Säule ist anderst und unbegreiflich schön. — Der Schluß des Ganzen: daß trotz der rastlosen Arbeit der Kunst Akademien die Wechselbälg unzählbar sind, die da erzeugt werden, (und) man ohne Brill dem Kunst Banquerut sicher entgegen sehn könnte, wenn man nicht durch die Hofnung beseelt und belebt (wäre, daß) die Zukunft uns viele junge Mecenen besonders (in) Teutschland aufblühen ließe, daß die Wiedergeburt möglich ist.

---

[1]) Soll heißen: Bis dahin. Der Leser erinnert sich, daß Kobell schon gleichzeitig mit Göthe in Rom gewesen.

„Ich empfehle mich unterthänigst zu Gnaden und bitte nochmahl die Musick der Kirch Lateran nicht zu vergeßen und den Coloß, den Marmor Block in dem Garten Colonna in Augen Schein zu nehmen. Beyde verdienen es sicher. Wünschen, daß ihre Königlichen Hoheit gesund und wohl in die Arme aller der Ihrigen wieder kommen.“ [1])

So waren wir denn in der ewigen Stadt. Diejenigen Interessen, die während unseres mehr als dreimonatlichen Aufenthaltes den Kronprinzen und seine Gesellschaft, mich nicht am wenigsten, in Feuer und Flammen setzten, spiegeln sich in folgendem Bruchstück eines in den „Zeitschwingen“ erschienenen Aufsatzes. Es war mir derselbe im Lauf der Jahre völlig aus dem Gedächtniß geschwunden; nun er mir aber aus jenem Blatte vorgelesen wird, erkenne ich nicht nur meinen Styl und meine Gedanken wieder, sondern finde Bestätigung in einem Briefe von Pfeilschifter, sowie auch der Kronprinz aus Bad Brückenau 9. Juli 1818 mir Folgendes schreibt: „Ich danke für Ihren lebendig gefühlten, nun gedruckten Aufsatz, mich in Rom betreffend.“ Obschon derselbe erst nach Schluß unseres Aufenthalts verfaßt worden, schiebe ich nachfolgenden Theil doch hier schon ein, um von Anbeginn den Kernpunkt unseres römischen Lebens und Treibens in's rechte Licht zu setzen:

Der Kronprinz von Bayern in Rom.

„Nach einer beschwerlichen und gefahrvollen Reise über das Meer, durch Sicilien und einen Theil von Großgriechenland war der Kronprinz von Bayern in Rom angekommen. Gesehen waren, mit Herz und Phantasie aufgefaßt, die großen und herrlichen Denkmale Siciliens; die hohen Tempel

---

[1]) Im Februar 1818 schrieb mir der Neffe Staatsrath über den alten Herrn: „Mein Onkel, der noch oft auf Sie schimpfte — daß Sie ihn, ohngeachtet er auf dem Krater des Aetna gesessen, und im Rauche fast erstickt seye, — nicht geheilt“ u. s. w. Daß ich ihn schließlich dennoch heilte, habe ich gesagt.

von Segeste und Agrigent; die Riesentrümmer von Selinunt; was Syrakus, Taormina, Catania zeigen; endlich von allen das herrlichste und großartigste, in Pästum der Götterpalast des Neptun, den der Kronprinz schon vor 13 Jahren mit Staunen und Bewundern, und mit so folgereichem, gesehen hatte. Denn Er selber baut einen Tempel, worin einmal wohnen soll ein reicher Kreis hoher Götter- und Heldengestalten.

„Bewegt und erfüllt von Bildern und Erinnerungen dieser einst so großen und kunstgesinnten Welt kömmt der Prinz in Rom an, voll Hoffnungen zurückersehnt von den lebenden Künstlern dieser Stadt, vorzüglich von denen deutscher Zunge, welche die Kunst mit neuem Schwunge, mit frommer und vaterländischer Begeisterung zu üben begonnen hatten.

„Was konnten sie, was konnte die Mitwelt erwarten von einem Prinzen, der mit so seltenem Glücke, bei so beschränkten Mitteln und in der kürzesten Zeit, Unglaubliches geleistet hat zur Bildung eines großen Museums alter plastischer Kunstwerke; wenn Derselbe seine Liebe und wahrhaft glühende Begeisterung für die Kunst den Lebenden zuwendete, um eine neue, schon keimende Kunstepoche zu beleben?

„Armes Volk, verwaiste Zeit, in der alle Kunst in den Sälen der Zu- und Abschließer beschlossen und zugeschlossen ist, oder wo Kunst und Leben wie die Gesichter eines Januskopfes von einander abgewendet sind! Aber — es ist so tröstlich es zu glauben und zu hoffen — die schöne Zeit scheint zu nahen, wo Kunst, Kirche und Staat sich wieder erkennen, und wie Glieder und Säfte eines wohlgebildeten Leibes einander helfen und tragen. Wir haben den abgerissenen Faden unserer Geschichte kämpfend wieder angeknüpft, wieder erkannt in der Vergangenheit die Wurzeln der Gegenwart, unsere Väter sind uns lieb und theuer geworden; emporgehoben ward das ganze Geschlecht auf den Wogen eines gewaltigen Schicksals, und in allen seinen Kräften erregt. Es ist der Gegenstand der Kunst wieder fester gefaßt; ihn wählt von selber und von innen getrieben der Künstler, der mitstund in den Stürmen dieser Weltbegebenheit und das Kreuz, die rettende Hand aus den Wolken, erkannte; die lebende Welt, die mitgekämpft, und ihr Blut, die Nachwelt, finden diesen Gegenstand sich befreundet, sie kennen einander wie Licht und Auge, wie die Hand und ihr gutes Schwerdt.

„Wenn nun zu dem einzelnen Wollen ein Mittelpunkt sich fände, ein Herz, das den belebenden Saft, aus tausend Adern gesammelt, gereinigt und verstärkt wieder in alle Adern ergösse, das mit der Einheit und Kraft des Ganzen, mit der Herrschaft des Mittelpunktes die Fülle und Eigenthümlichkeit des Einzelnen erst recht erhöbe; wenn in dieser Zeit ein Fürst erstünde, oder mehrere — nicht gewöhnliche Liebhaber der Kunst, sondern im Innersten ergriffen von der Schönheit derselben, wie vom besseren Geiste der Zeit und des Volkes: müßten wir es nicht freudig empfinden, ein solches Zusammentreffen sei nicht zufällig, sondern hier walte ein höheres Geschick, das etwas Rechtes und Bedeutendes bilden wolle in unserer Zeit; müßten wir nicht die Morgenröthe eines kommenden Kunstzeitalters in Deutschland erblicken?

„Diese hereinzuführen, dazu, nebst anderen, berufen glauben wir vorzüglich den Kronprinzen von Bayern. Stammend aus einem, in allen Zweigen, kunstliebenden Fürstengeschlechte, scheinet Er alle Liebe, in welcher jene erglühten für die Kunst, zu einer mächtigen Flamme in sich zu vereinen, und Er allein einmal ausführen zu wollen, was jene zusammen ausgeführt. Frühe schon genährt in der Anschauung der größten Werke alter und neuer Zeit, hat Er alle Muße, die ein höherer Beruf Ihm ließ, liebend dem Umgang mit Künstlern und ihren Werken zugewendet. Schon vor 13 Jahren sah und bewunderte Er Italiens Kunstschätze; seit dieser Zeit hat fast auf allen seinen Reisen ein ausgezeichneter Künstler und Kenner, der Gallerie-Inspektor Dillis ihn begleitet. Allenthalben besuchte er die Kunstsammlungen und die Werkstätten lebender Künstler; fast alle deutschen Bildhauer wurden beschäftiget für sein großes Werk zur Verherrlichung des deutschen Namens;[1]) Er hat mehrere hundert Antiken und darunter mehrere von der ersten Größe erworben, und Epoche macht sein Erwerb der äginetischen Bildsäulen mit ihrer fast wunderbaren Ergänzung durch Thorwaldsen.

„Ergriffen von der Herrlichkeit der altgriechischen Tempel, und um den reichen Schatz seiner Antiken ihrer würdig aufzustellen, fing Er den Bau seiner Glyptothek an, und dieser große Bau, und mehrere andere in Gemüth und Phantasie

---

[1]) Die Walhalla.

entworfenen, mit so vielen von anderen ausgezeichneten Meistern schon unternommenen, sind nicht bloß als Kunstwerke zu würdigen, sondern auch wegen dem vielseitigen Einfluß derselben auf die gemeinen Handwerke, wodurch diese eine höhere Richtung nehmen, der Sinn für schöne Formen allgemeiner verbreitet und größere Tüchtigkeit der Arbeiter erzwecket wird. Denn mit ungewöhnlicher Sorgfalt, ja Gewissenhaftigkeit wird der vielfache Stoff zu diesen Werken zubereitet, und es bilden sich Schulen von tüchtigen Steinmetzen, Marmorarbeitern, Maurern, Zimmerleuten, Erzgießern u. s. w.

„Diese seltene, alle Kräfte seines Wesens bewegende Liebe zur Kunst war es wieder, welche den Kronprinzen im vorigen Herbste nach Sicilien geführt und von dort zurücke nach Rom, wohin Er auch seinen Baumeister Klenze gerufen; und welche ihn nach Griechenland zu gehen bewog, hätte nicht ein höherer Ruf die Reise zu verschieben geboten; alles, auf daß Er selber sähe, selber urtheilte und in der Anschauung der Werke der alten und neuen Welt neue Motive sammelte für künftige große Unternehmungen.

„Drei Monate war der Kronprinz in Rom, täglich in den Kunstsammlungen, oder in den Werkstätten der Künstler, sah ihre Werke entstehen und der Vollendung sich zubilden, hörte ihre Ansichten und theilte die seinigen mit. Täglich waren mehrere Künstler an seiner Tafel und über Kunstgegenstände wurde das Gespräch geführt; am meisten beschäftigte Er sich mit den deutschen Künstlern.

„Der Ritter von Thorwaldsen erhielt von Ihm den Auftrag, einen Theil der Lebensgeschichte Jesu in erhobener Arbeit darzustellen; von Rudolph Schadow kaufte Er zwei Bildsäulen; von dessen Bruder Wilhelm zwei Gemälde; anderes von anderen; Cornelius ward nach München eingeladen, die Decken und Wände seiner Glyptothek zu malen.

„Solche Aufträge und Ankäufe, wenn auch ohne weitere Folgen, sind schon für sich sehr erfreulich. Aber geschehen sie im Sinne gemeiner Liebhaberei: diese bewegt keine tiefen Kräfte, diese verweht der Hauch einer neuen Liebhaberei. Von größerer Bedeutung ist die Sache bei dem Kronprinzen. Nicht in einer oberflächlichen Ader haftet seine Liebe, sondern mitten im Herzen, und hat sich von da in alle Adern ver-

breitet, ist Fleisch und Blut und Nerve geworden. Dieses bürgt dem Vaterland und der Künstlerwelt für die Dauer derselben; immer rinnen die Bächlein, wenn frisch ihr Lebensquell sprudelt.

„Aber noch erfreulicher, noch erhebender: Der Kronprinz hat in verschiedenen Weisen, am meisten in einem Gedicht „an die deutschen Künstler in Rom“ seine Ansicht ausgesprochen über die würdigsten bewegenden Kräfte des Künstlergeistes; Lieb und Begeisterung für Christenthum und Vaterland sind es Ihm. Nur wenn diese es sind, dann ahmen wir die Alten nach, die ihre Religion und ihre Geschichte verherrlichten durch Kunst; dann wird die Kunst unser, unseres Wesens, unseres Fleisches und Blutes, und nicht wie Schminke, uns von außen aufgelegt.

„Sollte wohl durch den Kronprinzen eine falsche Richtung der Kunst begünstiget werden; wieder ersterben das frische Leben unserer Künstler in überlegter Nachahmung unvollendeter Meister? O fürchtet es nicht; das fühlt sich durch, da ist gediegenes Gold, es ist eine ursprüngliche eigenthümliche Kraft, wie in unserer Zeit, so im Streben dieser Künstler; aber jede solche zeigt sich Anfangs, und ehe sie zur vollen Entwicklung gelangt, in unvollkommenen Bewegungen, und da alles noch nicht ganz entwickelte Leben, wie das der Kinder, bei aller kennbaren Eigenthümlichkeit, doch Aehnlichkeit hat miteinander: so zeigten auch die altdeutsche, altitalienische und altniederländische Schule so viele Verwandtschaft mit der neuesten deutschen. Keine Epoche in Leben, Kunst und Wissenschaft hat bei der Vollkommenheit der vorhergegangenen, sondern als eigenthümliche, auf gewisse Weise wie von vorne, wie von der Kindheit begonnen. Setzt denn das kommende Geschlecht da fort, wo das vorhergegangene gelassen? Die Erwachsenen können so schön gehen, sind so verständig und weise, und immer fangen die Kinder an zu kriechen und nichts zu wissen; ja man fürchtet von Kindern und hält sie für krank, welche so frühe schon klug thun. Ist nicht der Künstler wie der Vogel, „der in den Zweigen wohnet,“ ist nicht das Angeborne das Beste an ihm, und darf er anders thun, als durch alle ihm von außen kommenden Mittel nur dieß Angeborne zur Entwicklung fördern? Sagen, der Maler soll zeichnen mit Raphael und malen mit Tizian u. s. w., ist es nicht als wenn im Rathe der Vögel

beschlossen würde, alle sollten in Zukunft singen tiefsinnig wie die Nachtigall und kräftig wie die Amsel? Papageienkonzert! Jeder, wie es ihm „aus der Kehle bringt!“ Auch der Sperling mag zwitschern. Wer eine Nachtigallenkehle hat, wird wohl singen wie die Nachtigall, und wenn diese so singt, und die Lerche nach ihrer Natur, dann hören wir das rechte Konzert.

„Die Vögel machen den Gesang, und die Künstler, die Begeisterten, die Kunst. So laßt also der begonnenen neuen Entwicklung ihren Lauf. So groß die Kluft ist zwischen Perugino und Raphael, es folgte auf Perugino gleichwohl Raphael, und dieser war selbst eine Zeitlang Perugino. Auch unsere Künstler werden den Gang zur Vollendung thun; die Kräftigen haben sich losgemacht von beengenden Banden und zeigen sich in freien und großen Bewegungen; wer eigene Kraft, wer Flügel hat, der folge. Es ist ja schon zu etwas gekommen, was wir lange nicht gesehen, woran ganz Deutschland Freude hat, und was so den Kronprinzen ergriffen, daß es Ihn zum Liede gezwungen. Wahrhaftig diese, wie vorherbestimmte, Uebereinstimmung zwischen der beginnenden Richtung des Zeitalters, dem Streben der deutschen Künstler in Rom und in allen Gegenden Deutschlands, und dem eines hochgesinnten Kronprinzen; und daß großartig ein Prinz den Künsten huldigt, nicht thuend und meinend, er lasse sich gnädig zu ihnen herab, sondern sie liebend wie die Braut seines Herzens, wie sein Aug, als ein hochherrliches Kleinod seiner Krone: das ist von der größten Vorbedeutung, das mußte und muß Flammen erregen in entzündlichen Gemüthern, und reiche Samen niederlegen für eine fruchtbare Zukunft.

„Ja wir werden wieder ein Kunstzeitalter erblühen sehen; bewegen sich nicht schon im Grund und Giebel unsere Dome? In neuen Zungen reden, aus Sälen und Kirchen, unvergängliche Bildwerke zu uns und der Alten hohe Bildsäulen beginnen von ihren Gestellen zu steigen; aber nicht, um in geist- und in seelenloser Nachahmung wieder ertödtet zu werden, sondern wiedergeboren, frei und in eigenthümlicher Kraft, im Geiste und in der Wahrheit unserer Religion, unserer erneuten Welt, und eines kommenden Zeitalters; damit alle Werke der Kunst zusammen und mit Staat und Kirche nicht einem aus tausend Stücken zusammengehefteten Bettlerkleide ähneln, sondern einem wunderbar reichen Baume,

in dessen Aesten, Zweigen, Blättern, Blüthen und Früchten allen doch Ein Ganzes, Ein Geist sich spiegelt."

„Wie zum freudig schattenreichen Baume
Einst der Same wird, der ausgestreut,
Geht das Schöne, was nur einem Traume
Glich, verklärend in die Wirklichkeit.

Und mit seinen lebensfrischen Aesten
Wölbt der Baum sich über Deutschland ganz,
Und von Nord nach Süd, von Ost nach Westen
Wird die Heimath überstrahlt von Glanz.

Tiefe, feste Wurzeln wird er schlagen
In dem ganzen deutschen Vaterland,
In der Zukunft Ferne wird er ragen,
Wenn des Staatsmanns Werk schon längst verschwand." [1])

Anmerkung (gleichen Datums mit dem Aufsatz): Ein paar Worte scheinen an der Zeit zu sein, wenn die im Allgemeinen schwebende Begeisterung feste Haltpunkte gewinnen soll; 1) daß es in der christlichen Welt, als wahrhaft solcher, keine auf ein bestimmtes Vaterland ausschließungsweise bezügliche Kunst gebe, sondern daß die Kunst in ihrer höchsten Bedeutung, als religiöse, allen Völkern zugleich angehöre, die Eigenthümlichkeit des einzelnen Künstlers, einer Schule und eines Volkes sich also nothwendig nur in der Art der Auffassung und der besondern Beschaffenheit der Mittel der Darstellung aussprechen könne. In diesen beiden kann allerdings ein ganzes Volk etwas Unterscheidendes, ihm ursprünglich Eigenthümliches haben. Ebensowenig hindert dieses, unter mehreren allgemein merkwürdigen Gegenständen der Geschichte die vaterländischen, als die uns näheren und verständlicheren, vorzugsweise zur Darstellung zu wählen; 2) daß mit Sehnsucht nach dem Augenblick hingesehen wird, wo Stifter von Schulen die Gesammtheit der in einer allgemeinen Begeisterung wieder auflebenden Talente in bestimmte Massen um sich zusammenschließen, und so durch Theilung der Arbeit, und durch eine Arbeit, die geleitet und geregelt ist, Werke hervorbringen, welche das große Gebiet der bildenden Kunst, jedes nach seinem Theile, erschöpfen; 3) daß durchaus nicht wieder,

[1]) Das Gedicht rührt vom Kronprinzen her.

mit Absicht und Ueberlegung, zu den ersten Anfängen zurückgekehrt, sondern an das Trefflichste angebunden, und also dieses Trefflichste vor allen nach seiner ganzen großen Bedeutung erkannt und gewürdigt werde; 4) daß umfassende und durchaus auf unsere Religion bezügliche Werke jenen, die sich als Meister erproben, anvertraut werden, um den Begriff lebendiger Schulen wirklich wieder in die Gegenwart herbeizuführen."

Hier breche ich einstweilen den Aufsatz ab, um zum Anbeginn unseres Romaufenthalts zurückzukehren und wie bis dahin meine lebenden Erinnerungen mit Bruchstücken meiner Briefe zu verflechten.

Da wir am 21. Januar, dem Tag, an welchem der Karneval eröffnet wurde, die Tiber-Stadt betraten, so findet auch mein erster Brief zum guten Theil sich mit Faschingserlebnissen angefüllt.

„Rom am Aschermittwoch (4. Februar) 1818.

Liebste Mutter, Schwestern und Freunde!

Gott grüße Sie mit seinen schönsten und freundlichsten Grüßen! — Wie bin ich herzlich froh, daß der Karneval zu Ende ist, und daß mir mehr Muße gelassen wird, zu mir selbst zu kommen, und ruhig Ihnen zu schreiben, wornach ich mich aufrichtig sehne."

Nachdem ich für die Meinigen, welche Göthe's Schilderung vom römischen Karneval nicht kannten, ein kurzes Bild davon gezeichnet und ihnen das gegenseitige Bewerfen mit den falschen Confetti, den Gypsmehl-Eiern auseinandergesetzt, heißt es weiter:

„Wir mischten uns am ersten Tag unter die Fußgänger und wurden einigermaßen weiß; am zweiten fuhren wir und wurden weißer; Abends sagte der Kronprinz in Gesellschaft zu etlichen Preußen, er würde sie am folgenden Tag mit Confetti bedienen, wenn er sie sähe. Diese erwiderten, sie wollten nichts schuldig bleiben. Wir thaten schwarze Dominos um, Masken vor's Gesicht, und fuhren vom Hause unseres Gesandten aus; aber schon waren wir erkundschaftet. Als wir an die Ecke

des Palastes Ruspoli gelangten, einen seit Jahren berüchtigten Platz, kam ein dicker Hagel von Confetti auf uns losgeprasselt. Wir erwiderten fleißig, aber unglücklicher Weise stockte hier der Zug der Wagen, aus drei Batterien übereinander und jede davon vier Mann stark, hagelte es auf uns los, das Tageslicht um uns ward verfinstert, wir glaubten, im Staub der Confetti zu ersticken, wir fochten heldenmüthig, aus beiden Händen schickten wir Geschoße ab; aber was vermögen drei gegen zwölf, die noch dazu frei sich bewegen können? Inwendig mit Schweiß, auswendig von oben bis unten mit Gypsmehl bedeckt, immer kämpfend und Geschoße entsendend, somit ehrenvoll, zogen wir uns zurück, auch im Zurückziehen das Gesicht noch dem Feinde zugewendet. Auf unserer weiteren Fahrt warfen einige milde Seelen uns ächte Confetti zu, welche uns sehr erquickten. Am Abend nach diesem Strauß bemerkte der Kronprinz gegen die preußischen Landsleute, er sehe, daß es nicht gut sei, wenn Deutsche gegen Deutsche fechten, er wolle die folgenden Tage mit seinen Leuten auf Seite der Deutschen sein. Am folgenden Nachmittag also vermehrten der Kronprinz, Gf. Seinsheim und ich, in Dominos versteckt, die Batterie am Palast Ruspoli. An dieser Batterie fochten außer uns Bayern und verbündet mit uns, Preußen, Hannoveraner, Württemberger, Rheinländer, ein Spanier ꝛc. Hier ward nun, zum zweitenmal in der Geschichte, gezeigt, was vereint die deutschen Kräfte vermögen. Wer es wagte, uns anzufallen, der ward bedeckt und zugedeckt, nicht mit Ruhm und Glorie, sondern mit der dichtesten Wolke von Gypsmehl. So ist der österreichische Gesandte, Fürst Kaunitz, in unsere Hände gefallen.[1]) Gegen alle Engländer verfuhren wir feindlich. Der stolze portugiesische Gesandte war so unbescheiden, von seinem gesandtschaftlichen Vorrecht unmäßigen Gebrauch zu machen und beständig zwischen den Kutschenreihen zu fahren, somit die Fußgänger schwer zu belästigen. Seinem Wagen ging zum Ueberfluß ein prächtig gekleideter Laufer voraus und hintendrauf stolzirten drei Bedienten. Strafe muß sein. Laufer, Kutscher und Bedienten wurden so bedient,

---

[1]) Sollte man nicht meinen, wir wären heutige Preußen gewesen, den Oesterreicher nicht als Deutschen zu behandeln? So schlimm aber war es nicht gemeint.

daß sich alle in weißer Livree darstellten, und die Kutsche aus der Mühle zu kommen schien."

Ich will mir schmeicheln, daß ich um der Schönheit dieses Kampfberichtes willen unsere Waffenthaten etwas über Lebensgröße herausgeputzt. Es wäre mir nicht lieb, sollten wir es den Engländern gleichgethan haben, die bekanntlich durch ihre Uebertreibung des Confettischerzes denselben zum Theil den Römern verleideten.

„Die folgenden Tage wurden die nämlichen Kämpfe erneut, und die Ecke bei Ruspoli wurde furchtbar Allen, die da vorbeiziehen mußten. Lange wird man hier von der Kraft der Deutschen erzählen. Schon berichtete dieser Tage ein Römer in einem Kaffeehaus: „Hört einmal, wie unsere Confetti berühmt und beliebt sind; weit, weit, Gott weiß wie weit — kurz, bis von Preußen her, kömmt alle Jahre ein vornehmer Graf, bloß um mit Confetti zu werfen." Aber den letzten Karnevalstag, den Fastnachtsdienstag, begegnete noch ein besonderes Abenteuer. Die Wagen hatten auf ein gegebenes Zeichen wie immer den Corso verlassen, mehrere jedoch von unserer Batterie ihren Vorrath nicht verschossen; um ihn also nicht unnütz wegzuwerfen, sprangen sie von der Höhe, die wir besetzt hielten, hinunter in die Gasse und richteten ihre Kugeln gegen die Obengebliebenen. O schöne deutsche Einheit, ein so klägliches Ende mußtest du nehmen.

„Der ganze Karneval schließt am letzten Tag mit einem eigenen Schauspiel. Alle Theilnehmer, oder die meisten, tragen angezündete Wachskerzen, sobald es dunkel wird, und Jeder sucht Jedem die seinige auszulöschen, das ist ein höllisches Getümmel. Jeder freut sich, wenn es ihm widerfährt, und noch mehr, wenn er es einem Anderen erweisen kann; das ausgelöschte Licht wird schnell wieder angezündet, Alles unter dem Ruf: Sia ammazzato chi non porta un moccolo (des Todes sei, wer kein Lichtlein trägt). Die unserigen wurden uns häufig abgethan, die Landsleute besonders stiegen, um sie uns auszublasen oder mit dem Sacktuch zu löschen, hinten und an den Seiten der Kutsche hinauf. Bei alledem fiel kaum die mindeste Unordnung vor. Die Römer sind selbst im Karneval nicht so lärmend als die Neapolitaner jeden gewöhnlichen Tag."

„Rom, 8. Februar 1818.

. . . Nach geendeter Feierlichkeit im Corso gingen wir auf's Festino, den maskirten Ball, jedoch ohne zu tanzen. Ich habe noch nie so viele schöne und zugleich geistreiche weibliche Gesichter vereint gesehen als hier. Einige, wie Raphael sie malte, von einer Schönheit und Innigkeit, daß sie Madonnen vorstellen konnten. Die Züge der Männer fand ich im Ganzen nicht so regelmäßig. Ich habe früher geschrieben, daß die Frauen groß seien; vielleicht sind mir zufällig bei meinem ersten Aufenthalt einige solche vorgekommen; auf dem Balle waren mehr als drei Viertel aller Frauen von Mittelstatur, ja weit eher klein als groß.

„St. Peters wunderbaren Dom" habe ich fünfmal besucht. Ein außerordentliches, auf seine Weise einziges Werk, macht es gleichwohl nicht die Wirkung, die es seiner Anlage und Masse nach machen sollte und könnte. Man stelle sich an, wie man will, man bekommt nie und nirgends den Eindruck seiner wahren Größe, weder des Ganzen, noch der einzelnen Theile. Diese wie Jenes scheinen um gut ein Drittel kleiner als sie sind; wohin man sich stellt, überall verschwinden ganz große Massen, schieben sich wie ineinander, gehen für die Wirkung verloren. Man kann sagen, daß die Baumeister das Geheimniß gefunden haben, das Große (scheinbar) klein zu machen. Man schreibt diese verminderte Wirkung dem erstaunend genau beobachteten Verhältniß der Theile zu. Dann aber wäre ja das Verhältniß ein Fehler; ich glaube vielmehr, daß gerade das ausgemittelte und dargestellte rechte Verhältniß der einzelnen Theile zu einander und zum Ganzen Ursache ist des täuschend großen Eindrucks der altgriechischen Tempel, der besseren gothischen Kirchen, mehrerer Basiliken hier in Rom, z. B. Santa Maria Maggiore und die kleine Kirche San Martino. Vielleicht auch ist es, weil die Letzteren ununterbrochene große Linien haben, wogegen St. Peter voll Ein- und Ausbeugungen. Darum scheinen ja Frauen im Verhältniß größer als Männer, weil ihre Kleider nicht so zerstückt sind wie die der männlichen Tracht."

Durch fremde Bemerkungen veranlaßt, erinnere ich: Das Unübersichtliche hat die Peterskirche mit allen Kreuz-

schiffen gemein. Ueberhaupt ist zu beachten: Wenn die antiken Tempel uns erheben durch das klare und einfache Ueberschauen und Genießen schöner Verhältnisse, wenn in ihnen das Gefühl des feinsten Ebenmaßes befriedigt ruht, wenn aber jene Seite der künstlerischen Empfindung nur mäßig berührt wird, welche der freudig jauchzenden religiösen Ehrfurcht und Andacht nach christlichem Maßstab zur natürlichen Grundlage dient, so entzücken uns umgekehrt die besten unter den christlichen Kirchenbauten, vor Allem die gothischen, gerade durch die Anregung, welche sie der künstlerischen Empfindung und Vorstellung geben, fortwährend über das sichtbar Vorhandene hinauszugehen, in Gedanken die Räume über Wirklichkeit fortzusetzen — vielleicht schon in horizontaler Richtung vermöge der Schiffeskreuzung und der perspektivisch sich verschiebenden Pfeilerordnungen, jedenfalls in vertikaler vermöge der an jener Verschiebung theilnehmenden Bogen, insbesondere aber der gebrochenen gothischen, an deren jedem einzelnen wir die geschwungene Linie über den Bruch hinaus wo nicht denken, so doch empfinden; mögen wir es auch noch so bewußtlos erfahren — die Begeisterung und die weihevolle Stimmung, in welche diese Bauten uns versetzen, ist das unläugbare Ergebniß der besagten Verhältnisse.

Uebrigens bleibt bezüglich der Peterskirche auch zu erwägen, daß das menschliche Auge nur für ein beschränktes Maß von Größe empfänglich ist, besonders bei einem ersten Anblick. Was darüber hinausgeht, vermag es sich entweder gar nicht, oder erst allmählig durch Beobachtung und Vergleichung anzueignen. Ein ungeübtes Auge hält leicht einen gewaltigen Berg für nicht größer als ihm gewöhnte Hügel, bis es lernt, durch Linien und sonstige Beschaffenheit des Gesteins, durch Eigenthümlichkeit oder

Mangel des Pflanzenwuchses, durch das Erscheinen lebender Wesen in äußerster Verkleinerung oder durch lautlose Einsamkeit u. dergl. m. allmählig nicht nur zur Ueberzeugung, sondern zum wirklichen Eindruck der Höhe zu gelangen. Wer St. Peters Dom öfter besucht, klagt gewiß nicht mehr, daß er ihm zu klein erscheine. Da kein griechischer Tempel und keine gothische oder andere Kirche so groß sind wie die vatikanische Basilika, so haben wir keine Erfahrung darüber, ob im antiken oder einem mittelalterlichen Styl auch noch bei solchem Umfang und solcher Höhe die Güte der Verhältnisse dazu ausreichen würde, dem Auge sogleich den Eindruck der wirklichen oder einer die Wirklichkeit übertreffenden Größe beizubringen.[1])

„Von Werkstätten zeitgenössischer Künstler, die wir besuchten, erwähne ich die des Malers Camuccini (Tod der Virginia, Ermordung Cäsars); wie bei David und Gérard in Paris macht sich hier die Nachahmung antiker Statuen fühlbar;

des Bildhauers Canova, mir gar nicht das, was er in der Welt gilt, seine Arbeiten mir alle zu versüßt, etwas gespreizt, Ansprüche machend; Canova selbst ein lieber, guter, wohlthätiger Mann;

des dänischen Bildhauers Thorwaldsen; er eine Löwennatur, seine Werke voll ernster, ruhiger Größe ohne das Pretiose Canova's; sein Alexanderseinzug (in Babylon) in erhabener Arbeit nach dem Urtheil der Kenner vielleicht das gelungenste Werk der neueren Zeit; sein Adonis für unseren Kronprinzen, Statue; waffenschmiedender Vulkan; Göttin der Nacht;

des Bildhauers Schadow aus Berlin; eine Spinnerin, ein Mädchen, das den Schuh bindet — Statuen mit ungemein lieblichen, unschuldigen Gesichtchen; größeres Bassorilievo, der Raub der Königstöchter durch Castor und Pollux, schöne lebendige Bewegung zu Pferd; Grabdenkmal: Die Frau des österreichischen Generals Maier, auf der Bahre liegend,

---

1) Anmerk. der Schreib. Wir verweisen auf das, was R. bei seiner zweiten Italienreise (Beilage) über St. Peters Dom bemerkt.

oben Glaube, Hoffnung, Liebe, ringsherum im Bassorilievo die Leidenszeichen Christi;

die Werkstatt des Malers Cornelius aus Düsseldorf. Seine Zeichnungen zum Faust, zum Nibelungenlied. Nie in meinem Leben hat mich ein Gemälde so ergriffen, erschüttert, als die Handzeichnung des großen Titelblattes zu den Nibelungen, die vorzüglichsten Begebenheiten aus dem Lied in Feldern dargestellt, . . . (folgt Aufzählung bis zum Mittelfeld): König Etzel, den Kopf auf eine Hand gestützt, die andere schlapp hängenlassend, dumpf und an Uebermaß inneren Schmerzes fast gleichgültig geworden, nachsinnend über den Untergang eines ganzen Heldengeschlechtes . . . Freilich ein Stoff von solcher Gewalt, daß er mit hilft die Zeichnung tragen. Die Figuren kaum einen halben Schuh hoch, gleichwohl ein Eindruck von übermenschlicher Größe! Diese Blätter sollten in Fresco ausgeführt werden!

„Doch ich würde nicht fertig, wollt' ich in's Einzelne erzählen, was ich Schönes gesehen. Nur soviel von unseren deutschen Künstlern Cornelius, Overbeck, Schadow, den beiden Brüdern Veit, Eberhard, Koch, Schnorr, Fohr, Ruhl, Mosler, Barth, Platner 2c. Alle sind überzeugt, und es ist nicht bloß ein gesagter, sondern in's Leben übergegangener Ernst, daß man das sein müsse, was man im Bilde darstellen wolle; sie sind überzeugt, daß Gegenstände religiösen und geschichtlich vaterländischen Inhalts 2c. der Darstellung am würdigsten sind, daß man aber innerlich christlich, und innerlich deutsch sein, daß das Christenthum und die Deutschheit Fleisch und Blut müssen geworden sein, damit die Darstellungen von beiden wahrhaft seien. Eine Bischofsmütze kann ich leicht Einem auf den Kopf malen, und einen altdeutschen Rock auf den Leib, deßhalb wird noch kein Bischof und kein Deutscher daraus. Mir scheint, daß die deutschen Künstler hier der Kunst überhaupt eine neue Richtung geben. Der Kronprinz zieht täglich einen Künstler zur Tafel, da gibt es denn immer Stoff zu geistreicher Unterhaltung. Wir sind hier Alle so eingetaucht in die Kunstwelt, daß selbst ich, ein Laie, ohne Anstrengung die verschiedensten Sachen lernen muß, und wenn ich mir einmal in München ein Haus baue, ich werde keines Architekten bedürfen, so sehr vertiefe ich mich schon jetzt in diese Kunst."

Ich habe leider (oder zum Glück?) niemals Anlaß gefunden, diese „Vertiefung“ an den Tag zu legen.

Vom Titelblatt der Nibelungen, das ich ja schon in Berlin gesehen, hatte ich auf der Reise mit Begeisterung dem Kronprinzen erzählt, jene anderthalb Schuh mit reger Phantasie in's reckenhaft Große dehnend. Kaum waren wir nach Rom zurückgekehrt, in den ersten Tagen, suchte ich Cornelius auf, und wir befreundeten uns schnell, schier augenblicklich. In Förster's Gedenkbuch an Peter von Cornelius finde ich nachfolgende Stelle aus einem Briefe Bunsen's vom 17. September 1840 an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen:

„Ich erinnere mich des entscheidenden Tages, als Ringseis ihn mit dem Titelblatte der Nibelungen zum Kronprinzen führte, der von ihm kaum etwas wußte. Von diesem Tage stammt die europäische Blüthe Münchens.“

Die bedeutenden Folgen jenes Augenblicks konnt' ich nun allerdings nicht im voraus überschauen, aber mit Cornelius träumte und hoffte ich doch alles Herrliche und Gute.

Wie schon mein Brief mitandeutet, beschränkte sich meine Bekanntschaft nicht auf den gewaltigen Peter, vielmehr ward ich in den ganzen Künstlerkreis mit hineingezogen, und es war fast, als wär' ich Einer von ihnen; so entwickelte ich denn meine Kunstanschauungen und gewann zugleich die edelsten, trefflichsten Freunde. Mit unsäglicher Lust erquickte und begeisterte ich mich an ihrem Streben, Wirken und Hoffen und tauschte mit ihnen auf's lebendigste Gedanken und Ansichten. Häufig schloß ich mich ihren Ausflügen an, und wenn sie beim Kronprinzen etwas vorzubringen hatten, pflegte ich der Vermittler zu sein.[1])

---

[1]) Anm. der Schreib. Einmal mußte Ringseis einer ganzen Schaar zum Bildnisse sitzen; Konrad Eberhard verehrte ihm

„Der Münchener Polizei zum Trotz tragen wir altdeutsche Röcke; der Kronprinz brachte schon einen aus der Heimath mit und nun hat er auch den Grafen Seinsheim und mich aufgefordert, uns solche machen zu lassen. Morgen wird uns Rom zum erstenmal darin sehen. Uebrigens ist man hier diese Tracht schon an den Künstlern gewohnt. Auch Schnurr- und Knebelbart mußt' ich mir wachsen lassen. Wie bin ich froh, aufgefordert zu werden zu dem, was ich selber gern thue.

„Dieser Tage waren wir in den Bädern des Titus. Alle Säle sind mit Arabesken verziert und mit lebhaften Farben bemalt, auch die Nische, worin ehemal die Statue des Laokoon stand.

„Eine alte lateinische Inschrift in diesen Bädern zeigte uns, daß hinsichtlich der Unreinlichkeit die alten Römer würdige Väter der heutigen gewesen. Sie ist in einem hohen, gewölbten, ausgemalten Saal und heißt: „Duodecim deos, Jovem et Venerem, iratos habeat, qui in hoc loco m..xerit et c...verit."

„Es wird uns aus München sehr stark hieher geschrieben, daß der Kronprinz nach Griechenland gehe. Wer etwas Gewisses weiß, schreibe es mir gefällig. Auch hier an der Tafel des Kronprinzen höre ich öfter davon sprechen. Es will verlauten, daß der Prinz mit seinem Gefolge Ende März von hier über Neapel nach Otranto reise, von da nach Corfu." [1])

---

seine damalige Zeichnung; die des Kupferstechers Barth hat vor wenigen Monaten Herr Kunsthändler Amsler in Berlin die Güte gehabt, der Schreiberin dieses zum Geschenk zu senden; die gleichzeitige Entstehung mit der von Eberhard zeigt sich in der Stellung des lesend gesenkten Kopfes und anderen Wahrzeichen. Ob und wo sonst noch Blätter von jener Sitzung vorhanden sind, wissen wir nicht, hörten nur einmal von einer bezüglichen Zeichnung von Ramboux Erwähnung thun. Außerdem besitzen wir eine von Overbeck, um jene Zeit, jedoch nicht bei der nämlichen Gelegenheit entstanden. Ebenso ist uns von einer Zeichnung des Kupferstechers Amsler durch Güte der Familie ein photographischer Nachdruck ermöglicht worden.

[1]) Es ist dieß eine scherzhafte Erwiderung auf briefliche Anfrage des Ministers von Lerchenfeld. Nachdem derselbe den Doktor ermahnt hat, bei des Kronprinzen griechischer Reise doch ja Gefahren und nächtliche Wanderungen zu verhüten, sagt er: „Sie

Wie in Sicilien, so behandelte auch in Rom der Kronprinz uns vielfach wie gute Kameraden. Nicht als wäre er der Mann gewesen, eine Verletzung des schuldigen Respekts in wesentlichen Dingen zu dulden oder in jenen Formen des Anstands, welche auch dem nicht hofmännisch Geschulten das natürliche Gefühl einem Fürsten gegenüber eingeben mußte. Aber es waren für die Dauer der Reise alle solche Formen der Etikette über Bord geworfen, die einem vernünftigen Genuß sowie der geistig ausnutzenden Verarbeitung des Gesehenen, Erlebten, Erlernten zum Hinderniß sein konnten. Wer von uns etwas Bedeutsames oder Erheiterndes zu sagen hatte, dem fiel nicht ein zu warten, bis der Prinz ihn angeredet, sondern er brachte es vor nach Ort und Gelegenheit. Daß doch hohe Herrschaften es öfter verstünden, jeden Anlaß zu wirklicher gediegener Konversation zu nützen! In welche geisttödtende Atmosphäre versetzen sie sich, wenn immer nur sie selber dem Gespräch die Wege weisen, wenn nie ein neuer unerwarteter Luftzug durch ihre Gedankenkreise fährt! Fühlt doch jede fürstliche Person von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, mit Menschen Mensch zu sein; wird diesem Bedürfniß nicht in edler Weise Rechnung getragen, wie

---

schreiben mir noch gar nichts von dieser griechischen Reise. Hat der Kronprinz auch gegen seine Reisebegleiter hierüber ein so tiefes Schweigen bewahrt oder auch nur dasselbe so streng aufgetragen, daß nicht die entfernteste Anspielung in Ihren Briefen zu finden ist?" Letzteres war der Fall. — Gleichzeitig spricht der Minister seine Freude aus, daß R.'s Briefe ihn mit inniger Theilnahme überzeugt haben, wie gut der edle Kronprinz gethan, ihn unter seine Begleiter zu nehmen, „der Sie unermüdlich und unerschöpflich an innerer und äußerlicher Kraft und Heiterkeit bei solchen Karavanen gewiß höchst wesentlich waren. Ein solcher Arzt sorgt ja wohl mehr als für den Magen, und erhält Geist und Körper rüstig und aufrecht."

nah' liegt die Gefahr der Reaktion auf unedlem Gebiet! Und so wird denn die Etikette, die Ausdruck und Schutz der fürstlichen Würde sein soll und deren Berechtigung und Werth wir gewiß nicht verkennen, der wahren Würde gerade zum Fallstrick.

In jenem eifrigen Wohlwollen, das ein charakteristisches Merkmal so vieler Glieder seiner Familie ist, galten wir dem Prinzen nicht bloß als Wesen seines Gefolges und Dienstes, sondern hatten ihm eine persönliche Bedeutung Jeder für sich, und es lag ihm daran, daß Jedem die Reise möglichst erfreulich und nutzbringend sei. Wo etwas zu sehen war, woran wir Theil nehmen konnten, da nahm er nicht etwa bloß den Einen oder Anderen mit sich, was für sein Bedürfniß genügt hätte, sondern da mußten wir Alle mit; nur blieb in Rom Graf Sceverras, der die Stadt ja kannte und an der Kunst wenig Antheil nahm, von selber dadurch ausgeschlossen, daß ihm die Erlaubniß ward, bei seinem Bruder zu wohnen. „Wenn ich en capa y espada zu erscheinen habe,"[1]) sagte der Prinz zu ihm, „(beim Papst, beim Staatssekretär u. s. w.), dann werde ich Sie um Ihre Gegenwart ersuchen." Doch gab uns der Kronprinz auch häufig frei; wenn er Briefe schrieb oder Geschäften nachging, zu denen er höchstens Eines Begleiters benöthigte, so hatten die Anderen meistens Erlaubniß, bis zur späten Stunde der Hauptmahlzeit von Haus zu bleiben. Oefter auch ging er ganz allein. Immer nahmen wir Theil an den fröhlichen Ausflügen nach jenen Orten der Umgebung Rom's, die wir auf der Reise bisher nicht berührt hatten, nach dem herrlichen Albano, nach dem Nemi-See, nach Tivoli. An letzterem Ort machte uns ein etwa 15jähriger Eselführer eine Charak-

[1]) „In Mantel und Degen", der bekannte spanische Ausdruck für Gala.

teristik der verschiedenen Nationalitäten, mit denen er zu thun gehabt. Von den Deutschen meinte er: Molto denaro, ma poco ingegno (viel Geld, aber wenig Geist). Wir lachten und vermutheten, daß er unsere Landsleute, die ja großentheils durch unbemittelte Künstler vertreten waren, mit den Engländern verwechselte, weil in der That das viele Geld neben höchst Ausgezeichneten auch manchem höchst Unbegabten unter den Gentlemen erlaubte, seine auffällige Dummheit durch Europa spazieren zu tragen.

Wenn der Kronprinz bei guter Laune war — und wenige Tage von einseitigem Kopfweh abgerechnet, war er das immer — so nannte er häufig den Grafen Seinsheim Karlchen und bald fing er an, mich Doktorchen, und, wenn nicht auf dieser, so doch auf der zweiten Reise, auch Muckerl zu nennen.

Durch jenes viele und anhaltende Zusammensein, besonders aber auch durch das paarweis Zufußwandern lernte nicht nur der Prinz seine Gefährten, sondern auch diese den Prinzen gründlich kennen, wie es denn ein häufiger Spruch von ihm gewesen, die Reise sei für dieses gegenseitige Sichkennenlernen einer Ehe zu vergleichen.

Daß der Prinz den Homer mit sich führte, habe ich erwähnt; aber auch das neue Testament und die Nachfolge Christi waren seine steten Begleiter, und jeden Tag las er ein Kapitel abwechselnd im einen oder andern dieser Bücher.[1])

[1]) Bei einer späteren Ueberfahrt zwischen Neapel und Palermo sah der Kronprinz eine spanische Uebersetzung der Nachfolge in meiner Hand, zeigte Freude daran und bat mich, sie ihm zu lassen. Nach dem Tode des hohen Herrn im Jahr 1868 wurde das Büchlein, weil mein Namen eingeschrieben stund, aus dem Nachlasse mir zugesandt. Ein eingelegtes Zettelchen mit etwa 18 zum Theil unleserlich gewordenen Jahreszahlen nebst Monatstag läßt vermuthen, es enthalte die Daten, wann König Ludwig,

Von des Kronprinzen unermüdlicher Thätigkeit kann sich Niemand eine Vorstellung machen, der nicht längere Zeit in seiner Nähe gelebt hat. Um 5 Uhr aufstehend, kleidete er sich ohne Bedienung an,[1]) und von früh bis spät war sein Geist beschäftigt, einzusammeln, zu ordnen und zu planen. Stets hatte er die Schreibtafel zur Hand, und stets gedachte er des Vaterlandes, überlegend und besprechend, was für München, für Bayern brauchbar und förderlich sein könne. Diese unausgesetzte Thätigkeit des ganzen Tages ließ ihn dann freilich am Abend in Theater und Concerten zum Ergötzen der Anwesenden häufig einnicken.

Als wir das erste Mal an den Kaiserpalästen des Palatinhügels vorüberfuhren, sagte der Kronprinz: „An dieser Stelle für Schiller einen Grund zu kaufen und ihm ein Haus zu bauen, hatte ich bei meinem ersten Aufenthalt in Rom im Jahr 1805 den Gedanken gefaßt, als mich die Nachricht von seinem Tod ereilte.“ Damals

---

mit dem Lesen fertig, von vorn angefangen habe; das erstverzeichnete scheint aus dem Jahr 1839, das letzte nennt den 14. Juni 1866; viele Bleistiftglossen und =Striche sind durch Zeilen und Rand gezogen; neben linguistischen Anmerkungen (Vergleichen spanischer Worte mit verwandten in anderen Sprachen u. s. w.) finden wir unterstrichene Stellen, welche den Kenner des hohen Herrn mit Rührung erfüllen, weil sie auf Selbsterforschung, Selbsterkenntniß, Selbstermahnung hinweisen. Außer solchen Sätzen, welche unmittelbar die Bekämpfung der Leidenschaft im Auge haben, ist es die Nichtigkeit irdischer Höhe, irdischen Ruhms, die friedenbringende Größe der Demuth, welche der Leser sich vorzüglich zu Gemüth geführt zu haben scheint, und mit besonderem Trost erfüllt es, im IV. Buche zu sehen, wie die Herrlichkeit, die Gnaden= und Wonnenfülle des Altarssakraments gleichsam mit bejahenden Strichen durch halbe und ganze Seiten hin betont erscheint.

[1]) Man erzählt von ihm das Scherzwort: „Anziehen kann ich mich selber und ausziehen lass' ich mich nicht.“

waren noch wenige Ausgrabungen auf dem Palatin geschehen und nur einige wenn auch große Ruinen standen über den Grundmauern. Wer sich die Lage vergegenwärtigt, die Aussicht auf Colosseum, Titus- und Constantinsbogen einerseits, Friedensbasilika und benachbarte kleinere Ruinen gegenüber, Forum und Capitol zur anderen Seite, rückwärts der Blick auf den Cälius sammt Fernblick über die Tiber bis zu St. Peter und dem Vatikan, der wird das poetische Gefühl zu würdigen wissen, das in dieser fürstlichen Huldigung und Fürsorge zu Gunsten des kranken Dichters lag.

Trotz der allermächtigsten Unterschiede im Uebrigen fand ich mich durch einen hervorragenden Zug im Charakter Ludwigs I. häufig erinnert an seinen berühmten zweibrücken'schen Stammverwandten Karl XII. von Schweden, wie Voltaire denselben als einen der bedeutendsten und zugleich sonderartigsten Männer geschildert hat, und jener Zug ist die merkwürdige Zähigkeit, womit Ludwig I. seine Entschlüsse lang und vielseitig überlegte — wenn es sein mußte, Monate und Jahre lang — dann aber das einmal reiflich und vielseitig Ueberlegte nach gefaßtem Entschluß auch unerschütterlich festhielt und mit obsiegender Beharrlichkeit trotz aller Hindernisse vollführte.

Was sein übriges Wesen anlangte, so wußte er, daß er den Menschen als ein Original erschien, und sprach nun öfter sein Ergötzen aus, ein zweites (wenn auch sehr von ihm verschiedenes) Original mit sich zu führen und das war meine Wenigkeit. Ob er Recht hatte, das weiß ich freilich nicht so ganz; die Leute sagen's.

Hingenommen wie der Kronprinz in Rom es war durch die künstlerischen Angelegenheiten und Genüsse, verkehrte er nur wenig mit der übrigen Welt, und so lernte

auch ich weder viele Kirchenfürsten oder sonstige Einheimische, noch auch eine größere Zahl Fremder von Auszeichnung kennen. Ich will hier diejenigen Persönlichkeiten anführen, die mir von Bedeutung gewesen.

Vor Allem Se. Heiligkeit, der von Allen verehrte Papst Pius VII., dem ich im Gefolge des Kronprinzen aufwartete und dessen unvergleichlich rührende Erscheinung mir den liebevollsten Eindruck machte. Als ich am zweiten Fastnachtssonntag einige hundert Menschen seinen Fuß hatte küssen sehen, da störte mich mein angelerntes Vorurtheil, als sei dieß kein christlicher Gebrauch;[1]) aber schon dort versöhnte und ergriff mich sein frommes Antlitz voll der innigsten, von solcher Ehrenbezeugung völlig unabhängigen Demuth, und bei der Audienz bestätigte sich mir dieß Gefühl. Es war jene Demuth geradezu unwiderstehlich; Katholiken und Protestanten, Gläubige wie Ungläubige bekannten sich von ihr besiegt. Davon legen Niebuhr's Briefe wiederholt gerührtes Zeugniß ab; das Gleiche betheuerte mir Herr v. Leist, hannoveranischer Geschäftsträger, ein Mann, der sicherlich noch weniger als Niebuhr in Verdacht des Krypto-Katholicismus gerathen konnte. „Nein," sagte er, „es ist unmöglich, diesen Mann nicht auf's innigste zu verehren oder seiner unvergleichlichen Demuth zu widerstehen." Und Cornelius hat mir erzählt, daß er einst mit dem Kupferstecher Barth (und

1) Wenn wir schönen jungen Frauen, häufig bloß um ihrer Schönheit willen, die Hand küssen, ist es denn so unerhört, einen Kuß auf den Fuß des Vaters der Christenheit zu drücken? Uebrigens wird es unserem Hochmuth erleichtert durch das heilige Kreuzeszeichen, das der Papst, als vornehmster Schreiter auf dem Kreuzesweg, auch auf den Schuhen eingezeichnet trägt. Und bei der Fußwaschung am Gründonnerstag küßt wiederum der Papst den Pilgern die Füße.

vielleicht noch einem Protestanten [1]) auf der Straße ging, als der Papst von weitem angefahren kam. Neckend sprach Cornelius: „Jetzt gilt es hinzuknieen.“ „Hinknieen? Nimmermehr,“ war die entschiedene Antwort. Der Wagen kommt näher und ehe es noch Cornelius eingefallen, ein Knie zu beugen, berühren, vom Eindrucke hingerissen, schon die protestantischen Kniee den Straßenstaub, — „wie die Lämmer,“ pflegte Cornelius lachend beizufügen.

Der Kardinal Staatssekretär Consalvi gab dem Kronprinzen eine Mahlzeit, wo viele vornehme Gäste erschienen. Ich saß neben Baron von Reden, dem hannoveranischen Gesandten, der sich an meinen konservativen Anschauungen erfreute und dabei Erwähnung that von der guten Gesinnung der Münchener Zeitung; es stund dieselbe zu jener Frist unter der Redaktion meines nachherigen Freundes, des trefflichen Hauptmannes Anton Seyfried, den auch viele Auswärtige im Haus Görres kennen gelernt haben.

Der berühmte römische Philolog Invernici war von der Münchener Akademie der Wissenschaften zum Mitglied ernannt worden, und Thiersch, von welchem der Vorschlag ausgegangen, hatte mir das Diplom für ihn mitgegeben. Ich fand Invernici an seinem Kohlenfeuer sitzend und eröffnete ihm meinen Auftrag. „Was soll ich mit dem Diplome machen?“ erwiderte er; „die Männer jener Anstalt sind großentheils heidnischer Gesinnung, zum mindesten der Kirche feindlich; was thu' ich in ihrer Gesellschaft?“ Ganz abzuläugnen war die Sache nicht, so nahm ich in Gottes Namen das Diplom zurück nach München und stellte es Thiersch wieder zu, wobei ich ihm Invernici's eigentliche Gründe natürlich nicht verhehlte.[2])

---

[1]) Förster nennt Rückert, dagegen er nichts von Barth erwähnt. Vielleicht irrt sich Einer von uns Beiden.

[2]) Anm. der Schreib. Doch finden wir in R.'s Nachlaß auch Invernici's höflichen Dankbrief für die zugedachte Ehre.

Von Diplomaten verkehrten wir außer mit Häffelin, unserem bayerischen Gesandten, vorzüglich mit dem Vertreter Preußens, d. i. mit Niebuhr, dem hochberühmten Verfasser der römischen Geschichte, der auch durch seine Beziehungen zu den deutschen Künstlern, insbesondere seine Freundschaft für Cornelius sich mit unserem Kronprinzen und mir berührte. Die edle Güte und lautere Rechtschaffenheit in Niebuhr's Charakter, sein scharfer Geist, seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit flößten mir große Liebe und Achtung ein. Von seinen geschäftlichen Beziehungen zum heiligen Stuhl werde ich bei meiner zweiten Romfahrt Einiges mitzutheilen haben. Niebuhr selber hat mir erzählt, wie voll Rücksicht sowohl der Papst als Kardinal Consalvi für ihn seien. Ein einziges Mal sei der Letztere, vor dessen Staatsmannschaft er große Achtung hegte, fast heftig gegen ihn geworden, und das nicht bei geschäftlichem Anlaß; Niebuhr hatte günstig von der Moral der Jansenisten gesprochen, da rief der Kardinal mißmuthig aus: „Mit den Jansenisten wollen Sie mich verschonen!" „Oho," dachte N., „damit darf ich ihm ein zweites Mal nicht kommen." In einer unserer Abschiedsaudienzen bei Pius VII. (1818 oder 20) sagte Se. Heiligkeit zu mir: „Ich weiß durch Kardinal Consalvi, daß Sie ein Freund Unseres Freundes Niebuhr sind."

In den religiösen Anschauungen gingen wir trotzdem weit auseinander. Obschon Niebuhr, wie auch aus seinen Briefen ersichtlich ist, eine wahre und innige Ehrfurcht vor dem Glauben an Christus hegte, beklagend, daß er in Folge seiner Erziehung denselben nicht oder doch nicht vollgültig besitze, und für seine Kinder dieses Glück auf's innigste erstrebte, so war doch tiefere Verständigung nicht möglich. Und so gerieth auch auf wissenschaftlichem Felde der Gläubige mannigfach mit ihm in Widerspruch

— freilich nicht in Dingen des zweifellos sicheren Wissens, aber überall dort, wo Niebuhr den Aufstellungen der Glaubensautorität seine besonderen Hypothesen und Lieblingsmeinungen entgegensetzte. War er doch nicht überzeugt, daß alle Menschen von Einem Elternpaare stammen. In Skepticismus hatte er, der als eine der größten historischen Autoritäten geachtet steht, die Anfänge der römischen Geschichte, wie Livius sie erzählt, mit Stumpf und Stiel als mythisch erklärt. Ich dagegen bekannte meine Ueberzeugung, daß umgekehrt viele von unserer Zeit ziemlich allgemein als Mythen betrachtete Vorgänge vielmehr geschichtlich seien; dieß setzte freilich Wunderglauben voraus und zwar Glauben auch an dämonische Wunder, deren objektives Vorhandensein nicht nur jeder folgerichtig denkende Christ annehmen muß, sondern auch Jeder sollte, der nicht überhaupt alles fremde Zeugniß verwirft. Da mochte ich Niebuhr wohl als Phantast erscheinen; wenn er mich aber in einem Brief an Jacobi vom 26. Juni 1818 einen solchen nennt, so geschieht es in allzufreundlicher, ja günstiger Weise, als daß es mich verdrießen dürfte. Er sagt: „Uns hat er Alle sehr erfreut. Mit einem so herzvollen Phantasten wie R. es doch ist, kann man sich verständigen; zwischen solcher Phantasterei und freier Vernunft ist eine Analogie wie zwischen Wissenschaft und Kunst.“ — Uebrigens hat mir Niebuhr selber ein merkwürdiges Ereigniß aus seiner Familie erzählt, ich habe leider das Nähere vergessen, doch glaube ich, es war eine geisterhafte Meldung, die sein Vater, der berühmte Reisende Carsten Niebuhr, vom Tode des Großvaters erhielt. In einer Profanfrage gelang es mir, den historischen Kritiker zu befriedigen. Er äußerte, daß der Sohn der ausschweifenden Faustine, Kaiser Commodus, schwerlich der echte Sohn ihres Gatten

Marc Aurel gewesen. „Ich halte ihn doch dafür,“ entgegnete ich. „Wie wollen Sie heutzutag noch Wahrscheinlichkeitsgründe hiefür beibringen?“ fragte der Geschichtsforscher erstaunt. „Ich habe häufig,“ war meine Antwort, „an Statuen, Büsten und Münzen die beiden Kaiser miteinander verwechselt.“ „Daran habe ich nie gedacht,“ sagte Niebuhr, „aber Sie haben Recht, das ist ein Beweis.“

Der Mahnung des Kronprinzen eingedenk, ich solle die Universitätsfrage fleißig überlegen, besprach ich mich auch mit Niebuhr darüber. Er kannte aus eigener Anschauung die englischen Universitäten und gab mir einen von seiner Hand geschriebenen Entwurf, wie er sich die Organisation einer Hochschule als wünschenswerth denke.[1]) Eigenthümlich daran war die Ansicht, es sollten die Studirenden nicht mehrere Lehrdisciplinen zu gleicher Zeit in Angriff nehmen, sondern über einen und den nämlichen Gegenstand täglich mehrere Vorlesungen hören, so lange Zeit als der Kurs erfordere. „Ich weiß,“ fügte er mündlich bei, „Ihr Kronprinz wird die Sache nicht annehmbar finden, denn es paßt der Plan überhaupt nicht zum Geist der Zeit und der Prinz ist allzusehr für Göttingen und dessen Organisation eingenommen; aber ich halte die Vorschläge für zweckmäßig.“ Ließ sich über obige Ansicht streiten, da vielleicht nur sehr kräftige Geister ein so gänzliches Eintauchen in Einen Gegenstand ertrügen, so unter-

---

[1]) In Niebuhr's veröffentlichten Briefen findet sich unterm 11. Nov. 1820 die Stelle: „Ich bin veranlaßt worden, Gedanken über eine zweckmäßigere Einrichtung der Universitäten aufzusetzen. Es lassen sich leicht wesentliche Verbesserungen angeben.“ — Wohl möglich, daß auch damals noch, bei meinem zweiten Aufenthalt zu Rom, unsere Besprechungen sich fortsetzten und obiger Aufsatz erst aus dieser Epoche stammt.

lag für mich keinem Zweifel die Richtigkeit einer weiteren Bemerkung Niebuhrs: Man solle nämlich den jungen Leuten nicht freie Wahl lassen in der Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände; treffe auch hie und da ein genialer Instinkt das Richtige, so gingen doch laut Niebuhr's Erfahrung die Meisten nutzlos in der Irre und nicht Wenige schlechthin zu Grund.

Mit dem lieben und trefflichen Brandis, welcher an der Gesandtschaft angestellt war, befreundete ich mich herzlich, und von Bunsen, der damals schon in Rom verweilte, erst als Privatgelehrter, dann als Niebuhr's Sekretär, will ich für jetzt nur erwähnen, daß er im Lauf der Jahre mir wiederholt viel Freundliches erwiesen.

Die geistreiche Gemahlin Wilhelms v. Humboldt, von welcher ihr Gatte in den Briefen an eine Freundin spricht als von seiner ersten und einzigen Liebe[1]) und die trotzdem einen großen Theil ihrer Zeit getrennt von ihm zubrachte, hatte ich schon in Berlin kennen gelernt und traf sie nun in Rom. Ich kam öfter zu ihr zum Thee, bald allein, bald im Gefolge des Prinzen. In meinem Leben habe ich an wenigen Frauen, überhaupt wenigen Menschen eine so große Gabe der spannendsten Erzählung getroffen, wie Frau v. Humboldt sie besaß.[2])

---

[1]) Er soll sie in zahllosen Sonetten besungen haben.

[2]) Von ihren meisterhaften Mittheilungen ist mir besonders folgende in lebendiger Erinnerung geblieben: Der Befreiungskrieg war ausgebrochen und der Sohn eines norddeutschen Landedelmannes schrieb von der Hochschule aus an seinen Vater die Bitte, ihn mit dem nöthigen Geld auszustatten, damit er am Kampfe für das Vaterland Theil nehmen könne. Aber es erfolgte keine Antwort. Da machte der junge Mann, welcher die Hand seiner ihm nicht gewogenen Stiefmutter im Spiel vermuthete, zu Pferd sich auf, um selber zu Haus seine Sache zu verfechten. Vor dem elterlichen Schlosse angelangt, sieht er seinen Vater am Fenster

Auch die schöne, geistvolle und im geselligen Umgang liebenswürdige Henriette Herz, die getaufte Berliner Jüdin, begegnete ich hier wieder. Die Römer nannten sie wegen ihrer mächtigen Gestalt und den großartigen Zügen „una specie di Clitemnestra." Der Prinz und seine Gesellschaft fanden sich öfter bei ihr ein, wie denn auch ihr im Druck erschienener Nachlaß erwähnt, daß

---

stehen, bei des Sohnes Anblick aber eilig verschwinden. Der Jüngling steigt vom Pferd und die Treppe hinan, wird vom Vater nur kurz, von der Stiefmutter schier gar nicht begrüßt und da er beim Abendessen versucht, von seiner Angelegenheit zu sprechen, bezeigt sich der Vater so einsilbig, daß auch der Sohn wieder in Schweigen zurücksinkt. Beklommenen Herzens sucht dieser sein Zimmer auf und schläft erst spät in trüben Gedanken ein. Da erwacht er plötzlich und sieht in der Ecke seinem Lager gegenüber einen bleichen Schimmer; derselbe wächst an Deutlichkeit und der Jüngling erkennt die Gestalt seiner verstorbenen Mutter, in der Brust ein Messer, das ihm schon von Kinderzeit her im Hause bekannt war; mit Blick und dringender Geberde ermahnt sie den Sohn zur Flucht. Er springt aus dem Bett, wirft sich bebend in die Kleider und will hinab in den Stall, sein Pferd zu satteln; aber die Thür seines Zimmers öffnend sieht er eine Blendlaterne auf dem Gang sich einherbewegen, im nächsten Augenblicke geschieht ein schwerer Fall und das Licht liegt neben einer hingestreckten Gestalt am Boden. Er eilt hinzu, und da er die Laterne ergriffen hat und der Gestalt in's Angesicht leuchtet, entdeckt er seinen von Schrecken getödteten Vater, in der Hand jenes Messer, das soeben in der Brust der verstorbenen Mutter sichtbar gewesen. Von Entsetzen überwältigt eilt der unglückliche Jüngling hinab, wirft sich auf sein Pferd und sprengt davon, um niemals wieder in's elterliche Schloß zurückzukehren. — Als Frau v. Humboldt diese Erzählung vollendet hatte, rief ein anwesender Rittmeister, Herr v. Eckardtstein: „Das war ja mein Freund X.; diese seine Geschichte hat er mir am Wachtfeuer erzählt." „Ja, dieser ist es," erwiderte Frau v. H.; „ich wollte ihn nicht nennen; da er es aber selbst Ihnen erzählt hat, so darf ich es zugestehen."

sie geladen dem großen Abschiedsfeste der Künstler für den Kronprinzen mitbeigewohnt habe.

„Rom 18. Februar 1818.

Seien Sie mir tausendmal gegrüßt am heutigen golden schönen Morgen! Die Sonne steigt feuerroth glänzend über die Lateiner-Gebirge herauf, und ich sehe von der Höhe unserer Villa, genannt di Malta [1]), mir gegenüber den schönen Palast des Papstes und unter mir Rom im glänzenden warmen Morgenduft und in großer Herrlichkeit ausgebreitet. Das ist gewiß: Keine andere Stadt in der Welt, die in ihrem Bilde solches vereinigt, so viel Würde, Ernst und Größe mit dieser Stille, dieser Einsamkeit, ja dieser Grabesruhe in einzelnen Gegenden; mit solchen Wundern der Gegenwart so ungeheure Denkmale der frühern Heiden- und Christenzeit. Ich habe dieses nie so lebendig empfunden, als da wir vor einigen Tagen Rom von der Höhe des Klostergartens von S. Onofrio betrachteten, dem Kloster, in welchem der zu fein empfindende Tasso seine letzten Tage in stillem Wahnsinn verlebte. Unter uns die gewaltige Stadt mit ihren großen Kuppeln, ihren grandiosen Palästen, ihren weithin zerstreuten Landhäusern und mit den zahllosen Trümmern der alten Zeit; mittendurch in vielfachen Krümmungen der Tiberfluß; gegenüber im Osten die sanft und allmählig zu großer Höhe sich erhebenden Albaner und Sabiner-Gebirge, himmelblau im Vorder-, und weiß und schneebedeckt im Hintergrunde, alles in großer Stille und erschütternder Einsamkeit; denn viele Quartiere der Stadt sind wie ausgestorben. Es drängt sich mit Gewalt der Gedanke herauf: Von allen Städten des Alterthums erhielt sich keine andere bis jetzt in dieser Größe und Herrlichkeit! Das neue Rom ruht wohl in mehrfacher Bedeutung auf den Trümmern des alten und untergegangenen. Die weltlichen Herrscher legten ihre Kronen und Scepter nieder zu den Füßen des geistlichen. Der heldenmüthige Bürgergeist der heidnischen Römer zeigte, nur mit geändertem Gegenstand seiner Richtung, gleiche Größe

[1]) Ob wir von Anfang an oder erst später hier eingezogen, weiß ich nicht mehr. Käuflich erworben hat der Prinz die Villa Jahre nachher um den Spottpreis von 1500 Scudi.

und Stärke in den christlichen Helden, den Märtyrern der ältesten römischen Kirche; Roms blutiger Genius, der ganze Völker opferte, ward gesühnt und verwandelt durch die Ströme Blutes, welches die zahllosen christlichen Bekenner vergossen, und mitten im Kolosseum, dem alten Amphitheater, wo so viele Tausende zur Kurzweil der Römer sich mordeten, steht jetzt das hl. Siegeszeichen desjenigen, dessen Blut Allen zur Versöhnung geflossen ist; und dieses hl. Zeichen mit den übrigen des Leidens Christi, die im Kreis umherstehen, mildert die Schauder, die Jeden ergreifen, wenn er im Mondschein von den riesenhaftesten aller Ruinen wie von Bergen sich umfangen sieht und nah und gegenwärtig wähnt die Geister Derjenigen, welche einst Herz und Augen weideten am blutigen Schauspiel des Amphitheaters.

„Die mächtigen Säulenreihen, ehemal die Stützen heidnischer Tempel und der stolzen Paläste römischer Großen, mußten niederstürzen, um, wieder aufgerichtet, die Träger von christlichen Kirchen zu werden; letztere sind fast alle damit geschmückt, in reicherem Maße die Basiliken (Pfarrkirchen); insbesondere besitzt die von S. Paolo fuori di mura einen ganzen Wald solcher gewaltigen Säulen.

„Würdig dieser alten Riesenwerke, ja an Größe und Kühnheit alle noch weit überbietend, erhebt sich aus neuer Zeit S. Peters unermeßliche Kirche, mit ihrem weiten, säulenumringten Vorraum und ihrer wunderbaren Kuppel, in welcher der kühne Löwe Michel Angelo das mächtige altrömische Pantheon hoch in die Lüfte erhoben hat. Wie in den Straßen und Räumen einer Stadt wandelt man in den Hallen oder auf den Dächern dieses ungeheuren Gebäudes. —

„25. Februar. Wir ziehen täglich viel in Rom herum. Unsere Kleidung lenkt Aller Augen auf sich. Ich will hoffen, es sei der edle Schnitt derselben hieran Ursache und ihre großartige Form, die fast nicht zuläßt, daß man etwas Unedles darin thue oder nur eine unedle Haltung annehme. Nur hie und da scheinen mir einige schalkhafte Römerinen über uns zu lachen und andere sagten sogar: „Ecco che belle maschere dopo il Carnevale“ (sieh was für schöne Masken nach der Fastnacht!); aber heimlich, denk' ich, gefallen wir ihnen doch, und wenn auch nicht, so sind wir starkmüthig genug, uns darüber hinwegzusetzen. Die deutschen Künstler, und es sind deren 80

hier, werden sich wohl nach und nach alle so kleiden; denn das Beispiel des hier allgemein und insbesondere von den Künstlern geliebten und verehrten Kronprinzen ist eine mächtig wirkende Autorität. In der Türkei will ich mein Kleid mit einer Schnur einsäumen lassen; wenn ich dann nach München komme, sag' ich, mein Rock sei türkisch; wenn er nur nicht altdeutsch ist, türkisch darf der Rock in München schon sein. — Die Hausfrau eines Malers sagte zu diesem: „Jetzt seh' ich, daß diese eure Kleidung nicht eine bloße fantasia sei, da der Sovrano di Baviera das nämliche trägt.

„Den 16. Februar, den Tag, an welchem vor 19 Jahren der König Herr von Bayern wurde, ging der Kronprinz mit uns nach Ripa grande, wo der spanische Capitano Don Raffaele spanische und ausländische Weine schenkt. Dieser Mann gibt seinen Landsleuten und den Deutschen das Quart Wein um 3 Bajocchi und die Flasche um 2 Paoli wohlfeiler.[1]) Der Kronprinz sprach mit ihm spanisch und fragte, ob er ihn nicht kenne, vor 13 Jahren sei er schon bei ihm gewesen. Don R. besann sich und sagte: „Ei tausend, ja ich kenne Euch, ja ja, Ihr seid mit dem Kronprinz von Bayern vor 13 Jahren hier gewesen, das ist ein fröhlicher Prinz," und nun fing er an, pantomimisch alle die Bewegungen und Mienen nachzuahmen, welche der Kronprinz häufig im Ausdruck der Freude macht, (z. B. mit beiden Händen sich lebhaft auf die Seiten, Schenkel und Knie zu patschen). Der Kronprinz lachte und sagte zu uns: „Hab' ich es schon vor 13 Jahren so gemacht!" Darauf ward angestoßen auf das Wohl des Königs, Wrede's und Anderer. Don R. merkte aus unserm Benehmen, daß der Kronprinz eine fürstliche Person sein müsse, nahm den Grafen Seinsheim bei Seite und sagte ihm: „Ei nun besinn' ich mich, das muß der Bruder des Kronprinzen von Bayern sein; ja ja, er sieht ihm ganz ähnlich; aber der Kronprinz ist größer, trägt auch keinen Schnurrbart und spricht nicht spanisch." Dann näherte er sich ehrfurchtsvoll und bat den vermeinten Bruder des Kronprinzen,

---

[1]) Man erzählte, gewisse ganz kostbare Weine halte Don Raffaele für so „unbezahlbar", daß er sie wörtlich nur schenke, d. h. besonders Auserkornen vorsetze, ohne Zahlung entgegenzunehmen. Wenn es nicht wahr sein sollte, so ist es doch in spanischem Geist erfunden.

diesen zu grüßen. „Das ist schön," fügte er hinzu, „daß Ihr Euch spanisch tragt, das ist eine schöne Kleidung, die spanische; wollte Gott, man trüge sie bei uns auch wieder, wie vorhin; es ist seitdem schlimmer geworden." Nun hatte ich bisher immer geglaubt, altdeutsch sei unsere Kleidung. — Vor einigen Tagen kam ein Diplomat zu unserem Grafen Rechberg und fragte ihn, ob er denn nicht einige Spuren hätte, was wohl diese altdeutsche Tracht bedeuten wollte, ob nicht vielleicht irgend ein geheimer alter deutscher Bund, unmaßgeblich, dahintersteckе; es sind jetzt so bündnerische Zeiten 2c. Das Gesandtschaftspersonal hat hier nicht viel zu thun und da verfällt denn mancher davon in solche schwärmerische Ideen. — Leben Sie wohl, Gott mit Ihnen! Was machen die kranken Füße der Mutter? Nicht zu viel gehen, nicht so viel herumgehen!"

Cornelius trug nie jenen altdeutschen Rock, der uns großen Kindern solche Freude gemacht, wenn schon der Humor der Sache uns auch ergötzlich zur Selbstironie drängte. Der Kronprinz hat ihn noch lang getragen; da sah er einstmal in Brückenau einen Seiltänzer im nämlichen altdeutschseinsollenden Rock seine Sprünge machen und eilte nun freilich ihn abzulegen.

Graf Xaver Rechberg, von welchem vorhin die Rede, weilte als bayerischer Geschäftsträger in Rom, um das Konkordat abzuschließen. Einmal äußerte er zu mir bezüglich gewisser römischer Forderungen: „Ach die Regierung soll nur Zugeständnisse machen; Rom ist es bloß um das Prinzip zu thun; in der Praxis gibt es gerne nach." In der That hat man es dem Kardinal Consalvi öfter zum Vorwurf gemacht, daß er mit papiernen Versprechungen sich abfinden ließ, um gegenüber den Eifrigen (zelanti) den guten Schein und zugleich mit den Regierungen den Frieden zu wahren. Darum drehte nach dem Hinscheiden Pius' VII. die Frage der Papstwahl sich vorzüglich darum: Welcher wird als Papst den Consalvi als Staatssekretär behalten, welcher nicht? Und in Be-

zug auf jene schlaffe Diplomatie sagte mir noch in viel späteren Jahren ein italienischer Kardinal auf der Durchreise durch München: „La nostra corte di Roma è troppo corte.“

„Rom 4. März 1818.

Schon einigemale habe ich Ihnen einen freudigbegeisterten Morgengruß zugerufen, angeregt durch den herrlichen Sonnenaufgang in diesen Landen. Heute grüß' ich Sie, freudig bewegt durch den himmlisch schönen Sonnenuntergang. Seit gestern steigt sie hinter der großen Kuppel von St. Peter in gewaltiger Herrlichkeit hinab; wie von einem Heiligenschein umgeben strahlen die Ränder der Kuppel, sie selbst in der Mitte dunkel, ganz Rom liegt im Schatten, groß, ernst und stille, nur seine Thürme noch beleuchtet, die Pinien auf Pamphili, und die schönen Höhen der Sabiner- und Lateinergebirge im Osten.

„Wir wohnen in der Stadt, und doch, durch unsere Villa abgesondert, wie auf dem Lande. Das ist auch ein Vorzug und eine Eigenthümlichkeit Roms, daß man in Mitte dieser großen Stadt die Reize, die Ruhe und den Frieden des Landes genießt. Nicht nur eine Menge weitläufiger Gärten, in denen Menschenhände das kecke und üppige Wachsthum der Natur gezügelt und gelenkt haben, sondern auch ganze Fluren, auf denen die sich selbst überlassene Natur nach ihrer Phantasie schaffet und schaltet, von Epheu und Moos bedeckte Wände, Dächer und Mauern, theilweise mit Bäumen bewachsen, lebendiges Wasser nicht nur aus einer Menge architektonisch verzierter Brunnen hervorquellend, sondern auch häufig hervor sich arbeitend aus alten Mauern, durch Ruinen zwischen Gesträuch, Epheu und Moos. Auch kenne ich keine andere große Stadt, in welcher der Einzelne, der Gelehrte, der Künstler so ungestört von der großen und vornehmen Welt ist, in welcher man so gar keine Ansprüche macht auf ein glänzendes und vornehmes Aeußere in Kleidern, in Wohnung und Haushalt. Dieß ist auch ein Umstand, der den Aufenthalt der Künstler in Rom so sehr begünstigt, außer dem schönen Klima, außer der Menge von Kunstwerken. Es ist allerdings erfreulich, daß es eine Stadt gibt, wo recht viele Künstler vereinigt sind; einer bildet sich am andern, einer entzündet den andern; die gute Richtung wird schneller verbreitet; leider auch freilich die schlimme.

„Die deutschen Künstler bilden hier eine Kolonie, eine Republik, die immer wieder neuen Zuwachs aus Deutschland erhält, wenn alte abgehen in die Heimath; man wird dem Vaterland nicht fremd, weil der Deutsche fast bloß unter Deutschen lebt, weil die Begebenheiten, die Ideen des Vaterlandes durch die große Menge der Ab- und Zugehenden hier verbreitet werden. Ja man kann wohl sagen, man geht deutscher von Rom weg als man gekommen, zum Theil deßwegen, weil man hier im Kreis einer Menge inniger, geistreicher frommer Landsleute lebt, ohne Knix und Kratzfuß. Ich lebe so frei und ungestört fast wie auf der Universität, die übrige Gesellschaft und unser gnädigster Herr mit abgelegten Strahlen der Hoheit mischt sich in das republikanische Leben der hiesigen Künstlerwelt, erhöht und begeistert es. Wir kommen oft zu kleinen Festen der Künstler, neulich zu einem, das Thorwaldsen und Schadow gaben. Es ward ein wenig, und zwar ganz ehrbarlich getanzt, und weil es an Frauenzimmern mangelte, ward ich von Thorwaldsen aufgefordert, seine Tänzerin zu sein, wozu er mir einen weiblichen Schmuck um den Kopf wand. Ich soll ganz holdselig ausgesehen haben; in der Reihe hatte ich auch die außerordentliche Ehre, mit Seiner Kgl. Hoheit zu tanzen, worüber ich denn ganz und gar fräuleinhaft verschämt ward."

Auf dem zu jener Zeit noch als Trümmerwerk in den Strom hineinragenden Ponte Rotto gab einst der Kronprinz zur fröhlichen Verwunderung der Vorübergehenden und der Nachbarschaft, die sich zu den Balkonen drängte, ein heiteres Gabelfrühstück, an welchem nebst dem Gefolg auch Künstler Theil hatten. Unvermeidlich war bei solchem Anlaß der Gesang, wozu ich meist den Anführer vorstellte. Auch sonst liebte der Prinz das übliche zweite Frühstück mit uns außer Haus zu nehmen, sei es bei Don Raffaele, sei es in einer anderen, wo möglich malerisch gelegenen Weinschenke.

Ich benütze hier die Gelegenheit, gewissen neuerdings in Umlauf gesetzten Anekdoten zu begegnen, als hätte Ludwigs I. Tisch in Rom an unwürdiger Kargheit ge-

litten. Ich erinnere mich, daß jedes unserer Gedecke einen spanischen Thaler (2 fl. 30 kr.) kostete, damals ein ansehnlicher Preis; wir aßen sehr gut und tranken regelmäßig den trefflichen Orvieto, litten überhaupt an nichts Mangel als wo dieß die Eigenthümlichkeit des Landes und seiner Einrichtungen mit sich brachte. Ich komme hier zum zweiten, vermuthlich aber nicht zum letztenmal auf den ökonomischen Punkt im Wesen des Kronprinzen zu sprechen. Wohl ist es wahr, daß die Originalität des hohen Herrn zuweilen mit seiner im Ganzen höchst weise geordneten Sparsamkeit zu einer drastisch komischen Wirkung sich vereinte; immer jedoch kann dieß nur von einzelnen Zügen und Begegnissen gelten. Es ist aber ein großer Unterschied, ob ich mich hie und da überraschen lasse von einer Schwäche, die noch dazu mit meinen trefflichsten Fähigkeiten zusammenhängt — die Finanzkunst Ludwig des Ersten war keine seiner geringsten Herrschergaben — oder ob ich mit kaltem Blut eine ständige Anordnung treffe und durchführe, die meinem Rang und den Verhältnissen nicht geziemt. Sparsam war König Ludwig, war es hie und da wegen irriger Anschauung zu sehr oder an der unrechten Stelle, aber geizig um des schnöden Mammons selber willen nie. Das wußten nicht nur die Armen (wie er denn schon als Kronprinz jährlich 10,000 fl., d. i. den Zehent seiner Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken verwendete und mir selber Tausende zur Besorgung durch die Hände gegangen sind); ferner zeigten das nicht nur die ungeheuren Summen, die er auf große Unternehmungen zu wenden verstund; sondern auch jenen unläugbaren einzelnen Kargheiten, durch welche er sich öfter in üblen Ruf gebracht, lag meist nur eine Einseitigkeit in sonst äußerst genauer Berechnung zu Grund; gelang es, diese Einseitigkeit ihm darzulegen, ihm zu zeigen,

daß derjenige, an welchem gespart wurde, unbilligerweise einen Nachtheil erleide, welchen der hohe Herr nicht gewußt oder übersehen hatte, so ermangelte er nicht leicht, sogleich den Fehler gutzumachen. Gewöhnlich jedoch erwog er selber scharfsichtig das Für und Wider. So wußte er zwar wohl, daß meine Reisebesoldung den Ausfall meiner Münchner Praxis nicht decke; aber abgesehen davon, daß ich freiwillig darauf eingegangen war, brachte er auch bei der zweiten und dritten Reise, bei welcher ich noch durch Verkauf der Pferde und Anderes zunächst in Schaden kam, es mit Recht in Anschlag, daß im Ganzen und Großen meine Laufbahn durch meine Stellung zu ihm eine bleibend glückliche Förderung erhalten; daneben war ihm nicht unbekannt, daß ich in Rom bei wiederholtem Aufenthalt als sein Leibarzt auch viele Praxis, besonders bei vornehmen Fremden gewonnen. Wenn er in solchen Berechnungen hie und da zu weit ging, so ward dieß reichlich zugedeckt durch die oftmals rührende Sorgfalt, womit er bei Ertheilung von Unterstützungen und anderen Anlässen das leibliche und geistige Gedeihen der Betreffenden bis in's Einzelne in Erwägung zog und sich's etwas Rechtes kosten ließ, eine Sache nicht halb zu thun. — Die Ausgaben seiner siebenmonatlichen Italienreise beliefen sich auf 30,000 fl., für welchen Betrag er auch noch einige Gemälde und eine Statue von Rudolf Schadow mitgebracht; dieß ist allerdings für einen Prinzen eine äußerst mäßige Summe; wer aber wollte, anstatt zu loben, ihn darum tadeln? Er sparte ja nicht am nothwendigen Bedarf des Einzelnen unter uns, sondern am unnützen Glanz und Behagen, womit er sich hätte umgeben können. Zwei Wagen, zwei Hofherrn, ein Doktor, ein Künstler, dazu von vier Lakaien nur Einer für seinen persönlichen Dienst, das war einfach und doch genügend. Und wenn

später noch ein zweiter Künstler dazu kam (Klenze), so geschah dieß um des öffentlichen Nutzens, um jener Bauten willen, womit er schon damals das Vaterland zu verherrlichen strebte, überall also Sparsamkeit wie Ausgabe in Absicht auf vaterländische großmüthige Zwecke.

Wer das im Sinn behielt, der mochte immerhin über manche Züge der ökonomischen Genauigkeit lächeln, es mischte sich in dieses Lächeln nichts von jener Mißachtung, welche dem wirklichen Geize zu Theil wird. Einmal kaufte der Prinz, als wir eine Wanderung um die Stadtmauern von Rom antraten, bei einer Frau nah unserer Wohnung, gebratene Kastanien, 60 Stück für einen Bajocco. Die Wanderung erforderte Stunden, etwa bei Porta San Sebastiano fiel Hunger ein und er kaufte zum zweitenmal; dießmal erhielt er für den Bajoc sogar 100 Stück. Nun suchte er auf dem Rückweg eigens die erste Verkäuferin auf, den Unterschied ihr vorzuhalten.

„Es ist herzerhebend für Jeden, besonders aber für den Deutschen, die Richtung und den Schwung zu sehen, den hier in Rom die deutschen Künstler nehmen. Noch vor vier bis fünf Jahren war es bei weitem nicht so lebendig, die bessere Richtung noch nicht so entschieden. Auch aus der engen, trocknen und magern Manier, in der sie, eine neue Bahn sich brechend, zuerst befangen waren, haben sie sich kräftig herausgehoben, und bewegen sich nun frei in großen Formen, den Stoff beherrschend, der ihnen dienen muß. Cornelius ist, nach meinem Gefühl, der erste an Größe der Erfindung, Tiefe und gelungener Darstellung der Charaktere sowie Vollkommenheit der Zeichnung, aber in der Färbung hinter mehrern anderen zurück. Sein Karton zu einem Fresko-Gemälde in der Villa Massimi, vorstellend Dante im Himmel, ist ausgezeichnet; welche Charaktere Petrus, Moses 2c.!

„Im Ausdruck frommer, zarter, inniger Empfindung ist Overbeck vorzüglich. Der junge Philipp Veit leistet jetzt schon sehr viel und wird wohl einmal etwas außerordentliches leisten; in der Farbenbehandlung im Fresco ist er unter den hiesigen der Erste.

„Die wunderbare Farbenpracht der alten niederdeutschen Schule, wie wir sie in der Boisserée'schen Sammlung in Heidelberg an den Gemälden von van Eyk und Hemmelingk sehen, ist wiedererweckt in einem Gemälde des jüngern Ruhl, einer Anbetung der heiligen drei Könige. Und unser lieber, guter, frommer, demüthiger, anspruchsloser Meister Konrad, genannt der Eberhard aus Hindelang (im Allgäu), der Bildhauer, ist nun auch Maler geworden. Seine Kompositionen bewundern alle hiesigen Künstler wegen ihrer Tiefe und Großartigkeit, und Thorwaldsen sagte das bedeutende Wort: „Ich würde auf der Stelle den Meißel weglegen, wenn ich solche Kompositionen machen könnte." [1])

„7. März. Den 5. Nachts kam Baurath Klenze hier an mit einer Menge Briefe für mich."

Kronprinz Ludwig, obwohl christlich und national gesinnt, hatte doch in schöngeistiger Beziehung eine vorwiegend hellenisirende Bildung erhalten; Aehnliches ließ sich von Graf Seinsheim und von Dillis sagen, welch letzterer als Landschaftsmaler kein allernächstes Interesse hatte, für oder wider die neue christlichdeutsche Kunstrichtung Partei zu nehmen. So stund ich bis zu unserer Rückkehr aus Sicilien nach Rom in eifriger Verfechtung meines Kunstglaubens, ohne eben leidenschaftliche Gegner vor mir zu sehen, doch so ziemlich allein. Indessen waren meine Worte nicht in den Wind gesprochen und mächtige Bundesgenossen waren mir die Denkmale mittelalterlicher Kunst, wie denn erzähltermaßen die Herrlichkeit der Capella Palatina von Palermo des Prinzen Entschluß zum Bau einer ähnlichen entfachte. Als nun in Rom ein Cornelius, ein Overbeck, ein Veit und so viele andere hochbedeutende Männer ihren Geist und ihren Gesinnungsernst in die Wagschale warfen, da war es ein Leichtes, den Kronprinzen

---

[1]) Ohne Zweifel wollte Thorwaldsen sagen: „Ich würde an Eberhards Stelle" 2c. Daß letzterer mehr Verständniß der christlichen Kunst an den Tag legte als Thorwaldsen, ist übrigens richtig.

zu gewinnen, nicht zum Aufgeben der bisherigen Ideale, aber zur Erweiterung des annoch einseitig Aufgefaßten und Ausgebildeten.

Allerdings stießen wir auch auf entschiedene Gegner. So hatte unser bayerischer Kunstkommissär, der nachmalige Generalsekretär Martin Wagner, ein in seiner Weise sehr verdienter Mann, aus Paris die neueste französische antikisirende Bildung nach Rom mitgebracht und konnte sich nicht genugsam ärgern über die sogenannte Christen- und Deutschthümelei. Daß hiebei an wirkliche Schwächen und Einseitigkeiten der Unseren angeknüpft wurde, um sie zu verhöhnen, verstund sich von selbst.

Nun kam denn auch Klenze hinzu, ebenfalls eingefleischter Hellenist, und gerieth schier außer Fassung über des Kronprinzen ihm ganz unerwartete Wendung und vollends brachte ihn jener Schloßkapellenplan in gelinde Verzweiflung. Und da er sah, daß ich an der Wendung Theil hatte, so glaubte er, auch diesen Plan mir in die Schuhe schieben zu dürfen, und machte mir bittere Vorwürfe. Es hatte aber der Prinz den Gedanken ganz selbstständig gefaßt.[1])

Auch Klenze mag — wie ja schier wir Aelteren alle auf Uebertreibungen unserer jüngeren Zeit mit irgendwie veränderter Gesinnung zu blicken haben — von jener schroffen Einseitigkeit zurückgekommen sein. Ich schließe dieß aus der Freude, die er in höherem Alter über die in Angriff genommene Restauration der Münchener Frauenkirche ausgesprochen: „Jetzt erfüllen sich die Ideale meiner Jugend" — wobei er ohne Zweifel eine Zeit im Sinn hatte, die unseren Reisefehden vorhergegangen. Kehrte ja

---

[1]) Anm. der Schreib. Ringseis' Bewunderung des Tempels von Pästum zeigt, daß er die große Bedeutung des klassischen Alterthums begriff; er begehrte nur auch Anerkennung für die Kunst des christlichen Mittelalters, wovon Klenze nichts wissen wollte.

auch Göthe in seinen alten Tagen, wennschon vielleicht nicht aus vollem Herzen, zur Anerkennung der einst von ihm so hochgepriesenen und dann so schnöd verlästerten Gothik zurück.

Zur Zeit, von der ich rede, war jedenfalls Klenze dem begeisterten Deutschthum gründlich abhold. Nicht nur die bildenden Künstler der neuen Richtung hatten seinen Spott zu erdulden, sondern auch der Dichter Rückert, der eben damals in Rom verweilte, und mit welchem ich, nebenbei bemerkt, mich auch befreundete; über dessen geharnischte Sonette goß Kl. unaufhörlich die Lauge seines Witzes aus. Da er, zum Gefolge des Prinzen gehörend, mit uns in der Villa di Malta wohnte, geriethen wir recht fleißig aneinander, selbstverständlich in den Grenzen einer lebhaften Erörterung.

„Rom, Morgens am Charfreitag, 20. März 1818.

Komme mein Gruß Ihnen ebenso heiter und freudig entgegen, als der heutige Morgen himmlisch milde und sonnenklar; und sei er Ihnen so innig und ernst, als ernst und bedeutend der Tag war, den wir heute das 1818mal feiern.[1]) O wunderschönes Licht, o helle Strahlen, die diesen Morgen erleuchten, o himmlischer Gesang der Vögel im Garten vor meinem Fenster; und noch schönerer, größerer, seligerer Tag, dessen Erinnerung wir heute begehen, in keinem Gesange genug zu preisen!

„Ich habe gestern (Gründonnerstag) Verrichtungen gesehen in St. Peter und in der Kapelle des Sixtus. Das zahllose Volk im buntesten Gemische versammelt auf dem ungeheuren Raum vor der Peterskirche, auf den hohen Stufen derselben und auf der großen, flachen und geländerten Decke jener rings um den Petersplatz laufenden Arkaden — Alles erwartend den Augenblick, da der Papst im festlichen Bischofgewande auf dem Balkon der Kirche erscheinen wird. Er tritt hervor, die ganze

[1]) Nicht ganz richtig, da der Herr nicht in Seinem Geburtsjahr gestorben ist.

Menge sinkt in die Kniee, und der Papst, ernst und gerührt, die Hände erst flehend gen Himmel erhoben, dann über das Volk ausgestreckt, ertheilt den Segen, und die Sonne darüber leuchtet im hellsten Glanze; großen Wasserwogen zu vergleichen strömt die Menge über Petersplatz und Engelsbrücke wieder zurück.

„Nachmittags in der sixtinischen Kapelle das Miserere von Allegri mit seinen zwei Chören von Singstimmen, ohne Begleitung miteinander wechselnd. Große, ernste Musik. Einige Stimmen, die häufig auf einem langgedehnten Tone verweilen, bilden gleichsam die Grundlage, von welcher andere Stimmen wie auf Himmelsleitern auf- und niedersteigen; und dieses angesichts von Michelangelo's jüngstem Gericht, seinen Propheten, dem Jeremias, Jesaias u. s. w., Alles sich vereinigend zu einem großen, erschütternden Eindruck.

„Aus dem Miserere ging man in die Peterskirche zur Kreuzbeleuchtung. Das große, metallene Kreuz, von der Kuppel in die Kirche herabhängend, allein leuchtend und beleuchtet, alle übrigen Räume dunkel und nur durch das Kreuz erhellt; alle kleinen Zierrathen verschwinden im Halbdunkel, nur die großen Linien und Flächen bleiben sichtbar — ein erhabenes Bild.

„Charsamstag. Gestern am Charfreitag Kreuzesküssung durch den Papst und alle Kardinäle, Bischöfe und andere geistliche Großwürdenträger in feierlicher Prozession. — Abends wieder ein Miserere und wiederum Kreuzbeleuchtung.

„Nachts im Nachhausegehen sah ich einen artigen Charfreitagsspaß, den sich die hiesigen Käs- und Schinkenkrämer machen. (Natürlich muß in den Chartagen für Ostern eingekauft werden.) Sie verzieren ihre Gewölbe, Seitenwände und Decke, mit regelmäßig und architektonisch neben- und über einander gelegten Käslaiben, hohen Säulen von weißem Speck, dazwischengelegten langen Salamiwürsten und Kerzen ꝛc. So besteht z. B. die Grund- und Bodenlage des ganzen improvisirten Gebäudes, der beiden Seitenwände und der Hinterwand aus einer horizontalen Reihe von gewaltigen runden Käslaiben, rings verziert mit aufgeklebten, eckig und sternförmig ausgeschnittenen Stückchen von Silber- und Goldpapier. Auf dieser wackeren Grundlage erhebt sich eine rings umher laufende Reihe weißer Säulen, aus Speck geschnitten; darüber legt sich ein goldverbrämter Balken; auf dieser untersten Säulenordnung ruht eine zweite aus langen, pilasterförmig gebildeten Schinken;

zur Abwechslung dazwischen runde Säulen aus aufgeschichteten gleichgroßen Käskuchen. Von der Decke herunter hängen Cylinder aus Schinken und Speck, Kerzenbündel, eiförmig gerundete Stücke Talg. Im Hintergrund ein Marienbild, ihm zu beiden Seiten auch wieder Pilaster und Säulen der geschilderten Art, im Vordergrund ein paar kegelförmig aufgeschichtete Pyramiden. Jeder einzelne Käslaib, jede Schinkensäule, jeder Speckpilaster, jeder Kerzenbündel ist nicht nur mannigfach mit Gold- und Silberstreifen belegt, sondern an jedem leuchten mehrere Lämpchen, Alles zur Verherrlichung Maria's. Oft tritt ihr Bild zwischen perspektivisch sich verengenden Säulen weit zurück und so wechseln je nach Läden die Formen mannigfaltig; der Römer sucht und versteht Alles mit einem gewissen Kunstsinn zu schmücken.

„Nachmittags. Heut Morgen war ich im Battisterio des Laterans, das Kaiser Constantin zur Taufe seiner Mutter oder Schwester gebaut. Jetzt werden hier am Charsamstag diejenigen getauft, welche zur christlichen Religion übergehen. Heute waren es drei Juden. Die Form der Handlung war sehr feierlich, es wurden die Glocken geläutet, Stücke abgefeuert und obwohl die Nächstbetheiligten wenig innigen Antheil zu nehmen schienen, so war doch ich selber wundersam gerührt und bewegt. Es ist gewiß, es wohnt jeder bedeutenden Form ein Geist inne, selbst unabhängig vom Geist und Antheil derjenigen, welche sie üben. Ein Orgelspieler, welcher einen ihm vorgeschriebenen schönen Canon getreu nachspielt, vermag noch durch sein Spiel mich zu rühren und zu begeistern, wenn er auch selbst ein geist- und gottloser Mensch ist. Und so geschieht es häufig mit unserem katholischen Ritus, welcher, an sich bedeutend, leider nur zu oft von geist- und glaubensleeren Menschen ausgeübt wird."

Bei dieser Gelegenheit will ich von ein paar Beichtschwierigkeiten erzählen, welche irgendwann in Rom mir persönlich aufgestoßen sind. Die eine hat mir der sehr treffliche und liebenswürdige Abbé Martin de Noirlieu bereitet, welcher später Sousgouverneur des Prinzen von Bordeaux (Heinrichs V.) und dann Pfarrer von St. Jacques in Paris geworden. Ich bekannte, daß ich auf der Reise, da ich nicht mein eigener Herr gewesen, dem sonntäglichen

Gottesdienst nicht immer hatte beiwohnen können. Auf dieses hin versagte er mir die Lossprechung und bestellte mich noch einmal in den Beichtstuhl. Deutsche pflegen, solcher Weigerung nicht gewöhnt, darüber aus Rand und Band zu kommen und halten sie für eine unerträgliche Beschämung; in Frankreich dagegen sei sie nicht so gar selten und beruhe auf der Erwartung, das Beichtkind werde das zweite Mal nur um so besser vorbereitet erscheinen. Freilich mag es auch dort geschehen, daß Einer das Wiederkommen vergißt.

Ein andermal beichtete ich einem Italiener. Nachdem ich mein Bekenntniß geschlossen hatte, stellte der geistliche Herr noch ein förmliches Examen nach dem Beichtspiegel mit mir an, ob ich nicht dieß oder jenes Laster mir habe zu Schulden kommen lassen, so daß ich schier unwillig wurde und mir böse Gedanken über die Römer machte. Der Beichtvater, der mich natürlich als Ausländer erkannte, mochte denken: „Wer weiß, aus welchem schlechtkatholischen Lande der Herr da kömmt und wie leicht er's etwa nimmt mit dem Dekalog und der Gewissenserforschung, da kann eine gründliche römische Ausputzung einmal nicht schaden."

„Rom, 27. März 1818.

Der Ostersonntag war ein heiterer, klarer und mildwarmer Frühlingstag. Schon vor 8 Uhr Morgens wallte unzähliges Volk, Einheimische und Pilger, zu Fuß und in Kutschen nach St. Peter. Auf dem Vorplatze und auf den breiten Stufen der Kirche waren sie in verschiedenen Gruppen gelagert, die einen auf ihren Reisebündeln ruhend — knieend oder stehend die anderen; die dritten, wie sie Nüsse und Kastanien aufknacken — und wie sie Käs und Speck schneiden die vierten; wieder andere in fast krampfhafter Bewegung betend — in Jagd- und Reinlichkeits-Bestrebungen noch andere — Alles erwartete den Papst, der um 9 Uhr im langen, prächtigen Zug der Kardinäle u. s. w. aus den Hallen des Vatikans in die

Peterskirche ging, um dem Hochamte beizuwohnen. Er nahm Platz im Hintergrunde des Mittelschiffes auf erhöhtem Sitze, zu beiden Seiten die Kardinäle und Prälaten. Das ganze Mittelschiff war mit zwei Reihen von Grenadieren nebst der Schweizer-Garde besetzt. Niemand wurde in den von den Soldaten umschlossenen Raum gelassen, Niemand konnte folglich die geistliche Verrichtung sehen, der nicht in Uniform oder mit seidenen Strümpfen erschien. Doch halfen auch die seidenen Strümpfe nicht bei solchen Eingebornen, die nicht von Auszeichnung; die Fremden hatten den Vorzug; vor Allem die Engländer, die brauchten nicht einmal seidene Strümpfe anzuthun. In Bezug auf diese Begünstigung ward am Pasquino ein Blatt angeschlagen des Inhalts: *Marforio:* Avete veduto le funzioni nella Sistina? *Pasquino:* No; perchè bisogna farsi eretico per poter vederle. (M.: Habt ihr die Funktionen in der Sistina gesehen? P.: Nein, denn um sie zu sehen, muß man erst Ketzer werden.) Ich fragte, warum man denn einen solchen Unterschied mache zwischen Vornehmen und Nichtvornehmen, Reichen und Armen, daß es diesen die ganze Charwoche hindurch unmöglich gemacht werde, den geistlichen Verrichtungen in Sistina und Peterskirche beizuwohnen. Man konnte mir keinen Grund angeben. Jemand sagte: Wenn man alles Gesindel einließe, so wären die vornehmen Herren und Frauen in Gefahr, L. und Fl. genug zu bekommen. Christus hat die Sache nicht so verstanden; Er hat Bettler von der Gasse zu Sich eingeladen und den Armen das Evangelium gepredigt."

Die Erklärung wäre doch sehr einfach gewesen. Im Christenthum, in der katholischen Kirche, haben Alle Platz; in der Sistina, die nichts als eine päpstliche Haus- und Hofkapelle ist, aber nicht; und auch im Chorraum und den einzelnen Kapellen der Peterskirche wäre keine Funktion möglich, wenn man alles Volk rücksichtslos hinzudrängen ließe; in die riesige Kirche selber hatte es, das versteht sich, den unbeschränkten Eintritt, und was seine Andacht betraf, so konnte es natürlich in jeder Pfarrkirche den Verrichtungen beiwohnen.

Das übrigens ist wahr, daß den Engländern übergroße Nachsicht gezeigt wurde; Niebuhr sagte, nicht den zehnten Theil der Flegeleien, die sich hier Einige von ihnen gestatteten, würden sie in einer englischen Kirche wagen. Man sah sie während der Andachten in der Sistina Orangen essen und an kaltem Hühnerbraten nagen und konnte hintendrein auf dem Boden die umhergestreuten Schalen und Knochen finden. Jene Nachsicht wurzelte in dem Gefühle der Verpflichtung, welches Kardinal Consalvi im Namen des Kirchenstaates für die günstige Handlungsweise der englischen Regierung beim Friedensschluß glaubte hegen zu müssen. Später hat mir in München der katholische Lord Clifford erzählt, der so konservative (?) Fürst Metternich habe für Oesterreich das Littorale erringen wollen und England geschienen keinen Einspruch zu erheben; da sei er, Lord Clifford, zu Castlereagh gegangen und habe diesem vorgestellt, in des Papstes Händen sei das Littorale ungefährlich für England, nicht aber in denen von Oesterreich. Das habe Castlereagh eingeleuchtet und durch das protestantische England sei denn, wenn auch nicht aus uneigennützigen Gründen, das Recht des Kirchenstaates auf jene Gebiete gewahrt worden.

„Abends 7 Uhr große Beleuchtung der Kuppel und der Vorderseite von St. Peter. Man denke sich die ganze Kirche schon auf einer so erhabenen Stelle der Stadt und auf der hohen Kirche die erhöhte Kuppel ringsum reichlich beleuchtet in die dunkle Nacht hinaus glänzend: ein ungeheurer, wie in der Luft hangender und flammender Zauberpalast. Nach einer Stunde verwandelte sich in Einem Augenblick die Oel- in Fackelbeleuchtung — es brannten zwar die Oellämpchen fort, aber der neben jedem derselben aufflammende Fackelschein überleuchtete sie, wie am Tag die Sonne das Mondenlicht. Diese plötzliche, wie mit einem Schlag geschehene Umwandlung wirkte zauberähnlich.

„Auf der Altane oder Loge eines Hauses, zwischen St. Peter und Engelsburg mitten inne, hatte ich jenen im Angesicht, diese im Rücken. Während nun St. Peter in großer Stille, Ruhe und Herrlichkeit fortleuchtete, entzündete sich mit gewaltiger Bewegung auf der Engelsburg ein Feuerwerk in ungeheuren Büscheln, Schlangen, Rädern und Sternen. Auch dieser Gegensatz von Ruhe und Bewegung that große Wirkung. Beleuchtung und Feuerwerk wurden sonst nur am Feste des hl. Petrus, nur diesesmal unserem Kronprinzen zur Ehre schon am Ostertage gegeben.

„Am Montag im Colosseum bei Mondenschein. Durch die Gewölbe und Risse des ungeheuern vierstöckigen und nach oben zurückweichenden Trümmerkreises hindurch sahen wir die fernen im Mondlicht schwankenden Gebirge, die Paläste Roms, und im Innern die heiligen Kapellen, Alles in großer, erschütternder Stille, bis sich aus einer Gegend des weitläufigen Gebäudes, gleichsam wie aus einem entfernten Viertel der Stadt, und über uns, sanfte Trauertöne weiblicher Kehlen hören ließen. —

„Den 9. April ohngefähr gehn wir von hier nach Neapel und von da nach Otranto ab, dann nach Corfu, über Ithaka nach Patrasso, durch Arkadien nach Epidaurus (vielleicht über Sparta), Korinth und Athen, Aegina, über Theben, Delphi und den Berg Parnassus zurück nach Janina, wo ein unabhängiger Pascha Hof hält.

„Wir haben das besondere Glück, Rom und Neapel in allen Jahreszeiten zu sehen, kamen im Herbst zuerst in beiden Städten an, kehrten zurück im Winter, erwarteten den Frühling und werden sie nach unserer Zurückkunft aus Griechenland im Sommer schauen.“

Der Mensch denkt und Gott lenkt. Wir hatten schon unser Gepäck nach Otranto geschickt; die Künstler gedachten während unserer Abwesenheit die Vorbereitungen zu einem großen Feste für den Kronprinzen zu treffen, da kam aus München die Berufung des hohen Herrn zur feierlichen Ertheilung der bayerischen Verfassung — ein politisches Ereigniß, das keineswegs, wie Einige behauptet haben, gegen den Herzenswunsch des Kronprinzen lief,

vielmehr ihn hoch begeisterte, wie ja viele Konservative, mich nicht ausgenommen, sanguinische Hoffnungen darauf setzten, von denen wir mehr oder minder schnell, mehr oder minder gründlich enttäuscht worden sind. Für's Erste ließ sie uns Hellas in Schaum zerrinnen, dem Prinzen nur vorläufig, mir aber für immer.

Meinem Leser liegt wohl die Frage nah, was denn in kirchlicher Beziehung der Mittelpunkt der katholischen Welt für Einfluß auf mich geübt; das gehe aus dem Bisherigen nicht hervor. War ich doch selber für's Erste mir dessen nicht klar bewußt! Daß die äußere Erscheinung der Kirche in der ewigen Stadt mich im Ganzen mächtig ergriff, das fühlte ich, und das bekennen auch meine Briefe, wennschon dazwischen wieder spitzige Bemerkungen fallen. In meinem Künstlerkreise bildeten außer den Gegenständen der Kunst nicht selten religiöse Fragen den Inhalt der Gespräche und hier herrschte bei den Meisten die kirchlich-katholische Gesinnung vor. Was Cornelius anbelangt, so weiß man, daß er kein „Aufgeklärter" war, und ich erhielt dafür einen besonderen Beleg, als er mir im Vertrauen erzählte: Zur Zeit, da er die Blätter zum Faust geschaffen, sei er einmal Nachts durch einen unbegreiflichen Rumor in seinen Zeichnungen zum festen Glauben veranlaßt worden, daß der Teufel sich an seinem Mephisto geärgert und in den Blättern gewühlt und gewirthschaftet habe. Das Nähere weiß ich nicht mehr, theile aber mit herzlichem Vergnügen die Thatsache allen Denen mit, die nicht begreifen werden, wie der große Cornelius an solch einem mittelalterlichen Aberglauben noch festhalten konnte. Ich läugne nicht, daß er, obschon christgläubig und in der Absicht sogar guter Katholik, an einzelnen Auflehnungen gegen die kirchliche Autorität und Anschauung krankte, von

denen er erst im Alter genesen ist, jedoch immer noch zur Zeit seiner herrlichsten Schöpfungen, der Entwürfe nämlich für die Gemälde des nicht zu Stande gekommenen Berliner Camposanto. Uebrigens haben aus seinen raschen und drastischen Aeußerungen wider einzelnes Katholische oder zu Gunsten einer nicht immer richtig verstandenen Toleranz die Nichtkatholiken allzu reichlich in voreiligen Schlüssen Kapital geschlagen. Von dieser Sache, so Gott will, bei späterem Anlaß mehr.[1]) Overbeck und Veit,

---

[1]) Anmerk. der Schreib. Als im Juni 1861 Cornelius nach längerem Aufenthalt in Rom nach Berlin zurückkehrte und unterwegs in München auf alle Weise gefeiert wurde, da lag ihm auch ein Blatt des Radetzky-Albums aus Innsbruck vor. Es war die Zeit, da der Kampf um die Glaubenseinheit in Tyrol begonnen hatte. Cornelius schrieb:

„Heil dem frommen und ebenso jungfräulichen als heldenmüthigen Tyrol! Dieses der heiße Wunsch des ihm von ganzer Seele innigst ergebenen Dr. P. v. Cornelius.

München, den 14. Juni 1861.“

Er ließ das Blatt offen auf dem Tische liegen, wo jeder Besucher es lesen konnte und auch Schreiberin es gelesen hat. (Die Abschrift ward ihr jüngst durch freundliche Vermittlung zugestellt.) Obschon aber im Uebrigen jeder Odemzug und jeder Tritt des gefeierten Meisters in jenen Tagen von den Zeitungen berichtet wurde — von dem merkwürdigen Albumsblatte verlautete kein Wörtlein. Förster legt in seinem Lebensbild von Cornelius großes Gewicht auf brieflich leicht hingeworfene Aeußerungen, welche eine protestantisirende Gesinnung des Meisters beweisen sollen; und doch gehörte zur Würdigung solcher geflügelter Worte eine genaue Kenntniß der Beziehungen und Anspielungen, welche der Briefsteller wohl bei seinem Adressaten voraussetzen konnte, die jedoch dem Biographen wie dem Publikum mangelt. In obigem Albumsblatt dagegen besitzen wir ein wohl überlegtes Dokument, gerüstet, auch in die Oeffentlichkeit zu gehen und laut sprechend für Cornelius' katholische Ueberzeugung. Und doch kam er aus Rom, wo er angeblich immer wieder protestantisch gesinnt wurde, und hatte wiederum Jahre dort verweilt. Zum Glück

die sich gelehrter Bildung erfreuten, die Brüder Schadow und Alle, die gleich diesen Vieren das Kleinod des Katholicismus unter Kämpfen von Gott erlangt hatten, außerdem viele geborne Katholiken unter den Künstlern, waren gemäß ihrer Gesinnung vollkommen geeignet, in mir die hie und da noch stark aufhüpfenden separatistischen Flämmchen zu dämpfen. Koch, der geniale Landschafter aus Tyrol, welcher vor Zeiten, nach seiner Flucht nämlich aus der Karlsschule, seinen abgeschnittenen Zopf dem gestrengen Herzog von Württemberg aus der Schweiz zugesandt hatte, war in Rom sowohl in politischen wie kirchlichen Dingen zum Konservatismus im rechten Sinne gelangt. Deßgleichen hatte das gute, treuherzige „Eberhärdle", wie wir den kurzgestalteten Allgäuer Freund Konrad oft nannten, einen kleinen, wie ich glaube höchst harmlosen, aber sein Lebelang bereuten Seitensprung der Lebens- und Kunstanschauung in die Antike damals schon hinter sich.[1]) Ich kann sagen, daß ich aus jenen Unterhaltungen nachträglich noch großen Nutzen und eine mächtige Befestigung in kirchlicher Gesinnung gewonnen habe. Aber ich empfand auch entgegengesetzte Einflüsse, denen ich mich nicht immer zu widersetzen verstund.

Nicht mehr an meiner Kirche irre zu werden und darum Sache und Person scharf auseinander zu halten, war ich entschlossen. Noch immer aber gebrach es mir an

---

steht der ritterliche Cornelius außer Verdacht, vor der Oeffentlichkeit anders als nach seines Herzens Meinung gesprochen zu haben.

[1]) Es wird erzählt, sein in Deutschland fromm gebliebener älterer Bruder Franz, der auch Bildhauer gewesen, habe, schon Lunte witternd, die Taschen des aus Rom heimgereisten Konrad untersucht, ob sich auch noch ein Rosenkranz darin finde, und da sich keiner gefunden, mißbilligend und bedenklich das Haupt geschüttelt: „Konrad! Du g'fallscht mir nit mehr."

jener dogmatischen Sattelfestigkeit, wie sie der Katholik, besonders der gebildete, und ganz besonders in unseren Tagen des Kampfes von sich fordern sollte, und weil ich denn noch mancherlei schiefe Ansichten mit mir herumtrug, so wußte ich mir bei Dingen, die sehr entschieden zur Sache gehörten, mich aber ärgerten, nicht anders zu helfen, als daß ich sie den Personen in die Schuhe schob. Solang ich nicht zur Einsicht gekommen, wie sehr die Ueberwachung des Bibellesens zu Recht und Pflicht der Kirche gehöre, mußten die Wächter mich erbittern; solang ich vom Wesen des Strafablasses und seiner Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen nicht genügend unterrichtet war, konnten einzelne Formeln mich abergläubisch bedünken; solang noch Reste separatistischen Mißtrauens an mir klebten, mußten die Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit mir widerwärtig bleiben. Doch meinte ich, des Papstes Persönlichkeit halte viel zusammen und wir dürften Gott danken, daß ein solcher Mann das Haupt der katholischen Kirche; der poveretto — „so nennen sie ihn häufig, mit seiner gutmüthigen Herzenseinfalt Mitleid zeigend," — regiere nur leider am wenigsten.

Von rein persönlichem Aergerniß wüßte ich bei dem geringen Verkehr, den ich mit Einheimischen pflog, nichts zu berichten. Um so fleißiger ärgerte ich mich auf Hörensagen. Ohne Zweifel befand unter dem, was also mir zugetragen wurde, sich wirklich so manches Unerfreuliche. Daß aber selbst Niebuhr, der Wahrheitliebende, über die römischen Verhältnisse nur sehr bruchstückweise unterrichtet gewesen, von der einseitigen Auffassung gänzlich zu schweigen, das ist mir erst später klar geworden,[1]) und gleich Anfangs verkehrte ich häufig mit einem jungen Manne,

---

[1]) S. 9. Kap.

der gegen römische Zustände und Vorgänge mich vielfach unnütz in Harnisch gebracht, nicht sowohl in Bezug auf Sittlichkeit als auf Aberglauben und Intoleranz. Ich will auch heute noch ihm keine bewußte Unredlichkeit beimessen, aber seither habe ich ihn kennen gelernt als einen Erzkonfusionarius, unfähig zu den einfachsten theologischen Unterscheidungen und unaufhörlich Wirklichkeit, Mißverständniß und Einbildung durcheinanderwirrend. Getaufter Jude, war er vom Lutherthum zur katholischen Kirche übergetreten, weilte nun als Zögling in der Propaganda, fiel aber später zu den Methodisten ab und zuletzt der englischen Hochkirche anheim, und ist kein Anderer als der bekannte protestantische Orientmissionär Wolf. Auch Niebuhr ließ sich von ihm beeinflussen [1]) und beeinflußte dann wiederum mich.

Bald berichtete mir Wolf von den abenteuerlichsten Sätzen voll Unduldsamkeit, welche der Rektor der Propaganda in öffentlicher Feierlichkeit sollte vorgebracht haben. Hätte ich damals nur ein bischen Kenntniß gehabt von Styl und Brauch der Römer in solchen Dingen und überdieß von der wirklichen Lehre Roms bezüglich der angeblichen Sätze, so hätte ich alsbald gemerkt, daß Wolf Alles schief verstanden, Kraut und Rüben, Satz und Gegensatz durcheinander geworfen hatte. — Ein andermal erhitzte er mich mit der Nachricht, in Tivoli hätte ein Franziskaner gepredigt: San Francesco ha portato i peccati di tutto

---

[1]) In einem früher erwähnten Briefe vom 20. Juni schreibt Niebuhr: „Einen anderen (Konvertiten), der im römischen Kollegium ist, hoffe ich nach Deutschland zurückzubringen und zum Protestantismus übergehen zu sehen: es ist ein aus voller Ueberzeugung getaufter Jude, der sich an den Neulehrern unter den deutschen Protestanten heftig geärgert hat, hier aber Alles so scheußlich findet, daß er dem Wahnsinn nahe ist, aus Verzweiflung darüber."

il mondo, und die geistliche Behörde lasse ihn unbehelligt. So nackt, so unvermittelt und wörtlich gemeint, kurz so blödsinnig hat der Prediger sicherlich nicht den Heiligen an Stelle des Erlösers hingepflanzt; jedenfalls war in unseren Tagen wenig Gefahr, daß solche Ketzerei große Ausdehnung gewinne. Ich meine aber vielmehr, daß mir und Wolf das nöthige Körnchen Salz gefehlt haben werde. Erhalten wir nicht Alle durch Mitleiden, Mitleben, Mitwirken Antheil — nicht bloß an den Früchten, sondern auch den Verdiensten der Erlösungsthat? Und konnte der Prediger nicht in einem kühnen Bild, wie deren ja auch die Bibel unzählige kennt, von St. Franz, der in so ausgezeichneter Weise Träger des Leidens Christi, nicht an der Seele bloß, sondern sogar am Leibe gewesen, mit Berechtigung ausrufen: Wahrlich er trug — in und mit seinem Heiland, in glühender Liebe mit Ihm vereinigt, die Wundmale seiner gottmenschlichen Liebe theilend — mitleidig auch die Sünden der ganzen Welt?! — Ich aber klagte in der Bitterkeit meines Herzens, daß die Kurie, die so häufig Mücken seige, solche Kameele verschlucke und den Prediger nicht entferne. Es geht eben der Kurie ein bischen wie der Polizei. Wenn sie ein uns theueres Haupt antastet, so jammern wir laut über Härte und unbillige Einmischung; stoßen wir aber auf einen Mißstand, der unseren nationalen und persönlichen Gefühlen ganz besonders widerwärtig ist, dann kann die Zuchtruthe nicht rasch und kräftig genug geschwungen werden.

Wenn freilich es wahr gewesen, daß Wolf jenem Prediger gesagt, das könne er von St. Franz nicht glauben, und der Prediger habe ihn dafür auf's Maul geschlagen mit den Worten: „Ihr seid eine deutsche Bestia, ein Protestant, ihr glaubet nichts,“ so wäre das gar nicht schön

und gar nicht sanktfranzmäßig.[1]) Ich will den Verdacht unterdrücken, daß Bestie und Klaps nur scherzhaft gewesen und Wolf sich damit interessant machen wollte; so viel ist gewiß, daß er, wie auch Bunsen in einem Brief an mich es betont, an unbändiger Eitelkeit litt.[2])

Also durch fremder Leute schiefe Brillen schauend, legte ich mehr als einmal meine Klagen in den Briefen nach der Heimath nieder, und da dieselben in Kreisen verschiedenster Gesinnung umhergingen, so war ein freund-

---

1) Wohlzumerken führt der Italiener das Wort Bestia häufig ohne großen Harm im Mund, etwa wie der Deutsche den Ehrentitel Esel. Wir haben den Ausdruck Povera bestia auf einen Menschen anwenden hören im Sinne von „Armes Geschöpf".

2) Bunsen sagt unter Anderem in jenem Brief: „Gott, lieber laß mich Heide oder Türk werden, denn daß der Teufel der Eitelkeit also mich in seine Klauen faßt! ... Kann ein frommes Gemüth also von sich reden? so sprechen von seiner Bekehrung? . . . solche Halbheiten und Unwahrheiten sagen?" rc. — Wolf blieb mir anhänglich und beglückte mich in der Folge von seinen asiatischen Missionsstationen aus mit Großformatbriefen, worin er nämlich auf dickstem Papier in riesiger Schrift, aber wenigen Worten mir meldete, er sei da und da angekommen und habe das Evangelium gepredigt; dafür konnte ich dann jedesmal ein paar Gulden Porto zahlen. Ich pflegte nicht zu antworten. Oder doch — einmal hatte ich ihm geschrieben: „Lieber Wolf, Ihr Hauptfeind ist die Eitelkeit, die zehrt Sie noch auf." Was erhielt ich nunmehr? Ein schriftliches Zeugniß, ausgestellt von seinem Schwiegervater und einem anderen Methodisten, es sei wahr, Wolf sei früher sehr eitel gewesen, er habe jedoch den Fehler gründlich abgelegt! — Wolf's alte Mutter, welche Jüdin geblieben war, lebte in München. Da sie Vertrauen zu mir und meiner Frau gefaßt hatte, brachte sie öfter die Briefe ihres Sohnes, worin er aus der Ferne versuchte, sie zum Christenthum zu bekehren. So oft sie nun im Vorlesen den Namen U. H. Jesu Christi auszusprechen hatte, blitzte ein seltsamer Zug, gemischt aus Widerwillen und verlegenem Lachen, über ihr Gesicht, und dieses Lachen kollerte auch näselnd in ihrer Stimme.

schaftlicher Rügebrief, welchen mir der damals zu Landshut Theologie studirende Christian Brentano zukommen ließ über solch unberechtigtes Richten von unten nach oben und zwar in einem zirkulirenden Schreiben, ein keineswegs unverdienter. Auch mein trefflicher Lehrer Röschlaub, der sich über meine Rückkehr aus dem Separatisten-Lager herzlich gefreut hatte, mochte aus mancher meiner Aeußerungen noch den bedenklichen Sauerteig herausschmecken und ermahnte mich in Treue:

„Wenn wir an denen, welche durch Heiligkeit, Demuth, christliche Liebe u. s. f. ihrem Amte gemäß allen Anderen vorleuchten sollen, Unlauteres, Stolz, Unliebe u. A. sehen, so wollen wir Gott anflehen, daß er sie und daß er uns in seinen Schutz nehme und mit seinem heiligen Geist erleuchte. Jede Indignation, die über jenes in uns aufkommt, dürfte auf Abwege führen, die wir anfänglich nicht voraussehen können."

Dem deutschen Selbstgefühl, dem berechtigten wie dem überspannten, trat der welsche Dünkel oft recht possierlich gegenüber. Nicht selten geschah es, daß sogar solche Italiener, die vom Glauben innerlich und in gewissem Grad auch äußerlich abgefallen waren, doch jeden Deutschen von vorneherein als häresieverdächtig verachteten. Ein italienischer Adeliger spottete öfter in meiner Gegenwart über die heiligsten Grundsätze der Sittlichkeit, erzählte schamlose Geschichten, schimpfte über den Papst und sein Kollegium, nannte das System des römischen Hofes eine feine Politik, die Welt zu beherrschen 2c.; da er aber an München, Bayern, Deutschland, wo er gewesen war, gar nichts Gutes fand, sie nur povero, maledetto Monaco, povera Baviera, povera Germania nannte, Italien dagegen über Alles erhob, es allein würdig erachtete, die Welt zu beherrschen, und ich ihm bemerkte, die Italiener wären die Ersten in der Kunst gewesen, die Deutschen

seien es in der Wissenschaft, da drohte er mir allen Ernstes mit dem Papst, und das zu wiederholtenmalen. „Der Schlingel glaubt selbst nicht, was er mich möchte glauben machen," so schrieb ich ergrimmt in die Heimath, „aber uns Andere wie unmündige Kinder oder wie Barbaren betrachtend, glauben sie, wir müßten mit Popanzen geschreckt werden." Natürlich sind solche Leute eben die Hanswurste ihrer Nation, wie jedes Volk deren mit besonderem Gepräge aufzuweisen hat.

Wenn mich etwas recht abgestoßen oder geärgert hatte (vielleicht auch, wenn mein deutscher Stolz Widerwillen empfand, viele Herrlichkeiten von Italien anzuerkennen), dann tröstete ich mich freudig in der Vergleichung beider Länder: „Denn du, mein liebes Deutschland, meine kalte und wenn auch kalte Braut, dein Ernst und deine Ruhe und dein keuscheres Wesen gefallen mir vor dem bunten, oft buhlerischen Schmuck und der vulkanischen Entzündlichkeit dieser Fremden."

„Rom, 9. April 1818.

Seien Sie mir heute ganz besonders herzlich gegrüßt! Man schreibt uns aus München zu, daß Se. Königl. Hoheit der Kronprinz den 15. Mai dortselbst eintreffen werde und wir kleineren Sterne also ohne Zweifel mit ihm. Wer diese Nachricht nicht gerne glaubt, braucht sie nicht zu glauben. Daß mir aber die Ankunft am 15., des 16. wegen, besonders bedeutend sein würde, brauche ich meiner Mutter und meinen Schwestern nicht zu sagen.[1] Auch nicht, daß ich mich ungemein freue, die theure Heimath wieder zu sehen. Ich habe nun Italien vom nördlichsten Anfang bis zum südlichsten Ende durchwandert und gewiß viel Schönes, Großes und Herrliches geschaut. Aber das betheure ich, die Freude hat mir in Italien nichts gemacht, welche mir viele Gegenden im Vaterland er=

[1] Die Ertheilung der Verfassung geschah am 26. Mai, ohne Zweifel wollte vorerst der Prinz nicht im letzten Augenblick anlangen.

regten, diese innige, begeisternde Freude, daß ich singen, auftanzen und weinen mußte, wie in unseren heimischen Gebirgen. O wie könnte ich je Euerer vergessen! Nie, nie, nie!

„In den vergangenen Tagen waren hier viele Feierlichkeiten, bei Gelegenheit der Ernennung von drei Kardinälen. Ein großer Theil der Stadt war beleuchtet, zwei Tage hindurch Musik vor den Häusern der neuen Würdenträger, alle Prinzen von Rom machten die Aufwartung. Einen Tag bekömmt der Kardinal das rothe Käppchen, den zweiten die rothen Strümpfe und den dritten den rothen Hut. Die Römer, die immer bei Feierlichkeiten ihren Witz gerne zeigen, haben auch dießmal am Pasquino angeschlagen: Testa ferrata. Testa illuminata. Testa furiata.[1])

„So hat es unser Minister Häffelin vom Hofkaplan bis zum principe della chiesa gebracht, zum Mitglied jenes Kollegiums, welches ehedem den Vorrang vor den deutschen Kurfürsten angesprochen, weil diese zwar den Kaiser wählen, die Kardinäle aber den Papst. Häffelin sieht in seinem 84. Jahre blühend aus und scheint kaum 60 zu haben; die Freude hat ihn verjüngt.

„Der Kronprinz ruft den Maler Cornelius dahier, aus Düsseldorf gebürtig, nach München, damit er in den Sälen der Glyptothek die Decken in Fresko male. Cornelius ein ebenso vortrefflicher Mensch als vorzüglicher Maler.

„Wir gehen den 14. nach Neapel ab, bleiben dort bis zum 21. und kehren bis zum 23. nach Rom zurück — wenn anders die Nachrichten aus München gegründet sind.[2]) Von Rom über Florenz, Venedig zurück nach Deutschland."

Als der Kronprinz, von Cornelius' hohem Geist und Beruf überzeugt, den Wunsch gefaßt hatte, von ihm und keinem Anderen die Fresken der Glyptothek malen zu lassen, betraute er mich mit der Unterhandlung. Be-

---

[1]) Eisenkopf (der Bruder des Grafen Sceverras = Testaferrata). Illuminirter Kopf (weil Häffelin Illuminat gewesen). Wüthender Kopf (Cavalchini als nicht beliebter vormaliger Polizeiminister).

[2]) Scherzhafte Erwiderung auf das, was die Münchener über diese Reise schrieben.

geistert und hingerissen von der herrlichen Aufgabe, sagte Cornelius freudig zu; kaum aber war es geschehen, da fiel ihm schwer auf's Herz, daß Niebuhr bereits Schritte beim Kronprinzen von Preußen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm IV. gethan, damit Cornelius spätestens bei dessen Regierungsantritt, wo möglich aber schon früher in Preußen Beschäftigung und Anstellung erhalte. Obwohl es natürlich war, daß der Künstler das Sichere und Nahe dem Fernen und Ungewissen vorzog, so fühlte er es doch als begangene Uebereilung, daß er angenommen, bevor er Niebuhr in Kenntniß gesetzt und dessen Vorschläge gehört. In seiner Verlegenheit bat er mich, mit ihm zu gehen, wenn er das Geschehene dem Gesandten, seinem warmen Freund und Gönner, eröffne. Wirklich brach Niebuhr vor schmerzlicher Enttäuschung in Schluchzen aus und rief: „Aber Cornelius, wie konnten Sie mir Dieses anthun?" Cornelius war ebenfalls kleinlaut und betrübt, und nun begannen wir zu überlegen, ob nicht ein Ausgleich möglich sei. Endlich einigten sich die Beiden zum Vorschlag sowohl an den Kronprinzen von Bayern als an den von Preußen, beziehungsweise an die preußische Regierung, daß Cornelius im Sommer in München male, im Winter hingegen, wenn ohnehin al fresco nichts zu machen sei, in Düsseldorf wohne und wirke. Kronprinz Ludwig ging darauf ein und von Preußen erhielt Cornelius die Stelle als Direktor der Akademie in seiner Geburtsstadt.

Soweit der Kronprinz Ludwig in der Folge schriftlich mit Cornelius zu verkehren hatte, z. B. nach unserer Rückkehr nach Bayern, oder so lange Peter in Düsseldorf weilte oder der Prinz in Würzburg u. s. w., geschah die Korrespondenz größtentheils durch mich. Der hohe Herr hat später begehrt, Cornelius' dießbezügliche Briefe an mich in Handen zu haben, weil sie zu seiner Geschichte

gehören. Nach König Ludwigs Tod habe ich darum nachgefragt, erhielt aber zur Antwort, sie fänden sich nicht vor, lägen also vermuthlich in einem der zwei Schränke verwahrt, welche laut testamentarischer Verfügung erst 25, beziehungsweise 50 Jahre nach des Königs Ableben zu eröffnen sind.

Der Leser hat vernommen, daß während unserer beabsichtigten Reise nach Griechenland die Künstler ihre Vorbereitungen zu einem großen Feste für den Kronprinzen treffen wollten. Mit der Reise schien auch dieses in die Brüche zu gehen. Welche Enttäuschung! Hatten wir doch uns darauf gefreut wie die Kinder! Oder wie? sollte es den gewaltigsten Anstrengungen noch gelingen, in so kurzer Frist es in Scene zu setzen? Nun ja denn, wenn einerseits die Künstler sozusagen Tag und Nacht arbeiteten, andererseits der Kronprinz etliche Tage zugab, so schien es möglich. Mir ward der Auftrag, ihm die Sache vorzustellen. Ich wußte recht gut, daß ihm nicht weniger daran lag, als den Künstlern; er jedoch erwiderte, dann müßten zu den Reisetagen auch noch einige Nächte zu Hülfe genommen werden, denn auf einen kurzen Aufenthalt in Venedig vermöge er durchaus nicht zu verzichten; — ob ich als Arzt jenes gutheißen könne? Ich meinte, vielleicht mit einiger Kühnheit, das ertrage er wohl; dafür erhielt ich denn scharfe Vorwürfe von den übrigen Herren, daß ich der bisherigen Reise glücklichen Erfolg für des Prinzen Gesundheit so leicht auf's Spiel setzte, ja geradezu Gefahr liefe, ihn krank zu machen. Vielleicht auch bangte den Herren vor der Räderung ihrer eigenen Gliedmaßen. Sei dem wie immer, der Gnädigste gewährte und begab sich einstweilen nach Neapel, das er ohnehin gedacht hatte auf der Reise nach Griechenland noch einmal zu besuchen. Einstweilen arbeiteten die Künst-

ler, in freudiger Hast gleichsam das Unmögliche leistend, und so kam es zu Stand, jenes hochpoetische und berühmte Fest, das schon von mancherlei Federn ist geschildert worden. Förster benützt in seinem Lebensbilde von Cornelius (I. 212 f.) nebst mündlichen Erzählungen des letzteren die Beschreibung, welche J. D. Passavant, einer der Mitwirkenden, in seinem anonymen Büchlein „Ansichten über die bildenden Künste" gegeben hat; eine andere lieferte der zum Fest geladene Schwede Atterbom und ich selbst ermangelte nicht, im frischen Eindruck mit einem Bericht über den unvergeßlichen Abend jenen Aufsatz in den Zeitschwingen zu schließen, mit dessen erstem Theil ich hier unseren römischen Aufenthalt eingeleitet habe. Anknüpfend an das Gedicht des Kronprinzen, heißt es dortselbst:

„Achtzig Künstler deutscher und verwandter Zunge (und welche Namen!) verbanden sich, im uralten größten Sitze der Kunst und in Einem Sinne, dem fürstlichen Sänger in Farben und Tönen zu antworten. Von einer Gesandtschaft, aus den ältesten derselben, ward Er eingeladen in die Villa Schultheis[1]) zu einem Feste auf den 29. April.

„Um halb neun Uhr in der Villa angekommen, ward der Kronprinz eingeführt von mehreren besonders feierlich und alterthümlich gekleideten Künstlern.

„Im Vorsaal, über dem lorbeerumkränzten Eingang zum Hauptsaale, begrüßte Ihn der heil. Lukas in einem transparenten, von Sutter gemalten Bilde voll frommen edlen Ausdrucks, mit folgenden Worten:

„St. Lukas, der Evangelist,
Der aller Künste Schutzherr ist,
Stellt heut hieher als Pförtner sich
Und heißt, o Herr, willkommen dich.
Tritt ein, und sieh drin weiter an,
Was er, zu Ehren dir, gethan."[2])

---

[1]) Diese war hochgelegen außerhalb der Porta del popolo.
[2]) Von Fr. Rückert.

„Eingetreten in den Hauptsaal ward der königliche Gast von einem schönen Kreise edler deutscher, festlich geschmückter Frauen und der römischen Gattinen deutscher Künstler empfangen, und überraschend trat Ihm in höchstem Farbenglanze der Hintergrund des Saales entgegen. Diesen bildeten drei grau in grau gemalte, auf Pfeilern ruhende Bogen, oben gefüllt mit transparenten Gemälden, unten mit Nachahmungen halberhobener Arbeit.

„In dem mittelsten der drei Bogen war zu sehen: in einer großen Landschaft, die vorn in reichen Blumenteppich, hinten in's blaue Meer sich verlor, eine hohe breitastige Eiche, jener vom königlichen Sänger genannte Baum. Unter der Krone der Eiche sitzend: die Muse der Dichtkunst, groß und breitgeflügelt, das Haupt mit dem Lorbeer umkränzt, die Leier in der einen, ein Buch in der anderen Hand, im großen blauen und rothen Gewand, eine Gestalt voll Hoheit, Adel und Schönheit. Ihr zu beiden Seiten in absteigender pyramidaler Richtung, zur Linken des Zuschauers: die Göttinen der Musik und der Malerei, jene die Orgel, diese aber Palette und Bibel in der Hand; zur Rechten: die Baukunst, der Bildhauerei die Hand reichend. Alle Gestalten edel, schön und großartig in Ausdruck, Stellung und Gewändern. Zu beiden Seiten des Hintergrundes gebirgige Meeresufer, links eine Kirche im deutschen Styl, rechts ein griechischer Tempel mit einem Mausoleum.

„Im Gemälde der linken Seite zeigte sich vom fernen segelvollen Meere durch einen Felsenbogen herangekommen, und zu den hohen Frauen unter der Eiche wallend: der lange Zug großer Künstler; Dante voranschreitend, lorbeerumkränzt das Haupt; ihm folgend und in die Harfe greifend der königliche Sänger David; hinter ihm Phidias und Giotto; dann Homer mit der Leier, der höheren Begeisterung Davids horchend; tiefer hinter beiden Wolfram von Eschilbach und Erwin von Steinbach; Homer folgend Dürer und Raphael, einander die Hände reichend; dann im langen gekrümmten Zuge bis zurück zu dem Felsenthore: M. Angelo, Holbein, Fiesole, Shakespeare, Cervantes u. A., alle, obwohl im eigenthümlichen Kleide und mit bildnißmäßiger Aehnlichkeit, voll Schönheit und Würde

in den Gesichtern, voll Lebendigkeit in Ausdruck und Bewegung, voll Großheit in den Gewändern, vorzüglich David und Homer, Dürer und Raphael.

„Im Gemälde des rechten Bogens wurden uns dargestellt: von ihren Felsenburgen herabgeschritten und durch einen Hohlweg zur Eiche ziehend, in langer Zeile die großen Kunstbeschützer: Perikles mit Mäcen und August, Kaiser Karl der Große mit Lorenz von Medicis, die Päpste Leo X. und Julius II.; dann Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, König Franz I. und Kaiser Maximilian; endlich schließend den Zug ein Bischof von Köln mit einem Dogen von Venedig und dem Bürgermeister einer deutschen Reichsstadt.

„Die Nachahmungen halberhobener Arbeit waren komischen Inhalts. Das mittlere dieser Gemälde zeigte: die Arche der wahren Kunst, getragen von Raphael, Dürer u. A.; ihnen vorangehend einige ihrer Kunstjünger, die in die Posaune stoßen, daß vor dem Schalle die Mauern der falschen Kunst einstürzen.[1])

„Das linke stellt vor: den Herkules, der den Augiasstall ausmistet. Am Boden schnarchen ein paar bausbackige, grobstumpfnasige, dickhäutige Halbbauchmenschen, der eine mit großer Brille auf den geschlossenen Augen. Ein Taschenkrebs, der hier einen in die Nase zwickt, und der gewaltige Dreizack, mit dem Herkules dort einem anderen die Nase stochert, sind nicht im Stande, die Schläfer zu wecken. Zwei Flußgottheiten, eine männliche und eine weibliche, leiten ihre Gewässer in den Stall.[2])

„Das rechte Bild weiset: den Simson, der die Philister erschlägt. Mit ungeheuerem Schritt und die Kinnlade schwingend, setzt er über einen Markstein, worauf die Zahl 1818, den einen Fuß noch diesseits, den anderen jenseits gestellt. Diesseits schon todt hingestreckt, liegen Philister mit

---

1) Das Stadtthor trug die Inschrift: „bonne ville de Jéricho," über einem Hause stand „Lyceum". Siehe Atterbom's Aufzeichnungen.

2) „Wobei ganze Haufen philistermäßige Nasen und Brillen hinausgekehrt wurden," sagt Atterbom.

dicken Bäuchen, in Schlafröcken und langzipfligen Schlafmützen.[1]) Jenseits fliehen andere, schwerfällig fortschiebend, noch andere bitten mit aufgereckten Händen um Gnade.

„An der rechten und linken Seite des Saales zeigten sich in je zwei Scheinnischen die gemalten Bildsäulen der vier größten Gesetzgeber: Moses, Solon, Numa Pompilius und Karl der Große. Moses voll Ernst und Tiefe; Numa Pompilius voll Adel, Milde und Liebenswürdigkeit; Karl der Große ein gewaltiges Wesen, wie aus einer anderen Welt herüberblickend.

„Ringsum war der Saal nach den Linien der Architektur mit Lorbeergewinden verziert.

„Der Gedanke des Ganzen ist von Cornelius, von ihm auch Erfindung und Anordnung des mittleren und rechten Gemäldes, — der Zug der Künstler von Phil. Veit, das mittlere und linke Basrelief von Wilh. Schadow, das rechte von Schnorr, die Bildsäulen nach Zeichnungen von Eberhard, Tischbein, Schaller und Wach; die architektonischen Arbeiten von Thürmer und Ohlmüller.[2])

„Nicht bloß die Künstler, von welchen die Zeichnungen und Entwürfe herrühren, sondern eine Menge anderer arbeiteten acht Tage und Nächte mit edler, uneigennütziger Aufopferung und mit inniger Liebe an der malerischen Ausführung im Großen. Fast alle Künstler, jeder auf seine Weise, hatten Antheil an der Hervorbringung des Ganzen.[3])

„Der Kronprinz war innig bewegt von solcher Schönheit und Herrlichkeit, von so seltener Liebe.

„Im Chore ward ein Lied gesungen, Gedichte für die Feier des Tags von Maler Müller, von Kästner, von

---

[1]) In Händen hielten sie noch Schriftrollen, auf denen man die Titel las: „Ueber den Umgang mit Menschen," „Selbstständigkeit des Menschen," „Feine Blicke in's Leben" ꝛc. Bei ihrem Anblicke rief der Kronprinz: „Recht brav! Der Kerl hat jetzt viel zu schlagen!" (S. Atterbom.)

[2]) Die fürstlichen Schutzherren der Künste von Overbeck, sagt Förster. Er bezeichnet noch verschiedene Künstler namentlich: Fohr, Rambour, Vogel, Lund.

[3]) Es war wegen der kurzgesteckten Frist „ein fast stürmisch, aber heiter bewegtes Schaffen" gewesen, wie Förster sagt.

Rückert wurden vertheilt, vorgetragen, gelesen. Um 10 Uhr winkte, festlich und lieblich mit Blumen und bunten Südfrüchten geschmückt, eine mäßige Tafel, besetzt mit kalten Speisen. Ein Künstler brachte dem Kronprinzen, dann dem ganzen bayerischen Hause ein begeistertes Lebehoch; Aller Mund und Aller Herzen stimmten drein. Wogegen der Kronprinz anstieß: „Den deutschen Künstlern und allen, die sie und ihre Kunst lieben" und: „Möchten alle Deutschen so einig sein, als wir es heute sind!"

„Alle Herzen wurden weiter, tausend Hoffnungen regten sich, immer freier und fröhlicher schlugen alle Pulse, und eine rauschende Musik rief die Lustigen zum Tanze. Es wurden abwechselnd deutsche, und von den römischen Frauen deutscher Künstler italienische Tänze aufgeführt. Mit diesen wechselten deutsche Gesänge.

Die erste Stunde nach Mitternacht war gekommen, es mußte geschieden werden! Schon hat der Prinz seinen kurzen seidenen Mantel umgeworfen; Alle sammeln sich um Ihn im eifrigen Gedränge, Jedem will Er, Jeder Ihm die Hand noch einmal drücken; Er will reden, das Wort erstickt in der gepreßten Brust; doch die stumme Gebärde, die aus dem Herzen kam, sie drang zu jedem Herzen; tief, innig und allgemein war die Bewegung und schmerzlich der Abschied, wie von der Geliebten des Herzens.[1])

„Nach solcher Glorie, nach solchen Lichtern, durch solcher Liebe Gluth und Innigkeit erhöht, war alles Andere Schatten, es war nichts mehr zu sehen in Rom. Um 4 Uhr Morgens verließ der Kronprinz die Stadt, sinnend, was Er erwidern wollte."[2])

---

[1]) „Auf Wiedersehen in Deutschland!" war sein Scheidegruß.

[2]) Aus Atterbom's Bericht hebe ich noch folgende Stellen aus: „Da der Kronprinz von Bayern . . . der Abgott aller deutschen „Künstler ist, war es selbstverständlich, daß die ganze Festlichkeit „in der poetischsten und künstlerischsten Weise eingerichtet wurde. „Nicht bloß Illumination, Kanonenschüsse, Comus und Terpsichore, „welche auch unsere schwedischen Feste verherrlichen, gaben hier „der Liebe der deutschen Jugend für den ritterlichen Kronprinzen „Ausdruck, sondern die schönen Künste thaten dieß buchstäblich in „eigener Person. Vortreffliche Transparente u. s. w. . . . Nach der „Tafel eröffnete der Kronprinz den Ball und tanzte . . . dann

Am Schlusse dieses Aufsatzes meinte ich noch: „Den Sänger, den Künstler lohnt nicht Gold, doch edler Trunk

„setzte er sich zu den älteren Damen, worauf die anderen Damen „um ihn einen glänzenden Halbkreis bildeten, und nun bat er „um das Absingen einiger deutschen Nationallieder. Ein vor„trefflicher Chor, geleitet von Dr. Ringseis, dem Leibarzt des „Kronprinzen und intimen Freunde Baader's, stimmte nun vor „diesem Halbkreise ‚Am Rhein, am Rhein' an, darauf Göthe's „‚Was hör' ich draußen vor dem Thor', dann das alte ‚Es ritten „drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!' und zuletzt einige Tyroler„weisen. Diese Scene kam mir wirklich wie ein schöner Traum „aus dem Mittelalter vor: dort der Königssohn und werdende „König in altdeutscher Tracht, um ihn der Kreis altdeutsch ge„kleideter Damen, und alle einem Chore von Sängern lauschend, „die auch fast sämmtlich das geschmackvolle Kleid jener Zeit trugen.

„Der geniale und liebenswürdige Maler Cornelius, in „dem die Deutschen einen neuen Dürer erwarten, saß beständig „an der Seite des Kronprinzen und wurde unaufhörlich von ihm „karessirt. Bei den Worten: ‚Gegrüßt, Ihr schönen Damen! „Welch reicher Himmel, Stern bei Stern, Wer nennet ihre Namen?' „schwang der Kronprinz ein blitzendes Weinglas und verneigte „sich vor den Schönen. Kurzum, alles war froh und lustig. „Militärische Symphonien, ausgeführt von wohlbesetzten Orchestern, „die so aufgestellt waren, daß man sie nicht sah, schmetterten dann „und wann hinein in den allgemeinen Jubel, während Kanonen„salven in wohlberechneten Pausen aus dem Garten heraufdröhnten. „Die Artillerie leitete der berühmte Landschaftsmaler Reinhard. „Bei der warmen, milden Luft der italienischen Nacht standen „Thüren und Fenster beständig offen und durch sie sah man immer „den blauen Himmel des Südens mit seinen goldenen Sternen „hereinblicken, besonders vom Balkone hatte man einen herrlichen „Blick auf die italienische Landschaft im Hintergrunde, sowie auf „das alte Rom dicht vor uns und in tiefe Schatten gehüllt."

Nachdem der Schwede durch Bunsen dem Prinzen vorgestellt worden, bezeigt letzterer seinen Antheil am Streben der jüngeren schwedischen Literatur, „die französische Barbarei" abzuschütteln, und fragt, ob diesem Streben durch einen französischen König von Schweden nicht Gefahr drohe. Der Dichter antwortet nach seiner Gesinnung und preist die in seiner Heimath herrschende Preßfreiheit als einen Grundpfeiler:

in goldner Schale.“ In des Kronprinzen Eigenthümlichkeit lag es nicht, goldene Schalen zu verschenken, aber ein

„unserer uralten und durch die letzte Revolution verbesserten „Staatsverfassung. Hierüber bezeugte er seine Freude und stellte „dann allerhand Fragen über unsere Sprache und deren Zu„sammenhang mit dem Isländischen und Deutschen; dann be„gann er vom Ulphilas, schlug sich vor die Brust und sagte, daß „er ein Motto aus Ulphilas gleich einer Ordensregel im Herzen „trüge, aber ehe er sich darüber erklären konnte, drohte eine „brennende Guirlande, die plötzlich an einer der vielen Lampen „Feuer gefangen hatte, auf uns herabzufallen; er ergriff mich „beim Arm und zog mich schnell nach einem anderen Winkel des „Zimmers, um seinen Diskurs wieder zu beginnen, doch nun be„gann die ganze Kette der Festons an der einen Wand zu brennen, „und die Flamme setzte sich sogar in einer der Fugen des Daches „fest — allgemeine Konfusion, Tumult und schließlicher Sieg der „vereinten Anstrengungen des Feuers Herr zu werden, worauf „das Fest fortgesetzt wurde. Leider trennte mich jetzt ein ganzer „Strom der Anwesenden von dem Kronprinzen, und erst kurz vor „seinem Weggehen trat er noch einmal an mich heran, um mir „zu sagen, daß er in München ein ausgezeichnetes Bild Karls XII. „besitze, welches schön gemalt und mit seinen Attributen, den „Elennshandschuhen, dem Raufdegen an der Seite u. s. w. ver„sehen sei. ‚Er war wohl ein Bischen übertrieben‘, bemerkte er, „‚allein das Zuwenig in dieser Hinsicht schadet weit mehr als das „Zuviel!‘ ... Ich glaube, daß dieser Fürst gewiß viel für die „Wissenschaft, besonders aber für die Künste thun wird; ob er im „Uebrigen, ungeachtet seines Wohlwollens und der Hoffnung vieler „Deutschen, Charakter, Energie und Talent genug besitzen wird, „um ein großer König und Deutschlands Befreier zu werden „— das ist bis auf Weiteres Zweifeln unterworfen ... Sonst „ist er sehr tapfer und hat bei mehreren Gelegenheiten militärisches „Genie an den Tag gelegt. — Mit seinem Vater lebt er nicht „auf dem besten Fuß, nichtsdestoweniger hat er es durchgesetzt, „den vornehmsten Minister, Günstling und Rathgeber seines „Herrn Vaters, den beim bayerischen Volke äußerst verhaßten „Montgelas zu stürzen. Lustig ist es auch, daß, während in „München, zufolge königlichen Verbots, kein Mensch altdeutsche „oder sogenannte deutsche Kleider anzulegen wagt, des Königs

goldenes Zeitalter der Kunst hat er heraufzaubern geholfen, und goldenen Rheinwein, köstlichen alten vom Jahre 1634, den er selber in hohen Ehren hielt und nur zu feierlichem Anlaß aus seinem Würzburger Hofkeller hervorholen ließ, sandte er einstweilen den Künstlern mit goldenen Worten aus Florenz nach Rom. Vermuthlich war es vom gleichen, wie wir in Botzen zum Jahrtag der Leipziger Schlacht getrunken, und gab der Prinz, soviel er noch eben mit sich hatte, und recht sinnig und herzlich war es gemeint; aber es ist über das unpraktische Geschenk viel gelächelt worden; denn ob auch in einer köstlichen, als hohe Seltenheit doppelt köstlichen, immerhin bestund es in einer einzigen Flasche. „Sagen Sie," schreibt er mir später aus Brückenau, „sagen Sie als von mir beauftraget Karl Seinsheim, was Cornelius die Flasche Weins betreffend anzeigte, und daß Seinsheim nach Florenz schreiben soll, auf daß die genauesten Nachforschungen dort geschehen, zu erfahren, was aus Flasche und Brief geworden." Die Sendung scheint also unterwegs auf Hindernisse gestoßen zu sein und als sie endlich an's rechte Ziel gelangt war, da beriethen sich die Künstler hin und her, was sie mit dem kostbaren Naß beginnen sollten; denn auch in mäßigen Gaben vertheilt, wollte dasselbe nicht klecken für so Viele. Da that ihnen der Dresdener Portraitmaler Karl Vogel von Vogelstein den Gefallen zu erkranken, nun war eine gute Verwendung gefunden, man schenkte ihm den Wein zur Stärkung in der Konvalescenz.

Nachdem also in feierlich schwunghafter Fröhlichkeit die Festnacht durchschwärmt war, verließen wir die ewige Stadt. Ich aber vertraute noch in wohlverkorkter Flasche

„leibhaftiger Sohn sich hier in Rom beständig öffentlich in dieser „von den deutschen Regierungen für schwärmerisch und re- „volutionär angesehenen Tracht sehen läßt."

den Tiber-Fluthen einen Zettel, in der romantischen Hoffnung, sie möchten ihn zur Huldigung an die rechte Schwelle spülen. Auf dem Zettel stund:

An die Holde, die Eine, die Reine!
Ach dürft' ich sagen, die Meine!

Daß ich es nicht sagen dürfe, das wußte ich. Fräulein Nina Hartl, ein durch Schönheit und Geist, durch Bildung und Gesinnung ausgezeichnetes Mädchen, Pflegetochter eines Wiener Theaterdirektors, die auch im Hause von Friedr. Schlegel verkehrte, war mit einer Gesellschafterin nach Rom gereist und erregte, besonders bei den Künstlern, Aufsehen durch ihre in so vieler Rücksicht bedeutende Erscheinung. Da fing denn auch mein fast 33jähriges Junggesellenherz wieder einmal Feuer — das erstemal seitdem ich mich in der Lage befand, Herz und Hand anbieten zu dürfen, und ich war nicht ohne Hoffnung der Erhörung. „Hast du dir wirklich den Korb geholt?" fragt meine Schreiberin. Nein, ich glaube, daß ich noch zu rechter Zeit es erfahren, es habe inzwischen kein Geringerer als Friedrich Overbeck ihr Jawort nachgesucht und erhalten. „Aber wie kann man so etwas nicht gewiß wissen?!" Je nun, mit der Zeit vergißt man auch Dieses. —

In Rimini, wo wir übernachteten, auf der antiken Brücke war es, daß der Prinz, den der Gedanke viel beschäftigte, welche Männer für die Neugestaltung der Universität sich eignen würden, mich plötzlich frug: „Kennen Sie Hormayr? Wäre dieser nicht ein glücklicher Erwerb als Professor?" Ich traute meinen Ohren kaum, denn ich hatte in Wien von diesem Manne nur mit Verachtung als einem lügenhaften und charakterlosen Menschen sprechen gehört. Bei Fr. Schlegel war davon die Rede gewesen, den begabten, unterrichteten, besonders auch als Strategiker und Taktiker hochangesehenen Erzherzog

Johann, welcher bei der Alpenbevölkerung sehr beliebt war, habe Hormayr beschwatzen wollen, Kärnthen, Steyermark und Tyrol von der österreichischen Monarchie loszureißen als „Alpinisches Königreich," an welches sich etwa auch die deutsche Schweiz anlehnen werde. Dieses erzählte ich dem Kronprinzen; aber der gewissenlose und geschmeidige Historiker hatte sich bei ihm bereits einzuschmeicheln gewußt und so meinte der Prinz: „Metternich ist ihm nicht gewogen und darum erlaubt man sich allerlei Geschwätz gegen ihn." Hiebei verblieb es und von den üblen Folgen dieser Huld und dem Mißbrauche derselben durch den Begünstigten werde ich seinerzeit noch Manches zu berichten haben.

Wie beabsichtigt war, blieben wir in Venedig so lang als nöthig, damit Klenze die Markuskirche gründlich betrachte.[1]) Aergerlich über die ganze Byzantinerei, saß dieser voll Verdruß im Schiff, das uns von Mestre nach der Lagunenstadt überfuhr, und fing wieder an über Kunst mit mir zu hadern; wir geriethen beide stark in's Feuer, Klenze wiederholte ausführlicher und nachdrücklicher, was er schon öfter behauptet hatte, das Wesen der Baukunst liege in der Mathematik; auch ich antwortete lebhafter als gewöhnlich, die Hauptsache in jeder Kunst sei das eigene Kunstgefühl, die innere Erregung und Begeisterung. „Si vis me flere, flendum est tibi ipse prius. So Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen! Die alten Baumeister hatten die Mathematik und die Kunstregeln in sich bewußtlos, diese wurden erst später aus den vorhandenen Kunstwerken abgezogen." Durch die Lebhaftigkeit unseres Streites aufmerksam gemacht, rief der Kronprinz, der am entgegengesetzten Ende des Fahrzeuges saß:

---

[1]) Anm. der Schreib. Siehe, was wir vor Schluß des Aufenthaltes in Palermo eingeschaltet haben über die Möglichkeit einer Verwechslung.

„Nun, welcher von euch Beiden wird den Anderen in die Lagune werfen?“ — „Königliche Hoheit,“ rief ich — aber ich merke, daß es seine Schwierigkeit hat, das anschauliche Bild wiederzugeben, mit welchem ich dem Prinzen darlegte, daß Klenze mit der erlernten Mathematik ohne Erregung Kunstwerke erzeugen wolle. Kurzum ich gebrauchte ein Bild, auf welches der Kronprinz mit erschütterndem Lachen rief: „Bravo, Ringseis, bravo, der Klenze hat Unrecht, aber werfen Sie mir ihn nicht in die Lagune, ich brauche ihn noch!“

Wenn mich Klenze's Geringschätzung der mittelalterlichen Baukunst mit Fug verdroß, so wissen wir doch heutzutage, daß unsere alten Meister sich keineswegs der Mathematik gegenüber so harm- und bewußtlos verhielten, wie ich damals gemeint; vielmehr besaßen sie dieselbe aus dem Grund. Freilich mit ihr allein, ohne die unmittelbare künstlerisch innere Anschauung und Empfindung und die von mir mit Recht betonte schöpferische Erregung ist nichts zu erreichen, und wenn Klenze das Gegentheil ernstlich wähnte, so schoß er gewaltig am Ziele vorbei. Vielleicht aber reizte den gewiegten Architekten dasjenige, was in meiner Aufstellung irrig und unerfahren war, seinerseits auch mehr zu behaupten, als ihm selber Ernst gewesen.

Die letzte Strecke vor München mußten wir richtig Tag und Nacht hindurch fahren; es setzte geschwollene Füße, sonst aber blieben wir guter Dinge und trafen zur gewünschten Zeit in unserer bayerischen Hauptstadt ein. Und weil denn die Sache gut abgelaufen und obendrein das Künstlerfest so schön gewesen, so war auch mein Rath mir von den Herren verziehen und Alles wiederum recht und in bester Ordnung.

Beilagen.

Im Text und seinen Anmerkungen weisen wir zwar häufig auf einzelne Beilagen hin; aber nicht jede Beilage bezieht sich auf eine bestimmte Stelle des Textes. Von den folgends gegebenen Ringseis'schen Briefen danken wir einige der Güte der Empfänger oder ihrer Erben; andere liegen uns theils im Konzepte, theils in solchen Blättern vor, die durch Korrekturen unabsendbar geworden; mit der endgültig abgesendeten Reinschrift mögen sie vielleicht nicht stimmen, unseren Zweck aber erfüllen sie: von R.'s Hand nach Inhalt und Styl Herrührendes zu bringen.

Zum ersten Kapitel.

Beilage 1.

Um die von Ringseis am Schluß des zweiten Absatzes im ersten Kapitel erwähnte Abspannung leiblicher und geistiger Kräfte hervorzurufen, dürfte die Eine Ueberanstrengung doch nur den Tupfen auf's i gesetzt haben. Wenigstens schließen wir aus dem Konzept eines Briefes, den er vielleicht einem leibhaftigen Adressaten bestimmte, vielleicht nur zur eigenen Herzenserleichterung geschrieben, auf eine schon damals herrschende Ueberlastung der Studirenden. Er lautet im Wesentlichen:

„Euer Hochwürden H. P. gestatteten uns schon öfter, Ihnen über Dieß und Jenes gegründete Vorstellungen zu machen, verzeihen Sie also, wenn ich von Ihrer gütigen Erlaubniß profitire. Ich ehre und bewundere die hohen Schulgesetze, und Schande dem Elenden, der die achtungswürdigen Absichten, die denselben zu Grunde liegen, mißkennen würde; aber — ein bedeutendes Aber! Auch jener emsige Student, dessen Eisenfleiß [1]) den Forderungen der Gesetze entspricht, sie wohl gar übertrifft, ist nicht im Stande, die goldenen Früchte dieses Fleißes zu pflücken, wenigstens nicht sie hier zu pflücken. Lerne Griechisch,

1) Rings-Eisen-Fleiß? frug ein Leser des Briefes.

Lateinisch, Französisch, Welsch, Englisch, wiederhole deine gesammelten Kenntnisse über Naturgeschichte, Geographie, Arithmetik, wiederhole deine Logik und Moralphilosophie an Vakanztagen. An Vakanztagen, großer Gott, und man gibt uns keine Vakanztage. Oder ist es möglich, urtheilen Sie selber, daß noch an den modisch zugestutzten Ferientagen eine Spanne Zeit übrig bleibe für jene schönen Wissenschaften? An Schultagen 5 Stunden Schule, 2 Stunden Instruktion, 1/2 Stunde Messe, 1 Stunde Repetition, 1/2 Stunde zum Essen, alsdann 1 Stunde Musik, das macht 10 Stunden. Ich sollte auch auf des Doktors dringenden Rath täglich 1 Stunde spazieren gehen, aber hinüber mit dieser Stunde auf den Vakanztag! Und ist es möglich, in den noch übrigen 3 Stunden, ist es möglich, das, was in 2 Stunden vorgelesen wird, in 3 Stunden zu studiren, ich sage, aber auch zu studiren? Muß ich mich nicht auch zum Instruiren vorbereiten? Muß ich nicht bisweilen einen Brief schreiben? Was gibt es für andere unvorhergesehene Geschäfte! Ich möchte das, was ich schon lang geschrieben, wieder lesen. Hinüber mit allem Dem auf den Vakanztag! Und nun kömmt er, der lang ersehnte Vakanztag, nun kömmt er! 2 Stunden Schule weniger als sonst! Was werde ich zuerst unternehmen, welch ein unübersehbarer Atlas von Geschäften! Ich machte Vorsätze und glaubte sie fester als Demant, jeden Vakanztag 1/2 Stunde Lekture in der französischen, 1/2 Stunde in der welschen, 1/2 in der lateinischen Sprache zu machen, faßte Vorsätze Geographie, Naturgeschichte zu studiren; aber o süß geträumte Hoffnungen, wie trügerisch waret ihr! Wie liegen sie, die demantfesten Vorsätze wie Spinnengewebe mir zu Füßen! Hinweg mit dem wehmüthigen Blicke von ihnen, hinweg! Es wird Unfriede in mir! Hinaus in Gottes freie Luft, wenn es nicht zum Bürgerkriege kommen soll zwischen den Harmonien des Ichs, der schon in gefährlichen Funken glimmt! Ich wollte alles dieß thun, sage ich, aber da zupft mich die Logik beim Ohr: Repetire! Mord und Tod, wirf Alles in's Feuer, flüstert mir ein feindlicher Dämon zu. Wer weiß was geschähe, wenn ich mich nicht noch zur rechten Zeit erinnerte: Du studirst Moralphilosophie; nach ihren Grundsätzen handle! Die nachdrückliche Stimme der Pflicht sprach zu mir: Studire erst die vorgeschriebenen Gegenstände! Ja, das will ich auch! Aber das schöne Luftgebäude, das ich in die Wolken geführt, es war so reizend, um es gleichgültig in Trümmern vor mir liegen zu sehen, — so reizend! So muß ich also die schönen Wissenschaften ganz vernachlässigen!"

Hier klagt freilich Einer, dem eine weiter umfassende Bildung am Herzen lag; es ist aber dieser Nämliche ein reich Begabter, der von sich sagen konnte, wenn er ein Buch zweimal gelesen, so bleibe der Inhalt ihm Eigenthum; die Anforderungen der Schule jedoch waren so groß, daß selbst ein Solcher jene freigewählten wünschenswerthen Gegenstände nicht mehr pflegen konnte.

Und wie ist seither die Ueberlastungsmanie herabgestiegen bis in die Volksschule und Mädcheninstitute!

Beilage 2.

Die Verordnung, daß der Erste und Beste der dritten philosophischen Klasse jederzeit Anspruch auf ein Stipendium habe, gab Ringseis, der nicht allein in jener Klasse, sondern, solang er studirte, in allen Klassen der Erste gewesen und 30 Preise erhalten hatte, die gerechteste Hoffnung auf ein solches. Aber ein schon 1804 gemachtes und öfter wiederholtes Einlangen um ein medicinisches Stipendium war ohne günstige Entschließung von oben geblieben, während Mitschüler, die weder durch wissenschaftlichen Fortgang, noch durch den Titel größerer Mittellosigkeit mit ihm in gleichem Verhältniß standen, waren bevorzugt worden. Auf diese Sache und, so scheint es, auf ähnliche Erfahrungen seines Freundes Löw bezieht sich Einiges in folgendem Brief. Die etwas hochtrabende, jung-schillerhafte Redeweise, wie sie bei der damaligen Jugend, vielleicht auch bei ihren Lehrern, im Schwange war, entspricht zwar nicht unserem heutigen Geschmack, ist aber charakteristisch, und jedenfalls hatte Ringseis, dem in Wahrheit feuriges Blut in den Adern rollte, zu ihr mehr Berechtigung als viele Andere, bei denen die Manier sich ganz inhaltslos bewegte.

„An Josef Löw, der Medicin Beflissenen in Landshut.

Freund! Ecce quam curiosi sint qui ament! Da wir in Amberg beisammen waren, wußte ich lange nicht, wie nah du meinem

Herzen warest und itzt hüpfte ich vor Freude, da mir meine Schwester deinen Brief auf's Eis nachtrug. O wie sehr fühl' ich's, daß Gesundheit des Körpers eine Pflegmutter aller schönen Empfindungen der Seele ist! Der Lenz meiner Gesundheit erwacht, und in ihm blühet alles Gute wieder auf, das ein geistiger Winter fast erstickt hatte. Ich weine dir nach, edler Cäsar, daß ich in meinem Alter noch so wenig Rühmliches gethan habe! Doch ein Gedanke an Euch, meine Freunde! ist fruchtbar an guten Vorsätzen. O ich möchte Euch Alle an mein Herz drücken.

Der edle Sailer will dir wohl? O wie groß kömmt mir dieser Mann vor! Ich achtete ihn von jeher recht hoch — itzt lieb' ich ihn auch. Ich weiß nicht, ob es schicklich ist, sonst müßtest du ihm sagen, wie sehr ich ihn achte und liebe.

Laß sie, die Vaterlandslieblinge, laß sie! Wir haben immer Ursache, uns in dem Schatten, in dem wir leben, noch besser und glücklicher zu dünken als die Lieblinge, auf die des Vaterlandes Sonne scheint. — Oder, Lieber, sag mir, was wünschtest du zu sein, — ein Schooßkind des Glückes mit der Zwergenseele eines N — oder mißkannt vom Glücke mit dem großen Herzen eines — Löw? „Die Flamme, über die der Sturm fuhr, lodert heller empor!" Und mein Körper feiert das Fest seines Wohlseins unter den Stürmen des Decembers lieber als unter dem schwächenden Südwind des Sommers. Vielleicht gedeiht auch unser Geist besser unter den Stürmen des Schicksals.

Ich studire hier das trockenste Studium, den Repräsentanten aller Trockenheit, die Grammatik. Keine Muse liebkost mich mehr, und mein trockenes Grammatikgesicht hat alle Grazien verscheucht. Manchmal doch — und das ist dein Werk, mein guter Genius, fallen meine Augen auf Tasso, — Pope, — aber, böser Dämon, der mich besitzt, ich lese sie nicht. Ich verschrieb Schiller — aber sieh! den unsterblichen Dichter frißt der Schimmel uneingebunden in meinem Pult. Eh ich die Grammatik von vier Sprachen . . . vollendet habe, will ich auch nicht viel anderes mehr thun. Bis dahin führt mir das Schicksal wieder was anderes in den Weg und ich werde meinen lieben Musen wieder entrissen. Sieh, das sind unsere Vorsätze.

Ach, warum können denn die besten Menschen so selten nach ihrer Neigung wählen?[1]) Gott! Du weißt es! Der Staub betet Dich an.

. . . . Ich möchte dir gerne was Lustiges sagen, es fällt mir aber nichts ein. Wenn dir nicht etwa das spaßig dünkt, daß ich

---

[1]) N. fürchtete, ohne Stipendium nicht Medicin studiren zu können; vielleicht auch bezog sich Obiges auf ein Anliegen Löw's.

gesinnt bin, zu versuchen, ob ich nicht den Holländern einen näheren Weg nach Japan um Spitzbergen und Nova Zembla herum entdecken könne. Diese glückliche Spekulation könnte mich reich und dir und mir des Vaterlands Hilfe entbehrlich machen. Wirf mir keine „Aber“ in den Weg. Leg deine Winterkleider an. Marsch!

Meine Eltern grüßen dich, und mein Bruder (der will Mönch werden — rath — wo? —). Liebe

Deinen Ringseis,
gegenwärtig der Grammatik Beflissenen.

Schwarzhof, den 30./1 1805.“

Dreimal bis zum August d. J. hatte R. sein Gesuch gestellt, zu dessen Unterstützung er sogar nach München gereist. Nun finden wir im Konzept ein viertes Einlangen an den Kurfürsten, worin R. in Kürze seine Ansprüche darlegt, sich entschuldigend, daß die Umstände und die Pflicht der Sorge für sein Wohl wider die Regeln der Bescheidenheit ihn hiezu zwängen, die früher eingereichten Zeugnisse aber seine Worte bestätigten; ohne Stipendium sei es ihm wegen Unbeträchtlichkeit des väterlichen Erbes unmöglich, auf einer Universität zu studiren, gleichwohl entflamme ihn ein unwiderstehlicher Drang, Arzt zu werden; er fühle sich, daß er „nicht zu viel zusage mit dem Versprechen,“ die Erhörung seiner Bitte werde ihn „mit nicht alltäglichem Eifer beleben, einmal dem Vaterland als Arzt nicht gemeine Dienste zu leisten.“

Endlich muß günstige Resolution erfolgt sein, denn im zweiten Kapitel nennt Nepomuk sich und seinen Bruder Stipendiaten. Für's Erste aber scheint der Bruder noch eine Weile mit Berufszweifeln gerungen zu haben, denn noch im Nov. d. J. deutet ein Brief, welchen ihm der befreundete Kaplan Weinberger geschrieben, darauf hin in Worten, die einen wohlthuenden Blick in das Verhältniß der Mutter zu den Söhnen gewähren, weßhalb wir ihn hier folgen lassen:

„Ihre Gratulation an die theure Mutter zum Namensfeste ist wohl recht kindlich, und auch recht — wehmüthig. Die Mutter drückte sie mir mit einer stillen Thräne in die Hand und mit der Aeußerung,

daß sie itzt nicht rathen könne, weil sie auch nicht wisse, was Sie damit eigentlich wollen; — das wisse sie: ihr Mutterherz will, wünscht, sorgt und kümmert sich einzig um Ihr Bestes, wird also um so mehr das Beste rathen! Jedoch! in der Auswahl eines Standes haben Sie das erste Wort zu sprechen und das zweite Ihre Mutter. Sie kann Ihnen höchstens sagen, was Sie nicht werden können, sollen ꝛc.; Ihre eigene Neigung auf diese oder jene Seite kann erst den Rath der Mutter erwecken, und itzt erst können die Gründe ihrer Annehmlichkeit, die Hilfsmittel u. s. w. vorgelegt, begnehmigt, vorgekehrt werden. Sagen Sie nur, was Sie wollen; — Ihre Mutter will Alles, was sie kann und Sie wissen selber auch, was sie kann. Das soll indessen genug sein, Ihr Herz von dem Kummer zu befreien, welchen darin die Dunkelheit der Zukunft brütet. Ihrer Neigung und der Freiheit, zu wählen, wird in keiner Weise vorgegriffen. Legen Sie nur Ihr Herz in das Herz Ihrer Mutter. Mir aber vergeben Sie, daß ich mich ohne Beruf in diese ernsthafte Sache mit wenigen Worten gemengt habe."

Am Schluß des Briefes kömmt der ältere geistliche Freund in anderer Wendung auf die Sache zurück:

„Ein holdes Lächeln läßt Ihrem Morgengesichte besser, als trübe, düstere Falten."

Zum zweiten Kapitel.

Beilage 1.

Briefe und Briefstellen.

a) Wer in späteren Jahren sich wunderte, wenn R. von seinem „alten Feinde, der Heftigkeit" sprach, mag in folgenden Stellen eines Briefes an P. Ulrich Heiß den Feind wie den Bekämpfer in voller Jugendgrüne finden. P. Ulrich hatte R. zum Antritt der Universitätsstudien einen Empfehlungsgruß an Sailer aufgetragen, welcher noch vom Vorsemester die Fasces innehatte, R. aber den Gruß nicht entrichtet, „weil," so schreibt er, „der Rektor mich nicht aufgenommen, wie ich wünschte, vielmehr wie er sollte." Es scheint, daß gerade die Auszeichnung

von R.'s Zeugnissen aus den beiden philosophischen Jahren bei Sailer Verdacht erregten, er sah den Jüngling starr an, sprach Zweifel an der Gleichheit der beiden Unterschriften aus, immatrikulirte ihn zwar endlich ex gratia, jedoch unter der Bedingung, daß er ein Zeugniß seiner Beschäftigung im Vorjahre, oder aber seiner Krankheit nachtrage.

„War also Zweifel die Geburt meiner Gesichtszüge? Beim Allwissenden! Unmöglich! Denn Wahrheit ist die erste Tugend, welche ich in meinem Charakter auszudrücken suche . . . . Ich zitterte und schwitzte am ganzen Körper. Schurken und Esel aller Art, dachte ich, werden leicht immatrikulirt, und einem braven Kerl, dem es heiß ist, alles Gute und Wissenswerthe zu umarmen, macht man solche Schwierigkeiten. Ja bei diesen Umständen darfst du dein Kompliment nicht anbringen, das würde lauten: Sei'n Sie so gut, Herr Rektor, ohne weitere Untersuchung ein Aug' zuzudrücken. Wenn ich den Mann nicht so unendlich schätzte, mir nicht so sehr daran läge, in seinen Augen als rechtschaffen zu gelten, so würde mich dieß nicht so sehr geschmerzt haben."

Charakteristisch fügt R., dessen Zorn nie lang dauerte, hinzu, es sei vielleicht nicht so bös gemeint gewesen, der Grimm sei ihm erst hintendrein recht aufgestiegen. Aber nochmal kocht dieser Zorn empor. Als jenes Zeugniß, das in drei Supplikbriefen in Amberg zu verlangen ihm besonders verhaßt gewesen, lang nicht kam, ging er sich bei Sailer entschuldigen und dießmal sein „Kompliment" an Mann bringen, aber Sailer, dessen Verdacht, wie es scheint, noch fortbestund, setzte der Rede „gleich ein Punktum", indem er R. wiederkommen hieß, wenn das Zeugniß da sei.

„Gestern kommt es. — Hin zu ihm, und noch fünfmal hin, bis ich ihn sprechen kann, — er liest drei Zeilen, — „da heben Sie's auf, wenn Sie's etwa einmal brauchen sollten!" Himmel und Hölle! Wenn ich's etwa einmal brauchen sollte! Wenn ich's etwa einmal hätte brauchen sollen, so wär's ja immer noch Zeit gewesen, darum zu schreiben!" . . .

Seinen Dienst, dem Rektor den bösen Verdacht zu benehmen, hatte das Zeugniß aber doch gethan.

b) Sebastian an die Mutter.[1])

„Beßte Mutter!

Ich wünsche, daß Sie, während ich hier Nachts um 11 Uhr schreibe, zu Hause recht wohlauf wie im vorigen Jahr seyn mögen. Mein Wille war auch, Sie durch ein Gedicht, das aber schon zum 50mahligen Geburtstage hätte fertig werden sollen, nach meinen Kräften zu erfreuen. Der Anfang war schon gemacht, und ich hätte es sicher geendet, wenn mir nicht M. so spät die Brieftasche überbracht hätte ... Der ganze Plan war folgender: Die 5 Kinder auf Erden stellen eine Festivität an. Die 5 Kinder im Himmel, und der Vater dazu, sehen die Anstalten auf Erden und kommen auch, und dann sprechen Vater und Kinder gar Schönes zur Mutter. Den Anfang will ich hersetzen:

Hört ihr, lieben Geschwister,
Das geistige Geflüster
Herab aus gold'nen Höh'n?
Mir ist, als säh ich niedersteigen
Mit freundlich mildem Reigen
Des Himmels Engelchen.
Sie fliegen auf und fliegen nieder,
Verschwinden bald und kommen wieder
Aus klaren Wolken dem schauenden Aug' hervor.
Der fremde Klang der süßen Lieder
Hält starrend aufrecht meine Glieder
Und selig horchend mir das Ohr.
Wer ist es, dem ihr niedersteiget,
Dem ihr das Haupt, das sel'ge beuget?
Wem singet euer Chor?
Und Einer, seht, aus ihrer Mitte,
Mit feierlichem schönem Schritte,
Er schreitet aus den Fünfen vor! ꝛc. ꝛc.

Ich bitte, seien Sie mit dem zufrieden, Sie können Sich nun Schönes hinzu denken, was Sie wollen, es hätte lang werden sollen. Wenn wir aber das Glück haben sollten, das hundertjährige Jubiläum zu feyern, so soll es an nichts fehlen. Ist Ihnen das zu lang? —

[1]) In einem früheren Briefe meldet der neue Universitätsstudent: „Wir wohnen über 3 Stiegen, ganz in excelsis, wo ich vor Kälte erfrieren möchte; denn eingeheizt ist uns aus Mangel an Holz noch nicht worden. Der Anfang ist sehr mißlich.“

O beßte Mutter! Wir werden ja nie sterben, wir leben ewig fort. Wir wünschen Ihnen Glück zu Ihrer trostreichen Aussicht in die Ewigkeit; so wie auch große und wiederkehrende Freuden an Ihrem Namenstag, den wir auch mit fröhlichem Herzen feyern werden.

Landshut, den 21. Nov. 1807.

Ihre gehorsamen dankbaren Söhne.“

c) Nepomuk an die Eltern von Jos. Löw.

(Konzept 1809.)

„Verehrteste Eltern meines unvergeßlichen Freundes!

Ich hoffe, daß Sie für eine der traurigsten Nachrichten zum Theil schon vorbereitet sein werden. Ihr geliebtester Sohn Dr. Joseph, mein geliebtester Freund, ist nach einem 14tägigen Krankenlager, nach Empfang aller heiligen Sterbsakramente als ein ächter Christ am 8. July am Spitalfieber verschieden. Trösten Sie Sich, ich bitte Sie bey Allem was Ihnen heilig ist, trösten Sie Sich bey Gott, der Quelle alles Trostes.

Ich weiß es und fühle es selbst in meinem Innersten: Sie haben viel verloren, erstaunlich viel . . . einen überaus dankbaren, herrlichen Sohn, den Sie mit der größten Aufopferung großgezogen, von dem Sie ungemein viel Freude, Trost und Unterstützung in Ihrem Alter mit Recht erwarten durften; Sie und mit Ihnen die Welt und die Kranken verloren einen Mann, der schon viel gethan und geleistet hat, und von dem noch unendlich mehr zu erwarten war, — und wir, seine Freunde, den aufrichtigsten, biedersten, herzlichsten, geliebtesten Freund . . . .

Aber ist er denn verloren, das Alles, was wir von ihm erwarteten, verloren, für das wahre ewige, einzige Leben? Bei Gott, nein! Es ist nicht verloren! Nichts ist verloren! . . .

Verehrteste, theuerste Aeltern meines Freundes! Wenn Sie nun wüßten, . . . daß Ihr geliebtester Sohn schon im Kreise der Seligen und Engel sich befinde oder doch bald in demselben aufgenommen werde, würden Sie ferner sagen, daß Alles verloren sey? Und Sie können sicher sein, daß Ihr Sohn eines seligen Todes gestorben. Denn er war in hohem Grade tugendhaft und von bewundernswerth reinem Gemüth. Wenn er nun Alles, was er gethan, was Sie auf ihn verwendet, all seine Kräfte und Seyn dazu benützt hat, Gott besser erkennen zu lernen, ein treues Nachbild der göttlichen Vollkommenheit zu werden und somit eines seligen Todes

zu sterben, nachdem er schon viel für seinen Beruf gethan, (ist nicht Alles gut angewendet?)

. . . Sein reines, zum Heil gekehrtes Gemüth hatte Abscheu vor der Gottlosigkeit unserer Welt. Recht gut — was man gewöhnlich so nennt — wäre es ihm hier nie geworden. Er ward auch deßwegen schon verfolgt, selbst von Personen der Regierung, von deren Ausspruch in der Folge seine zeitliche Beförderung abhinge. Er wußte dieß . . ."

(Folgt Beruhigendes über die Pflege, die der Verstorbene in der Krankheit genossen.)

„Seine Leiche wurde auf akademische Weise bestattet, den Leichenzug begleiteten alle Akademiker, fast alle Professoren und auch die verwundeten und amputirten französischen Soldaten, die er geheilt hatte, welches alle Menschen gerührt hat . . ."

d) Nep. Ringseis an P. Ulrich Heiß.

(5. Febr. 1810.)

„Bei einer Schlittenfahrt der Akademiker nach Ergolding, einem nahe gelegenen Dorfe, wurde daselbst ein s. g. Kommerz, d. h. ein Trinkgelage mit Gesang und Beobachtung der akademischen Gesellschaftsregeln gehalten, wobei ich in akademischer Uniform, mit Säbel, großen Kanonenstiefeln und großem Hut den Vorsitz hatte. Die beiden Prinzen von Oettingen-Wallerstein waren bey der Gesellschaft und unter meinem Präsidium. Mein Streben war es von jeher, wo ich konnte, edleren und höheren Sinn zu verbreiten. Daher nahm ich den Antrag, bey dem Kommerz zu präsidiren, in dieser Absicht gern und freudig an, und den Himmel bat ich, mir seinen Geist zu senden, damit ich bey dieser Gelegenheit Flammen des Besseren in die Gemüther werfen könnte. Wer zu Menschen reden will, muß es in einer ihnen verständlichen Sprache thun. Mit wahrhaft sittsamen, demüthigen, frommen Worten hätte ich in diesem Falle nichts gewirkt; es mußte also der Sinn des Bessern in eine kräftige, etwas soldatische Form eingehüllt und in dieser dargereicht werden, wie das beyliegende Lied bezeuget, das ich zu dieser Gelegenheit machte und vorsang; so habe ich in der Sprache von Akademikern zu Akademikern geredet. Daß nichts Unanständiges vorgefallen sey, dafür bürgt schon die Gegenwart der Prinzen.

Wenn ich aber im Feuereifer der Begeisterung mit Kanonenstiefeln und Sporen und mit dem Säbel in der Hand auf den Tisch

stieg und dem bayerischen Vaterland, dem königl. Hause, den gegenwärtigen Prinzen und unserer Gesellschaft ein glühendes Vivat rief, so wird mir das Niemand, hoffe ich, verübeln.

Daß die Kleider der Prinzen, die neben mir saßen, etwas bespritzt wurden, wenn ich zum Zeichen des Silentiums und des beginnenden Gesanges mit dem bloßen Säbel auf den befeuchteten Tisch schlug, ist wahr; aber darauf habe ich im Eifer des Gesanges und der Lust nicht reflektirt, und die Prinzen nahmen dieß so wenig übel und waren von dem Enthusiasmus, in den ich die ganze Gesellschaft versetzte, so ergriffen, daß sie mir viermal ein begeistertes Vivat brachten und voll Entzücken sagten, sie wollten ihre befeuchteten Röcke zum unvergeßlichen Andenken dieses Tages immer aufbewahren."

Anmerk. der Schreib. Solche, denen ihr eigenes Wesen keine Vorstellung gab von dem Feurigen und heiter Sprudelnden in N.'s Temperament, haben manchmal geglaubt, es in seinen originellen Aeußerungen dem Weine zuschreiben zu müssen — zuweilen wohl, bevor der sehr Mäßige noch einen Tropfen getrunken.

e) Sebastian an seine Mutter.

„Landshut, 13. März 1810.

. . . Die Nachricht, daß Sie das Reitpferdelin verkauft haben, hat mich sehr betrübt . . . Ich habe mich auf das Reiten, das ich so sehr vonnöthen habe, schon so sehr gefreut. Wahrhaftig, wenn Sie mir nicht ein anderes Reitpferd verschaffen, so ärgere ich mich, daß ich den Typhus bekomme, diesen Typhus, jenen Typhus, woran Sie wissen, daß ich sterbe, daß mir dann der Himmelvater ein Reitpferdlein, ein Schimmelchen schickt, worauf ich zu Ihm in Seine Himmel-Wohnung fahre. Aber im Ernst, könnten Sie denn nicht ein Pferd auf nur 3 Wochen bekommen? . . ."

(Am Schluß des Briefes kömmt Seb., der schon die Reise von Regensburg in die Heimath und dann wieder von dort nach N. gern reitend zurücklegen möchte, nochmal darauf, den Eltern das „Pferdelin" als zu seiner Kräftigung gehörend abzuschmeicheln. Selbst seine Professoren sehen ihm an, daß er nicht recht gesund sei und rathen ihm das Reiten, und in der Apotheke leider verschreibe sich das nicht.)

„Also gesetzt, ich würde ein Pferd zu Schanden reiten, so wäre ja das noch Profit. Nicht wahr? Meine Gesundheit und Stärke ist

ja mehr werth, als ein Roß? Nicht wahr? Nun ja! Die Hand darauf! Schaffen Sie mit mir auch, wenn ich dienen kann!"

(War es mit „diesem Typhus, jenem Typhus" lediglich Scherz, weil vielleicht die Mutter sich nach des Sohnes Meinung unnütz ängstete? Oder hatte der junge Medicinbeflissene, dem schon der Tod von Josef Löw vor Augen lag, eine Ahnung, was einmal kommen werde?)

f) Nepomuk an Schwester Kathrin.

„Landshut, 16./5 1810.

... Auf dem Stadtgerichte mußte ich zuerst einen Eid ablegen, daß ich in Allem, was ich gefragt würde, die Wahrheit sagen wollte. Es wurden nämlich hier und in München verleumderische Pasquillen ꝛc. gegen die ausländischen Gelehrten in Bayern ausgestreut, in München aber einige von den Theilnehmern entdeckt; weil man nun den P. H... von hier für einen Theilnehmer hält und weiß, daß ich öfter in sein Haus gekommen bin, so wurden mir Fragen vorgelegt, was ich in diesen und ähnlichen Geschichten wüßte. Meine Aeltern und Geschwister sollen nur unbesorgt seyn, für mich ist keine Gefahr; denn an schlechten Dingen habe ich nie Theil genommen und verabscheue sie."

g) Nepomuk an Kathrin.

„.. Was macht Schwester Margreth und die kleine Oel-, Salz- und Hefenkrämerin? Nicht wahr, itzt geht Wasser auf ihre Mühle, seitdem das Salz so theuer ist? Seit dieser Zeit liefert gewiß keine meiner Schwestern der Mutter mehr Geld als unser Röschen. Liebes Röschen, ich bitte dich, schicke uns bisweilen verstohlen etwas aus deinem schweren Seckel. Denn uns fehlt nichts als Geld."

Folgen Neckereien. Sebastian nimmt ihm die Feder aus der Hand: „Seht, wie wenig Respekt er vor euch hat! Kann er euch necken, warum nicht auch ..." (dieß und jenes thun, was höflich geziemend wäre und wozu Nepomuk keine Zeit zu haben erklärt.)

„Ich will es thun, liebe Kinder! Dafür werdet ihr aber auch dankbar sein und schreiben. Käthe schreibt schon ziemlich hübsch; aber kurz, — kurz ist ihr Brief wie ihre Antworten.

Wir sind Euere zärtlichen Brüder."

h) Sebastian an die Aeltern.

„Landshut, den 12. Dez. 1810.

Wenn Ihnen unsere Briefe Freude gemacht, so haben selbe ihr Ziel erreicht und Sie haben an uns wieder eine Freude erlebt.[1]) Seyn Sie einsweilen zufrieden mit dieser Freude und kümmern Sie Sich nicht um jene letzte einstige Freude, ich meine über unsere Versorgung, Anstellung . . . Wenn diese Anstellung nicht zum allerletzten Zwecke führt, so ist sie ja ohnedem für nichts zu achten. Und kömmt Einer ohne irdische Anstellung zu jener, so ist's auch gut.

. . . Wie unsere Kleider ausfielen, konnten Sie ja wissen, da Sie das Tuch kennen. Die Röcke sind als wie die mit Goldlappen gestickten Bildchen. Denn da Sie das Tuch vorher nach einer Seite hin streichen, glätten ließen (oder wie der Kunstausdruck heißt) und das Tuch wegen seiner geringen Breite zerstückelt und wieder verschieden zusammengesetzt mußte werden, so sind die Röcke lauter Farben und Glanz."

. . . (Nach einer ärztlichen Verordnung gegen der Mutter Magenweh heißt es:)

„Aber gegen jenes Herz-Weh, wie's die Mutter hat, ist keine Medizin in den Gärten und Apotheken. Aber im Evang. Johannis Kap. 14, V. 8 steht:

„Euer Herz werde nicht betrübet.

27. Ich hinterlasse euch den Frieden, meinen Frieden geb' ich euch: nicht wie die Welt ihn gibt, geb' ich ihn euch. Euer Herz soll nicht verwirrt werden und soll sich nicht fürchten."

Ich glaube nicht, daß es Gott so gefällig ist, daß die Mutter ein Fußgeschwür hat, auch nicht daß es Ihnen selig ist, selbes lebenslang zu tragen; vielmehr glaube ich das Gegentheil. Beobachten Sie nur nebst der oben vorgeschriebenen Diät die gehörige Ruhe des Fußes. Gott will ja, daß wir für unsere Gesundheit sorgen; und nicht gleich verzagt werden und sagen, Gott wollte es so haben . . .

Die Mutter warnt uns, nicht dem Schein zu trauen. Leider haben wir im verflossenen Monat wiederum Gelegenheit gehabt, die unergründliche Tücke und Frechheit einiger Weibspersonen zu erproben, wie deren im Krankenhaus vorkommen, welche die häßlichsten, abscheulichsten Lügen und Schwänke erdichteten und schwätzten und mit der

---

[1]) Vermuthlich enthielten die erwähnten Briefe eine gute Meldung.

unverschämtesten Stirn als Wahrheit ausgaben, so daß ich in Zukunft mich wohl hüten werde, einem gewöhnlichen Weib ein Wort zu glauben und wenn es auch ihr letztes ist. Ich glaube, daß sich die Weiber unter sich nicht so unergründlich vorkommen wie uns Männern, und umgekehrt die Männer unter sich leichter sich verstehen, als es den Weibern scheinen mag. Daher die tausendfältigen Klagen des einen Geschlechtes über das andere. Das macht eben die Getrenntheit der Geschlechter. Im Grunde aber ist nichts dahinter; denn im Himmel ist kein Geschlecht, — sie sind eben Engel." —

i) Nepomuk an Kathrin.

„München, den 11. Dez. 1811.

Lieb Schwesterlein! Wirst du es mir vergeben, daß ich nicht zu deinem Namensfeste geschrieben habe, da doch du zu meinem Namensfest mit einem artigen Brieflein immer herzlich dich eingefunden hast? ... Den Tag habe ich in Lechhausen zugebracht und da ich in Augsburg ein schönes Gemälde gesehen, wie der enthauptete Leichnam der hl. Katharina von den Engeln auf den Berg Sinai getragen wird, so habe ich mich betend an die Mutter und dich erinnert.

... Wenn wir hier so leben, daß wir uns vor dem Tod nicht zu fürchten haben, so wird uns auch der Tod keiner unserer geliebten und theuren Personen unmäßig betrüben. Denn dann sehen wir uns ja in einem unendlich glückseligeren Zustand wieder .... Können Personen wie Frau X so plötzlich sterben, so kann ja dies auch mit Jedem von uns der Fall sein, darum „wachet und betet!" Wenn wir uns vorstellen lebhaft, daß jede irdische Freude nur kurze Zeit währet, Belohnung und Strafe aber einst ewig, so ist es uns leicht, jeden unerlaubten Genuß zu unterdrücken!"

k) Nep. Ringseis an v. Savigny.

(Ohne Datum, vermuthlich 1811.)

„... Die Studenten treiben es im Ganzen wie vorher; doch ward, so lange ich hier bin, kein Semester so viel duellirt als dieses. Es müssen schon über 100 Duelle vorgefallen sein, alles heimlich, das versteht sich. Ich wollte Gott danken, wenn wahrer Muth dabei wäre; aber erstaunlich viel Renommisterei und Händelsucherei. Es existiren heimlich Landsmannschaften. — Ich hätte Antheil nehmen können, that es aber nicht, schon weil sie gesetzwidrig sind und 2. weil der Antheil daran mir auch zu viel Zeit geraubt hätte. Der Stock der

Studenten ist in der Hauptanlage gut, wird aber häufig durch falsche Maximen, die er sich auf der Universität anbildet, schief gerichtet. Es muß bald ein Zaum angelegt werden, die Nachwachsenden sind schlimmer. In Amberg, wo ich früher studirte, treiben's die Studentchen und Studenten arg: geheime Gesellschaften, fürchterlicher Unglaube, ein trotziger Ungehorsam, häufige Jugendsünden, Duell unter Buben von 12—15 Jahren; aber auch Professoren von allen möglichen Farben und Zuschnitten. — . . .

. . . Was E. Wohlgeb. Herr Hofrath der Universität waren, fühlt man erst itzt recht, da Sie entfernt sind; gewiß kann es aber Niemand schmerzlicher empfinden als ich, nicht weil ich mich, sondern weil ich mein Vaterland liebe. Es ist unter den juristischen Professoren keiner, der die Besserstrebenden wissenschaftlich und moralisch vereinte und ihnen den Weg wahrer Bildung vorzeigte.

Indeß hat Ihre wohlthätige Erscheinung auf unserer Universität selbst noch auf Diejenigen heilsamen Einfluß, die Sie nicht zu kennen und zu hören das Glück hatten. Denn Mehrere, die durch Ihre Anleitung zum Bessern und Schönern streben, sammeln wieder die neuen Ankömmlinge um sich, um sie soviel möglich für den Geist, den sie unter Ihnen inne geworden, empfänglich zu machen."

l) Nep. Ringseis an Bettine Brentano.

„Ihr Brief, mit dem Sie mir die Geschichte der Gräfin Dolores von Herrn v. Arnim und die Cantate von Clemens überschickten, hat mich mit nicht geringer Freude erfüllt; ich hatte befürchtet, Ihr langes Stillschweigen auf meinen ersten Brief darauf deuten zu müssen, daß ich in etwas Ihnen mißfallen haben möchte. Nun hat mich Ihre Antwort vollkommen beruhigt und ich werde auch für die Zukunft beruhigt sein.

Denn ich erinnere mich mit Vergnügen an eine frühere Aeußerung von Ihnen, verehrungswürdiges Fräulein, daß Sie Jemandem, dem Sie einmal Ihre Achtung geschenkt, sie so leicht nicht wieder entzögen, wenn auch der Schein gegen denselben wäre. In dieser Versicherung will ich nun wie in einer stolzen Burg fest und sicher leben. Denn daß ich mir Ihre Achtung auf verdiente Weise entziehe, fürchte ich nicht.

Daß Sie in Ihren Gesprächen meiner so oft gedenken, wie muß mich das inniglich erfreuen und ehren und ermuntern, Ihrer Achtung ferner werth zu bleiben; aber auch ich erinnere mich Ihres Aufenthalts in Landshut und besonders in Salzburg, dessen Mitgenuß ich Ihnen, verehrungswürdiges Fräulein, verdanke, mit unaussprechlich frohem

Gefühl; er gehört zum goldenen Zeitalter meines Lebens. Ein wahres Heimweh, wie den Schweizer beim Hören des Kuhreigens, befiel mich, wenn ich im vorigen Sommer vor meinem Fenster, aus dem das Auge das ganze herrliche Amphitheater von der Trausnitz zum Clausnerberg und von der Isar bis nach Fichtenbach (?) beherrscht, eine glockenhelle, wunderschöne, frische und kecke Knabenstimme das bayrische Alpenlied jodeln hörte, wenn seine Stimme auf die wunderbarste, mannigfaltigste Weise bald die tiefen Töne einer Flöte, bald jene eines Flageolets nachahmte. Die Erinnerung an die Tage von Salzburg und dessen Umgebung hat so unwiderstehlichen Reiz für mich, daß ich wahrscheinlich künftigen Sommer mit meinem Bruder und einigen Freunden die Reise und allen Jubel wiederholen werde. Denn ich habe ihnen so viel erzählt und sie so in Feuer gesetzt, daß sie keinen Willen mehr haben auf der Welt, als Salzburg zu sehen.

Daß Hr. v. Arnim mich besonders achte und mir deßwegen die Gräfin Dolores geschenkt hat, ehrt und erfreut mich wie natürlich ganz ungemein, aber das verdanke ich ohne Zweifel Ihnen, mein Fräulein! Ich sehe, daß Ihre Güte Sie zu viel Gutes oder zu wenig Böses von mir hat sagen lassen. Hätten Sie mich als einen Kerl voll Ecken und Rauhigkeiten geschildert, so wäre ich vielleicht besser rekommandirt; dann erwartete man an mir 100 Ecken und fände doch nur 50 oder gar nur 20, (welches schon die meisten in der Mineralogie sind,) so würde man mich immer noch für gut genug halten. Ich muß Sie also recht bescheidentlich bitten und das aus Eigenliebe, in Zukunft neben jeder guten Eigenschaft von mir, wenn ich welche habe, — zwei böse zu nennen.

Die Cantate von Clemens hat uns sehr wohl gefallen.

Das Lied bei der Ankunft der Studenten haben ich und mein Bruder sehr oft gesungen, so daß wir es auswendig wissen . . . . . Nußbaumer empfiehlt sich Ihnen recht sehr und von ganzem Herzen und ganzer Seele; ich fragte ihn, warum er Ihnen nicht schreibe, er „getraue sich nicht.“ . . . (Siehe S. 104.)

m) Nach der Promotion; geschrieben von Sebastian's Hand, unterzeichnet von beiden Brüdern.

„Geliebteste Aeltern und Schwestern!

Nun ist es vollbracht, Dank dem Himmel, welcher es also leitete! Möge Gott uns Segen geben in unserem Berufe; daß wir immer ein reines Herz und gutes Gewissen haben mögen! Möge Er uns Stärke

und Freude ertheilen, zu kämpfen und zu arbeiten in seinem Weinberge. Keine Schuld drücke unsere Seele, wenn sie scheidet von diesem Körper und diesem Erdball! Herr! um Eins bitten wir Dich: um ein reines, klares, stets heiteres und ruhiges Herz. Das Leben ist der Güter größtes nicht; der Uebel größtes aber ist die Schuld. Davor bewahre uns, o Gott und Vater! Sondern gib, o Herr! daß wir nur immer Dir anhängen mögen. Nur in Dir ist Heil, und außer Dir ist nichts als Unheil. Kein Heil, als nur von Oben.

Dank Ihnen, geliebteste Aeltern, uns die nächsten Freunde und Beschützer und Erhalter nach dem Himmel, Dank Ihnen für Ihre erste Liebe und Ihre Aufopferung zu unserem Besten, Dank Ihnen für die an uns gethanen guten Werke und für den guten Willen, den Sie zu Ihren Söhnen hegten! Herr! nach Deinem ewigen Rathschlusse nahmst Du unseren Vater von uns hinweg — zu Dir, aber Du ließest uns nicht als Waisen schmachten! Wir danken es Deiner barmherzigen Fürsicht, daß Du uns einen anderen Vater und Ernährer schenktest, welcher guten Willen und Liebe so sehr gegen uns beweist, daß wir den Verlust des ersten nicht fühlen dürfen. Möge sich Jener im Himmel, und Sie Sich auf Erden über uns erfreuen können!

Dank Euch! unsere lieblichen leiblichen Schwestern, für Euere schwesterliche Liebe, welche uns oft ermunterte und erfrischte, weil wir Freude an Euch hatten, und sahen, daß Ihr Euch über uns freutet! Wir grüßen Euch von Herzen! Wir segnen Euch: Mögen die Aeltern belohnenden seligen Trost haben an den wohlgerathenen Töchtern; mögen die Brüder Freude haben über die wohlgebildeten lieblichen Schwestern! Amen.

Als Andenken dieses Tages folgen für Vater, Mutter, und die drey Schwestern Exemplare unserer Streitsätze. In der Folge wollen wir Ihnen auch Exemplare unserer Dissertation und Abdrücke unserer Doktorsdiplome mittheilen.

Unveränderlich und mit aller Liebe und Ehrfurcht Ihre dankbaren Söhne und Brüder Nepomuk und Sebastian."

Beilage 2.

Fragmente aus Gedichten von Ringseis.

a) Das nachfolgende (als das S. 88 f. besonders erwähnte) Gedicht scheint seine nächste Veranlassung gehabt zu haben in

Artikeln einer norddeutschen Literaturzeitung, worin in albernster Weise alles Gute, was in Bayern geschehe, den Ausländern zugeschrieben wurde; diese gäben sich, so hieß es, die undankbare Mühe, die rohen Bayern zu civilisiren; nur das Reisen in protestantische Länder vermöge diese Bayern zu bilden; es sei merkwürdig: so lang sie im eigenen Lande lebten, komme ihnen kein gescheidter Gedanke; kaum aber überschritten sie die Grenze, so fingen sie an, heller zu denken durch den Einfluß der sächsischen Bildung u. s. w. Was Wunder, wenn der heißblütige junge Patriot gerufen in seiner

„Herausforderung.

Ha warum, warum verachtest du mich,
  Du kalte Brut du der andren Zone?
Heraus, du kalte, heraus will ich dich
  Auf den Sand des bayrischen Bodens.

Ich schlage dich nieder bey allen Göttern,
  Dich nieder in röthlichen Sand! . . .“

Hier überspringt der Dichter, weil ja der Kampf soll auf wissenschaftlichem Feld ausgefochten werden, im Gedichte denselben mit einem kühnen Sprung der Phantasie und erblickt sich bereits als Sieger:

„Da liegst du schon, ha, von meinen Wettern
  Gestürzt, da liegst du im Sand.

Wer will die Fehde noch mit mir wagen?
  Heraus nur! Tausend an Wissenschaft
Schlag' ich, werd' Alle, Alle euch schlagen
  Mit des Willens allmächtiger Kraft!

Nun krönet mich, Freunde mit grünendem Laub,
  So wie es dem Sieger gehört,
Und also schlage ich jeden in Staub,
  Der Bayerns Söhne nicht ehrt.“

Ein anderes Gedicht, das wir unter R.'s Papieren gefunden, bedräut mit ähnlichen Zorneswettern die ungeweihten Aerzte.

Mögen wir übrigens der Unausgegohrenheit der Jugend in ihrer Zuversicht auf glühend erfaßte Ideale und der Ueberschwänglichkeit jener Epoche auch einige Uebertreibung des persönlichen Selbstgefühles zutrauen, so ergibt sich doch aus verschiedenen Varianten derselben Themata, daß wir das Ich des Dichters nicht ohne Weiteres vernämlichen dürfen mit dem Ich im Gedicht. In einer von ihm so genannten Offenbarung des neuen Attila versetzt sich R. dichterisch in eine Art Giganten, welcher in zehn- oder hundertfacher Vergrößerung, um nicht zu sagen Vermächtigung, sein, des Dichters Ich vertritt und in solcher Wucht wohl auch das Recht hat, ein bischen hoch zu traben. Wer dichtet, hat ja wohl öfter in sich den Prozeß vollzogen, wenn auch nicht immer mit jener jugendlichen Schneidigkeit wie Ringseis!

Warum muß ich den ungeheuren Drang
 Der flammenheißen Brust verschließen,
Kann nicht den Drang des tobenden Gefühls
 In ungeheure That ergießen?

Gebirge, Erden, Himmel will ich tragen,
 Das Firmament, ich reiß' es ein —

. . . .

. . . .

Und bäumt euch, bäumt euch nur, sperrt eure Rachen
 Vom Orkus bis zum Himmel auf,
Und wenn ich einen Kopf euch abgeschlagen,
 Setzt hundert fürchterlicher auf!

Bei meinem hohen Zorn, bei Gottes Haupte
 U. s. w.

Im Vorspruch zu einer beabsichtigten Veröffentlichung von Gedichten (der beiden Brüder oder des ganzen Kreises) sollte die Muse den Leser also anreden:

Auf hohem Cothurn schreit' ich einher,
Von gigantischem Bau die Glieder.
Wer gern die rollenden Donner vernimmt,

Gigantischen Sinn hat,
Wer ein Held das Laster haßt und schlägt,
. . . .
Der komm' und höre mein Lied!

b) Nachstehendes Fragment dürfte auch noch in die Landshuter-Epoche gehören. Trotz Unbeholfenheiten, trotz Manchem, was wir belächeln, — das eine und andere ungeeignete Wort haben wir in Klammer durch ein minder auffälliges ersetzt, — scheint uns Gewalt der Vorstellung und Empfindung, sowie des Ausdrucks bezeichnend genug, um es hier zu bringen.

Lob Gottes.

Ich Sterblicher! Nach Würde Dich erheben?
Ich! Dich! den Vater der Unendlichkeit!
In dessen Daseinsring die Riesensumm' der Zeit,
In der das All gelebt, noch lebt und künftig leben
Noch wird, unsichtbar wird wie eine Null, in Zahlen
Von einem End' der Welt zum andren aufgeführt,
Ja diese Zahl mit Millionen Tausendmalen
Vermehrt, in seinem Dasein sich —
Sowie die Null in ihr — verliert.

Ich Schwacher, ich!
Lobsingen Dir, vor dem die Himmel zittern,
Der Seraph bebt; deß allerreichende Donnerstimm',
Wenn sie in nächteschwangrem Grimm,
Im Zorn von Ungewittern
Aus hundertfacher Mitternacht
Des Freigeists Haare hebt, der seiner eh gelacht,
Die Erde splittern, Welten [bersten] macht.

Dich singen nach Verdienst! Wem ist dies je gelungen?
Gebt mir zu Gottes Lob Millionen Tausend Zungen,
Noch tausendmal mehr Jahreszeiten —
Nein, gebt mir Ewigkeiten —
Den Mund der Welt, der spricht, der sprechen wird und sprach, —
Sind jene nicht zu kurz, ist dieser nicht zu schwach?

Wie denn beginnen, wo kein Anfang ist?
Wie enden, wo kein Ende ist?

Wo ist er, der da frevelnd lügt:
„Ich seh' von Gottes Macht die nie geseh'nen Grenzen,
Ich zähl' die Welten, die da glänzen" . . .
Wo ist er? Ha, den seh' ich nicht, den seh' ich nicht!

Weß Auge mißt die Höh' von jenem Riesenthurme,
Der von der Kühnheit aufgeführt
Die Stern' erklimmt — dasteht, ein Trotz der Ewigkeit, —
In dessen Diamant die Zeit
Verzweifelnd ihren Zahn zum erstenmal umsonst probirt?
Doch Herr! Dein Blitz wirft ihn im Ungewittersturm!
Wo ist es nun, das wolkenhöhnende Gebäude!
Noch gestern trotzte es — wo ist es heute?

Du heißest den Orkan in Aetna's Eingeweiden
Den Fittich anzulegen; — er legt ihn an —
Ha, stürzet eine Welt zusammen?
Ha, reut Dich Dein Entschluß, die Welt gemacht zu haben?
Warum zerstörst Du es in Flammen?
Wie Federbälle wirft der Zeit beflügelter Nord
Die Aetna's von sich ab — die Erde gährt und schwankt,
Das Meer tritt aus, der Himmel bangt.
Es heult von Ost bis West Dein Lob ein jedes Thal,
Heult's jeder Wald im furchtbar großen Wiederhall;
Dein Donner orgelt es in schrecklichen Akkorden.
Wo such' ich nun der Städte lächerlich Geprahl!
Der Berge breiten Stolz,
Der Länder Ort?

Nur einen Wink — kein Wort:
Als hätt' er nie getobet, ruht
Der Sturm; als hätt' er nie gebrüllt, des Donners Wuth!

Doch Herr! Wer hat die Berge [eingeschmettert]?
Das Feuer angefacht, das nie im Strom der Zeit verlischt?
Des Meeres Fessel wer [zersprengt]?
War's der Orkan? Nein, Du!
Wer hat der Städte Pracht, der Länder Stolz verwischt?
War es der Lava Grimm? Sie war es nicht; nein, Du!
Du winkst: und Meer und Erd' und Welt beginnt.
Du fluchst: und Meer und Erd' und Welt zerrinnt.

c) Folgenden zwei kleinen Gedichten legen wir keinen anderen Werth bei, als daß sie, auf die zwei Seiten Eines Blättchens verzeichnet, in der That zwei merkwürdig entgegengesetzte Seiten in R.'s Gemüthsanlage berühren, hier die kraftbewußte Kampfeslust, dort die manchmal tiefe, wenn auch rasch vorüberziehende Schwermuth.

1.

Dieses wünsche ich mir, daß der Kämpfer sich viele erheben,
Kühne und mächtige Feind' die trotzige Stirn mir bieten;
Denn im Frieden ist Tod; zum Kampf hat Gott mich gesendet.
Auf denn zum Kampf! In den Streit! Mir glühet die eifernde Seele,
Jegliche Kraft nur sproßt und wächst und gedeiht in den Stürmen.

2.

Ach, es erdrücket mir das Herz
Der Angstbeklemmung ungeheurer Schmerz!
O unaussprechlich namenloses Sehnen,
O Wehmuth, Wehmuth, Folter ohne Thränen,
Muß ich in dieser Flamm' verbrennen,
So muß ich, muß ich untergehn?
In dieser Sehnsucht Pein vergehn?

Die Geister der Musik mich all' durchdringen,
Allmächtig Herz und Nerv und jeden Sinn bezwingen.
In nie gefühlten Krampfes Wehn
Die Pulse alle beben;
O, o, das Herz, das Herz will springen,
Ich muß, ich muß vergehn,
Es kostet mir das Leben.

Beilage 3.

In Konzepten, für die Mittheilung theils zu weitläufig, theils zu unvollständig, und, wie wir glauben, zu jugendlich einseitig, spricht Ringseis in flammender Begeisterung für seinen Beruf dasjenige aus, wovon er das Wesentliche mit abgelegter Einseitigkeit, in klarer Ueberzeugung auch später festgehalten, daß nämlich der rechte Arzt geboren werde, wie der rechte Künstler;

daß, so nothwendig ihm die treueste wissenschaftliche Forschung und Beobachtung bleibe, doch das Wichtigste nicht von ihm erlernt werden könne, sondern Mitgabe von oben sei; daß das ärztliche Heilen eine Kunst sei, (erhaltende und wiederherstellende Kunst,) und als solche gleich den schaffenden Künsten auf innerer Offenbarung des Schöpfergeistes beruhe, auf jener Inspiration, von welcher als dem innersten Antrieb des künstlerischen Handelns und Gestaltens, der Künstler wie der Arzt sich nicht Rechenschaft abzulegen vermögen. Ursprünglich, da der Heilende wie der nach Heilung Begehrende der Natur und dem unmittelbaren Einfluß des Schöpfers auf die Natur näher gestanden, da sei, so äußert sich R. in jenen Konzepten, die Persönlichkeit des Arztes, sein begeisterter Wille (in Verbindung mit dem kräftigen Willen des nach Heilung Begehrenden?) genügend gewesen. „Die Existenz der Heilmittel beurkundet den Mangel der inneren Begeisterung.“ Der Herr Jesus und die Apostel hätten mit dieser unmittelbaren Kraft gewirkt, und also hätten noch später die größten Männer und Viele, welche die Welt Charlatane genannt, der Krankheit geboten. (Aus anderen Aufzeichnungen schließen wir, daß er hier auch an Theophrastus Paracelsus gedacht.)

„Seiner (des rechten Arztes) Nähe muß die Krankheit erzittern wie die Geister der Finsterniß den Engeln des Lichtes . . . Der Arzt muß mächtiger geboren sein als die Krankheit; so wie Jedes, was mächtiger an Willen, das Stärkere vollbringet, so wie die Bestie erkennt den hohen gewaltigen Anblick des Menschen, so“ u. s. w.

Daß Ringseis solch ein „Mächtiges“ in sich gefühlt, das glauben wir; — besonders stark mag die Empfindung im jugendlichen Alter gewesen, später hingegen mehr durch Erfahrung und Reife des Urtheils ersetzt worden sein. Auf alle Fälle begreifen wir im Anblick seiner Begeisterung im Voraus die Sympathie, welche in der Folge ihn mit vielen ähnlichgesinnten Jüngern der bildenden Kunst verbunden.

Zum dritten Kapitel.

Beilage 1.

In der Biographie F. A. v. Klinkowström's, verfaßt von dessen Sohn Albert v. K., (Wien 1877 bei Braumüller,) heißt es: „P. Hoffbauer war ... für Kl. ein pater praemonstratus, den er vor Jahren im Traum gesehen und in späterer Zeit bei dem Besuch einer Vesperandacht in einer der Kirchen Wien's, wo P. Hoffbauer im Pluviale fungirte, als den Priester jenes Traumgesichtes wiedererkannt hatte." Das Wesentliche also, die wunderbare Voraussicht der Persönlichkeit bliebe, — im Uebrigen bedeutender Unterschied gegen R.'s Erzählung, S. 146 f. Wir wissen nicht, ob die Söhne Kl. die Geschichte aus des frühgeschiedenen Vaters eigenem Munde gehört, da mehrmals erwähnt wird, daß er selten aus seinem Leben erzählt habe. R. hat seine Version vermuthlich bei Adam Müller oder Fr. v. Schlegel bekommen. — Die Kirche, wo Hoffbauer die Vesper gehalten, war laut mündlicher Mittheilung von P. Max v. Kl. die Dominikanerkirche. — Ferner meldet Kl.'s Biographie, daß seine Frau ihrem abwesenden Gatten möglichst schonend ihren geschehenen Uebertritt schriftlich angezeigt, er aber gerufen habe: „Also ist Luise doch noch früher katholisch geworden als ich," und dann rasch gefolgt sei (1814).

Beilage 2.

Daß er in Wien mit J. K. Passavant verkehrte, hat Ringseis seinerzeit nicht erwähnt. (Sieh S. 148.) In P.'s Tagebuch lesen wir am 2. Juli 1813:

„Nach Tisch gehe ich zu Beer, von da mit den beiden Ringseis in den Augarten und Abends sind wir mit Flury zusammen. Ein schöner Verein. Bei allen Liebe zur Wissenschaft, Liebe zur Religion; wie wird uns Gott noch führen, damit Jeder etwas für die gute Sache wirke?" . . .

Und Sonntag den 11. Juli:

„Ringseis ist ein ganzer Mann, dem es um die Wissenschaft wie um die Religion recht ernst ist. Kraft des Willens, Tiefe des Erkennens, das ist der männliche Geist.“ —

Beilage 3.

Aus einer um Neujahr 1814 von Ringseis geschriebenen (oder entworfenen?) Rezension

„Ueber Jahn's Volksthümer.

Der kräftige Verfasser des Buches hat ein lobenswerthes Streben, er will alles abgeleitete Gute und rügt vieles abgeleitete Schädliche, Verkehrte, Böse. Aber die Quelle alles Guten, die Quelle alles Bösen hat er nicht in genugsam scharfes Licht gestellt. Viele Gebrechen, Irrthümer, schädliche Gewohnheiten im deutschen Vaterland hat er gerügt, treffliche Vorschläge und Wünsche zur Hervorrufung des Bessern darin gethan. Doch bin ich überzeugt, daß, gingen auch alle Vorschläge des kräftigen Verfassers in Erfüllung, dennoch das so geschaffene Volksthum ohne wahren inneren Grund, somit ohne Bestand und Dauer sein würde. Der Verfasser hat unterlassen, das was der höchste Grund, der einzige bestehende von allem wahren Leben ist, zum bildenden und hervorbringenden Grunde auch des Volksthumes zu erheben und in allen Kapiteln dahin zu deuten, alle Kapitel darin zu gründen. Das Christenthum betrachtet er zu menschlich, zu sehr als Nebensache, nicht als das alles Leben durchgährende und säuernde Prinzip. Ohne große und strenge Tugenden . . . kann ein Volksthum nicht entstehen, nicht bestehen. Wo aber ist die reine Quelle dieser Tugenden, die Kraft dazu, der Lohn dafür? . . . Der Verf. sagt S. 183: „„Erziehet zum wahren Menschen, zum vernünftig denkenden, menschlich-fühlenden und selbsthandelnden Wesen!““ — Welches ist der wahre Mensch, der vernünftig denkende, menschlich fühlende? Welches philosophische System hat dies gelehrt? Welches hat allgemein giltige Autorität? Ein göttlicher Gesetzgeber, ein göttlicher Wille, eine göttliche Offenbarung ist nothwendig, uns das kennen zu lehren. Der Verf. redet wohl vom Christenthum, aber nur beiläufig, nur wie von den übrigen Wissenschaften, Künsten und Anstalten, gleichsam als einem koordinirten Element des Lebens; nicht ist es ihm das Alldurchbildende . . . . Ich denke an den biblischen Spruch: Suchet zuerst das Reich Gottes, — alles Andere, (darunter

auch Volksthum,) wird euch gegeben werden. Die christliche Weisheit durch alle Elemente des öffentlichen, bürgerlichen und häuslichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens, als erzeugendes Bildungsprinzip, herrschend werden zu lassen, als den Mittelpunkt für alle Punkte der Peripherie, für alle Radien, ohne den sie haltungslos umher irren wie ein von der leitenden Hand verlassener Kreisel, ist die höchste Aufgabe alles Lebens und Strebens.

Volksthum eines Volkes ohne durchgängige Beziehung auf Christenthum, welches alle Menschen zu einem gleich hohen Ziele berufen, alle als Kinder Eines Vaters betrachtet, ist nur erweiterter Egoismus, der häufig in Gefahr kömmt, gegen andere Völker ungerecht zu werden, somit das Volk in Kriege zu verwickeln und dessen Auflösung zu bewirken. Alle Sünden und Laster sind nur Zweige des vieläſtigen Baumes Egoismus . . ."

Zum vierten Kapitel.

Beilage 1.

Konzept von R.'s Einlangen um die chirurgische Professur zu Würzburg, 18. März 1815.

(Nachdem er unter Anderem erwähnt hat, daß er an mehr denn 100 Leichen sich im Operiren geübt, an Lebenden aber 17 große und wichtige Operationen, [darunter 7 okulistische,] und etwa 40 kleinere verrichtet habe, heißt es:)

„Kaum darf ich fürchten, daß es meinem Gesuch um eine chirurgische Lehrstelle nachtheilig sey, vielmehr hoffe ich, es sey zu meiner Empfehlung, daß ich mich bisher mit nicht geringerem Eifer für Medizin als für Chirurgie verwendet habe; indem das Beyspiel der neuen Zeit, vorzüglich von Richter[1]) auf ausgezeichnete Weise gelehrt hat, wie sehr die Chirurgie unter der Bearbeitung jener Chirurgen, die zugleich Aerzte sind, gedeihe. Auch hatte ich in 9½ Jahren beständiger Vorbereitung wohl Zeit genug, mich in den beiden Zweigen der Gesammtmedizin so auszubilden, um einer klinischen Lehrstelle in dem einen oder anderen würdig vorzustehen.

Allerdings weiß ich, was gegen meine Anstellung . . . . eingewendet werden kann. Die Universität in Würzburg ist seit Langem

---

1) Undeutlich geschrieben.

durch berühmte Lehrer der Chirurgie ausgezeichnet. Ich bin ein junger Arzt ohne Namen und große Uebung. Aber Namen haben die Aerzte immer erst durch die Gelegenheit einer ausgedehnten Praxis erhalten. Hofrath Walther in Landshut, Prof. Gräfe in Berlin, Langenbeck in Göttingen, Brand in Breslau, Fritze in P . . . (?) sind lauter junge Männer, die vor ihrer Anstellung als Lehrer der chirurgischen Klinik keinen oder doch keinen bedeutenden Namen besaßen und ihn erst während ihres Lehramtes erwarben. Das Beispiel dieser Männer hat es somit klar gemacht, daß nicht immer ein schon vorher berühmter Name erfordert werde, sondern daß Fähigkeit, gehörige Vorbereitung, ein ernster eifriger Wille und die dargebotene Gelegenheit zu ausgedehnter Uebung hinreichend seien, eine Anstalt in Bälde berühmt zu machen. Somit . . . wage ich zu versprechen, daß ich den wohlgegründeten Ruhm der chirurgischen Klinik in Würzburg nicht werde sinken lassen."

Zum fünften Kapitel.

Beilage 1.

Wenn nicht mancher Leser, so doch sicherlich manche Leserin ergötzt sich an ein paar unabgeschickten Briefen R.'s an die v. Savigny'schen Kinder, worin seine Fähigkeit sich spiegelt, ernst und humoristisch in Kinderdenkweise sich zu versetzen.

a) „Gott zum Gruß
meine liebste Freundin Bettina,
mein liebster Freund Franz, und
du mein allerliebstes Freundchen Karlchen!

Wie oft habe ich seit meiner Abreise von Berlin an meine liebste Freundin und meine liebsten und allerliebsten Freunde gedacht. Tausendmal, ja das kleckt gewiß nicht. Geschah es freylich nicht in Rügen und in Hamburg u. s. w., wohin ich zu kommen glaubte, als ich meiner Freundin Bettina in's Stammbuch schrieb: so geschah es dafür in Bamberg, in Nürnberg, Amberg, München, Augsburg, Weinsberg, Heilbronn, Bruchsal, Germersheim, und an fast allen Orten, die ich auf meiner Reise sah. Ja nimmermehr werde ich der Liebe, mit der Ihr, Ihr Liebsten, an mir hinget, vergessen. Recht rührend ist mir der ernste treue Abschied von Bettina und Franz am Vorabend meiner Abreise. Erinnerst du dich noch, Franz, jenes

Abends, da Vater und Mutter nicht zu Hause, und du und Bettinchen und ich allein beisammen waren, und da ich auf der Stube das Rad schlug und Burzelbäume machte und du sie nicht recht nachmachen konntest, und jenes Nachmittags in der alten Wohnung, da wir einander im Garten herumjagten, und ich dich auf der Schulter trug; und wie du und Bettinchen mir euere Bücher und Bilder zeigtet; und des Weihnachtsabends, an dem ihr mich so freundlich beschenktet, und so vieler anderer Dinge? Und dich, liebstes Karlchen, liebstes Hänschen, wie oft sehe ich dich in Gedanken, wie du die kleinen zarten Aermchen mir zappelnd entgegenstrecktest, unruhig so lange bis ich dich in meine Arme nahm. Ach, allerliebstes Herzkind, wie oft habe ich seit meiner Abreise die Arme, aber vergeblich, nach dir ausgestreckt! Bist du noch so frisch und fröhlich als zur Zeit, da ich dich verließ?

Sollte Freund Karlchen seit meiner Abreise von Berlin noch nicht lesen gelernt haben, ach, so muß ich schon Bettinika und Franzen recht sehr ersuchen, ihm meinen Brief zu dollmetschen, und ihm begreiflich zu machen, wie sehr ich das Heimweh nach ihm wie nach euch allen habe.

Und nun lebet wohl, ihr Lieben. Bettina bitte ich, ihre Freundin Paulina recht schön zu grüßen, und du, Franz, bist so gut und grüßest unseren gemeinschaftlichen Freund Otto, den Blondlockigen, dann die beiden jungen Herrn von Pelz (oder sollten sie etwa gar v. Pöhliz heißen?) und wenn du zu ihnen kommst, die beiden kleinen Grafen von Stolberg und die beiden kleinen Röder. So, nun ist es genug. Und betet fleißig für mich, so wie für Euch

Euer Freund bis in den Tod
Nepomuk Ringseis.

Gegeben den 15. Juli 1815 zu Trippstadt, zwei Stunden südlich von Kaiserslautern in meinem Quartier bei dem Herrn Förster des Orts. (Sigill.)

Nachschrift. Es wird hoffentlich meinen liebsten Freund Franz nicht kränken, daß ich Karln mein allerliebstes Freundchen nenne. Sieh, ich nenne Karln nur mein Freundchen, du aber bist mein Freund und mein alter treuer Freund von Landshut her. So eine vieljährige Freundschaft wird nicht leicht durch eine neue aufgewogen.

Eine Antwort von euch Kindern wird mir eine wahre Freude sein. Sage aber auch dem Karlchen, daß es mir fein hübsch antworte."

b) „Wie könnte ich, ihr liebsten Kinder, den heiligen Abend herankommen lassen, ohne mich recht lebhaft an euch zu erinnern? Wißt ihr noch, wie ihr mich diesen Abend voriges Jahr beschenkt habt? Ich danke euch noch heute darum. Nun schicke ich euch durch den guten Hrn. Kriegsr. Eichhorn auch ein kleines Andenken, in das ich ein Stück meiner Liebe zu euch eingewickelt habe . . . Ich wollte euch auch eine Feder schicken, womit ihr mir schreiben könntet, zunächst nach Göttingen; aber, dachte ich mir, es gibt wohl in Berlin bessere Federn als in Paris. Aber was gebe ich denn meinem lieben Engelchen Karl zum Weihnachten? Ich fürchte, der kleine Schelm kann noch nichts recht anfassen. Nun darum bitte ich meine liebste Freundin B. und meinen liebsten Freund F., ihn statt allen Geschenkes in meinem Namen recht herzhaft zu küssen. Für den blondlockigen Göschen folgt auch etwas, das wird ihm Franz übergeben. Euere Freundschaft besteht doch noch? Es ist mir schier bange, daß der kleine Lockenhaar dem Franz lieber geworden ist als ich und daß ich nicht mehr sein bester Freund bin.

Nun lebet wohl, liebe Kinder, und werdet so fromm als das hl. Kind war, dessen Geburt heute gefeiert wird. Betet für Eueren

Euch herzlich liebenden Freund N. R."

Beilage 2.

Ringseis an die Frankfurterfreunde oder an Savigny oder an Beide.

„Schwarzhofen, den 20. Juli 1816.

Verehrteste Geliebteste!

Der Friede des Herrn sey mit Ihnen! Vorgestern erhielt ich von L. durch S.[1]) Ihren Brief vom 24. Juni. Am 23. Juni habe ich durch Freybergs Schwester einen zwei Bogen langen, enge enge geschriebenen Brief nach Frankfurt und von da nach Berlin mit einem detto an Hrn. v. Arnim und an Klemens geschickt.

Endlich gegen Ende Juni erhielt ich die Entschließung auf mein Einlangen: „Supplikant könne schon nach Köln oder Heidelberg gehen, wenn 1. Jemand Bürgschaft leistet für die von der Regierung auf ihn verwendete Summe, und wenn er 2. das schriftliche Versprechen ausstellt, auf den ersten Ruf ohne Verzug nach Bayern zurückzukehren." Was war zu thun? Da die Herren einmal boshaft sind,

1) Von Landshut? durch Sailer?

so könnte es ihnen einfallen, nach meiner Abreise, mitten im Semester mich abzurufen . . . . Mit der Universität ist auch noch nichts im Reinen. Alle Freunde in München und S. und R.[1]) in L. riethen mir, als prakt. Arzt nach München zu gehen; darum und weil ich von den häufig bei Kobell versammelten Herren, obwohl ich ihnen allen mit einer ihnen unbekannten Freiheit die bittersten Wahrheiten sagte, nur desto dringender aufgefordert wurde, in M. zu bleiben, ja selbst Vorlesungen zu geben über Magnetismus u. a., hielt ich es für einen Wink der Vorsehung. Der M.[2]) gibt mir Gelegenheit, allerhand nützliche starke Wahrheiten zu predigen. Nichts ist lustiger, als daß den Somnambulen im Schlafe gegeben wird, was Professor X. in 30 Jahren nicht hat (finden?) können. Was ist doch unser Wissen für Flick- und Stückwerk, daß die Somnambulen . . . . . . — Ich habe daher von Landshut aus ein Einlangen nach M. geschickt um Erlaubniß zur med.-chir. Praxis. Außer unserem lieben Herrgott vertraue ich auf die beyden Kobell. In Regensburg böten sich zwar zunächst für meinen ärztlichen Wirkungskreis mehr Aussichten dar als in München, denn hier sind viele und junge Aerzte, in R. gegenwärtig fast keiner . . . . Aber ich muß hingehen, wo der Herr mich hinruft und ich glaube, er ruft mich nach München" . . . .

Zum sechsten Kapitel.

Beilage 1.

Ueber F. Kobell; sieh S. 298 f.; aus einem Briefe von Friederike von Hartmann im Januar 1822.

„Montag starb Franz Kobell, der berühmte Architektur- und Landschaftszeichner, ein Mann, dessen Phantasie an Fruchtbarkeit fast ohne Gleichen ist. Es läßt sich kaum berechnen, wieviel Handzeichnungen von ihm existiren, doch kann man auf die Menge schließen, wenn man hört, daß der Probst Stengel allein deren 6000 Stück besitzt. Der Kronprinz hat eine Sammlung von Brunnen, die Kobell alle aus dem Kopf gezeichnet, an Zahl 500, und wenn man seine Zeichnungen auf 100,000 anschlägt, so ist dies gewiß nicht übertrieben. Seit 20 Jahren kränklich, seit 5 Jahren immer zu Hause, behielt er dies herrliche Talent bis zum letzten Hauch des Lebens; nach einem

[1]) Sailer und Röschlaub?

[2]) Magnetismus?

neuntägigen beständigen Kampf zwischen Leben und Tod begehrte er am Tag seiner Vollendung noch Papier und Bleystift, zeichnete — ermattete — zeichnete noch mit geschlossenen Augen, bis die Hand ihm ihren Dienst versagte — dann sank er zurück, und in der Nacht starb er."

Beilage 2.

Ringseis' Erzählung seines Traumes über Jacobi, (sieh S. 304,) in Abschrift von Kathrin's Hand in Bischof Sailer's Nachlaß gefunden und nach R.'s Tod dessen Schreiberin zugesandt:

„Nachdem ich in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1819 viel von dem verstorbenen Präsidenten Jacobi geträumt hatte, erwachte ich zwischen 3 und 4 Uhr von folgendem sehr lebhaften Traume.

Mir däuchte, ich sah Jacobi sterben; alle Umgebenden darüber in großer Betrübniß. Nachdem er, von Allen für todt gehalten, eine geraume Zeit stille gelegen, erhub er sich wieder und bat mich, ihn hinauszuführen. Ich führte ihn, und als wir vor dem Hause waren, zeigte er mir ein hölzernes Kreuz mit dem Bildniß des Gekreuzigten daran, zu dem er geführt sein wollte. Dieß Kreuz, däuchte mir, stund an einer hölzernen Gartenwand und die Füße des Heilands reichten herab bis wo die Höhe der Gartenwand endete. Als wir am Kreuz angekommen und ich, mit dem Rücken gegen dasselbe gelehnt, Jacobi mit meinen Schultern gelinde unterstützte, umklammerte er mit seinen Armen die Füße des Gekreuzigten und rief in großer Bewegung: Dieser muß mir helfen. Und in dieser Stellung und unter diesem Ausruf verschied er. Viele Menschen gingen vorüber, einige voll Verwunderung und Rührung, andere spöttisch lächelnd, unter den letzteren hatte ein junger Mensch einen grauen Rock mit veilchenblauem Kragen, das Kleid der hiesigen Seminaristen. Als ich hierauf sagte: das ist Jacobi, so wurden Alle stille und ernsthaft.

Dr. Ringseis."

Beilage 3.

Aus der im Text erwähnten Cl. Brentano'schen Abschrift eines Briefes von Ringseis an Savigny, s. S. 300, 323, 337.

13. Juni 1816.

„Man wollte den Feuerbach allerdings der österreichischen Regierung aufladen. Als er es merkte, kam er im Jenner hierher,

ward oder stellte sich krank und erklärte in Raserei allen von König, Königin, Kronprinz, Minister an ihn geschickten Spionen, Staatsräthen, Gesandten, Generalen, die ihn in seiner Krankheit trösten wollten, der König habe zwar beschlossen, ihn nach Salzburg zu senden, er aber (F.) habe unabänderlich beschlossen und beschließe, hier in Bayern zu bleiben. „O mein Gott," erwiderten die Tröster, „bedenken Sie, was wollen Sie thun?" F. bat in einer Eingabe um Aenderung des Entschlusses. Resolution: die Versetzung nach Salzburg bleibt unveränderlich. Neue Fieberraserei, die sich äußerte: „Ich Johann Anselm beschließe nochmal feierlich, in Bayern zu bleiben, und untersteht sich Jemand, anders zu beschließen, so werde ich im Angesicht Europa's erklären, daß Bayern außer dem Völkerrecht sei, daß kein Staat mehr Bündnisse mit ihm schließen könne, weil es die feierlichst eingegangenen insgeheim furchtbar verletze" u. s. w. Abermals allerunterthänigste Eingabe: Seine Majestät möchten doch von allergnädigster Strenge der Versetzung nach Salzburg abgehen. Wo nicht — so! Dritter heftigster Paroxismus. „Ha ha! Ihr meint, ich spaße; aber so wahr ich Anselmus heiße, ich beschimpfe euch vor Europa, wenn ihr nicht widerruft. Ihr glaubt: Dem wollen wir das Maul schon stopfen! Ja, den Leib könnt ihr tödten, aber hört und staunt wie pfiffig Anselmus ist: Einen Koffer so hoch und so dick habe ich schon vorm Jahr nach Frankfurt geschickt an einen wichtigen Mann; in dem Koffer, so hoch, so dick, sind lauter Papiere, worauf es geschrieben steht, was ihr für Lumpen seid, und wenn der wichtige Mann (der den so hohen und so dicken Koffer hat mit den Papieren, worauf geschrieben steht, daß ihr Lumpen seid,) Wind bekommt, daß ihr mich kaput gemacht habt: flugs läßt er alles drucken, damit die ganze Welt nun urkundlich erfahre, was sie freilich schon weiß, daß ihr Flegel seid und zwar die größten, und daß man für den Justizminister ein neues Zuchthaus bauen müsse, weil die alten allzugut für ihn sind." Nach diesem Paroxismus gegen die Tröster, drittes allerunterthänigstes Ersuchen um Verbleibendürfen in Bayern. Da die Aerzte meinten, ein vierter heftigerer Paroxismus wird den Kranken in die größte Lebensgefahr setzen, so beschlossen Seine Königl. Maj. „wegen neu eingetretener wichtiger Umstände" Herrn Anselmus in Bayern zu belassen. Dieses hat mir Herr Anselmus selbst erzählt, und weiter sagte er mir: „Kehre Napoleon zurück, so falle er ihm mit Haut und Haar zu, denn Schelme, Schlingel und Lügner wären wir anderen hier auch, aber noch recht dumme dazu, es sei gescheidter, einem gescheidten als dummen Schelm sich zu verschreiben; wer weiß,

ob er (der Teufel?) wenn er wieder käme, nicht damit umgehen werde, die Völker zu befreien!!" Er sagte mir auch, man habe ihn zum Präsidenten aller bayerischen Studienanstalten machen wollen. Man erzählt, ohne folgenden Vorfall wäre dies geschehen. Feuerbach und Niethammer waren mit Mehreren in Gesellschaft und dieser habe ein Glas ausgebracht: „Auf den Untergang des Katholizismus," sie hätten sich zusammen der Universitäten bemächtigen wollen, um den Katholizismus mausetodt zu machen und den Protestantismus einzuführen u. s. w. Einige Veranlassung zu diesem Gerücht bestätigen manche Umstände. Sollten die Herren für den schlechten Katholizismus, den sie erschlagen wollen, uns nichts Besseres geben und geben können, so mögen sie uns nur ungeschoren lassen."

Im selben Brief heißt es von einem vornehmen Ausländer, der in München lebte:

„Der übt die Ruchlosigkeit und Liederlichkeit recht im grandiosen Styl, daß man Respekt haben muß . . . . er ist in's Mysterium iniquitatis eingeweiht."

Wie sich Ringseis dann drastisch äußert über „den Muthwillen" eines unnützen, sehr kostspieligen Pompes, den man „bei all unserem Elend" sich gestattet habe, das mag man in Band 30 der hist. pol. Bl., S. 441 nachsehen, wo (bezw. S. 440) auch obige Stelle über Feuerbach sich findet in einem Artikel von anderer Hand: Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.

Zum siebenten Kapitel.

Von Pfeilschifter, dem im Text erwähnten Redakteur der Zeitschwingen, (s. S. 410, 464, auch 522,) hat Ringseis erzählt: Als derselbe noch ein junger „liberaler" Schriftsteller gewesen, ward er vom Inhaber der Augsburger Allgemeinen Zeitung als Korrespondent nach Spanien geschickt. Er fand die Zustände durchaus anders als das Weltblatt sie zu schildern pflegte und schrieb demgemäß und wahrheitsgetreu seine Berichte. Solche Artikel könne man nicht brauchen, ward ihm bedeutet. Ja, aber das, was er schreibe, sei eben die Wahrheit. „Thut

nichts, solche Berichte können wir nicht brauchen." Und da die Mahnung nicht fruchtete, blieben die Honorare aus. Aehnlich sei es Huber, dem Sohne des Begründers der Zeitung, ergangen, welcher ebenfalls nach Spanien war gesandt worden.

Einen etwas verschiedenen Modus pflegten ein paar große englische und französische Zeitungen — leider ist uns der Name entfallen. Als Eduard Zander, der bekannte Redakteur der Neuen Würzburger Zeitung und später des Münchener Volksboten, in Lissabon die Liebe sah, welche das Volk seinem Herrscher Dom Miguel entgegenbrachte, hielt er den ihm persönlich bekannten Korrespondenten jener Blätter die Verläumdungen vor, welche sie fortwährend gegen den Monarchen ausspieen. Beide erwiderten: „Wir haben den Auftrag, die volle Wahrheit zu schreiben und das thun wir auch. Die Anfertigung der Artikel nach dem Bedürfniß des Blattes besorgt die Redaktion."

(Ueber die Beliebtheit von Dom Miguel auch nach seinem Sturze, hat, beiläufig bemerkt, Dr. Stephan, Leibarzt der Gemahlin des Dom Pedro, uns ebenfalls erzählt.)

Ende des ersten Bandes.